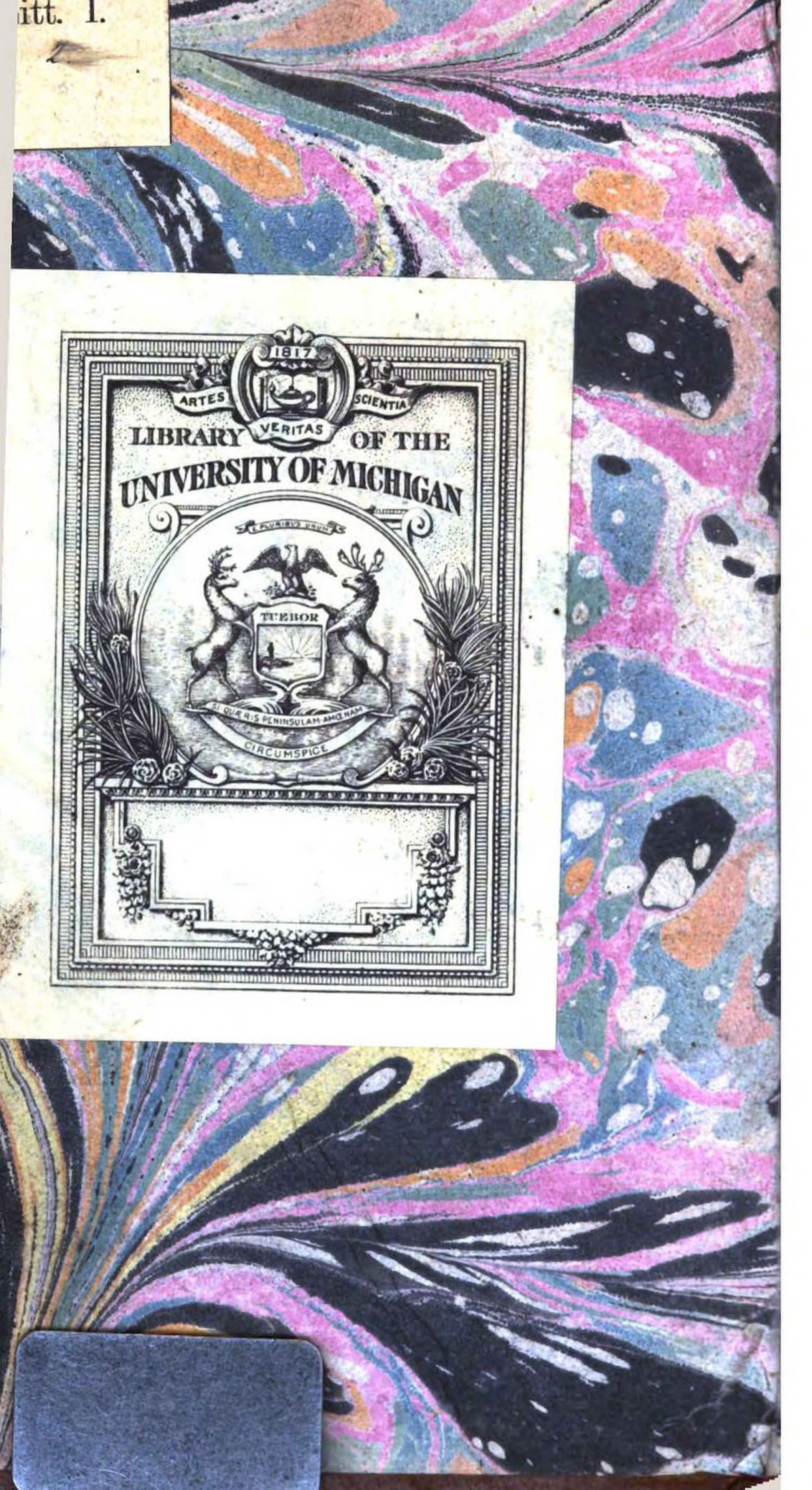
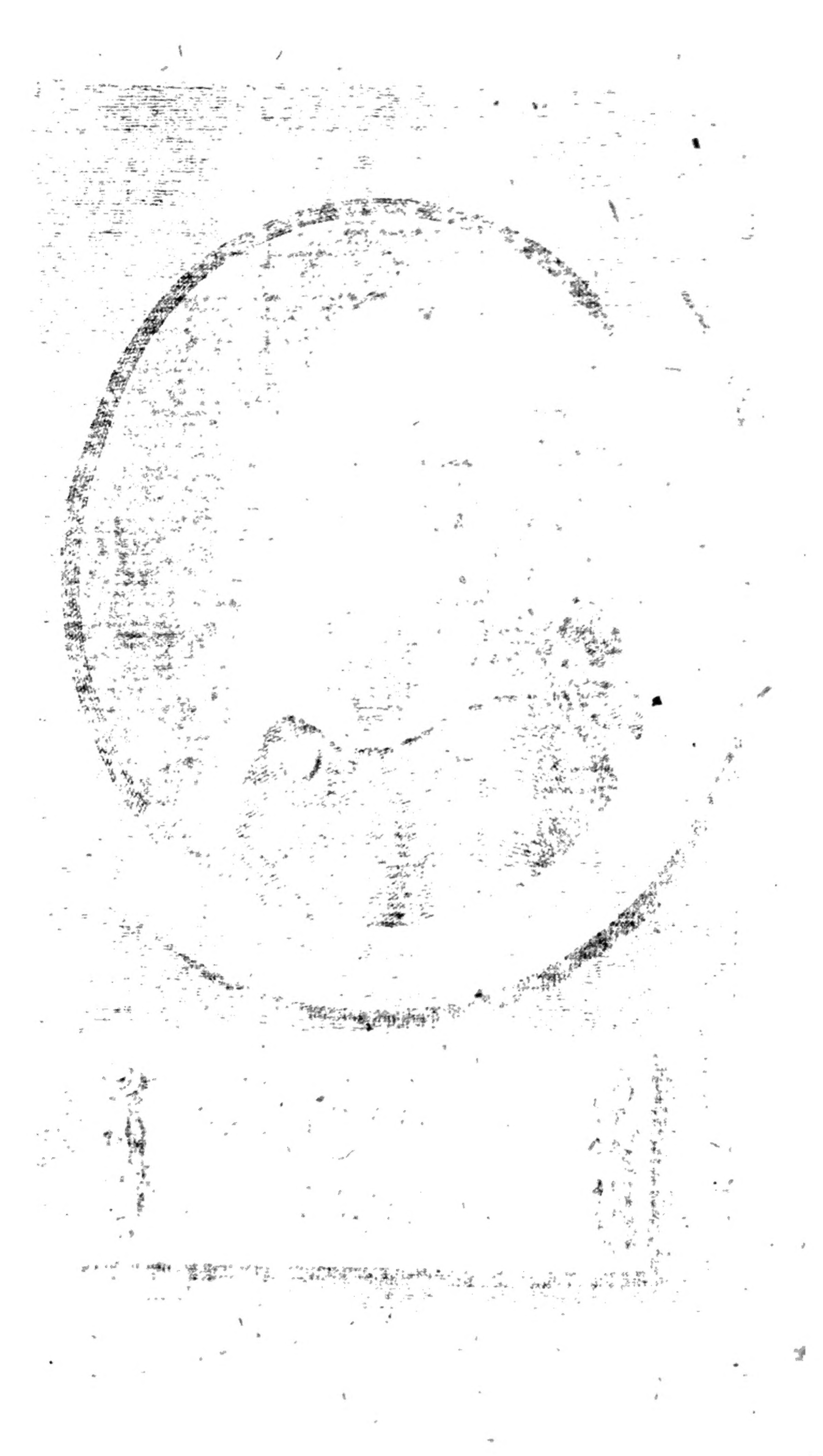

itt. I.
1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE









IOHANN GEORG
MEUSEL.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

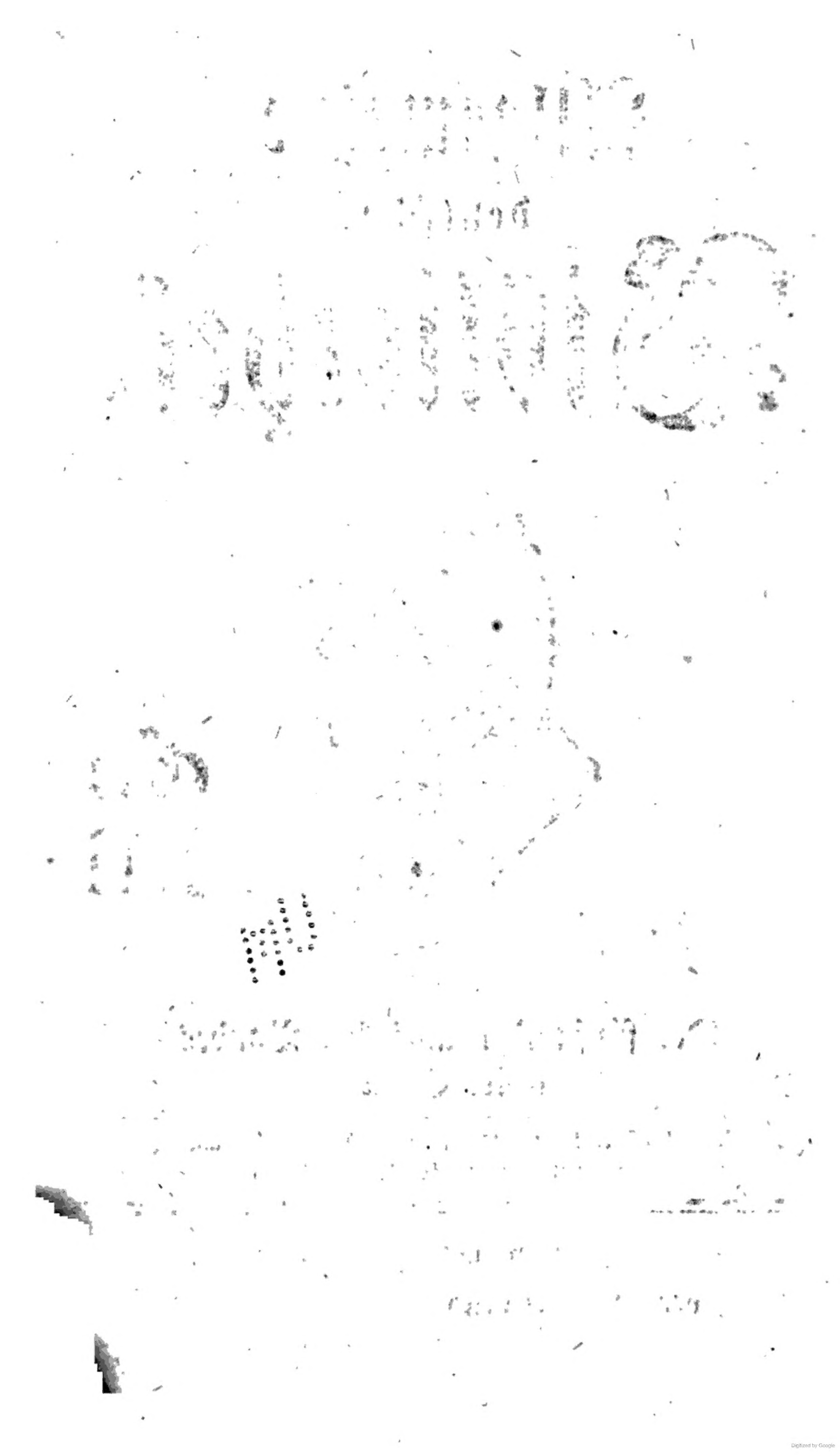




Des fünf und neunzigsten Bandes
erstes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Chur-Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin
verlegts Friedrich Nicolai 1790.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des fünf und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) a) Protestantische Gottesgelahrheit.

1) b) Katholische Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Theater.

6) Schöne Künste. a) Bildende Künste.

b) Musik.

7) Romane.

Herr-

8) Philosophie.

9) Mathematik.

10) Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

11) Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

12) Mittlere und neuere Geschichte, Genealogie und Diplomatik.

13) Erdbeschreibung, Statistik und Reisebeschreibungen.

14) Gelehrte Geschichte.

15) Bi

15) Biblische und orientalische Philologie, Patristik nebst biblischen und orientalischen Alterthümern.

16) Klassische griechische und lateinische Philologie und Alterthümer.

17) Finanz- und Handlungswissenschaft.

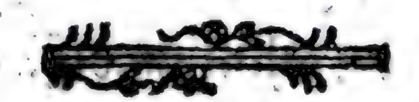
18) Haushaltungswissenschaft.

19) Kriegswissenschaft.

20) Erziehungsschriften.

21) Münzwissenschaft.

22) Vermischte Schriften.



I.

Iosephus Gärtner M. D. Acad. Imp. Sc. Petrop. Membr. et Reg. Soc. Sc. Lond. Sodal. de Fructibus et Seminibus Plantarum. Accedunt Seminum Centuriae V. priores; cum tabulis aeneis LXXIX. Sumtibus Auctoris. Stutgardiae, typis Academiae Carolinae 1788. 4. maj Introd. 1 Alph. Descr. 2 Alph. 2 plagg.

Wenn deutscher Entdeckungsgeist und Arbeitsamkeit mit britischen Reichthum und Großmuth in Verbindung kommt: so kann ein so seltnes Product als das vor uns liegende ist, zu Stande kommen; so können Wissenschaften neue Aufklärungen gewinnen und in den bearbeiteten Fächern Epochen gemacht werden, die dem erfindsamsten und fleißigsten Deutschen allein unmöglich zu machen wären, wenn die Schätze beider Indien zu dieser Bearbeitung erfordert werden, zu denen uns aus Mangel der Colonien der Zugang verschlossen ist. Der Recensent hat in öffentlichen Blättern bis jetzt, da er dies schreibt, nur Eine Anzeige dieses Meisterwerks gelesen, worin seines Bedünkens dem Verfasser nicht genug Gerechtigkeit wiederfahren ist. Eine etwas umständlichere Anzeige davon, wird also den Lesern wahrscheinlich willkommen seyn, zumal da es so ganz Original ist, und ein Fach, das

eine geraume Zeit her sehr vernachlässigt ist, von ganz neuen Seiten beleuchtet.

So viel dem Recensenten bekannt ist, tritt der V. mit diesem Werk zuerst im Publico auf, und er mag es ihm verzeihen, wenn er darin fehlen sollte. Aber wer so debutirt, kann sicher auf den Dank der Zeitgenossen und der Nachwelt rechnen.

Die Zuschrift an den Ritter Banks zeigt, was wir unter dem britischen Reichthum verstunden, da der Verf. sagt, daß fast 400 von den hier beschriebenen 500 Samen und Früchten blos aus dessen Sammlung sind. Die Großmuth des unvergleichlichen Mannes erhellet daraus, daß er dem V. auch solche Früchte zu anatomiren erlaubt hat, davon er nur Ein Exemplar hatte, und ihm die Gattungskennzeichen aus seinem eignen Manuscript zu nehmen verstattete. — Gewiß ein fast unerhörtes Beyspiel!

In der kurzen Vorrede zeigt er mit aller Bescheidenheit an, wie wenig seit dem Cäsalpinus in der Kenntniß der Frucht geleistet sey, ohne die Verdienste eines Malpighi, Grew, Parsons, Meese und Adanson herabzusetzen, die nur eine kleine Anzahl von Früchten untersucht haben, und erwähnt des vielfachen Nutzens, den vollständigere und zahlreichere Beschreibungen derselben haben würden, und giebt hierauf eine allgemeine Uebersicht seiner Arbeit, wobey es jedem Kenner äusserst angenehm seyn muß zu lesen, daß ein zweyter Theil unverzüglich folgen soll, wenn dieser erste gut aufgenommen wird. Denn es ist gewiß das wichtigste phytologische Werk, das seit von Gleichens Neuestem rc. d. i. in 25 Jahren (Hedwig

win allein ausgenommen), erschienen ist. Hieran ist nun wohl kein Zweifel, aber Recens. fürchtet doch, daß das Sumptibus Auctoris das leidige Schicksal des Selbstverlags erfahren möchte, da das Geschenk der Kosten, wegen der unentbehrlichen Kupfer, fast zu groß scheint, wenn nicht die Zahl der Käufer es ersetzt. Und das wünschen wir sehr!

Die **Einleitung**, von der wir am meisten sagen müssen, hat 14 Capitel, wo wir bey jeder Ueberschrift sogleich etwas vom Inhalt angeben wollen.

Das erste: Von den Knospen, und ihrem Unterschiede vom Samen.

Die Knospe ist ein aus der Oberfläche der Pflanze sprossender organischer Theil, anfangs von den übrigen verschieden, wird aber bey fernerm Wachsthum ihnen ähnlich, und ein Theil der Mutterpflanze, oder kann von ihr getrennt, ohne vorhergegangene Befruchtung, zu einer neuen erwachsen. Es giebt vier Arten derselben, zwey blattlose und einfache, und zwey blättrige oder schuppige, zusammengesetzte. Jene nennt der Verf. Propago und Gongylus; **das erstre** hat mancherley Gestalt, ist bald nackt, bald eingeschlossen, und fällt von selbst von der Mutter ab und wird nach der Art des Samens verstreut; **das andre** ist rundlich, dicht (solidum), sitzt innerhalb der Rinde der Mutterpflanze und fällt nur ab, wenn jene von Alter vergeht. Diese sind die Zwiebel und die eigentlich so genannte Knospe.

Die Zwiebel ist entweder **dicht**, dann sitzt die neue Pflanze auswendig, oder **eingehüllt**, und die künftige Pflanze sitzt in der Mitte. Die ei-

gentlich so genannte Knospe aber besteht aus einer spitzigen Rinne (carina) und krautartigen Blättern, enthält den Zweig im Kleinen und sondert sich von selbst nie von der Mutter ab. — Alle diese haben ihr **Entstehen** nicht aus dem Marke, das ein bloßes Zellgewebe und zur Hervorbringung eines organischen Körpers untauglich ist, noch aus dem jungen Holze, noch aus beyden zusammen: sondern aus dem Fleisch des Gewächses, d. i. aus der weichen Substanz, die unter der innern Rinde sitzt, und aus Spiralgefäßen und saftigen parenchyma besteht. Mithin ist in Rücksicht auf den Ursprung der Hauptunterschied der Knospe vom Samen dieser, daß die erste aus dem eignen und in sie übergehenden Fleisch der Mutter erwächst, der Same aber in besondern Behältnissen und durch besondre Werkzeuge gebildet wird. — Die Deutlichkeit und Richtigkeit dieses Unterscheidungszeichens fällt in die Augen, und schließt selbst die nackten Samen mit ein, bey denen entweder der Kelch oder der Fruchtboden das Behältniß abgeben. — Cautelen in Anwendung dieser Sätze auf die unvollkommenern Gewächse S. 6.

Die Bildung der Knospe hat ihren Grund im Bau sowol als in der Zusammensetzung ihrer Theile, deren einige wesentliche sind, nämlich das Fleisch und die Rinde, andre zufällige, z. E. die Hüllen und Bedeckungen. Das Fleisch, "welches der Verf. der Gewohnheit wegen künftig das Mark nennen wird," als der Haupttheil wird auf zweyerley Art aus dem Mark der Mutter gebildet, entweder es theilt sich von selbst in kleinere Theile, z. E. das feine Pulver in den Schwämmen und die Blättchen der Marchantia L. oder ein

ein Theilchen davon wächst stärker, indem es, wie an den Kartoffeln zu sehen, ganz nahe an der innern Rinde vom Nahrungssaft anschwillt, erst durchsichtig, dann körnig wird, wie ein anschiessendes Salz oder Eis, endlich undurchsichtig und nur durch seine von den nächstliegenden Theilen verschiedne Farbe kenntlich wird.

Nach diesem bildet sich der Ueberzug der Knospe, oder ihre Bedeckung (cortex), in deren Beschreibung wir aber dem Verf. nicht folgen können. Aus dem allen folgert er nun 1) daß in der Knospe alle Theile früher als der Embryo gebildet werden, beym Samen ist es umgekehrt; 2) daß sie mit dem Mark der Mutterpflanze einerley sey (pars identica), weil sie durch viele Generationen nicht ausartet; daher man mit Recht sagen könne, sie bringe keine neuen Pflanzen hervor, sondern nur neue Exemplare der alten; 3) daß sie keine eigne Haut oder Schale hat wie der Same, weil sie nicht, wie er, aus der Mischung verschiedner Flüssigkeiten entsteht; 4) daß in ihr keine Spur von Wurzel ist, weil sie im Körper der Mutter eingewurzelt ist; 5) daß in ihr nichts von den im Samen befindlichen zur Ernährung des Embryo dienenden Theilen ist, weil sie die ihrige von der Mutter erhält. Dies alles zusammengenommen, unterscheidet beyde hinlänglich.

Noch deutlicher ist der Unterschied in der Entwickelung beider. Die Bedeckung der Knospe wächst mit dem innern Theil fort, die Schale des Samens nicht, sondern bleibt bey seinem Aufkeimen eben so leer zurück, als die Schale des Eyes bey Ausbrütung des Vogels! Ferner: die Knospe schlägt (bey Ablegern, Stecklingen ꝛc.) mehrere

Wurzeln, der Same nur eine einzige; (ein Paar Grasarten ausgenommen) und diese ist, ganz von den Bedeckungen abgesondert, aus dem innern Kern desselben; in jener nehmen sie die Bedeckung von der Mutter mit.

Diesen Kennzeichen zu folge schließt der Verf. von der Zahl samentragender Gewächse und mithin auch von denen, die zum Sexualsystem gehören, die Schwämme, Flechten, Wasserfaden (Confervas), das Watt, (Ulvas), die Gallerte (Tremellas) den Tang, (Fucos complanatos) die Familie derselben die Ceramia heissen, das Entengrün, (Lemna) und die Blasia aus. Zweifelhaft sind ihm Targionia und Riccia. Auf beide Arten, durch Knospen und Samen, pflanzen sich fort die Marchantia, das Anthoceros, die Iungermannia, die Moose, und endlich das Lycopodium. Bey den Moosen werden S. 23. fgg. Bedenklichkeiten gegen die Hedwigschen Behauptungen der männlichen Geschlechtstheile in ihnen angeführt, die wir so wenig als die Beweise von den vorigen Sätzen hier ausziehen können.

Das 2te Cap. Vom Ey und den Zeugungstheilen der Gewächse.

Der Verf. geht die Structur dieser Theile einzeln durch, verwirft die von Gleichensche Theorie, nach welcher der Blumenstaub selbst und ganz in den Eyerstock kommen soll, und giebt nach den Kolreuterschen Versuchen der Theorie Beyfall, daß sich derselbe allmä ig in eine ölige Feuchtigkeit auflöse und durch die Narbe bis zum Eyerstock in dieser Gestalt gelange. Folglich sind männliche Zeugungstheile nur da, wo dies sichtbar nur vor sich geht, entweder durch Ausstreuung des Blumen-

menstaubes, oder durch Ausschwitzen dieser Feuchtigkeit ohne denselben, wie bey den Orchisarten und der Gattung Asclepias und ihren Verwandten. Hingegen geschieht die Befruchtung im weiblichen Theile allein, und zwar durch innre Bearbeitung der Säfte, bey den ächten Fucis, der Chara, der Marchantia, den Moosen und Farnkräutern. Der uns am wichtigsten scheinende Grund des Verf. gegen die, welche an den benannten Gewächsen männliche Theile suchen, ist der, daß die dafür angegebnen viel früher als die weiblichen vorhanden sind, und zum Theil gar keine Narbe da ist, oder etwas dem ähnliches, ja daß der Eyerstock so fest verschlossen ist, daß wenn auch etwas, dem Blumenstaube ähnliches, darauf fiele, es gar nicht eindringen könne; und so scheint uns der wichtigste Grund für seine Meynung die Analogie mit den Würmern und die Vergleichung mit den vollkommnern Gewächsen zu seyn, nach welcher in den Zwitterblüten als den gewöhnlichsten, die verschieden gebildeten Geschlechtstheile in Einem Behältnisse und aus einerley allgemeinen Nahrungssaft entstehen.

Nach diesen Bemerkungen setzt der Verf. folgende Stuffen:

Asexuales (vielleicht besser esexuales) die im vorigen Capitel benannten.

Aphroditas, die blos den weiblichen Theil sichtbar haben, und in demselben die Eyer durch innre Bearbeitung der Säfte befruchten; die in diesem Cap. genannten.

Ambiguae, die wirkliche Staubgefäße haben, wo aber nur die Wurzel des Embryo sichtbar

bar ist, z. E. Zamia, Cycas, Zostera; Ruppia.

Sexuales, die ganze übrige Menge der vollkommenern Gewächse.

Bey den weiblichen Zeugungstheilen widerlegt der Verf. die Linnäische Idee, von ihrer Entstehung aus dem innersten Theile des Stammes oder dem bläsigen Marke, mit Hills Gründen, und setzt richtig hinzu, daß nie in Pflanzen, deren Geschlechter dem Stamme nach getrennt sind, wenn sie auch noch so viel von diesem Marke haben, ein Eyerstock gebildet werde; daß also Staubgefäß und Stämpfel einerley Ursprung haben, und zwar wie Hedwig deutlich erwiesen, aus dem Gewebe der Spiralgefäße; so doch, daß der Eyerstock in den Pflanzen, wo die Blumen auf ihm sitzen (in floribus superis) er aus der Rinde und dem Holze augenscheinlich entstehe, in denen aber, wo die Blume ihn bekleidet (in floribus inferis) aus dem eignen Theil des Fruchtbodens, in beyden Fällen aber nach den Gesetzen der Erzeugung (epigenesis) neu gebildet werde. S. 41.

Was hierauf von dem dreyfachen Alter des Eyerstocks, der Kindheit, Mannbarkeit und Schwangerschaft, imgleichen von dem Griffel und dessen verschiedner Einfügung in den Eyerstock oder Verbindung mit den nackten Samen gesagt wird, müssen wir übergehen und nur erwähnen, daß es unnöthig sey, nach unserm V. besondre vasa deferentia anzunehmen, daß sie wenigstens nicht erwiesen sind, weil sie nicht bis zur Narbe des Eyes, (cicatricula) wo die Empfängniß geschiehet, führen; und daß Ludwigs Satz bestätigt wird, jeder Griffel sey dicht, das heißt, für jede nicht flüssige

sige Materie undurchdringlich; — so wie wir auch, was von der Narbe des Stämpfels gesagt wird, übergehen müssen, ausser, daß die auf ihr befindliche ölige Feuchtigkeit nur zum Vehikel für die ähnliche des Blumenstaubes bestimmt, und nicht eine genitura muliebris zu seyn scheine.

Das Ey selbst wird aus der eignen Substanz der Gebährmutter (oder des Eyerstocks) gebildet; sobald er sich in seine Fächer zu theilen anfängt, so dringen aus deren innern Winkel kleine Wärzchen hervor, die kegelförmig sich verlängern, aus ihrer Spitze ein noch viel kleineres Kügelchen schiessen und dann zur Nabelschnur sich verdünnen, so wie dies zum Ey allmählig fortwächst.

Bis dahin reichen die Lebenskräfte der Mutterpflanze; nämlich zur Bildung. Wenn aber nichts von aussen hinzukommt: so bleibt es taub, wächst nicht fort, fällt ab, als leere Haut.

Noch müssen wir hier nachhohlen, daß der Verf. von allen bisher erwähnten Theilen, ausser ihrem Ursprung und Bildung, auch ihre Lage, Anzahl, Verhältniß im Allgemeinen angegeben hat, welches bey ihm selbst nachzusehen ist.

Soll nun das soweit gebildete Ey wirklich zum Samen erwachsen, so ist die im 3ten Capitel beschriebene Befruchtung nothwendig, deren Wirkung auf das Ey dargestellt wird. Hier zeigt sich der Verf. nicht blos als Beobachter, sondern auch als Philosoph, und wir erinnern uns nicht, über diese Materie in solcher Kürze etwas treffenders gelesen zu haben als in diesem Capitel steht. — Niemand zweifelt jetzt mehr, daß zum reifen und fruchtbaren Samen die Vereinigung beider Geschlechter erfordert wird, aber auf welche

Art eigentlich die Befruchtung (foecundatio) geschehe? darüber sind nicht alle einig. Vernünftiger Weise lassen sich nur zweyerley Arten gedenken: nämlich die künftige Pflanze war schon in einem der beiden Geschlechter vorhanden, oder sie wird erst durch vereinte Kraft beider aus unorganischer Materie gebildet.

Nimmt man das erste an, so sucht man entweder mit Morland, Hill, und von Gleichen ihren Ursprung in den männlichen Zeugungstheilen, und also im Blumenstaube. Keine ungereimtere Hypothese, sagt unser Verf. kann erdacht werden, als diese. Denn alles zugegeben, was die Freunde derselben annehmen: so ist nicht zu begreifen, wie der neue Ankömmling in dem Eye seinen gehörigen Platz finden könne? so daß er in den Compositis immer aufrecht, in den Diplaceis umgekehrt, im Spargel schräge, und in der Anguillaria queer stehe; daß die Wurzel bey allen nach aussen und nie nach dem Mittelpunkt hinliegt, und daß bey Myriaden Samen derselben Art (species) die Lage nie variirt, dies alles kann wohl nicht aus allen zusammengenommenen Eigenschaften des Blumenstaubs erklärt werden.

Oder man sucht den schon vorher gebildeten Embryo in der Mutter, d. i. in den weiblichen Zeugungstheilen, der in ihnen seit der Schöpfung geschlafen habe und durch den männlichen Samen erwecket, ernähret und entwickelt werde, daher diese Meynung den Namen der Entwickelungs-Hypothese hat. — Diese willkührlich angenommene Präexsistenz des Embryo streitet gegen die Vernunft und die Erfahrung. Es widerspricht der Vernunft, daß die unermeßliche Menge künftiger

Em-

Embryone der einzigen ursprünglichen Pflanze anvertrauet worden sey, die so leicht durch Zufall umgekommen seyn, oder durch ein fortgesetztes Wunder hätte erhalten werden müssen; daß die Anzahl der Keime die zur Entwicklung gelangen, so unendlich klein ist, gegen die, welche vergebens da sind und untergehen, und endlich: daß die Materie in concreto, zumal organisirt, ohne Nachtheil der Organisation und dessen Wirksamkeit und Form, könne getheilt und in einen unendlich kleinen Raum gebracht werden. — Dies halten wir für den stärksten Beweis des Verf. und das zur Erläuterung gewählte Exempel für sehr passend. Denn, sagt er, ob man sich gleich innerhalb eines Samenstäubchens einen Zirkel von 360 Graden gedenken kann, so wird doch wohl niemand sich in einem so kleinen Raum ein Uhrwerk denken können. — Der Einwurf: "so unbegreiflich auch die Präexsistenz der Keime sey: so musse sie doch deswegen angenommen werden, weil es noch weniger zu begreifen sey, wie die Materie, ohne Verstand und Weisheit, aus sich selbst Werkzeuge bilden könne, die zu allen Absichten aufs beste eingerichtet sind," wird sehr gut durch den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Weisheit beantwortet; und durch die Exempel von Mittheilung der magnetischen Kraft an Stahl, und der Entstehung des Silberbaums wird gezeigt, was Kräfte bey schicklicher Materie wirken können.

Dieselbe Hypothese streitet gegen die Erfahrung, weil die Bastardpflanzen von beiden Geschlechtern etwas an sich haben, wie jedem der die Versuche eines Kölreuters darüber kennt, bekannt ist.

Es

Es bleibt also keine vernünftige Art der Befruchtung zu denken übrig, als die, welche schon die Alten annahmen, aus der Vermischung der Samen beider Geschlechter. — „Aber es giebt „weder im Thier- noch Pflanzenreich weiblichen „Samen, also fällt der Grund des ganzen Gebäudes weg.„ — Freylich keinen solchen, wie der männliche, aber wohl einen, wie die Natur der zugleich zur Empfängniß und Geburt bestimmten Gebärmutter erlaubt, der sogleich an Ort und Stelle, nämlich im Eye, abgesetzt wird, und wegen seiner Feinheit nicht in die Sinne fällt.

Die durch die Befruchtung entstehenden Veränderungen zeigen sich durch Verwelken oder Abfallen der Blumenkrone, Vergrößerung des Eyerstocks und Entstehung der neuen Theile derselben sowol als des Samens, Z. E. der Haarkrone, Flügel u. dergl., hauptsächlich aber am Eye selbst, wovon die enthaltenden Theile und die enthaltenen beschrieben werden; jene sind die äussere Schale und die innre Haut; diese (nach den bey Thieren üblichen Benennungen), das Chorion, Amnios, Sacculus colliquamenti und der Embryo, welche drey erstern oft ganz durch den Wachsthum des letztern verzehrt, wenigstens verändert werden. Auch hier muß man den Verf. selbst lesen; wir können nur bemerken, daß nach seinen Beobachtungen der Embryo in der Sonnenblume (Helianthus) den dritten Tag, im Kürbis nach acht Tagen und in der Zeitlose (Colchicum) erst nach etlichen Monaten sichtbar werde. Was der V. von der unächten oder scheinbaren Befruchtung (spuria) z. E. bey der Musa; und der unvollkommenen (incompleta)

pleta) sagt, müssen wir gleichfalls übergehen, so merkwürdig auch manches davon ist.

Das 4te Cap. Von der Frucht überhaupt S. 64.

Das Wort Frucht wird bald in weiter, bald in enger Bedeutung genommen. Es werden erst ihre Verbindung mit den benachbarten Theilen, nach welchen sie entweder nackt oder bedeckt, oder eingehüllt ist; (man bemerke aber, daß hier nicht von nacktem Samen, sondern von nackter Frucht die Rede ist, von dem, was beym Linné Pericarpium heißt, daher der Verf. hier auch die Kirsche nennt); dann ihre zufälligen Eigenschaften, nach Zahl, Lage, Verbindung, und endlich ihre eigenthümlichen, nach dem äussern und innern Bau durchgegangen; wovon wir hier bloß in Ansehung der Lage (situs) oder Stellung anführen, daß sie auch bey der Frucht, so wie bey den übrigen Theilen der Pflanzen, am beständigsten, und von derselben fructus superus am natürlichsten sey, und am gewöhnlichsten vorkomme, und daß es als ein Grundsatz anzunehmen sey: daß zweyerley Lage der Frucht nicht in Einer und ebenderselben natürlichen Gattung statt finden könne, sondern die Arten alsdenn getrennt werden müssen; daher z. E. Crinum asiaticum und Houstonia purpurea nicht bey den übrigen bleiben können. Zu den eigenthümlichen Eigenschaften gehört die Consistenz, da sie entweder hart oder weich, oder aussen weich, inwendig hart ist; und ihr Bau, der insgemein ungetheilt ist bey einer jeden einzelnen Frucht, nachher aber auf verschiedne Art beym Reifwerden sich durch Löcher, Zähne oder Klappen öfnet. Der innre Bau besteht aus den Fächern und Zwischenwänden, (vom

Samen selbst wird besonders gehandelt,) wovon jener Gestalt und Anzahl zu bestimmen sind, wiewohl die leztre oft veränderlich ist. Die Fächer haben gewöhnlich eine eigne Haut, die in den Capseln nur durch die Glätte an der innern Fläche der Klappen erkannt wird, bey andern aber deutlicher ist, z. E. pergamentartig (membranacea) bey der Dattel, knorpelig bey der Wolfsmilch, knochenartig bey der Mispel, und steinig bey der Pflaume.— Hier schien uns der V. zum erstenmal undeutlich zu seyn, da man den Ausdruck: Fach, sonst nie als von hohlen Samengehäusen braucht, nicht beym Linné und seinen Schülern allein, sondern auch vor ihm schon; aber von Kern- und Steinfrüchten es zu brauchen, wenn man auch sagt, es seyen fructus uniloculares, ist doch fremd. Indessen gründet sich auf diese Idee und des V. Definition von loculamentum (concameratio, internae fructuum substantiae insculpta vel seminibus fovendis dicata,,vel vacua aut inutili materia repleta, quarum illa verum, haec spurium dicitur loculamentum; p. 82.) die fernere Bestimmung von putamen, pyrene und ossiculum. Das erstre ist bey ihm eine harte Schale, die nie in mehrere geschlossene Stücke sich theilt, sondern entweder bis zum Keimen des Samens ungetheilt bleibet, wie bey der Cornelkirsche, oder in so viel Klappen als Fächer sind, aufspringt, wie in der Bradleja und Emblica. Bey den Nüssen wird dieser Theil oft mit der eigenthümlichen Schale oder Haut des Samens verwechselt, ist aber dadurch von ihr verschieden, daß die Nuß sich entweder von selbst öfnet oder mit dem Messer leicht in gleichförmige Theile sich spalten läßt; daß sie Scheidewände hat, und daß

sie

sie oft in der Axe oder seitwärts eine eigne Rinne für die Nabelschnur des Samens hat. Das zweyte besteht aus mehrern solchen harten Schalen (Pyrenae sunt putamina partialia) und es ist schwer, ihren Unterschied von den knöchernen Samen (ossiculis) anzugeben, wozu jedoch der V. sieben Kennzeichen aufzählt. Aus allem diesem erhellet, daß des V. putamen das ist, was in den Steinfrüchten den Kern einschließt.

Das 5te Cap. Vom Samengehäuse und dessen Arten, S. 88.

Wir behalten den bekannten Namen bey, obschon wir hier wohl billig Fruchtbehältniß für pericarpium sagen sollten, da unser Verf. mit Recht Frucht und Samen unterscheidet. Wenn die Samen nicht, nach der gebräuchlichen Benennung, nackt sind, sondern bedeckt, wie die meisten sind: so sind ihrer sieben Arten: die Capsel, die Nuß, das Korn, (Coccus) die Steinfrucht, die Beere, die Hülse, die Schote. — Es würde für unsre Leser wohl nicht unterhaltend seyn, wenn wir hierin den Verf. so wie bisher folgen wollten, und wir denken, daß die welche es interessirt, die Unterabtheilungen und Beschreibungen lieber im Werke selbst nachlesen werden; so voll wichtiger Bemerkungen es auch ist.

Das 6te Cap. Vom Boden der Frucht und des Samens (Receptaculum) S. 104.

So heißt der Theil, der das Fruchtbehältniß oder den Samen mit der Mutterpflanze verbindet und ihnen zur Stütze dienet. Auch diesen Theil geht der V. mit eben der Genauigkeit, Kenntniß und nach mannichfaltigem Unterschiede durch, wie die vorhergehenden. Die Untersuchung desselben

ist von Wichtigkeit, besonders die vom Boden des Samens, weil sonst ganz ähnliche Früchte schon hiedurch sehr leicht erkannt werden. — Nur die Lage desselben wollen wir erwähnen, die dreyfach ist, im Mittelpunkt, ausserhalb desselben, und unbestimmt (vagus). Von da ab gehet die Nabelschnur zum Samen mit mancherley Verschiedenheiten.

Das 7te Cap. Vom reifen Samen überhaupt. S. 112.

Hier wird von den äussern Theilen des Samens gehandelt, die allen gemein sind. Darunter ist der Nabel der erste, und der einzige feste Punct, von welchem aus er in bestimmte Gegenden getheilt und dadurch die Lage der innern Theile richtig beurtheilt werden kann. Er ist entweder äusserlich an der Oberfläche in der Gestalt einer Oefnung oder Narbe, oder hohl oder gewölbt, oder inwendig, und dieser ist der Punct, wo die Nabelschnur der eignen Haut des Korns einverleibt ist. Wenn dieser sich als ein kleiner Knoten bemerken läßt: so nennt der Verf. ihn (nach Aehnlichkeit bey den Vogeleyern) Chalara. In Absicht der Richtung des Nabels sind einige Samen centripeta, andre centrifuga, das heißt, der Nabel steht bey jenen nach dem Mittelpunct hin, bey diesen nach den Umfange. Ferner kommt hier die Lage der Samen, ihre Gestalt, Consistenz, Zahl, Größe, Oberfläche und Farbe nach ihren Verschiedenheiten und Exempeln vor.

Das 8te Cap. Von den Nebentheilen der Früchte und Samen. S. 124.

Diese sind: Haarkrone, Schwanz, Flügel, Kamm, Haken u. drgl. Die Haarkrone ist bey nackten

nackten Samen und entsteht aus den Haaren des Kelchs, wovon aber der Haarbüschel (coma) verschieden ist, der aus der Schale des Samens entsteht, aber sich nur bey solchen findet, die ein wahres Samengehäuse haben, Z. E. Nerium, welches sehr unrichtig mit dem pappus für eins genommen wird. Hierher gehören die Rippen, Anwüchse, (Strophiola), Stacheln, Warzen, Schuppen, Haare, Rauhigkeit, (Pruina), und der Nebel, (nebula *Linn.* Ros des Verf. an den Pflaumen, Weintrauben rc.)

Das 9te Cap. Von den eigenthümlichen Bedeckungen des Samens. S. 132.

Hierunter werden die im 3ten Cap. als enthaltende Theile angegebnen, verstanden, die nie anders als beym Keimen, und auch da nur durch das Aufschwellen der Samenblätter zersprengt, sich von ihm trennen. Sie heißen die Schale und die innre Haut. Wenn nur Eine Bedeckung da ist: so wirds diese für die Schale genommen: wenn zwey da sind, die äussere; und wenn mehr als zwey da sind, die zweyte vom Kern. Sind einige noch ausserdem da, zwischen dem Samengehäuse und der Schale, so heissen sie Nebenbedeckungen (integumenta accessoria) und mit Kunstwörtern: epidermis und Arillus. Selten ist die Schale die dritte Bedeckung vom Kerne ab gerechnet, ausser bey einigen beerenartigen Samen, wenn sie fleischig ist, wie in der Bixa und Magnolia; dann unterscheidet sie sich vom Arillus dadurch, daß sie mit dem Samen überall fest zusammenhängt, dieser aber nicht. Die Schale ist immer ganz ungetheilt und hat keine andre Oefnung als die Nabelschnur durchzulassen. — Die innere Haut geht von der

Schale sehr leicht ab, schließt aber genau an den Kern an, und hat auch nicht einmal die Oefnung für die Nabelschnur, sondern scheint ganz aus Gefäßen entstanden zu seyn.

Wenn alle bisher beschriebenen Theile weggenommen sind: so kommt der Kern selbst zum Vorschein, dessen Theile in den 4 folgenden Capiteln abgehandelt werden.

Das 10. Cap. **Vom Weissen, oder dem Eyweiß.** S. 138.

Grewius hat den Namen zuerst gebraucht, von Gleichen hat es den Samenkuchen, und Meese und Böhmer Samenblatt (cotyledon) genannt. Der erste ist der schicklichste, weil es sowol an Consistenz und Farbe dem gekochten Eyweiß gleich ist, als auch dem Embryo des Samens dieselben Dienste leistet, als das wirkliche Eyweiß dem Küchlein. Es entsteht aus der während dem Reifen des Samens verdickten Feuchtigkeit des Schaafhäutchens (Amnii). Da es sich nicht in allen Samen findet: so nennt der Verf. diejenigen exalbuminosa, worinn entweder gar nichts davon ist, sondern auch die, in welchen es gleich einem sehr dünnen fleischigen Blättchen (lamina) der innern Haut des Samens an Dicke gleich, oder noch dünner als sie, ist; die übrigen aber albuminosa. Es fehlt gänzlich in allen zusammengesetzten, quirlförmigen, schotentragenden, kürbisartigen und scharfblättrigen Pflanzen: aber dieser Mangel wird so reichlich durch seine Gegenwart in den Familien der Gräser, Palmen, Lilien, Orchisarten, Doldentragenden, sternförmigen, dreykörnigen, zapfentragenden, vielschotigen und einer Menge unbestimmter Gattungen

gen ersetzt, daß wenn man den Ueberschlag nach den bis jetzt bekannten Gattungen macht, derer weit mehr sind die es haben, als denen es fehlt, daher seine Wichtigkeit in der Oekonomie der Pflanzen erhellet. Es dient nämlich dem Embryo vor dem Keime zur Stütze und zum Schutz, und im Keimen zur ersten Nahrung, indem es sich auflöset und eingesogen wird, niemals aber ausserhalb der Schale zum Vorschein kommt, hat aber mit ihm gar keine Verbindung (nexum.) — Der V. beschreibt hierauf dessen Lage, Gestalt, Bau und übrige Merkwürdigkeiten. In ihm und den Cotyledonibus ist der Sitz des Oels, was die Samen geben, und seine Consistenz ist entweder mehlig, oder fleischig, oder knorplig. — Unerwartet fanden wir hier einen Gegenstand zur Speculation, den wir mit den Worten des Originals hersetzen: optimum potus Coffeae succedaneum ex depurato Galii Aparines albumine paratur. (!)

Das 11te Cap. Vom Dotter. S. 146.

Dieser sitzt gemeiniglich zwischen dem Weissen und dem Embryo, ist aber vom Weissen sowol als den Samenblättern verschieden. Man hat diesem Theil bisher keinen besondern Namen gegeben, obgleich Malpighi und andere ihn, zumal bey den Gräsern, bemerkt haben, wo er eine schildförmige Schuppe ist, an welcher nach vorne zu der Embryo, nach hinten das Weisse sitzt, und sie ist das sicherste Kennzeichen des Grassamens, weil es ohne Ausnahme alle Arten, aber ausser den Gräsern keine Art des Samens in dieser Gestalt haben. Von allen innern Theilen der Samen ist dieser der seltenste.

Das 12te Cap. Von den Samenblättern.
S. 152.

Diese machen nebst der Wurzel und der Feder den Embryo aus, und entstehen von der Ausdehnung des Corculi, oder des ersten Punctes des Markes (s. oben Cap. 1.), und sind der Schaft des Embryo, der sich von seiner Wurzel unterscheidet. Sie bestehen aus der Oberhaut, den Gefäßen und dem Parenchyma. Hier ist die Zahl beständiger als in jedem andern Theil der Pflanze, deswegen auch mehrere Systeme darauf gebaut sind: aber diese Eintheilung giebt keine reine natürliche Classen, und sie ist in der Carpologie eben so unsicher, weil die wahre Anzahl der Samenblätter nur durch den Erfolg des Keims mit Gewißheit erkannt wird, und aus der Bildung dieser Theile nicht unfehlbar zu beurtheilen ist, indem z. E. aus einem Samen ohne cotyledon zuweilen eine Pflanze mit mehr als zwey Samenblättern kommt; u. s. w. Man muß daher die eingehüllten Samenblätter von den entwickelten wohl unterscheiden, und nach jenen ihre Anzahl im Samen bey der Carpologie, nach diesen aber die Anzahl in der Phytologie entscheiden. — Dies wird, wenn man auch nur die Exempel des Verf. durchgeht, große Reformen in der Stellung der Pflanzen hervorbringen. Linné selbst wünschte ehedessen, daß einige seiner natürlichen Ordnungen in dieser Hinsicht möchten näher untersucht werden, weil manche Gattungen davon ungewiß wären, z. E. Sarmentaceae. Davon aber die Anwendung zu machen, ist hier der Ort nicht, so wie es hier zu weitläuftig seyn würde, in Absicht ihrer Verschiedenheiten dem V. zu folgen.

Das

Das 13te Cap. Vom Embryo.

Man sieht leicht, daß wir bisher dies Wort darum nicht übersetzten, weil es Zweydeutigkeiten an einzelnen Stellen mit dem was hier Fructus heißt, veranlaßt hätte; andre nennen diesen Theil Samenpflänzchen (plantula seminalis); Cäsalpinus hieß ihn Corculum. So nennt man aber richtiger den markigen Punct, der bey der Befruchtung entsteht, weil in ihm der Sitz des Pflanzenlebens ist und das ganze Gewebe von Gefäßen des Embryo's aus ihm allein entspringet. Sein Wachsthum ist aber verschieden und giebt folgende vier Verschiedenheiten des Embryo an: 1) der unvollkommene, ist blos aus dem keimenden Närbchen des Samens, 2) der unvollständige aus dem bloßen festsitzenden Würzelchen gebildet; 3) der vollkommene besteht aus dem Würzelchen und dem Samenblatte beide frey liegend; 4) der vollständige besteht aus diesen beiden und der Feder (plumula).

Seine Figur richtet sich nach der des Samenblatts, und seine Lage in Absicht auf die äussern Theile des Samens bestimmt der Nabel, auf die innern aber ist sie entweder in der Axe des Samens (embryo centralis), wie bey den allermeisten, oder ausserhalb derselben, (excentricus) z. E. bey der Dattel, dem Spargel ꝛc. oder nach dem Umkreise zu (periphericus) z. E. bey den Gräsern. Die Größe ist sehr verschieden, in den Kürbisarten ist er am größten. Der Verf. geht nun diese Eigenschaften, als Gestalt, Lage ꝛc. bey der Wurzel sowol als der Feder umständlich durch, und bemerkt am Ende dieses Capitels, daß die Kraft zu keimen sich gewöhnlich 4 bis 8 Jahre erhalte, bey einigen aber z. E. den Mimosen, über 40 Jahr. (Ueber-

 haupt

haupt erhält sie sich länger bey runden als platten, und bey hartschaligen länger als bey dünnschaligen. Linnäus veranlaßte, daß im Leydener Garten verschiedene der Samen gesäet wurden, die Hermann von Zeylon mitgebracht hatte, und einige davon gingen doch auf!) die meisten gehen innerhalb 8 Tagen auf, einige nach einem Jahre, z. E. die Gichtrose, die Castanie; andre nach zwey Jahren wie die Cornelkirsche, Rose ꝛc. Das Einweichen zur Beschleunigung des Keimens widerräth der Verf. aus guten Gründen.

Das 14te Cap. **Von der methodischen Eintheilung der Pflanzen nach der Frucht.**

Man kann dies als die Summe der Resultate aus den bisher angeführten Betrachtungen ansehen. Der Verf. kennt das Pflanzenreich zu sehr, als daß er nicht die unrichtige Idee der Stuffenfolge verwerfen sollte, die in einzelnen Familien wohl, aber nicht im Allgemeinen statt findet. Er vergleicht also die Verwandschaften der Pflanzen richtiger mit einer Charte, worauf Länder, Provinzen und Gegenden sind (wie auch schon Linné gethan Phil. bot. §. 77.) und setzt sehr sinnreich noch die Inseln hinzu. Denn so wie manche einzelne Pflanzen aus dem Gebiete einiger Provinzen in benachbarte übergehen: so giebt es auch einige Familien sowol als Gattungen, die gleich den Inseln in gar keiner Verbindung stehen.

Hiebey zeigt der Verf. die Wichtigkeit der innern Theile des Samens zur Bestimmung der Grenzen in den Gattungen, und Verbindung der Famlilien, daß aber ihr Werth dazu verschieden sey und mit Wahl angewandt werden müsse. Darauf folgt eine Tabelle, worinn die im folgenden beschriebenen

500 Samen bloß nach dessen Theilen, ohne Unterabtheilungen von der Blume zu machen, wie in den vorigen Methoden des Cäsalpins und anderer geschehen, geordnet sind. Manche Entwürfe dazu hat Adanson angegeben und es könnten noch manche andre der Art gemacht werden, welches der V. im folgenden Bande zu thun verspricht.

In dieser Tabelle sind die Samenblätter so angegeben, wie sie im Samen selbst liegen, nicht wie sie aufkeimen, und immer bey der Gestalt der Frucht die reife und aufspringende verstanden wird. Nur zur Probe können wir den Anfang abschreiben und einige der Hauptabtheilungen, manche der übrigen lassen sich daraus schließen.

ACOTYLEDONES

Zamia.
Zostera.
Zannichellia.

MONOCOTYLEDONES.

Fructu supero

Embryone peripherico

GRAMINA
Flagellaria.
Nimphaea

excentrico

Phoenix
Sagus.
Caryota
Euterpe
Baetris
Chamaeriphes
Commelina

Tra

Tradescantia
Asparagus.

centrali. Radicula ab umbilico

aversa
Hyphaene
Aletris &c.

obversa

supera
Sparganium
Wachendorfia.

infera
CYPEROIDEAE
Typha
Cocos. &c.

Nun folgen als der zweyte Haupttheil des Werks die Centuriae, mit neuer Seitenzahl, oder die Beschreibungen der 500 Samen mit den dazu gehörigen 79 vortreflich vom Verf. selbst gezeichneten und von verschiednen Meistern schön gestochnen Kupfern. Es ist begreiflich, daß auf jedem mehr als Ein Same mit seinen Theilen, oft durch Mikroskop, abgebildet sey, 6, 10, bis 12 auf Einer Platte, aber ohne allen Nachtheil der Deutlichkeit durch abgetheilte Fächer. Man erstaunt über die Menge; auch über die Kenntniß, die Arbeitsamkeit und Genauigkeit des Verf. aber unendlich mehr über die Macht und Größe des Schöpfers, der einen so unendlich verschiednen Bau in der Kleinheit, jeden seiner Absicht gemäß, gelegt hat! — Gern würden wir unsern Lesern auch davon eine Probe geben, wenn es ohne die Kupfer möglich wäre; und es würde möglich seyn, wenn wir nicht unter diesen 500 vergebens nach einem Exempel

gesucht

gesucht hätten, da der Same groß und bekannt genug gewesen wäre, um durch eigne Untersuchung sich zu belehren und diese mit der Beschreibung unsers V. zu vergleichen, z. E. Vicia Faba, Phaseolus, Cucurbita u. drgl. Da es aber zum Verdienstlichen dieser Arbeit gehört, theils so viel ausländische, theils von den einheimischen so manche sehr kleine Samen beschrieben zu haben: so können wir diesen Wunsch nicht erfüllen, und setzen zum Schluß noch hinzu, daß wir die Mühe dieses weitläuftigen Auszugs für belohnt halten würden, wenn das Werk dadurch mehr bekannt und gekauft, und studirt, und der Verf. dadurch zur baldigen Erfüllung seines Versprechens, den 2ten Theil zu geben, veranlaßt würde.

Ek.

II.

Johann Peter Frank M. D. System einer vollständigen medicinischen Polizey. Vierter Band. Von Sicherheits-Anstalten, in so weit sie das Gesundheitswesen angehen. Mannheim bei Schwan und Götz 1788. 8. 749. Seiten.

Lange harrte der deutsche Arzt auf die Fortsetzung dieses nützlichen und in seiner Art einzigen Werks, und fürchtete von dem veränderten Aufenthalte in entfernter Himmelsgegend erst ein Stillestehen im deutschen Fleiße, und dann ein völliges

liges Unterbrechen durch andere aufgelegte Arbeiten des Staats.

Allein diese Furcht ist gehoben. Hier erscheint die Fortsetzung. Der Ort, wo der Verf. jetzt lebt, flößt ihm mehr Freiheit im Denken und Schreiben ein, und die Aemter, die er jetzt bekleidet, versetzen ihn in die glückliche Lage, viele seiner Vorschläge zu realisiren. Also anstatt des Lobes, zum kurzen Auszuge!

Voran gehet eine Einleitung, worinnen von öffentlicher Sicherheit überhaupt gehandelt, aber auch die Schwierigkeit, dieselbe in ihrem ganzen Umfange auszuführen, freymüthig eingestanden, und die ganze Sache auf den einzig wahren Satz zurück geführt wird, Menschen, die der Staat schon hat, zu erhalten und glücklich zu machen. Das beaugenscheinigen einige Mortalitäts-Tabellen von Berlin, Wien, Leipzig und London. Dann folgt die erste Abtheilung von zufälligen und leichtsinnigen Verletzungen öffentlicher Sicherheit. Dahin gehören 1) Erdrücken, Einsturz u. s. w. Der Verf. zeigt, wie sonst, mit Beyspielen aus der Geschichte, den Nachtheil, der bey Volkslustbarkeiten, von Baugerüsten, Porkirchen, Besteigen hoher Thürme, baufälligen oder überladnen Gebäuden, Glockenstühlen, Brücken und Thoren, Erkern und Bildsäulen, vom Felsensprengen, von Schneehaufen auf den Dächern, Fensterläden u. s. f. entstehen kann, und wirklich erfolgt ist, fügt auch die bekannten Verordnungen bey. Man erstaunt über die Menge von gefährlichen Gegenständen, um welche sich die Policey gewöhnlichermaßen nicht bekümmert. 2) Durch Wasser und Feuersgefahren. Es sind die vornehmsten Gefahren

beym

beym Uebersetzen der Flüsse, von Ueberschwemmungen, vom Ertrinken, vom Feuer, Schießpulver u. d. hererzählt. Auch hier läßt sich der Verf. nicht, wie so mancher bigotter Arzt im Bayer- Schwaben- und Frankenlande, verleiten, die Misbräuche seiner Kirche, z. B. das Schießen beym Fronleichnamsfeste, ungeahndet zu lassen, oder die gehörigen Orts geschehenen Erinnerungen für Beleidigungen der Religion auszuschreien. 3) **Durch gefährliche Spiele, Nachtwandler und Wahnsinnige.** Mit Ernst und Würde wird den anständigen Volksergötzlichkeiten das Wort geredet, die so mancher Zelote mit und ohne Tonsur abgeschaft wissen will, aber auch das Verbot der grausamen Arten, z. B. Stiergefechte, Gaukeleyen der Luftspringer und Seiltänzer u. dergl. ernstlich empfohlen. Ausführlich und interessant ist der zu befürchtende Schaden von Nachtwandlern und Wahnsinnigen geschildert, auch die Erleuchtung der Strassen nicht übersehen, ohne gewaltthätige und beeinträchtigende Zwangsmittel anzurathen. 4) **Durch fürchterliche Naturerscheinungen.** Hier von der Gefahr des Blitzes, ohne das Widersinnige der Glockenweyhe zu vergessen, von der Nützlichkeit der spitzigen Blitzableiter zu Lande und zur See, vom Erdbeben, sehr vollständig und gründlich beschrieben, (mitunter ein Seitenblick auf den heiligen Januarius und die heilige Unthätigkeit, oder unzeitige Bußpredigten.) Auch der Bau niedriger Gebäude, Erdschläuche, Beobachter und Nachtwächter, als verwahrend angerathen. 5) **Durch unbändige schädliche Thiere.** Abermal artige Beyspiele aus der Geschichte angebracht, was gegen böse Thiere gethan worden ist, mit der nöthigen

gen Nutzanwendung. 6) Durch tolle wüthige Thiere. Das Merkwürdigste vom tollen Hundsbisse, mit dem niederschlagenden Pulver für die Aerzte, die von lauter Erfahrung in der Arzneywissenschaft strotzen, und bey allen ihren erfundenen Mitteln gegen diese schreckliche Krankheit nichts vermögen, wie trüglich die Zeichen der Hundeswuth seyn, u. drgl. Doch wird die von Gruner vorgeschlagene Einimpfung und das Wassertrinken des Hundes an dem nämlichen Tage, als das probateste, vorgezogen, auch der chirurgischen Hülfe der Vorzug gegeben. Das Schneiden des Tollwurms ist widerrufen, und das nöthige Verfahren vorgeschrieben.

In der zwoten Abtheilung gehet der Verf. die vorsätzlichen Verletzungen mit der nämlichen Ausführlichkeit durch. Der Arzt folgt ihm mit Vergnügen, wenn er auch eben nichts neues findet, und freuet sich im Stillen, wenn der Polizeyrath diese Lectüre zur Erweiterung seiner Kenntnisse und zur Ausübung anwenden will. Hieher gehören 1) die Gifte. Der Verf. ist nicht für die genaue Beschreibung der Gifte, so lange in manchen Ländern das Morden noch Mode ist, und verwirft einen ausführlichen Gifttractat ganz. Das Vergiften ist (nach ihm) jetzt in Italien seltener, als Archenholz behauptet, und der Polizey vornehmste Pflicht, den Giftverkauf jetzt mehr als ehedem einzuschränken. Denn seit der allgemeinen Liebhaberey an Chemie giebt es unzählige Giftfabriken. In jedem verdächtigen Falle ist Todtenbeschau, mit Zuziehung der gewöhnlichen Vergiftungserscheinungen, das beste Auskunftsmittel, das Gegengift meistens trüglich, jede giftige Pflanze bestmöglichst auszurotten,

ten, die Erfindung eines neuen Mittels zu belohnen, und den Versuch an Missethätern unter gewissen Einschränkungen zu verstatten.

2) **Durch Schlägereyen, Meuchelmord, Zweykämpfe, Selbstmord.** Viel Gutes und Wahres. Besonders schlägt der Verf. auf Akademien bestellte Sittenrichter vor, und zeigt das Schreckliche der Dolchstiche in Italien im ganzen Umfange, doch ist dieß in der Oesterreichischen Lombardie seltener. Hierbey eine Lobrede auf den Oberrichter in Brescia, Labbia, der diesem Unwesen männlich abhalf. Gegen die Sucht des Zweykampfs scheint eine Aderlässe oder Spital das sicherste Strafmittel zu seyn. Der Selbstmord ist eine Krankheit, die sich an dem Abgestorbnen nicht bestrafen läßt. Die Polizey muß die Ursache des Uebels, nicht die Wirkung bekämpfen wollen. Die Leichenöfnung durch Aerzte kann nicht viel nützen, weil die Ursachen selten handgreiflich sind. **Welcher Anatomiker,** sagt der Verf. offenherzig und mit Grund der Wahrheit, **will die so fein gesponnene Saite in dem verstimmten Werkzeuge aufsuchen, und den Grad ihrer Ueberspannung oder deren Ursachen mit Befriedigung angeben?** Auch die Verschwundenen — durch die heilige Inquisition liegen im Gebiet der Polizey. Hier ein schauderndes Gemälde von jener Grausamkeit, mit historischen Belegen, von einem biedern Katholiken bestätigt! Die stehenden Soldaten sollten in Friedenszeiten die Heerstraßen sichern. 3) **Durch Vorurtheile der Zauberey, Teufeleyen und Wundercuren.** Mit vieler Freymüthigkeit wird das Schädliche dieses Aberglaubens auf Seele und Leib dargestellet. Wer sich an Hexen-

geschichten laben will und kann, findet hier reichliche Nahrung. Wer am Nestelknüpfen, an Liebestränken, an magischen Verwandlungen und Ermordungen, am Verhexen der Hausthiere, und an mönchischen Schelmereyen u. dgl. ein Vergnügen findet, der kann mit dem Verf. sehr wohl zufrieden seyn. 4) **Durch Mißhandlung sterbender Menschen.** Der Verf. misbilligt die unnöthigen Besuche der Geistlichen, und ihre allzugroße Geschäftigkeit, das öffentliche Versehen der Kranken, zumal bey allgemeinen Seuchen, das Zusprechen und Getöse beym Sterbebette, das Zugeglöckchen, die Lorettoschellen, das Entziehen des Kopfkissens, das Aussetzen auf das Leichenbret, — viel Gutes, aber auch manches Unbekannte für den Protestanten, der hingegen dem Verf. manche Vorurtheile seiner Glaubensgenossen mittheilen könnte. 5) **Durch lebendig begraben werden und allzu spätes Begräbniß.** Die verschiedenen Todeszeichen werden geprüfet, und zum Theil zu leicht erfunden, doch die Fäulniß des ganzen Körpers ausgenommen; sie sind, einzeln genommen, trüglich, aber nicht, vereinigt. Daher der Rath einer spätern Beerdigung und Prüfung der Todtesarten, nebst der Todtenbeschau, und das Verbot des Todtenaussetzens, nebst einem Vorschlag zum Todtenhause.

Wir wünschen der Staats-Arzneykunde viel Glück, ob dieser ausführlichen Predigt. Vielleicht entschließt sich hie und da ein Polizeykollegium, einmal ernstlich und ohne cameralistische Knickerey, an die Erhaltung des Bürgerlebens zu denken. Wir ersuchen den Verf. um die baldige Beendigung dieses wichtigen Werks, bitten aber zugleich,

alle

alle unnöthige Weiterung und Ausführlichkeit, alle Lieferung der Verordnungen in extenso, alle Declamationen sorgfältigst zu vermeiden. Die nackte Wahrheit gefällt am ersten ohne Schmuck, und ein voluminöses Werk bleibt gar leicht ungekauft, ungelesen, unbefolgt.

Hf.

III.

Reise in die Marschländer an der Nordsee zur Beobachtung des Deichbaus in Briefen von Joh. Nic. Tetens. Erster Band. Mit Kupf. Leipzig in der Weidmannischen Buchhandlung. 1788. 1 Alph. 4 B. 8.

Von dem Scharfsinn und tiefblickenden Beobachtungs-Geist eines Tetens ließ sich wohl eine Reise wie diese ist, erwarten. Nicht bloß der Mann von Handwerk, sondern auch jeder andere, dem unterrichtende Lektüre lieb ist, findet hier reichliche Unterhaltung. Die Beobachtungen über den Deichbau machen freylich das wesentlichste dieser Briefe aus, allein man trift auch hie und da auf Betrachtungen, die dem Leser desto mehr willkommen sind, je weniger er sie erwartete. Einige allgemeine Betrachtungen über den Deichbau in den Marschländern, machen den Anfang. Das Reisen ist hier selbst im Sommer, wenn der Leimboden so hart wie eine Diele ist, beschwerlich, und in

Regenzeiten ist fast gar nicht fortzukommen. Die Gegenden haben hier zwar viel Angenehmes wegen der Lage an der See und wegen der weiten, überall mit Gebäuden angefüllten Ebenen, zwischen durch aber auch wieder viel Einförmiges; der V. fand in heissen Tagen auch nicht einen einzigen Baum, um sich gegen die brennende Sonne zu schützen. Das Wasser ist in den Marschländern durchaus schlecht, man hat nichts als in Cisternen aufgefangenes Regenwasser, das ungekocht nur selten geniesbar ist.

Im Deichbau ist man hier überall zurück; nur zur Nothdurft ist für die Sicherheit des Landes gesorgt, auch nicht einmal allenthalben. Mit dem Kanalwesen, um das Wasser vom Lande abzuleiten, sieht es noch schlechter aus. Daß nicht bessere Vorkehrungen getroffen werden, daran ist der noch an vielen Orten herrschende Aberglaube Schuld: daß Ueberschwemmungen göttliche Strafgerichte sind, welchen man sich nicht widersetzen müsse. Vieles rührt auch von der zu großen Nachlässigkeit her, indem man, da nur alle 20 oder 30 Jahre hohe Sturmfluthen einzutreten pflegen, allzu sicher wird; auch sind viele der Einwohner allzusehr belästigt, können also aus Unvermögen nicht so viel bewerkstelligen, als bewerkstelligt werden müßte.

Bey der Deichschau wird so verfahren: die Deiche werden von den Unterofficianten zuerst besichtigt: finden sich vom Winter her gefährliche Stellen, so werden diese gleich ausgebessert; wo nicht, so wird alles zu Papier gebracht, bis im Sommer vom Landvogt die große Deichschau vorgenommen wird. Hier wird alles angeordnet, was gemacht

macht werden soll, im Herbst von demselben nochmal besichtigt und die Nachlässigen bestraft. Selbst wenn jemanden zu viel aufgebürdet worden, muß er es dennoch machen lassen, da ihm dann nachher frey steht sein Recht zu suchen; oftmals wird also der Officiant darüber zur Verantwortung gezogen. Alle Deichsbediente, die der V. kennen lernte, waren bloße Empiriker; sie wissen also bey ausserordentlichen Fällen gar keine rechte Veranstaltung zu treffen, ob sie gleich bey gewöhnlichen Fällen ziemlich gut fortkommen.

Beschaffenheit des Landes im Norder Dithmarsischen. Fruchtbarkeit verschiedner Erdarten. Die Gegend um Heyde, die vormals von diesem Gewächse den Namen hatte, hat sich izt ausserordentlich gebessert, und zwar, seitdem die Gemeinheiten aufgehoben und die Felder eingekoppelt worden. In der Marsch selbst wächst das Korn so stark, daß es nicht gemähet werden kann, sondern mit der Sichel geschnitten werden muß. Im Durchschnitt rechnet man beim Weizen das eilfte und zwölfte, bey der Gerste das zwölfte bis vierzehnte Korn. Dagegen ist der Boden schwerer zu bearbeiten als in der Geest, erfordert also mehr Menschen und Vieh, giebt größere Abgaben und die Erndten sind unsicherer. Dies alles abgerechnet, schätzet der V. den Ertrag des Marschbodens etwa anderthalb mal so hoch, als des Geestbodens, da er doch sonst zweymal so hoch geschätzt wird. Die Eyderstädtische und Tondersche Marsch hingegen ist fruchtbarer und fetter. Der Boden ist im Durchschnitt Lehm- und Thonartig mit Sande vermischt, welches leztere den Unterschied zwischen schweren und leichten Marschlande giebt, auch ist

die fruchtbare Oberfläche des Bodens nicht an allen Orten gleich tief, daher sich der Landmann beym Pflügen vorsehen muß.

Interessante Reflexionen über die Marschbewohner, über ihre Lebensart, Freiheitssinn und Kultur. Sie sind im Durchschnitt genommen nicht eben Genies, aber doch trift man hier viele von recht gesundem Menschenverstand an, und dies schreibt der V. ihrer Beschäftigung zu, da der Ackerbau hier mit großem Fleiß und Behutsamkeit getrieben werden muß, und keine Knechtschaft oder Leibeigenschaft sie niederdrückt. Im Ganzen genommen besitzen die Marschbewohner eine Art von Insolenz, die den Fremden oft frappirt, doch sind die Norderdithmarser ziemlich von diesem Fehler frey, weil sie von Schulden gedrückt sind. Lektüre ist hier, selbst unter den Landleuten, sehr ausgebreitet. Reinlichkeit und Zierde findet man allenthalben, oft bis zur Pracht. Publik Spirit im Ganzen, wie in England.

Bey Bysum konnte der V. sich mit Meiers Karte und einer vor zwanzig Jahren entworfenen Zeichnung nur mühsam orientiren, weil die Grenzen der Marsch nach der See zu sich fast jährlich ändern; doch ist diese Veränderung izt nicht mehr so beträchtlich, da man in der lezten Hälfte angefangen hat, sie gegen das Wasser zu vertheidigen. Die vormals so häufigen Ueberschwemmungen rührten von den schlechten Deichen her, und doch wurden diese immer nach eben dem Profil wieder hingesetzt wie die Eingestürzten, auf die Art ist viel Marsch verlohren gegangen. Ob die Marsch im ganzen abgenommen? läßt der V. hier unentschieden. Der hiesige Deich, der dem Wasserstoß

sehr

sehr stark ausgesezt ist, hat sich bisher nur kümmerlich erhalten, indessen kann er noch in haltbaren Stand gebracht werden. Der Vorschlag eines praktischen Hydrotekten, daß man jeden Deich gegen Sturm und Wetterschlag durch starke Dossirung sichern könne, wird in einer Zeichnung geprüft und verworfen. Vom Höfterbau an der Eyder; Höfter sind künstliche, durch Pfahl und Buschwerk gesicherte Erhöhungen der Ufer, von simpler Konstruktion, die hier auch immer genügen.

Die Deiche um Eyderstadt sind hoch und stark und gegen die stärksten Sturmfluthen haltbar. Die Kappenbreite ist da, wo sie zugleich Fahrwege sind, zwischen 18 und 24 Fuß, an einigen Stellen noch drüber, und darinn liegt auch ihre Stärke; nichts fehlt ihnen, als eine vortheilhafte Dossirung, so wären sie unüberwindlich. Beobachtungen über die starke Aufwallung des Wassers vor seegelnde Schiffe. Parallele zwischen den Bewohnern von Eyderstädt und Dithmarsen. Die Lektüre ist bey diesen fast ausgebreiteter als bey jenen; Moralität in Sitten fand der V. überall. Im Eyderstädtschen sowol als im Dithmarsischen kann ein Fremder allenthalben sich sicher zum Schlafen hinlegen. Luxus ist hier eben nicht zu Hause; Kleidung, Meubeln und Speisen sind noch eben so, wie im Anfange dieses Jahrhunderts. Die Eyderstädtische Marsch wird für die fetteste und fruchtbarste unter allen gehalten, daher ist die hiesige Butter zum auswärtigen Verkehr nicht geschickt, indem sie sich wegen allzugroßer Fettigkeit nicht hält. Im Durchschnitt kann man den Eyderstädter Boden etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ im Ertrage höher rechnen als den

Dithmarsischen. Im Ganzen genommen hält der Verf. dafür, daß zu diesen Marschen mehr Land hinzugekommen, als abgerissen worden. Von Husum an spricht man schon friesisch. Nationalstolz der Friesen; der Name Deutscher ist ihnen verächtlich und dänischer Kerl ein Schimpfwort; übrigens ist es ein sehr thätiges Volk; ihre Aecker sind gut bestellt, ihr Vieh vortreflich, und die Lebensmittel in diesen Gegenden schön und wolfeil. Unter den hiesigen schlechten Deichen zeichnet sich der mit vieler Einsicht aufgeführte Desmarcieren Keg vorzüglich aus. Er ward in den Jahren 1765 — 67 vom Geheimen Konferenz = Rath Desmarcier eingedeicht; und ist nicht wie andre mit einer horizontal liegenden Kappe angelegt, sondern seine Aussenseite beträgt einen scharfen Winkel von 10½ Graden; daher selbst ein beladener Heuwagen ohne Beschwerde auf demselben fahren kann. — Die Einwohner der Tonderschen Marsch sind dem Hauptstamme nach Friesen, und diese unterscheiden sich von den Dänen und Deutschen, die unter ihnen sind. Ihre Sprache ist friesisch, aber mit Dänisch vermischt; die Sprachen des Gottesdienstes und der Gerichte sind dänisch und deutsch. In der Stadt Tondern spricht das gemeine Volk ein Gemisch vom friesischen, dänischen und deutschen, was der Deutsche gar nicht und der Däne nur mit Mühe versteht. Fleiß und Tapferkeit findet man hier überall, wovon sich auch allenthalben die herrlichsten Würkungen zeigen. Der Boden ist hier fast so fruchtbar wie im Eyderstädtischen; das Land steht hoch im Preise, daher dann auch der große Hang zum Eindeichen, um mehr Land zu gewinnen. Dies Land wird nachmals verkauft,

wozu

wozu sich immer Liebhaber genug finden, die Wohnungen darauf bauen. Doch verleitet eine solche Kaufbegierde auch oftmals zu schädlichen Unbedachtsamkeiten. Die Deiche sind hier so schlecht, daß es fast ein Erbfehler zu seyn scheint, schlechte Deiche zu machen. — Im Dithmarsischen so wol als an den Küsten von Jütland wird Bernstein gefunden und auch ein kleiner Handel damit getrieben, dessen Erheblichkeit diejenigen, die ihn nutzen, nur zu verkleinern scheinen; nach der Meinung des V. soll diese Küste schon den Römern als Bernstein-Küste bekannt gewesen seyn. — Auf den Geesten dieser Gegenden ist fast eben die Industrie, wie in den Marschen. Die Kultur der grossen Menge von Gartengewächsen, die hier auf ganzen Aeckern erzeugt werden und womit die Nachbarschaft versorgt wird, hat die Einwohner bemittelt gemacht, allein dieser Erwerb hat Aufwand veranlaßt, der den Gewinn verschlungen hat. Der Tondersche Spitzenhandel ist nicht mehr, was er sonst war, auch soll diese Beschäftigung, des vielen Sitzens wegen, ungesunde Menschen machen. Wahre Aufklärung des Verstandes vermißte der V. hier, ohngeachtet der vielen Lektüre, die sich aber zu sehr auf mystische Schriften erstrekt. In der Gegend um Brunsbüttel hingegen fand der V. einen hohen Grad der Aufkläruug, Sittlichkeit und Kenntnisse. Der Wolstand ist hier noch fast grösser als im Norderdithmarsischen. Lektüre ist hier ebenfalls sehr ausgebreitet, doch finden Dichter, Romane und empfindsame Schriften hier keinen Beifall; selbst Klopstoks Messias achtet man nicht, weil man ihn nicht versteht. — Ein überaus lehrreiches Gespräch über Theorie und Praxis,

Theoretiker und Praktiker. — Die Gegend bey Brekdorf ist über alles Erwarten schön; an Gebäuden und Menschen fand der V. hier eine Nettigkeit und bey leztern eine Art von Frohsinn, die nichts als Heiterkeit um sich verbreitet. — Einwohner der Milster- und Kremper Marsch. In dem Hause eines Eigenthümers, wo grade Kindtaufe war, fand der V. eine Pracht an Porcellan und Silberzeug, die alle Erwartung übertraf. Dieser Eigenthümer ward über hundert tausend Thaler reich geschäzt. Seit etwa zwanzig Jahren ist hier viel Ackerland in Grasland und Fettweide verwandelt, welches mit der Zeit nach des Verf. Meinung ein grosses Uebel werden kann, indem natürlich Volksmenge und Industrie darunter leiden müssen. — Eine schöne Reflexion für den Politiker: ob es zur allgemeinen Maxime werden kann, lieber nothdürftiges Auskommen mit Gemächlichkeit, oder Wolstand und Vermögen mit Anstrengung zu haben. — Hamburg. Für körperlich Wolleben, Geist und Herz findet man hier Nahrung genug, aber der eigentliche Gelehrte entbehrt hier viele Bedürfnisse. Der Verf. konnte nicht einmal ein dollondsches Perspektiv zu Kauf erhalten. Musik ausgenommen, kann man nicht sagen, daß Künste so wenig, als mathematische uud physikalische Wissenschaften hier blühen. Die Vortreflichkeit der Feuerlöschanstalten kontrastirt sehr mit den erbärmlichen Fahrwegen auf Hamburgschen Gebieth, die gegen die Hollsteinschen sehr abstechen. Auch selbst das Deichwesen und Wasserbau sind hier nicht besser, als in den Marschen. — In der Gegend von Buxtehude ist die Obstkultur das Vorzüglichste; man sieht eben so viel Land mit

mit Obstbäumen besezt, als mit Korn. Der Wallnußbaum steht allenthalben an den Wegen und hie und da fuhr der V. durch lange Alleeen von Kirschbäumen; nächst diesem ist der Hanfbau ebenfalls ansehnlich. Die Bewohner des hiesigen alten Landes stechen gegen andre Marschbewohner sehr ab und gefielen dem V. am wenigsten. Ueber einen Todten trauren sie ein ganzes Jahr mit verschlossenen Fensterladen, und so eine Düsternheit liegt auch in ihrer ganzen Physiognomie. Wegen der vielen Graben und Kanäle ist der Transport des Obstes hier überaus leicht: ieder Eigenthümer braucht es nur bis an die Gränze seines Gebiets zu tragen. — Der Hafen zu Ritzebüttel ist zwar nicht sehr geräumig noch von gehöriger Tiefe für grosse Schiffe, bleibt aber doch ein wichtiger Zufluchtsort für Kaufarthey Schiffe, um sich gegen die Wuth der See zu sichern. — Einige allgemeine Betrachtungen über den Boden, über die Produkte, Menschen und Beschaffenheit der Deiche in gesammten Marschen beschliessen dies interessante Werk, dessen Fortsetzung das Publikum begierig erwartet. Jd.

IV.

Nouveaux Mémoires de l'Ac. R. des Sc. et de B. L. Année 1786, Berlin, Decker 1788; 424 Quarts. ausser 6 Kupfertafeln in 4. noch 2 in gr. Folio.

In der Geschichte befindet sich unter der Aufschrift: Trigonométrie, des Herrn Joh. Bernoulli Dar-

ihrer Elasticität andre Vorrichtungen, die zuerst beschrieben werden. Die Erfolge der Versuche sind in Tafeln gebracht. 3) Hr. A. chemische Untersuchung des Torfes, den man 6 Meilen von Berlin bey einem Dorfe Hertefeld im Amte Königshorst findet Er ist nach drey Lagern unterschieden. Hr. A. erzählt, was jeder verbrannt oder mit allerley Materien behandelt, für Producte gab. 4) Hr. A. Versuche mit Linné's Rhus Toxicodendron, in der Absicht, die Bestandtheile zu entdecken, und die Wirkung des Giftes auf allerley Thiere wahrzunehmen. Er hat Saft aus den Blättern gedruckt, Gummi und Resine aus Holz und Wurzeln gezogen. Genug Erfahrungen zeigen, daß nur die Ausdünstungen auf die Oberfläche der Haut schädlich wirken, und der Saft, wie ein ätzendes Gift. Hr. A. bekam ein Bäumchen, mit seinen Wurzeln aus der Erde genommen, von Hrn. Gleditsch im September. Er selbst und Leute die es handthierten, z. E. Blätter, aus denen der Saft gepreßt war, über Sand trockneten u. s. w. bekamen Kopfschmerzen und Betäubung, wahrscheinlich von den Ausdünstungen. Aber, Blätter roh und gekocht, ausgedruckter Saft daraus, resinöser und gummöser Extract aus Blättern und Holze, wurden von Caninchen, Finken, Hunden, ohne merkliche üble Folgen genossen. Einem Finken und einem Hunde, wurden Wunden gemacht, und ausgedruckter Saft von Blättern hineingebracht. Die Thiere schienen keine Beschwerung zu empfinden, als die von der Wunde. 5) Hr. Achard, in welchem Grade flüssige Materien die Wärme ableiten. Ein gläserner Cylinder, wird bald mit der bald mit jener

flüssi-

flüssigen Materie gefüllt. In ihm befindet sich ein Thermometer. Man bringt ihn in siedendes Wasser, und bemerkt in Secunden die Zeiten wie das Thermometer von fünf zu fünf reaumurischen Graden steigt: Nachdem bringt man ihn in ein grosses Gefäß mit Wasser, dessen Wärme auch durch ein Thermometer angegeben ist, und bemerkt wiederum, wie das Thermometer des Cylinders nach und nach sinkt. Daraus leitet Hr. A. her, wie fähig jede flüssige Materie sey, Wärme anzunehmen und zu verliehren, die Fähigkeit destillirten Wassers = 10000 gesetzt. Die Versuche sind in einer Tafel dargestellt, welche 64 — 105 S. einnimmt. 6) Hr. Walter über Wassersucht des Eyerstocks, einen seltenen Zufall, für den man oft hydatides angenommen hat. Er ist Hrn. W. nur zweymahl vorgekommen. Bey einer vornehmen Leiche war ihm die Eröffnung des Unterleibes nicht verstattet; Ein andermahl erhielt er mehr Freyheit. Eine Frau von 46 J. hatte 18 Jahr vor ihrem Tode eine sehr beschwerliche Niederkunft gehabt, und seitdem nie Beschwerden empfunden. Es zeigten sich bey ihr, wie es schien, Merkmahle der Schwangerschaft, der Unterleib schwoll auf, und der monatliche Fluß kam nicht periodisch, sondern von Zeit zu Zeit so heftig, daß man ihn für eine haemorrhagiam uteri hielt. Endlich starb sie an einem Marasmus. Bey der Oeffnung des Unterleibes, zeigte sich ein runder Körper, so groß als eine Bärmutter im neunten Monate der Schwangerschaft. Das war der linke Eyerstock, der die Eingeweide aufwärts getrieben hatte, wie bey einer Schwangerschaft. Die Tuba fallopiana war ausserordentlich in die Länge gedehnt, das ligament

der

der ala vespertilionis, welches den Eyerstock mit der Tuba verbindet, und mehr membranae accessoriae waren mit grossen schönen Gefässen versehen. Die Bärmutter, wie im dritten Monate einer Schwangerschaft, ihre Gefässe, wie die des hydropischen Eyerstocks, ausserordentlich erweitert; auf der rechten Seite, Eyerstock und Tuba, im natürlichen Zustande, aber die Gefässe auf der rechten Seite der Bärmutter auch stark erweitert. Aus einem kleinen Schnitte in den Eyerstock, liessen über zwanzig Pfund eines durchsichtigen gelblichten glutinösen flüssigen Wesens, ohne widrigen Geruch, es sah völlig aus, wie clarificirter Zucker, oder Zuckersyrup. Hr. Director Achard hat zwey Pfund davon chemisch untersucht: seine Versuche werden hier mitgetheilt, sie zeigten ein sehr feines coagulables flüssiges Wesen, bey einem enthielt es $\frac{2}{3}$ Wasser, $\frac{1}{32}$ Oel, $\frac{1}{96}$ Erde, $\frac{1}{2880}$ Salmiak, und ein wenig flüchtiges Alkali. Die beyden grossen Kupfertafeln zeigen diesen hydropischen Eyerstock, ganz, und geöffnet. Hr. W. fügt anatomische und praktische Bemerkungen bey. 7) Hr. Gerhard Geschichte der Bley- und Silbergruben, bey Tarnowitz und Beuthen. 8) Hr. W. Beguelin berlinische Witterungsbeobachtungen 1786.

Mathematik. 1) Hr. de la Grange geometrische Theorie der Bewegung der Sonnenfernen, als Zusatz zu Newtons Principien. Bey den vielen Erläuterungen und Ergänzungen, die Newtons Werk bekommen hat, sind doch noch Stellen, die in der That einen Commentar brauchten, besonders die von Bewegung flüssiger Materien, und gegenseitiger Anziehung der Planeten. Ein gros-

grosser Theil der Aufgaben, die Newton nicht vollenden konnte, sind von Geometern des jetzigen Jahrhunderts ausgeführt worden: aber ihre Auflösungen beruhen auf unterschiedenen Gründen, und erfordern mehr oder weniger lange und verwickelte Rechnungen; sie passen also nicht an ein Werk, das sich durch Schönheit und einfache Darstellung der Beweise auszeichnet. Es wäre daher gut, diese Analysen, so zu reden, in die Sprache der Principien zu übersetzen, und so, was noch mangelt, beyzufügen. Hr. d. l. Gr. giebt hier nur einige Materialien dazu, das in der Ueberschrift angezeigte betreffend. 2) Hr. de la Grange, Berichtigung zweyer Stellen beym Newton, die Fortpflanzung des Schalls, und die Bewegung der Wellen betreffend. 3) Hr. Joh. Bernoulli astronomische und kritische Untersuchungen über die Länge mehrerer Städte in Indien, 2. Abhandlung. Ueber die Länge von Goa; im Vorbeygehen gesammelt, was wegen der Länge von Zürich in der Schweiz bekannt ist. 3) Hr. v. Tempelhoff von Sonnenfinsternissen, Durchgängen der Planeten durch die Sonne, und Bedeckungen der Fixsterne. Er sucht Formeln zu geben, die allgemein, einfach, und im Gebrauche bequem sind. 4) Hr. v. Lambre zweyte Abhandlung über die Elemente der Sonnenbahn (die erste in 1785, 291 S.) Hr. d. L. hat nach diesen Elementen neue Sonnentafeln berechnet, die sich in der dritten Ausgabe von Hrn. de la Lande Astronomie finden werden.

Speculative Philosophie. 1) Hr. Formey über Cicero's III. B. der quaest. tusculanar. Nebst dem Hauptgegenstande auch allerley artige

Bemerkungen aus der Geschichte der Philosophen und der Helden. 2) Hr. D'Anieres über Wetten, unterschiedene Gattungen und Arten derselben, wenn keiner der beyden Wettenden etwas zum Erfolge beytragen kann, wenn einer das kann, wenn beyde das können. Bey diesen einfachen Wetten, ist die Rede nur von einer einzelnen Begebenheit. Es giebt aber auch zusammengesetzte, wo von mehreren Vorfällen die Rede ist. 3) Hr. Formey über den Respect, den man Souverainen schuldig ist. Sie werden oft verleumdet, auch wenn sie so gut sind als die Menschheit seyn kann. Unterthanen dürfen nie gegen ihren Herrn und dessen Regierung schreiben, Fremden lassen sich keine Schranken setzen.

Schöne Wissenschaften. 1) der Hr. Graf v. Herzberg über den wahren Charakter einer guten Geschichte und das zweyte Jahr der Regierung **Friedrich Wilhelms II.** In der öffentlichen Versammlung 21. Aug. 1788 vorgelesen. 2) Eben diese Abhandlung d. 25. Sept. 1788; am Geburtstage des Königs, da der Erbprinz von Nassau und der Coadjutor von Mainz der Versammlung beywohnten. Von Aufmunterungen des Fleisses zum gemeinen Besten, welche der König veranstaltet hat. 3) Hr. **Merian** über den Einfluß der Wissenschaften in die Poesie, fünfte Abh. dritter Abschnitt. Italiänische Poesie des 14. Jahrh. **Petrarcha.** 4) Hr. **Weguelin** über die historische Wahrscheinlichkeit. 5) Hr. Abbé **Denina** über die celtische Sprache und die welche von ihr abstammen sollen. Warum leitet man Sprachen und alte Sitten, mehr von den Celten

und

und Illyriern her, als von den Germanen und Gothen? Aehnlichkeiten zwischen dem Illyrischen und lateinischen finden sich auch zwischen dem Ill. und andern Sprachen, und können selbst von den Römern ins Illyrische übergegangen seyn. Die Wörter, die Pelloutier als celtisch anführt, finden sich immer auch im Deutschen. Von der alten britannischen, cimbrischen Sprache, die noch in Wales geredet wird, hat Joh. Davies vor fast 200 Jahren eine Grammatik gegeben. Hr. D. findet ihre Wörter eben des Ursprungs, wie anderer europäischen Sprachen ihren, nur in Accent und Orthographie mehr verstellt. Sie hat öfters mit den morgenländischen Sprachen mehr Aehnliches als die deutsche und lateinische. Ueber das Verhalten der polnischen Sprache zu der alten celtischen und griechischen. 6) Hr. Denina setzt seine Bemerkungen über den Unterschied der Sprachen und ihren Ursprung fort. Die letzte ist: Man muß sich wundern, daß soviel Gelehrte seit mehr Jahrhunderten sich gequält haben, die Ableitung von Roma und Romulus zu finden. Das englische Room heißt Raum. Nichts ist natürlicher als daraus zu schliessen, daß irgend ein Partheygänger einen gewissen Platz angewiesen hat, wo die welche sich da einfänden, unter seinem Schutze seyn sollten. Den allgemeinen Nahmen Raum hat man nachdem zum besondern des Ortes gemacht, wie piazza in Sicilien der Nahme einer Stadt geworden ist; so sind Stadt, Burg, *Cividad*, Nahmen von Städten; Bergheim, Bergamo von Wohnungen auf Bergen; viel deutsche Städte heissen Halle welches bedeckter Ort bedeutet. (Diese Städte haben immer Salzquel-

 len.)

len.) *Remus* und *Romulus*, sind von Rom abgeleitet, wie das deutsche Römer, und Romulus ist das Diminutivum. Man könnte daraus schliessen, daß celtische oder germanische Völker Rom erbauet haben. Vielleicht waren es aber auch illyrische, thracische oder asiatische.

Zu.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1) a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Zur Revision der kirchlichen Hermeneutik und Dogmatik von D. Joh. Sal. Semler. Erster Beitrag. Halle bei Hemmerde und Schwetschke 1788. S. 131 ohne Vorrede 8.

In der Dedikation legt der V. dem königl. Oberschulkollegium in einer dringenden Bitte seinen Wunsch dar, um für sich und seine Familie eine Pension zu erhalten, die ihm auch wie wir hören geworden ist.

Die Vorrede enthält einzelne merkwürdige Urtheile, von denen wir eins und das andere auszeichnen wollen, um dadurch die wahre Gesinnung des V. merklich zu machen, die anderswo nicht als dieselbe angesehen werden möchte. „Die seit dem vierten Jahrhunderte entstandene politische Verfassung eines öffentlichen Religionsstaats unter den christlichen Nationen, hat eine sehr nachtheilige Mischung der moralischen Religion mit ihrer lokalen Einkleidung, oder mit der statistischen politisch eingeführten Religion mit sich gebracht; wodurch die ganz freie unendliche moralische Religion ihre Natur verlohren hat, und unter die äusserlichen politischen Verfassungen sogenannter Obern untergesteckt worden." Also hat die ganz freie unendliche moralische Religion durch äusserliche politische Verfassungen verlohren? Also verliehrt sie dadurch überhaupt? —

Man habe, sagt er weiter, keinen Unterschied zwischen der kirchlichen oder gesellschaftlichen Religionsordnung und zwischen der moralischen blos innern Religion gelehret oder eingestanden. Es hätte sonst keine kirchliche Herrschaft über die Chri-

sten gegeben: man hätte die sogenannten Kezer nicht mit bürgerlichen Strafen belegen können — so wären alle kirchlichen noch so ungleichen Dialekte als Mittel angesehen worden, welche um dieses unendlichen (moralischen) Endzweks willen (in den Christen die Stufen der moralischen Religion zu befördern) angenommen worden. Und eben diese von Gott herrührenden Stufen — hätten die Bischöfe stets davon abgehalten, eine Herrschaft über alle Christen zur Unterdrückung der moralischen Religion einzuführen.

Der V. sagt das oft, vorzüglich in seinen neuern Schriften, und selbst in dieser Abhandlung, daß zwischen Kirchen- und moralischer Religion ein himmelweiter Unterschied sei, und er hat völlig recht. Diese, wie er sie nennet, ganz freie unendlich verschiedene moralische Religion, oder wie er sie sonst nennet, Privatreligion, stehe iedem frei, von der die kirchliche oder Gesellschaftsreligion, der man um der äußern Ordnung willen nicht zu nahe treten dürfe, stets verschieden sei. Wenn Rec. sich das deutlich denken soll, so muß der Sinn davon dieser seyn: Ein ieder Mensch hat Freiheit sich das zusammen zu denken, was er zu seiner sittlichen Vervollkommnung braucht, und kein Mensch darf ihn daran hindern. Nur muß sich ein ieder hüten, mit der kirchlichen Lehrordnung zusammen zu treffen. Das hieße aber mit der einen Hand nehmen, was man mit der andern gegeben hat. Ich soll das Recht haben zu meiner moralischen Richtung zu denken, aber um die Gesellschaftsreligion zu schonen, darf ich nicht reden, nicht belehren, weil ich sonst dem Rechte der Kirche zu nahe trete. Nun — wenigstens giebt es alsdenn auch unter den fürchterlichsten Anmassungen der Inquisition Menschenrechte und Freiheit! — die äussern Religionsverhältnisse mögen seyn wie sie wollen. Besser wäre es wohl, eine solche bessere Erkenntniß gar nicht zu haben, als sie lebenslang zu seiner Qual geheim halten zu müssen. Auch macht die Freiheit der moralischen Religion es lange noch nicht aus, dem Unwesen zu steuern, wenn die Gesellschaftsreligion ein anders vorschreibt. Wie leicht wird es dabei, wie es fast immer der Fall gewesen ist, daß alsdenn Religion überhaupt an Formeln und sophistische Einfälle geknüpfet wird. Und sich diesen bei aller Ueberzeugung von ihrem Ungrunde unterwerfen zu müssen, wie es der Fall bei den Katholiken ist, welch ein hartes Schiksal für die vernünftige Menschheit! Warum sagt der V. nicht gerade

zu, was doch in der That seine Meinung ist, daß die innere Religion allein Religion, die gesellschaftliche Religion aber blos Menschenwerk sei; daß leztere keine eigentlichen andere Rechte haben könne, als solche die aus den Bedürfnissen und der Natur des Menschen herfließen.

Wozu denn nun ein solcher Zwang und eine solche Mummerei? zumal für Lehrer. Hat ein solcher auf dem unwiderstehlichen Wege des Nachdenkens sich von dem Mißverhältniß der kirchlichen Religionsordnung gegen die Wahrheit überzeugt: so muß er, vorausgesetzt, daß er Bescheidenheit und Mäßigung beobachtet, nicht Brodt aus der Theurung geben, wenn er vollständig sättigen kann, oder er sündiget gegen alle Wahrheit, und verdienet die Anwendung des Apostels auf sich: was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde. Man sage mir was man will, es ist Heuchelei oder Indifferentismus, wenigstens ist es unverzeihliche Furchtsamkeit, das was zur moralischen Ordnung gehöret, um der kirchlichen Lehrordnung willen vorzuenthalten. Der V. sündiget auch selbst gegen seine eigene relative Wahrheit, wenn vorzüglich Er die kirchliche Lehrordnung bisher so sehr entkräftet hat. Am auffallendsten hätte Jesus selbst gesündiget, der der kirchlichen Lehrordnung zuwider das Licht der Welt wurde, und wahre Erleuchtung und Privatreligion nicht unter den Scheffel der kirchlichen Lehrordnung stecken wolte.

Gern geben wir zu, daß Deisten, Naturalisten und Aufklärer zu weit griffen, aber auch die Gläubigen der Gesellschaftsreligion griffen zu weit. Ein jeder nehme das Anmassende seiner kirchlichen Ordnung zurük, dann bleiben die Privatrechte eines ieden ungekränkt.

Am Ende bezeuget der V. daß es keine unangenehme Empfindung für ihn gewesen sei, daß die Societé exegetique et philanthropique ihm einige Swedenborgische Aufsäze zur Herausgabe zugesandt habe. Ein anders wäre es wohl solche Träumereien auf ihrem Werthe beruhen zu lassen, aber ein ganz anderes sie in Kurs bringen zu wollen, wie es des V. Absicht zu sein scheinet, wenn er hinzusezet, daß kein Jahrhundert Swedenborge unterdrücken oder als eine Schande des Jahrhunderts ansehen müsse. An und vor sich selbst sei eine solche Vorliebe (zu Täuschungen aus der Geisterwelt. Man vergleiche damit was der V. neuerlich im Auguststük der Berliner Monatsschrift S. 180. über die alte Neigung zum Un-

sichtbaren sagt) nicht eine Schande unsers Jahrhunderts. Wie aber wenn ein Zeitalter durch herschenden Geschmack in der Art sich auszeichnete, wäre es immer nicht Schande? Vom Unterdrücken der Schwedenborge und ihrem Anhange ist nicht die Rede. Aber darf denn nun kein Mensch sagen, daß Swedenborgianismus Täuschung sei? Und ist ein aufgeklärter Lehrer nicht verbunden seine bessern Erkenntnisse bei denen, die sie noch nicht haben, fort zu pflanzen! Daß iene Menschen Schwärmer, zum wenigsten Schwärmer sind, rühret doch nur aus einseitigen mangelhaften Begriffen her. Sie zu dulden ist der aufgeklärtere verbunden, aber nicht unangenehme Empfindungen darüber zu nähren, anstatt diese mangelhaften Begriffe, wenn man sie nicht berichtigen will, doch nicht von der Hand zu werfen, was ist das?

Wenn es wahr ist, was der V. am Schlusse sagt, daß der giftige Verdacht (warum denn giftig?) von geheimen iesuitischen Absichten sich fast epidemisch ausgebreitet habe, daß man beinahe auch die Ueberbleibsel einer gemeinnüzigen Gesinnung bezweifele, er also viel eher auf nachtheilige Beurtheilung als auf Beifall rechnen könne: wehe alsdenn allen ehrlichen Leuten, aber noch mehr wehe den Buben, die einen solchen Verdacht nothwendig gemacht haben. Vor der Hand hat der V. wol nichts zu fürchten, so lange er Vertheidiger der innern Religion, und deren Aufrechthaltung bleibt. Man wird denn schon so billig seyn, und ihm das zu Gute halten, wenn er der Verbreiter von Schwedenborgischen Träumen wird. In der That ist es befremdend, wenn ein Mann, der an der allgemeinen Aufklärung einen so starken Antheil hat, um gewisser Lieblingsmeinungen willen, über Aufklärung zu klagen anfängt. „Daß unter ihrer Firma vorgeschrieben würde, was zur christlichen Religion zur Noth noch gehören dürfe, was wir selbst denken und urtheilen müßten, um Christen — nein um aufgeklärte Menschen zu werden." Wie? sind denn Christen keine aufgeklärte Menschen! Wenn einige Aufklärer zu weit gingen, ist denn darum die Aufklärung selbst ein Uebel? Verbietet denn, wie der V. wähnt, die Aufklärung, unsre Erfahrungen, so geheim und stille wir sie zu unserm Nuzen und Vergnügen samlen, nicht gestehen zu dürfen, die innersten Bewegungen unsers gottergebenen Gemüths wie verstohlen, wie schändliches unrechtes Gut verbergen zu müssen? Wahre Aufklärung gestattet iedem Menschen, vernünftige

Er-

Erfahrungen ohne Scham vorzubringen. Aber wenn das, was man erfahren haben will, den Erfahrungen uneingenommener sachverständiger Menschen schnurgerade widerspricht, dann sagt sie wohl, das es unrechtes Gut sei. Wie vermenget doch der V. die Begriffe!

In der Abhandlung selbst urtheilet er über die heiligen Bücher der Juden in Beziehung auf den Messias, und wie viel die grichischen Juden zur moralischen Aufklärung beigetragen. Er bemerket sehr richtig, daß man sich noch immer nicht in historische Untersuchnng der Uebersezung der 70 eingelassen habe. Er meinet, daß Justin seine Uebersezung davon durch Montanisten, oder iüdisch fanatische Christen, diese aber aus den Händen fanatischer mitvergnügter Juden, die Verfasser der fanatischen Apokryphen waren, erhalten hätte. Worüber er zum Beweise anführt. „Daß Justin und andre Schriftsteller daraus erweisen wollen 1) es sei in diesen Büchern der Juden von J. C. das alles nach allen, auch kleinen historischen Umständen prophezeiet worden, was in der Erzählung von J. C. in den schriftlichen Aufsäzen die Christen izt mittheilen. 2) Es sei noch manche Erfüllung übrig, oder bald werde noch ein Reich Christi auf Erden eintreffen." Dahin gehörte auch die vorsezliche Verfälschung der Zahlen des ersten Buch Mosis wider den steten Inhalt des hebr. Textes und das Einschieben von mehr als tausend Jahren.

S. 19 urtheilet der V. über den Kanon: daß die alte Kirche unter der begünstigenden Autorität der Kaiser und Könige sehr leicht habe festsetzen können, wie die öffentliche Religionssprache rechtmäßig (dem Willen der Bischöfe gemäß, denn innerlich rechtmäßig, göttlich sey hier nichts) geredet werden solle. Weder alt noch neu Testament gebe ein feststehendes Verzeichniß der alleinigen Vorstellung, die mit ieder Redensart nun so verbunden wären, daß die moralische Wolfart und Seligkeit sogar nun daran hinge.

S. 59 bringt er die Vermuthung an, daß die Essener einen geheimen Orden ausgemacht hätten, welcher sich mehr auf Erforschung der körperlichen Welt in viel freierer Verbindung der Moral gelegt hätte. Er besorgt hierbei, daß die Spötter der geheimen Chymie sich wider ihn erklären möchten, tröstet sich aber damit; daß die ganze alte Historie es bei allen Völkern unterstüze, daß es ausser der öffentlichen gemeinen Kenntniß aller Künste und Wissenschaften auch noch

eine unbekannte Beschäftigung gäbe, welche zur eignen Wahl einzelner Menschen gehöre, und ihnen so frei stehe, als andern alle sinnlichen rauschenden Belustigungen frei stehen. Das wohl! aber davon ist die Rede, ob eine solche unbekannte Beschäftigung innern Grund habe, und zur Erforschung der körperlichen Welt ein anderes zu Werke gehen nöthig und weise sei, als das, was sich einem iedem so leicht darbietet. Mit der geheimen Sucht zur höhern Chymie ist es wohl öfters gerade so, als es vor einigen Jahren mit der Empfindsamkeit war, die alle wahre und große Empfindung zerstörete, oder sie in blossen Worten sezte.

Am Ende findet sich ein sehr freies Urtheil: daß die Obrigkeit nicht auf das Beste ihrer Staaten sehen würde, wenn sie den freiern Wachsthum der fähigern Christen durch die Unfähigkeit und Unwissenheit des großen Haufens einmal wie allemal einzuschränken für das beste Mittel halten wolte, moralische Besserung und die Ehre Gottes am gewissesten zu befördern.

Dergleichen große Urtheile findet man mehrere; und ob es gleich beschwerlich ist dem V. überall zu folgen, da der Vortrag sehr gedehnt, und an keine genaue Ordnung gebunden ist, so erwarten wir doch mit Verlangen die Fortsetzung.

Kr.

Die beyden Briefe Pauli an die christliche Gemeine zu Corinth. Frei übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Gottlieb Göpfert. D. G. W. Leipzig im Schwickertschen Verlage. 1788. 100 S. 8.

Der V., ein Schüler vom D. Morus, ist ein Prediger auf dem Lande, der seine, von Amtsgeschäften freien Tage, gern dem Studium der Bibel widmet. Die gegenwärtige Uebersetzung, soll zwischen weitläuftiger Paraphrase und wörtlicher Uebersetzung das Mittel halten. Die dem Texte untergesetzten Noten aber, in welchen der V. so wohl ältere Ausleger benutzt, als eigne Gedanken (die er aber aus Bescheidenheit nicht für seine eignen ausgeben will, weil sie doch

doch ein andrer schon gehabt haben könnte,) hinzufügt, sollen der Uebersetzung helleres Licht geben.

Mit innigem Vergnügen haben wir diesen Versuch durchgelesen, und dabei den Wunsch gehegt, daß doch alle Landprediger ihre Zeit so nützlich anwenden, und auf Universitäten nicht in spem futurae oblivionis ihre Studien treiben möchten. Sehr glücklich ist bei der Uebersetzung der Gesichtspunkt gewält, zwischen weitschweifige Paraphrase und wörtliche Uebersetzung das Mittel zu halten. Denn wörtliche Uebersetzung giebt uns gewöhnlich den Text eben so dunkel wieder, gedehnte Umschreibung aber verwässert und verschlämmet oft die kernhaftesten Gedanken. Medium, heißt es da mit Recht, tenuere beati. Und das hat der V. zu unsrer völligen Zufriedenheit gethan. Eben so findet man auch über die schwersten Stellen sehr gute und pertinente Anmerkungen.

In einigen Stellen sind wir inzwischen andrer Meinung, die wir hier offenherzig äußern wollen. Der V. mag dies als eine Erfüllung seines in der Vorrede geäusserten Wunsches betrachten, daß man ihn unpartheiisch beurtheilen möchte. Gleich Cap. 1, 2. schließt er, mit den meisten Interpreten, aus den Worten des Grusses: συν πασι τοις επικαλȣμενοις το ονομα τȣ Κυριȣ ἡμων Ιησȣ Χριςȣ, εν παντι τοπω, αυτων τε και ἡμων, daß dieser Brief nach Pauli Absicht auch andern Gemeinen in Achaja von den Corinthern kommunizirt werden sollte, weil er sie sonst nicht gegrüßt haben würde. Allein der Inhalt des Briefs passet doch nur zunächst auf die Corinther, und es ist unwahrscheinlich, daß der sonst so behutsame Paulus, einen Brief, in welchem er den Corinthern so harte Vorwürfe macht, auch andern Gemeinen zugleich bestimmt haben sollte. Vielmehr, scheint es, fielen dem Apostel, da er die Corinthischen Christen nannte, bei seiner gefühlvollen Denkungsart, alle Christen überhaupt ein, denen er nun zugleich mit Glück wünschet. Der Gruß muß also wohl abgesondert vom Briefe betrachtet werden. — Cap. 2, 6 f. versteht er σοφια von der christlichen Religion überhaupt; allein die war ja für alle, und nicht blos den τελειοις bestimmt, und die Ausdrücke δοξα, in keines Menschen Herz ist es gekommen u. s. w. lassen sich kaum mit dieser Erklärung vereinigen. Vielmehr scheint σοφια auf die höhern Offenbahrungen und Entzückungen zu gehen, deren die Apostel oft gewürdigt wurden, und in welcher sie ein Vorgefühl der künftigen Seeligkeit der Christen

sten hatten. Dieser Entzückungen rühmt sich Paulus öftrer, und diese konnte er freilich nicht gut in gewöhnliche Worte einhüllen, und höchstens nur den τελειοις, d. h. denen, die gleicher Gefühle fähig waren, mittheilen. Auf diese passen die Ausdrücke v. 9. und diese können mit Recht der σοφια τȣ αιωνος τȣτȣ entgegengesetzt werden. — Cap. 2, 13. wo es heißt πνευματικοις πνευματικα συγκρινοντες, vergleicht er bei συγκρινειν sehr gut das hebr. בחר interpretari, was die LXX. durch συγκρινειν übersetzen. Nur mögten wir πνευματικοις nicht mit dem V. für den dativus masc. nehmen, wodurch der parallelismus mit dem vorhergehenden unterbrochen wird, sondern lieber durch δια πνευματικων λογων auflösen. „Geistes Offenbahrung drücke ich aus mit Geistes Worten." — Cap. 3, 13 übersetzt der V. die Worte: ἡ ἡμερα δηλωσει, durch: „die Zeit wird es lehren." Aber dies dünkt Rec. doch ungewöhnlich. Lieber möchte er diese Worte in diesem Zusammenhange auflösen durch: ὁ Χριστος εν τῃ ἡμερα εκεινῃ δηλωσει. — Cap. 6, 4. wo der Apostel den Corinthern Verweiße giebt, daß sie ihre Rechtshändel vor heidnische Gerichtsstühle brächten, heißt es: Βιωτικα μεν ȣν κριτηρια εαν εχητε, τȣς εξȣθενημενȣς εν τῃ εκκλησια, τȣτȣς καθιζετε. Dies übersetzt der V. mit den meisten Interpreten auf folgende Art: „wenn ihr nun solche geringe Streitigkeiten habt, je nun so nehmet doch die geringsten unter euch zu Richtern." Aber warum, fragen wir mit Recht, grade die geringsten Christen? und können uns diese Frage nicht befriedigend beantworten. Griesbach hilft sich damit, daß er hinter καθιζετε ein Fragzeichen setzt, so daß folgender Sinn herauskommt: „Ihr wolltet verachtete Christen zu Richtern setzen?" Allein, dann ist der Satz falsch, denn sie wählten Heiden. Am besten nimmt man drum wohl τȣς εξȣθενημενȣς εν τῃ εκκλησια für „Heiden, welche in der Gemeine verachtet zu seyn pflegten." „Ihr wolltet Heiden, ist dann der Sinn, die euch sonst so verächtlich sind, zu Richtern wählen?" Nun schließt sich auch der 5te V. sehr genau an. — Cap. 10, 16. wo es heißt: το ποτηριον της ευλογιας ὁ ευλογȣμεν, ȣχι κοινωνια τȣ αἱματος Χριστȣ εστιν; κ. τ. λ. macht der V. folgende Anmerkung: „Wenn Brod und Wein uns in die Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi setzt, so muß freilich der Leib und das Blut Christi gegenwärtig seyn, — es kann aber auch so geschehen, daß wir uns dadurch als Bekenner seiner Religion zeigen." Ja wohl,

ja

ja wohl, und dafür spricht der Zusammenhang offenbahr. — S. 40. 41. setzt der V. aus den dogmatischen Vorlesungen des Probstes Reinhard, die Beweißart der lutherischen Meinung vom h. A. hinzu. Es würde aber zu weitläuftig seyn, hierüber unsre Gedanken zu äußern.

Der V. verspricht eine ähnliche Uebersetzung der katholischen Briefe. Wir sehen ihr mit Vergnügen entgegen.

Qr.

Gedanken von dem wahren Sinne der Einsetzungs-Worte Jesu bey der Stiftung des heiligen Abendmahls: Esset, das ist mein Leib, trinket, das ist mein Blut! entworfen von S. T. v. E. Breslau bey Wilhelm Gottlieb Korn. 1788. 127 S. 8.

Absicht des V. ist, die Meinung der Katholiken und Reformirten zu widerlegen, und über die Meinung der Lutheraner mehreres Licht zu verbreiten. Aber die Ausführung hat unsern Beifall gar nicht. Der V. ist gar zu weitschweifig, verliehrt sich oft in unnöthige Digressionen; ist, weil er seine Materie vorher nicht gehörig disponiren mogte, zu häufigen Wiederholungen ein und derselben Sache genöthigt; besitzt nicht die zu einer solchen Untersuchung erforderliche Kaltblütigkeit, und Sprachkenntniß, und läßt sich nur gar zu sehr von zu großer Vorliebe für sein System leiten. Einzelne Bemerkungen mögen dies allgemeine Urtheil rechtfertigen.

Nach einer Einleitung von mehreren Seiten, deren Inhalt Rec. füglich auf Eine zusammen zu drängen sich getraute, macht sich der V. zuerst an Widerlegung des katholischen Systems. Nachdem er gezeigt hat, daß, wenn eine wirkliche Verwandlung vorgegangen sei, uns unsere Sinnen, Gesicht und Geschmack davon überzeugen müssen, fügt er S. 13. noch folgendes hinzu: „da einstmahls die Jünger Jesu einer Erscheinung von demselben, nach seiner Auferstehung gewürdiget wurden, und sie in den erstern Augenblicken glaubten, sie sähen nicht den Herrn, sondern einen Geist, so redete sie derselbe Luc. 24, 39. so an: untersuchet, betrachtet doch mich!

Füh-

Fühlet mich selbst an! Ein Geist hat ja nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich es habe? Erlaubet, befiehlt er uns nicht hierdurch, eine genaue Untersuchung anzustellen, ob er, ob sein Leib und Blut dasjenige wirklich sei, was vorgegeben, und von manchem geglaubt wird, daß es solches sei? Kann also wohl Brodt, auch das gesegnete Brodt, wenn wir es genau betrachten und seine Beschaffenheit und Eigenschaften untersuchen, der wahrhaftige Leib Jesu sein? Kann der Wein, der gesegnete Kelch wohl das Blut Jesu Christi sein? da beide nicht diejenigen Eigenschaften besitzen und haben können, welche Jesu Fleisch und Blut hat?" Mit solchen weit hergeholten Beweißen ist nichts gewonnen Der Gegner wird durch nähere Bestimmungen seiner Meinung, und durch Unterscheidung des einen Falles von dem andern Ausflüchte genug finden. Das zweite Argument des V. gegen die Katholiken, ist von den Worten τυτο εϛι hergenommen. Sollte τυτο auf αρτος gehen, so müßte es ὑτος heissen. So aber da τουτο dastehe, so folge unwidersprechlich, daß εϛι nimmermehr auf αρτος gezogen werden könne und solle, sondern daß hier außer diesem ausgetheilten, und zum Genusse gereichten αρτω noch etwas anderes, mit demselben aber verbundenes, von dem göttlichen Stifter dargereicht, geschenkt, und mitgetheilt worden sei, welches sie mit dem αρτω zugleich erhalten, und vornehmlich geniessen sollten; auf welches sich das τουτο εϛι beziehe, und mit welchem es eigentlich in Verbindung stehe Und das könne nichts anders gewesen sein, als Christi heiliger Leib selbst, weil er ausdrücklich sage: dieses, was ich euch hiermit darreiche, ist nicht blos αρτος, sondern ich gebe euch mit demselben etwas, was ich meinen Leib nenne, und welches derselbe auch in der That ist. Allein so unwidersprechlich folgt hieraus wohl nicht, daß τουτο nicht auf αρτος gehen müsse. Denn, wenn hier gleich erzält wird, daß Christus τον αρτον genommen, und drauf gesagt habe: τουτο εϛι etc. so folgt daraus noch nicht, daß Christus auch gesagt habe: ich nehme τον αρτον, τουτο εϛι, (was äusserst überflüssig gewesen wäre, da jeder, ohne seine Erinnerung sah, daß er das Brod hinnahm.) Nur in dem Falle, wenn Christus kurz vorher τον αρτον genannt hätte, könnte man allenfalls zweifeln, ob das im genere verschiedne τουτο auf αρτος gehen könne. So aber sagte Christus im Allgemeinen, ohne grade an das bestimmte substantivum לחם oder רקיק zu denken, ob das

gen.

gen. masc. oder fem. sei: dieses, nämlich was ich hier in der Hand halte, ist mein Leib. Eben so auch mit den Worten, die Christus bei Umherreichung des Kelchs aussprach. So z. B. kann ich, wenn ich ein gutes Glas Wein in der Hand halte, füglich sagen: „das (nämlich was ich hier in der Hand habe) ist guter Wein!" Ein anderes aber ist es, wenn ich das substantivum Wein vorher schon selbst genannt habe; dann muß sich das pronomen nach dem genere des substantivi, worauf es geht, richten; z. B. „Woher haben Sie den Wein? der ist gut!" Also mögte der Ausdruck τουτο wohl ein morscher Pfeiler unsers orthodoxen Systems seyn.

Nach beyläufiger Widerlegung einiger Misbräuche, den die Katholiken vom h. A. machen, kommt er auf das System der Reformirten, was der V. ganz unverantwortlich mishandelt. Seine Argumente gegen sie, so viel wir sie aus den häufigen Wiederholungen und aus der faden Deklamation haben herausfinden können, sind ungefehr folgende: 1) sagt er, trete man der hohen Würde des erhabnen Stifters viel zu nahe, wenn man ist in bedeutet so muthwillig verändern wolle, worüber dann der V. ein gar entsetzliches Geschrei anhebt; (aber bedenkt dann der V. gar nicht, daß εστι ohne alle Veränderung auch gar oft σημαινει heisse? — doch davon hernach.) Diese Veränderung oder Verbesserung sei um so strafbarer, da die 3 Evangelisten und Paulus alle die Worte das ist unverändert beibehalten hätten, wenn sie gleich übrigens in ihren Erzählungen vom h. A. variirten. (Gar nicht zu verwundern, da Christus keinen natürlichern Ausdruck gebrauchen konnte, — S. oben, — und folglich die Evangelisten und Paulus auch nicht anders wieder erzählen konnten.) Aber, könne ihm jemand einwenden, man verändere das Wort εστι gar nicht, sondern es bleibe; man nehme es nur in einer uneigentlichen Bedeutung, für bedeutet. Hierauf aber antwortet der V. das ist, schlechtweg gebraucht, bejahe immer ernstlich, oder zeige an, daß das Prädikat dem Subjekte gewiß und unfehlbar zukomme, und wenn nicht dabei stehe, daß es ihm unfehlbar nicht zukomme, was sonst aus der Glaubwürdigkeit der Geschichte und aller Erzählungen werden wolle? Und wenn das ist einen solchen Doppelsinn hätte, so würde sich Christus hie dessen nicht bedient, oder doch wenigstens eine Erklärung hinzugefügt haben. Beiläufig sucht er dann auch durch Beispiele, die gar nicht

nicht zur Sache gehören, es auf die elendeste Art lächerlich zu machen, daß das ist auch manchmahl das bedeutet heissen solle. Endlich beschließt er mit der Frage: ob man sich wohl was abgeschmackteres denken könne als dies? Aber die Frage mögten wir auf des V. Behauptungen anwenden. Denn wer kann leugnen, daß εστι öftrer im N. T. und noch jetzt, und wahrscheinlich zu allen Zeiten in der Sprache des gemeinen Lebens, auch sehr oft so viel heisse, als das bedeutet. Dies giebt auch der V. in dem gleich folgenden zu, hilft sich aber damit, daß εστι nur dann bedeutet heissen könne, a) wenn es dabei stände, daß es so genommen werden solle, oder b) wenn die Symbola so auffallend wären, daß keiner zweifeln könne, daß εστι bedeutet heissen müsse. Das erstere requisitum finden wir äusserst sonderbar. Wir wollten es jedem verdenken, wenn er je εστι für bedeutet brauchen, und weitläuftig dabei schreiben wollte, daß es hier bedeutet heissen solle, da man das kürzere σημαινει hat. Das zweite lassen wir ehe gelten, nur, sagt der V. wäre man immer den Beweiß schuldig geblieben, daß hie dergleichen Symbola wären. Nun gut so soll er ihn hier finden. Brod und Wein sind doch wohl Symbols genug. Und daß beide hier am natürlichsten als Symbole genommen werden können, sieht man daraus, daß Jesus immer aus dem ihn umgebenden Lokale Veranlassungen zu symbolischen Belehrungen herzunehmen pflegte. Beim Anblicke der aufgehenden Sonne sagte er: Ihr seid das Licht der Welt; beim Anblicke eines Weinbergs: Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben! Joh. 14. Welcher Gedanke konnte also wohl natürlicher in den Seelen der, an diese symbolische Belehrung gewöhnten Jünger, erwachen, als der: sicher will Christus uns auch hier auf eine symbolische Art von seinem nahen Tode belehren, von welchem er kurz vorher mit ihnen geredet hatte. Spricht also der Zusammenhang nicht genug für Symbole? Und ist der symbolische Sinn hier nicht natürlicher als der wörtliche? Verdienet jener nicht auch deswegen den Vorzug, weil dabei steht: wiederholet dies Mahl öftrer zu meinem Andenken, — was ebenfalls Erinnerungsmittel oder Symbole vorauszusetzen scheint. Eben so steht εστι für bedeutet Ez. 12, 10. 37, 17. Gal. 4, 24. Apoc. 1, 20. Joh. 14. 1. Lauter Stellen, die V. wohlweißlich mit Stillschweigen übergeht. 2) Beruft sich der V. für die lutherische Meinung darauf, daß εστι nicht auf αρτος gehe, weil

weil τουτο sich nicht auf αρτος beziehen könne. Folglich falle hier auch die Erklärung deswegen schon weg, daß εστι bedeutet heissen könne. Aber die Prämisse ist falsch. S. oben. 3) 1. Cor. 10, 16. lasse gar keinen Zweifel an der lutherischen Meinung übrig. Da heisse es ausdrücklich, daß das Brod mit dem Leibe, der Wein mit dem Blute Christi in Gemeinschaft stehe, folglich könnten Brod und Wein nicht blos Leib und Blut bedeuten. Allein Paulus will hier den Corinthern durch ein Beispiel begreiflich machen, man müsse nicht an den heidnischen Opfermahlzeiten theilnehmen, weil man sich sonst dadurch für einen Götzendiener erkläre. In dieser Verbindung will also diese Stelle wohl nichts weiter sagen, als: „Tretet ihr nicht durch den Genuß vom Brode und Weine im h. A. mit Christo in Gemeinschaft, d. h. erkläret ihr euch dadurch nicht für Verehrer desselben? Eben so erklärt ihr euch aber auch für Verehrer der Götzen, wenn ihr an heidnischen Opfermahlzeiten Antheil nehmet." Diesen Sinn wollten wir noch mit mehreren aus dem Zusammenhange entlehnten Gründen beweisen, wenn uns nicht der Raum fehlte. Der V. aber faßt den Zusammenhang dieser Stelle, unsrer Meinung nach, ganz falsch. 4) Meint der V. wenn εστι bedeutet heissen sollte, und folglich die ganze Feierlichkeit nur die Absicht gehabt habe und noch habe, uns an Jesu Leiden zu erinnern: so wäre es ja sonderbar, daß Christus Brod und Wein zu geniessen befohlen habe. Um sich an Jesu Leiden und Tod zu erinnern, sei es ja dann besser, daß man Brod und Wein unter dem Andenken an Christi Leiden in die Erde scharre. Da wir aber beides geniessen sollten, so sehe man daraus, daß uns Christus die allerseeligste Seelennahrung habe verschaffen wollen. Der V. setzt also voraus, daß die Einsetzung des h. A. eine von der Passahmahlzeit ganz verschiedne Begebenheit gewesen sei, was einem aber kaum einfallen kann, wenn man mit den Gebräuchen der Passahfeier bekannt ist, und diese mit der Erzählung vom h. A vergleicht, — und dann fällt dieses ganze Argument über den Haufen, gegen welches wir ohnehin noch mehreres erinnern könnten.

Endlich kommt der V. zur Beurtheilung des lutherischen Systems. Versteht sich, daß er in allen Punkten streng orthodox ist, die vnio sacramentalis ausgenommen, deren gegründete Schwürigkeiten er zeigt, und sich dagegen die Sache so denkt: unter Brod und Wein, meint er, wären „alle die

Früchte, alles das Heil, das Gute und alle die Seeligkeiten zu verstehen, welche er uns durch die Aufopferung seines Leibes und durch die Vergiessung seines Blutes am Kreutze erwerben sollte, wollte, und konnte. Und diese theile er uns unter dem geseegneten Brode und Weine mit, und mache sie uns zu eigen. Auf eine solche Art sei uns Leib und Blut genießbar." Zum Beweiße beruft er sich besonders darauf, daß öftrer metonymisch die causa für den effectus gesetzt werde. Also könne auch Leib und Blut für die uns durch Leib und Blut erworbnen Güter stehen. Eine Erklärung die dem Nachdenken des V. Ehre macht. Aber im Grunde nähert sie sich dem reformirten Systeme, indem ich doch bei dem Essen und Trinken wenigstens an symbolisirte Mittheilung gedenken muß. Und ob nicht die Erklärung, die die Reformirten von den Einsetzungsworten geben, in vielen andern Rücksichten leichter sei, und den Vorzug verdiene, ist eine andre Frage.

Damit aber V. und Leser nicht etwan denken mögen, Hr. Nicolai hätte dies Buch einem reformirten Theologen zur Recension gegeben, so sieht sich der lutherische Rec. genöthigt, kürzlich sein Glaubensbekenntniß hier abzulegen. 1) Er erklärt die Einsetzungsworte, so wohl wie sie die Evangelisten, als wie sie Paulus 1. Cor. 11. erzälen, ganz nach reformirten Grundsätzen, weil sie die natürlichste und leichteste von der Welt ist, man mag auf den Sprachgebrauch, oder auf die Gewohnheit Jesu, vom Locale Gelegenheit zu Belehrungen herzunehmen, oder auf den herauskommenden Sinn sehen. Daß Paulus insonderheit bei εςι an nichts weiter dachte, sieht man theils aus dem Zusatze εις την εμην αναμνησιν, was doch am natürlichsten ein Symbol, ein Erinnerungsmittel voraussetzt, — und aus V. 25. wo er nicht sagt: τυτο το ποτηριον εςι το αἷμα μυ, sondern τ. τ. π. ἡ καινη διαθηκη εςιν. 2) V. 27. aber leitet der Ausdruck darauf hin, so natürlich er auch erkläret werden kann, (z. B. wer unwürdig dies Mahl feiert, der ist eben so strafwürdig, als wenn er sich am Leibe und Blute Christi selbst versündigte,) daß Paulus außerdem noch an irgend eine anderweitige Verbindung zwischen Brod und Leib, Wein und Blut Christi gedacht haben müsse, über welche er sich aber nicht weiter erklärt. 3) Folgert Rec. aus num. 2. gar nicht, daß nun auch τουτο εςι auf diese geheimnißvolle Verbindung gehen müsse, — denn das leidet bei Erzählung der Einsetzungsworte der Zusammenhang

hang nicht, (S. oben,) sondern daß Paulus beide Ideen gehabt haben muß, so wohl von symbolischer Bezeichnung, als von irgend einer höhern Vereinigung; zwei Ideen, die auch füglich neben einander bestehen können. Folglich dürfte wohl die beste Art, Reformirte und Lutheraner mit einander zu vereinigen, die seyn, wenn man jedem unter diesen Umständen freie Wahl liesse, eins von beiden, oder beides anzunehmen. Die engen Grenzen einer Recension, die wir ohnehin schon überschritten haben, erlauben uns keine weitläuftigere Erklärung.

Qr.

Religion, Glaube und Tugend im Verhältnisse gegen einander betrachtet von Andreas Gottlieb Masch, herzogl. Hofpr. Consistorialrath und Superintendent. Schwerin, Wismar und Bützow. In Verlag der Bödnerischen Buchhandlung 1788. 8. 248 Seiten.

Diese Schrift ist zum Theil dogmatischen und zum Theil polemischen Inhalts. Eigentlich soll sie wohl, was man ihrer Ueberschrift nicht ansieht, eine Apologie des christlutherischen theologischen Lehrbegrifs, des biblischen Kanons, der göttlichen Inspiration aller darin befindlichen Schriften, der Gottheit Christi, und seiner Stellvertretung, der Dreieinigkeit u. s. w. seyn, und besonders die Herren Semler, Eichhorn, Döderlein und Hufnagel, welche sich in Bestimmung des moralischen Zwecks der Gesandschaft und Sendung Jesu, oder im Seligsprechen der Heiden, oder in zu freier Beurtheilung des biblischen Kanons, auf gefährlichen Irrwegen haben betreten lassen, ob sie gleich Doctoren der lutherischen Gottesgelahrheit sind, zurechte weisen. Rec., der gern die ganze Idee seines zu beurtheilenden Schriftstellers auffassen mag, um dem Leser, der das Buch selbst kennen will, ob er es gleich nicht lieset, eine klare Uebersicht davon zu geben, hat sich mit Mühe durch die 118 Paragraphen lange Abhandlung, die zwar in strenger mathematischer Lehrart, aber doch nicht eben sehr lichtvoll geschrieben ist, mit allen ihren Definitionen, Prä-

missen und deren Beweisgründen, Schluß- und Folgesätzen aus den Prämissen hindurchgearbeitet, und kann nunmehr dem Leser von ihrem Inhalt folgenden ganz kurzen Abriß machen: Der Mensch, als ein Geschöpf Gottes, muß in ein richtiges Verhältniß (in einem richtigen Verhältniß) gegen Gott stehen, d. h. er muß im Stande seyn, alle wesentliche Verpflichtungen gegen Gott zu erfüllen. — In dieses Verhältniß hatte ihn auch Gott zu der Zeit, da er erschaffen worden, gesetzt. — Aber der Mensch setzte sich durch die Sünde aus diesem richtigen Verhältniß gegen Gott heraus, und brachte sich in ein unrichtiges. — Wie soll er nun aus diesem unrichtigen Verhältniß in das richtige wieder hinein kommen? Dazu muß der Religionsunterricht ihm das Mittel anweisen, der muß das Verhalten, wodurch er in dasselbe wirklich versezt wird, selbst bestimmen. — Da das unrichtige Verhältniß der Menschen gegen Gott durch ein freiwilliges unrechtmäßiges Verhalten der ersten Menschen entstanden ist, und die göttlichen Rathschlüsse sich auf das zufällige Verhalten der Menschen beziehen: so beruhet jenes Mittel auf einem göttlichen Rathschluß, und das Verhalten des Menschen, um in richtiges Verhältniß gegen Gott wieder versetzt zu werden, ist ein von Gott geordnetes Verhalten, dessen Ausübung die Religion im engsten Verstande ausmacht. — In den göttlichen Rathschluß kann der Mensch nicht hineinsehen, den kann er a priori nicht bestimmen. Er muß ihm vielmehr von Gott selbst offenbart und bekannt gemacht werden. — Dies muß, der Natur der Sache nach, durch ein göttliches Zeugniß geschehen, weil Gottes Rathschluß nicht anders bekannt werden kann. Dem Zeugniß muß der Mensch glauben. — Mithin wird es für ihn dabei auf Allein glauben ankommen. Des Menschen Sache wird dabei reine Glaubenssache seyn; sein nunmehriges Verhalten nichts anders seyn können, als der Glaube, der göttliche Rathschlüsse als wahr annimmt. — Indessen der Glaube muß Tugend, Fertigkeit in guten, rechtmäßigen Handlungen, wirken; denn die wesentlichen Verpflichtungen des Menschen gegen Gott und deren Erfüllung bleiben unveränderlich. Der Mensch muß durchaus vollkommen seine Pflicht leisten, um wieder in das rechte Verhältniß mit seinem Schöpfer zu kommen. — Allein der arme, zerrüttete Mensch, selbst der größte Philosoph und beste Christ kann das nicht. Die Religion muß daher der Unvollkommenheit

heit der Tugend zu Hülfe kommen und deutlich machen, wie es zugehet, daß ein Mensch von Gott also beurtheilt werden könne, als wenn er in einem richtigen Verhältniß gegen ihn stehe, wiewohl sich dieser nie so hoch hinaufschwingen kann, daß er alle wesentliche Pflichten, die ihm obliegen, erfülle. — Zwei Mittel lassen sich dabei nur denken. Entweder Gott nimmt das unvollkommene Verhalten des Menschen für vollkommen, quid pro quo, an — oder das Verhalten eines andern tritt ins Mittel. Welches von beiden das rechte sey, muß aus den bekannt gemachten göttlichen Rathschlüssen entschieden werden. — Nun kömmt es also darauf an, welche Religion in ihrem Lehrbegriff ein Mittel anweise, durch welches der Mensch in ein richtiges Verhältniß gegen Gott versetzt werde; die natürliche, oder heidnische, oder jüdische oder christliche? — Die natürliche nicht; denn die hat ihren wahren Unterricht von Gott und den Pflichten des Menschen aus dem Christenthum entlehnt; nicht jeder einzelne Naturmensch, in Grönland, in Kamschatka, auf Otaheite, weiß etwas davon. Gesetzt ihre Wahrheiten, wie sie der kultivirte Mensch aus dem Begriff eines göttlichen Wesens folgert, wären ein bloßes Naturproduct, so ist doch keine darunter, die auf einem göttlichen Rathschluß beruhete, also im engsten Verstande zur Religion gehörte; keine, die ein einziges Mittel angäbe, wodurch der sündige Mensch in ein richtiges Verhältniß gegen Gott, aus dem er sich heraus gesetzt hatte, wieder zurück gesetzt werden kann. Die so genannte natürliche Religion läßt also den durch das Uebergewicht der Sinnlichkeit zerrütteten Menschen hülflos — sie kann ihm weder hinlängliche Kraft zur vollkommenen Tugend geben, noch ihm beweisen, daß Gott mit seiner unvollkommenen Tugend zufrieden seyn werde, wozu eine göttliche Erklärung gehört. — Die heidnische Religion vermag es eben so wenig, denn die lehrt ja, wie wir aus der Geschichte wissen, Vielgötterei, Aberglauben, Zauberei, Menschenopfer zur Versöhnung der Götter, und andere Schandthaten, welche alle wesentliche Verpflichtungen gegen den wahren Gott aufheben. — Aber wie hält es mit der jüdischen, in dem A. Testament enthaltenen? Ja, da finden wir schon bekannt gemachte Rathschlüsse Gottes und Vorschriften zu einem darauf gegründetem Verhalten des Menschen. Da wird ein Weibessaame, ein Messias verheißen. Da finden wir göttliche Erklärungen, Weißagungen,

Verheißungen, worauf, vom frommen Abraham an, die Frommen ihren Erwartungsglauben gründen. Da macht Gott mit dem Stammvater dieser Gläubigen einen Bund, macht den Rathschluß bekannt, daß der Israelite in ein richtiges Verhältniß gegen ihn zurück gesetzt werden soll, daß er die Erfüllung der Bundeszusagen eben so wieder erhalten kann, als wenn er nicht seine Verpflichtungen übertreten hätte. Da verordnet Gott durch Mosen das Mittel, wodurch dieses geschehen soll, und setzt ein besonderes Verhalten fest, daß das Opfer in der vorgeschriebenen Ordnung gebracht werden soll. Der Israelite glaubt Gott, beobachtet dies Verhalten, und wird in ein richtiges Verhältniß zurück gesetzt, oder von seinen Sünden gereiniget. Hier ist also eine wahre Religion, welche solange eine göttliche ist und bleibt, als Moses Anordnungen göttliche Anordnungen sind. —

Aber warum ließ es Gott nicht dabei? könnte jemand fragen. Nein! das gieng nicht. Die israelitischen Gebräuche, und besonders die Opfer (wenn es gleich zu den Schiksalen der itzigen Tage gehört, die Vorbilder im a. T. zu leugnen) waren doch nur vorbildende Handlungen, hatten nur eine vorbildende Beschaffenheit — die Darbringung der Opfer gehört nicht einmal zu den wesentlichen Verpflichtungen eines Menschen, er bringt sie selbst als Mensch nicht einmal dar, sondern der Hohepriester thut es — Gott hatte dabei nicht blos das in die Sinne fallende zur Absicht. Diese gieng viel weiter. Die angeordneten Handlungen sollten nur Vorstellungsmittel dessen seyn, was in der Folge der Zeit deutlicher geoffenbart worden, und die Schriftsteller des N. Testaments uns erklären — Alle bezogen sich nach deren Zeugniß auf den Gottmenschen Messias — der kam in der Person Christi. Und nun sind wir bei seiner Lehre, bei der christlichen Religion — Diese allein zeigt uns das Mittel, wodurch der Mensch in das rechte Verhältniß gegen Gott wieder zurück gesetzt, an einer Seite Begnadigung und Vergebung der begangenen Sünden wegen erlangen, an der andern Seite aber auch in den Stand gesetzt werden kann, Tugend zu üben, nemlich den Glauben an den blutigen Tod Jesu. — Dieser Jesus Christus ist an unsere Stelle getreten. Sein Mittleramt hat möglich gemacht, daß Menschen, welche niemals ihre wesentlichen Verpflichtungen erfüllen können, doch in der ganzen Ewigkeit also von Gott behandelt werden, als wenn

sie

sie selbige erfüllt hätten; folglich die göttliche unveränderliche Gerechtigkeit dem seligen Zustande der abgewichenen Menschen nicht mehr entgegen stehet. — In seiner Religion ist uns aber auch gesagt, was für Veränderungen bei einem Menschen vorgehen müssen, wenn das was Jesus möglich gemacht hat, bei einzelnen Menschen wirklich werden soll, nemlich Reue über das unrichtige Verhältniß, völlige Besserung und Bewahrung eines richtigen Verhältnisses, Glaube an den Tod Jesu, oder Annehmung seines leidentlichen Verhaltens, zum Erwartungsgrunde des göttlichen Urtheils von unserm richtigen Verhältniß gegen Gott. — Daß nun Christi leidentliches Verhalten eine Wirkung zum Vortheil der Menschen haben könne, davon liegt der Grund in der Göttlichkeit seiner Person, welche nicht unter den wesentlichen Verpflichtungen gegen Gott stehet, unter welcher sich der bloße Mensch befindet. — In dieser Beschaffenheit der Person und des Verhaltens Jesu hat denn der Rathschluß Gottes über die Menschen einen richtigen und gewissen Grund. — Und damit die Wahrheit von der Person Christi geglaubt werden könne, so hat Gott durch Jesum eine andere Wahrheit bekannt machen lassen, nemlich die, daß in dem einigen göttlichem Wesen drei verschiedene Personen sind, durch welche es denn nun völlig gewiß ist, daß Menschen durch Jesum in ein richtiges Verhältniß gegen Gott zurück gesetzt werden. — So weit Hr. Masch.

Dies ist der Kern seiner ganzen, durch mancherlei Abschweifungen sehr ins Weite gedehnten und in ziemlich unkorrektem Deutsch geschriebenen Abhandlung. Der Leser wird daraus sehen, wie hier alles genau zusammenhängt, und Schluß an Schluß gekettet ist. Und Hr M. wird die Treue billigen, mit der wir seine Gedanken den Lesern vorgelegt haben. Für wen diese Abhandlung eigentlich geschrieben ist, wissen wir nicht. Für den gemeinen Christen kann sie es wohl nicht seyn, denn für den ist sie zu abstrakt und gelehrt; der lieset solche Bücher nicht, und versteht sie auch nicht. Also vermuthlich für den philosophischen Denker? Nun der wird sich denn auch die Zweifel, welche ihm etwa hie und da einfallen möchten, am besten selbst auflösen, einen oder den andern Satz, der noch nicht strenge genug bewiesen seyn möchte, sich selbst hinlänglich beweisen, mithin jede etwanige kleine Lücke in der Demonstration mit leichter Mühe ausfüllen können. Auf den polemischen Theil dieser Schrift wollen wir uns

hier nicht auslassen. Wer wissen will, wie Hr. M. seine Gegner, besonders den kühnen Dr. Husnagel abfertiget, muß das Buch selbst nachlesen.

Nur ein Paar Proben von des V. scharfsinniger Logik, wider welche Döderlein und Husnagel in ihren Schlüssen so oft anstossen, wollen wir doch hersetzen. Er will S. 60. 61. beweisen, daß Religion wirklich ohne Tugend seyn könne, oder mit andern Worten, daß jemand ohne tugendhaft zu seyn, in ein richtiges Verhältniß gegen Gott versetzt werden könne. Und dazu wählt er die Geschichte des Mörders Luc. 23, 29–43. „Der Mörder, sagt er, konnte unmöglich tugendhaft werden, oder sich eine Fertigkeit zur Erfüllung seiner wesentlichen Pflichten erwerben. Er hatte aber Religion, und bewilligte die göttlichen Rathschlüsse von einem Christus, wird überzeugt, dieser Jesus sey Christus, fassete das Vertrauen, daß er durch ihn in ein glükliches Reich aufgenommen werden könne. Nun folgte die Verheissung des sterbenden Erlösers, welche unleugbar anzeigte, daß er die Folgen eines richtigen Verhältnisses gegen Gott in der Ewigkeit erfahren sollte. Daher zeigt das Exempel die Möglichkeit, daß Religion ohne Tugend seyn kann." Man lege das aber nicht so aus, als ob Hr. M. die Tugend zurück setze. Behüte Gott! Er behauptet gleich darauf ausdrücklich: „Der Mensch der durch Religion in ein richtiges Verhältniß gegen Gott versetzt seyn will, bleibt wesentlich zur Ausübung aller Tugend verpflichtet" und S. 67 sagt er. „Der tugendhafte Wandel sey ein Beweis, daß ein Mensch Religion habe."

S. 90, 91. wirft der V. die Frage auf: Wie es wohl zugehe, daß von je her unter ganz verschiedenen Völkern, kultivirten und unkultivirten, Zauberei, Wahrsagerei, Zeichendeuterei, Tagewählerei, Todtenbefragen, kurz einerlei Aberglauben geherrscht habe? — Betrüger haben sich der Leichtgläubigkeit anderer bedient. „Wohl wahr! sagt Hr. M., aber wie geht es zu, daß kultivirte und nicht kultivirte Heiden sich gleich bereitwillig betrügen lassen? Wie viel setzet dies nicht zum voraus? Sollte hierin wohl nicht ein dunkels Zeugniß des Gewissens verborgen liegen, daß der Heide überzeugt ist, daß er mit dem, was er als Gott erkennt, nicht in einem richtigen Verhältniß stehe, und daß göttliche Rath-

schlüsse

schlüsse über den Menschen da sind, welche man auf diese Art erforschen wollen."

Me.

Das Ende eines Naturalisten; zur Warnung für unsere Zeiten: Nebst einigen damit in Verbindung stehenden nützlichen Betrachtungen. Entworfen und dem Publikum zur heilsamen Erwegung mitgetheilt von einem evangelisch lutherischen Superintendenten und Verehrer der reinen Wahrheit. Frankfurt, in Verlag der Hermannischen Buchhandlung, 1788. 8. 151 Seiten.

Es ist eine kitzliche Sache, einen Schriftsteller freimüthig zu beurtheilen, der wie dieser ungenannte V., seinem ungünstigen Kritiker schon zum voraus naturalistische Gesinnungen gerade auf den Kopf zusagt. Indessen da es izt etwas sehr gewöhnliches ist, aufrichtige Christen und christliche Gottesgelehrten, sobald ihre Religionssprache nicht ganz zunftmäßig ist, sogleich mit dem Schimpfnamen Naturalisten zu brandmarken: so läßt sichs ja dabei eben so ruhig seyn, als der Hr. Superintendent es an seinem Theil bei ungünstigen Urtheilen über dieses Buch seyn zu wollen versichert. Und so sey es denn offenherzig gesagt, daß Rec. von einem zur öffentlichem Warnung für unsere Zeiten geschriebenen Buche sich einen weit interessantereren Inhalt vorgestellt hätte. Wenn der Naturalist von Stande, den der V. hier zum lehrreichen Beispiel für andere aufstellen will, zugleich auch ein Mann von Einsicht und Prüfungsgeist in Sachen des Glaubens und der Religion, oder von irgend einem ausgezeichneten und zwar durch Naturalisterei erzeugten — moralischen Charakter gewesen wäre, und der V. hätte dann die an dem Baron von ** entdeckten wahren Ursachen seines Ueberganges vom Glauben des Christenthums zum Naturalismus ein wenig näher entwickelt; hätte uns seine individuelle Denkungs- und Lebensart, die erheblichen, bei dem redlichsten Wahrheitsforscher möglichen Zweifel und Bedenklichkeiten, welche seiner Ueber-

zeugung von der Göttlichkeit des Evangeliums im Wege stan-
den, etwas genauer entwickelt; uns den Mann, wenn
er wirklich Geist und Seele, einen Charakter von irgend einer
merkwürdigen Seite hatte, nicht en gros, sondern in einzel-
nen Zügen geschildert, und nun gezeigt, wie er, als Geistli-
cher, den unglücklichen Mann gewonnen, sein Gewissen ge-
rührt, Aufmerksamkeit auf die christliche Wahrheit bei ihm
erweckt, seine Zweifel gelöset, seine Bedenklichkeiten gehoben,
und ihm so zur festen Ueberzeugung von Jesu göttlicher Lehre,
zu besseren moralischen Gesinnungen, zur Ruhe der Seele und
zur Freudigkeit im Tode durch den christlichen Glauben verhol-
fen hätte — Dann möchte die Nachricht davon sehr lesens-
werth, und für das christliche Publikum ausnehmend lehrreich
gewesen seyn. Aber dergleichen muß man von dem Titel dieses
Buchs nicht erwarten. Der Naturalist, dessen Krankheit und
Tod es veranlaßt hat, ist, wie er hier beschrieben wird, ein
sogenannter Freigeist, oder Christenthumsverächter von ganz
gewöhnlichem Schlage, dergleichen man unter Leuten von al-
lerlei Ständen häufig genung findet; zwar von freier Lebens-
art und vornehmen Manieren, aber am Geiste roh und
ungebildet, ohne erworbene Kenntniß und Wissenschaft, ohne
die mindeste gründliche Einsicht in die Lehren der christlichen
und natürlichen Religion, deren keine von beiden er wohl je
geprüft, oder sich in genauer unzertrennlicher Verbindung
mit einander gedacht hatte. Der V. sagt uns von dem Ge-
müthscharakter des Barons nichts, als daß er sehr ehrbegierig,
doch gegen hülfsbedürftige Verwandten, wiewohl, seiner
Meinung nach, nur aus Eitelkeit, wohlthätig gewesen wäre.
Menschen von diesen Anlagen, wenn sie bei einer guten Er-
ziehung auch einen guten Religionsunterricht bekommen, pfle-
gen in der Folge eher Freunde, als Verächter des Christen-
thums zu werden. Aber daran scheint es unserm Baron
wohl gemangelt zu haben. Es kömmt mir vor, als wenn
die Religionsbegriffe, die ihm in früheren Jahren beigebracht,
und für Christi Lehre ausgegeben worden, nicht eben sehr ge-
läutert und berichtigt gewesen wären. Man sieht das aus den
zum Theil ganz rohen, ungesalzenen Einwürfen, die er auf
dem Krankenbette dem Hrn. Superintendenten, wenn der in
seiner besten Demonstration ist, zuweilen entgegen setzt. Sie
fallen manchmal ins Blaspheme, und es sind Spuren genug
vorhanden, daß der Baron die wahren christlichen Lehrsätze
nie

nie recht gefaßt habe. Was Wunder, wenn so ein junger Edelmann durch Eitelkeit und Wohlleben verführt, in der Folge mit den eingesogenen falschen Begriffen vom Christenthum dessen strenge moralische Grundsätze, die nun seinen Begierden im Wege stehen, mit jenen zugleich wegwirft, und auf die unselige Thorheit geräth, unter seinen Freunden den Ungläubigen und Christenthumsverächter spielen zu wollen. Vielleicht wäre er nie so weit verfallen, hätte nie die Lehre Jesu verlacht, wenn er sie in ihrer gesunden, lautern Einfalt gekannt hätte, und nicht statt Gottes Lehre mit Menschensatzungen früh genährt worden wäre. Dem sey nun, wie ihm wolle, unser Baron, so meldet der V., stand in dem allgemeinen Ruf eines Naturalisten, (wie wohl er auch das bei seiner unmoralischen Lebensart nicht war, denn die natürliche Religion, die ein Theil der christlichen ist, will ich hoffen, macht keinen, der ihr anhängt, durch ihre Lehren lasterhaft) er gieng in keine Kirche und glaubte vom Christenthum nichts. (Wenn das war, so sieht man wohl, warum er nicht in die Kirche gieng, denn sonst hat es auch manchmal andere Ursachen, warum wirkliche Christusverehrer eben keine fleissigen Kirchengänger sind, und sich lieber zu Hause für sich erbauen. — Man dürfte sie wohl deshalb allein noch nicht Naturalisten schelten.) Endlich kam er an den Ort und in die Bekanntschaft des Hrn. Superintendenten, hörte auch diesen einmal mit vieler Andacht predigen. Da die Eltern und Angehörigem des Barons fromme Personen waren, und bei seiner zunehmenden Krankheit, welche von dem V. als eine natürliche Folge unsittlicher Lebensart beschrieben wird, wünschten, daß ihn der Hr. Sup. zum Christen machen möchte, so legte dieser einen und den andern Besuch bei ihm ab. Zuweilen sprach er den Patienten, zuweilen nicht. Er legte den Plan seines Bekehrungsgeschäftes indessen, wie er sagt, mit nöthiger Klugheit an. Das erste und zweitemal sprach er nur so ganz von weitem über Religionsmaterien, verließ den Kranken bald, und ward nicht wieder gerufen. Aber nach einigen Tagen erfolgte eine abermalige Einladung, und da ließ sich der Seelsorger so ausführlich mit dem Kranken ein, daß er ihm, sollte man es glauben, ein stundenlanges, in kurze Sätze zusammengedrängtes vollständiges Collegium über die theologische Dogmatik las. Er spricht mit ihm von der Schöpfung, vom Fall Adams und dessen Folgen für die sündliche Nachkommenschaft

schaft unserer ersten Stammeltern; von den Ursachen, warum Gott den Fall zugelassen habe; von den Offenbarungen Gottes und seiner Geheimnisse an das jüdische Volk und dessen Erwählung zum eigenthümlichen Volk; von den jüdischen Opferthieren, als Vorbildern von Christo; von den Heiden, die Gott nicht kannten; (über deren Seligkeit oder Unseligkeit er sich aber rechtschaffen und gemäßigt ausdrückt,) von den Beweisgründen für die Göttlichkeit der heiligen Schrift und die Gottheit Christi, von drei Personen in der Gottheit; von den Ketzereien der Arianer, — kurz der Vortrag macht ein kleines dogmatisches Compendium aus. Wie hätte der gute Hr. Superintendent doch da wohl ganz andere Dinge zu reden gehabt, die dem Kranken unmittelbarer ans Herz griffen, unmittelbarer das Gewissen rührten! Und wie war der Baron in seinen Umständen fähig, die ganze Demonstration von allen den Sätzen zu fassen? die ganze Kette von Schlüssen, welche diese Dogmen zusammen verband, zu übersehen, und seine Einwendungen dagegen vorzubringen? wozu sollten Sie ihm in den Umständen auch nutzen? Der Kranke hört auch mehrentheils stillschweigend zu, und unterbricht den Redenden nicht, außer wenn dieser ihn dann selbst fragt: Ob er dagegen etwas einzuwenden hätte? Ob er dies und das zugäbe? Zuweilen bejahet er, daß er es zugäbe, und dann schließt der Hr. Sup. aus dem zugegebenen gleich weiter. Ein andermal giebt der Baron auch mit Unwillen eine ganz schiefe, tolle Antwort. Dann spricht er auch wohl: **Ich muß es zugestehen, weil ichs nicht widerlegen kann.** Damit ist der Hr. Sup zufrieden und fährt fort. Am Ende bricht er ab und empfiehlt sich. Nach dieser gehaltenen Vorlesung hat er den Baron, der seinen Besuch nicht weiter verlangte, so sehr ihn auch die Verwandten darum anlagen, auch nicht wieder gesprochen. Er ließ sich alle Tage nach seinem Befinden erkundigen, und da erfuhr er denn einst, daß der Kranke an einem Morgen, nachdem ihm sein Laufer noch Arznei gegeben hatte, plötzlich gestorben sey. Mehr als dies erzählt uns der V. nicht, und das nennt er die **Geschichte eines Naturalisten zur Warnung für unsere Zeiten.**

Daß der Hr. Superintendent es redlich mit der Seele des verirrten Unglücklichen meinte, davon bin ich versichert. Aber ich begreife nicht, wie er sich im Ernst einbilden konnte, daß man durch eine die Aufmerksamkeit des Gesunden, geschweige

schweige des Kranken, ermüdende Vorhaltung trockener Lehrsätze einen sterbenden Naturalisten zum überzeugten Bekenner des Evangeliums machen könne. Hätte er doch durch so manche herrliche Lehre Jesu das Herz des Barons zu rühren, zu erwecken, zu beruhigen gesucht. Ich glaube gewiß, dieser würde nicht so stumm, fühllos, verdrießlich bei all seinem Reden gewesen seyn, sondern sich mehrmal wieder nach seinem Besuch gesehnt haben. Aber bei dem, was der Superintendent dem Kranken vorredete, mußte diesem warlich Zeit und Weile lang währen. Der arme Leidende, der unter seinen Schmerzen oft und inbrünstig zu Gott seufzet, welches der V. doch selbst von dem Baron gesteht, will ja warlich zu der Zeit etwas anders, als theologische Demonstrationen hören. Auf den Katheder des Docenten der Dogmatik gehören sie hin, aber nicht vors Krankenbette. Wenn der kranke Baron nun das alles, was ihm sein Seelsorger sagt, gefaßt, behalten, für wahr angenommen hätte, wäre er dadurch nun schon ein Christ geworden und als Christ gestorben? Ich setze in den V., als einen Verehrer der reinen Wahrheit kein Mistrauen, und lasse mir nicht einfallen, daß der Baron wohl nicht ganz so verdorben und ungläubig gewesen wäre, als er beschrieben wird. Aber mich dünkt doch, es wäre noch in seiner Krankheit etwas aus ihm zu machen gewesen, wenn er anders wäre behandelt worden. Selbst der rechtschaffene, gut meinende Seelsorger schlägt wohl hier nicht immer den kürzesten Weg ein. Vielleicht wäre der Hr. Superintendent, ohne die Umschweife der Dogmatik, auch auf einem kürzerem Wege leichter zu seinem Ziel gekommen.

Nach geendigter Geschichte des Naturalisten und des fruchtlos abgelaufenen Versuchs, ihn zu bekehren, theilt der V. im zweiten Abschnitt seiner Schrift einen vollständigen Auszug des öffentlichen Vortrages mit, den er am Sonntage nach dem Tode des Barons, in Gegenwart des Hofes und der leidtragenden Familie des Verstorbenen, gehalten hat. Er handelt darin über Math. XXII. 1 — 14. die Frage ab: Woher es komme, daß so viele in der bürgerlichen Gesellschaft, die als ehrliche Männer vor der Welt leben, bei Gott dennoch verhaßt bleiben, und vor ihm, dem Allerheiligsten, nicht bestehen könnten? Ein ehrlicher Mann vor der Welt, und ein ehrlicher Mann vor Gott, ist allerdings sehr zweierlei. Ob das alles, was der Hr. Sup.

darüber sagte, nun gerade den nächsten Sonntag schon gesagt werden mußte; ob es nicht der sonst vom V. so gerühmten und empfohlnen Pastoralklugheit und Pastoralpflicht vielleicht gemäßer, auch nützlicher gewesen wäre, solches erst nach einigen Wochen auf die Kanzel zu bringen, (denn eine eigentliche Leichenpredigt auf den verstorbenen Baron sollte doch dieser Vortrag nicht seyn) das wollen wir hier nicht untersuchen. Ein anderer auch gewissenhafter christlicher Prediger hätte vielleicht dasselbe Thema bei anderer Gelegenheit abgehandelt, diesmal die Familie des Verstorbenen mehr geschont, und nicht so geredet, daß die ganze Gemeine, wenn der verstorbene gleich nicht genannt wurde, doch mit Fingern auf ihn und seine hinterbliebene Verwandten hinweisen mußte. Das Misfallen daran äußerte sich auch bei Einem unter ihnen sehr lebhaft. Aber der Hr. Sup. verachtete das. Außer dem dünkt es Rec. gar viel unternommen, über irgend einen lebendigen oder verstorbenen Menschen, er lebe oder sterbe in oder außer der Kirchengemeinschaft, geradehin abzuurtheilen, wie viel oder wie wenig er vor Gott werth sey, und was er nach dem Tode für ein Schicksal haben werde. Wer, außer Gott, kann da sicherer Richter seyn? Jesus selbst empfahl die äußerste Vorsichtigkeit dabei, untersagte das Verdammen, und urtheilte von Zöllnern und Sündern, Heiden und Samaritern, Ungläubigen und Ketzern vielmal ganz anders, als die rechtgläubigen Juden.

Wir übergehen die auf jenen Vortrag sich beziehenden Betrachtungen des V., und die über den Religionsunterricht, welcher Personen vom Stande zu geben ist, im dritten und vierten Abschnitt des Buchs, wo manches Gute und Wahre, das wohl mehr von Eltern und Erziehern beherziget werden sollte, gesagt ist, um nur noch anzuzeigen, daß der fünfte und letzte Abschnitt Regeln der Klugheit für Lehrer überhaupt, wenn sie es mit Naturalisten zu thun haben, darlegt. Die meisten darunter sind an sich sehr empfehlungswerth. Nur scheint es, nach der vom Hr. Sup. selbst am Krankenbette des Barons und in der Predigt gegebenen Probe seiner Amtsklugheit zu urtheilen, als ob es ihm wie vielen Leuten gienge, die in ihrer Kunst bessere und grössere Theoretiker als Praktiker sind.

Me.

Handbuch zu Hübners biblischen Historien oder gemeinnützige Bearbeitung der wichtigsten Geschichten der Bibel für Eltern und Schullehrer von M. Georg Adam Horrer, Archidiakon zu Weissensee. Erster Band. Erfurt bey G. A. Keyser 1788. 464 S. 8.

In der Vorrede läßt H. M. Horrer dem sel. Hübner billiger Maaßen die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er um sein Zeitalter, so wie in verschiedener Hinsicht, auch durch seine biblischen Historien, sich verdient gemacht habe; glaubt aber, daß dieselben jetzt bey den vielen Hülfsmitteln, die wir zum richtigen Bibelverständniß haben, zweckmässiger könnten abgefasset werden. Und das zu thun, sey seine Absicht.

In was für einem Gesichtspunkte er die Bibel nimmt, sieht man schon aus der Vorrede und Einleitnng zu diesem Handbuche. Ich will daraus einige Züge mittheilen. Er macht die Erinnernng, es nicht anstössig zu finden, wenn in den Charakteren solcher Personen, durch welche Gott Religionskenntnisse offenbaret habe, sich Flecken oder Fehler zeigten. „Denn man muß, sagt er, die Religion von den Handlungsarten der Menschen genau unterscheiden." Wenn man diesen Gedanken auf den Probierstein der Vernunft legt und nach Jesus Art zu schliessen behandelt, so wird er nicht richtig befunden. Denn richtige Religionskenntnisse müssen die Gesinnung und Handlungsart dessen, der sie besitzt, tugendhaft machen. An ihren Früchten, sagt Jesus, sollet ihr erkennen, ob sie meine Religion haben. Wenn der Verf. gesagt hätte: Auch Personen, die Schwachheiten besitzen und Fehler begehen, können dennoch gute Kenntnisse und wichtige Wahrheiten lehren, so wäre das richtig und wahr gesagt. Ferner heißt es in der Vorrede: „Alle Wahrheiten, die Gott durch solche Personen bekannt gemacht hat, sind schön, erhaben, richtig und Gottes ganz würdig. Man findet nicht einen Umstand, der wenn er für Gottes Offenbarung ausgegeben wird, seinen Eigenschaften widerspräche." Dies ist wirklich zu superficiel gesagt. Denn, welches sind diese Wahrheiten und welches sind sie nicht? Welche Umstände werden für Gottes Offenbarung ausgegeben und welche nicht? Sollte

der

der Verf. sich hier bestimmter erklären: gewiß, dann würde entweder seine gute Einsicht, oder sein Inspirationsglaube sehr in die Enge gerathen. Waren die so sehr sichtbaren Begriffe der Israeliten von Gott als Nationalgott richtig und die seyn sollenden Gottesbefehle, von der grausamsten Vertilgung ganzer Völker, Gott würdig? Entsprechen oder widersprechen die Begriffe der frühern und der spätern Schriftsteller des alten Testaments von Gott, als dem ewigen Despoten, der zürnet, der durch Opfer versöhnet werden muß, der für sein Lieblingsvolk, die Israeliten, partheiisch handelt, den Eigenschaften Gottes? Sind dies, so wie wir es da finden, göttliche Offenbarungen, oder sind es Spuren von den noch unreifen Begriffen der Kindheit des menschlichen Geschlechts! Zur richtigern und grössern Verehrung Gottes und zur Vermehrung meiner Liebe und meines Vertrauens zu ihm, glaube ich das leztere. Wer sieht es nicht, der sehen will, daß die Israeliten zwar bessere Kenntnisse von Gott, als andere Völkern der damaligen Zeit, hatten, zugleich aber auch, daß diese der grossen Berichtigung noch bedürften, die durch Jesus geschehen ist, und die durch den Gebrauch des menschlichen Verstandes und durch Erfahrung noch immer geschiehet. Man nehme doch diese ehrwürdigen Bücher, worin die stufenmässigen Fortschritte der Erkenntniß von Gott und Gottes Weltregierung, vom Menschen und von Menschenbestimmung, von dem Wege zum Wohl oder zum Verderben der Menschen sich finden, ohne zu hypothesiren, ob, wie, und was inspirirt sey, als ein Geschenk, das die göttliche Vorsehung zum Besten der Menschen entstehen ließ und erhielt, mit Dankbarkeit an, und mache mit Verstande einen guten Gebrauch davon

Auf die Vorrede folgt eine langweilige Einleitung, worin so gar die Erfindung der Buchdruckerkunst erzählt wird. Sein Beweisführen, daß die Bibel von Gott sey, ist von gewöhnlichem Schlage und dabey sehr unvollkommen. Was er hier von den Verfassern der Bibel sagt, passet auch nur auf die Schriftsteller des neuen Testaments. Einige seiner Beweisgründe sind auf den Sand gebauet, und andre sehr schief aufgeführt. Man findet bey allen diesen auch keinen Funken von philosophischem und eigenem Nachdenken. Und das erwartet man doch von einem guten Schriftsteller. Des ewigen Compilirens und Aufwärmens wird man bis zum Ekel überdrüssig.

Nach

Nach diesem Geiste, der in der Vorrede und Einleitung zu den Erzählungen athmet, kann man in den Erzählungen selbst wol keine tiefgeschöpfte und neue Aufschlüsse zum vernunftmäßigen Bibelverständniß erwarten. Und diese findet man auch darin nicht vor. Allegorien werden ohne Umschreibung, ohne Erklärung, und ohne Winke zu einem richtigen Verständnisse erzählt. Eva wird aus Adams Ribbe gebildet. Von den ersten Menschen heißt es, was in der Bibel nicht steht: „Ihre Körper waren unsterblich." Ein Artium Magister sollte doch bey Lesung des neuen Testaments wol gelernt haben, daß in der allegorischen Sprache der Bibel Leben Glückseligkeit, Tod aber Unglückseligkeit heisse, und keine der ganzen irdischen Schöpfung widersprechende, ja unmögliche Dinge glauben und glaubend machen wollen. Er sollte wissen, daß die Worte: Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben, aus der allegorischen Sprache übersetzt, heissen: So bald du Gottes Ordnung oder Gebote übertritst, wirst du dich unglücklich machen. Und so ist die ganze Allegorie vom Falle der Menschen, ohne einige Erklärung, erzählt. H. H. findet in der figürlichen Rede an die Schlange noch immer eine Weissagung auf Christus und eine Beruhigung der Gefallenen; behält auch die Vorstellung, daß Gott den Menschen persönliche Besuche gegeben und vom Angesicht zu Angesicht, um sie zu belehren, zu warnen, zu strafen, mit ihnen geredet habe, bey, ohne zu sagen, wie dies zu verstehen sey.

In Betracht der Erklärungsart möchte H. H. also wol mehr für Hübners, als für unsere Zeiten passen. Uebrigens hat er in seinen Erzählungen einen für die zahlreichste Klasse von Menschen guten Ton getroffen und dieselben mit den fruchtbarsten Anmerkungen für Religion und Herz durchwebt. Und dieser wenig selbstdenkenden Klasse von Menschen können sie eine sehr angenehme und nützliche Lektüre werden. Will man aber Geschichten des alten Testaments in Lesebücher für die Jugend bringen, so muß dies mit strenger Auswahl geschehen. Denn, nur wenige sind für sie ganz passend. Viele werden auch bey der besten und vorsichtigsten Einkleidung die Religionsbegriffe mehr verwirren, als berichtigen und dem Herzen mehr schädlich als nützlich werden. Daher halte ich es auch für weit klüger und zweckmässiger, daß man die Jugend mehr mit den hellern und Gott und dem menschlichen Verstande

weit würdigern Lehren und Vorstellungen des neuen Testaments von Gott und Gottes Absichten, von Menschenbestimmung und Menschenglück und den ehrwürdigen, liebenswerthen und nachahmungswürdigsten Charakter des Erlösers unterhalte und bekannt mache. Es würde dies zur Grundlegung beglückender Religionserkenntnisse und Gesinnungen weit zweckmässiger und segensreicher seyn.

Dk.

Ueber die menschliche Glückseligkeit in Verbindung mit der höhern Glückseligkeit unter der moralischen Regierung Gottes, von Christoph Levin Heinrich Dedekind, Prediger zu Scheppau und ernannten Superint. zu Seesen im Herzogth. Braunschweig. Braunschweig bey J. C. Meyer. 1788. LII. und 438. S. 8.

Der Verf. glaubte zu bemerken, daß man bey den neuesten Untersuchungen über die wichtige Lehre der menschlichen Glückseligkeit theils dem wohlthätigen Licht der Offenbarung nicht genau und sorgfältig genug folge, theils auf Schwärmerey und Vereinigungssucht verfalle. Beyde Abwege suchte er bey seiner Arbeit zu vermeiden. Die Veranlassung dazu gab das Steinbartische Glückseligkeitssystem, das dem Verf. erst geraume Zeit nach seiner Erscheinung in die Hände kam. Er fand (wir bedienen uns seiner eignen Worte) daß der Bau seiner Glückseligkeit ganz eigentlich auf jenen Religionslehren beruhe, die von ihm oft geprüft und immer bewährt gefunden worden, in dem Steinbartischen Werke aber angefochten, ja gar verworfen waren. Indeß versichert er doch, nicht eigentlich darauf ausgegangen zu seyn, Herrn St. zu widerlegen, indem er sein System nur in so weit berühre, als es ihm im Wege stehe. Das Ganze ist in sieben Abschnitte getheilt. I. Abschn. Von der menschlichen Glückseligkeit und der höhern Glückseligkeit unter der moralischen Regierung Gottes, oder der Stadt Gottes überhaupt. Den Begriff der Zufriedenheit dehnt der V. viel weiter aus, als Hr. St. Nach ihm entsteht sie, wenn die Vorstellung, daß unser Zustand wenigstens einigermaaßen gut sey, sich klärer bey uns findet

als

als die gegenseitigen Vorstellungen. Wahre Glückseligkeit kann aus den veränderlichen und vergänglichen Gütern dieses Lebens nicht entspringen. Sie kann nur dadurch erlangt werden, daß man die Seligkeit der Stadt Gottes kennen lernt, und seine irrdische Glückseligkeit, so viel möglich, übereinstimmend damit einrichtet. Der Plan der St. G. zielt auf die möglichst größte Summe von Glückseligkeit, und also auch auf die möglichste Glückseligkeit der einzelnen Mitglieder derselben, und diese allgemeine so wohl als individuelle Glückseligkeit entspringt aus der vollkommensten Harmonie. Das erhabenste Werk und der höchste Zweck des Schöpfers besteht darinn, die möglichst größeste Menge der Geister dazu zu leiten und zu erheben, daß alle Abweichungen von der Ordnung und Harmonie ihnen moralisch und hypothetisch unmöglich werden. Aus dem Begriff der Gerechtigkeit Gottes (über den stolzen Dogmatismus! wir wissen kaum was Gerechtigkeit bey den Menschen ist — —) folgt, daß mit der Abweichung von dieser Harmonie Strafen, und zwar nicht blos natürliche sondern auch positive Strafen verbunden sind. Auch die Dauer der positiven Strafen ist ewig. II. Abschn. Von dem gegenwärtigen Mangel der Uebereinstimmung menschlicher Glückseligkeit mit der Glückseligkeit der Stadt Gottes, oder von dem sittlichen Verderben der Menschen. Die hienieden gewöhnliche Glückseligkeit harmonirt nicht mit der Gl. der St. G. das sittliche Verderben der Menschen ist nicht nur groß, sondern auch allgemein. Die Quelle dieses Verderbens liegt nicht darinn, daß der Mensch als ein schwaches der Sinnlichkeit und manchen wesentlichen Einschränkungen unterworfenes Geschöpf erschaffen ist, sondern darinn, daß der erste Mensch sündigte. Aus dem Begriff des moralischen Verderbnisses folgt auch die Imputation. III. Abschn. Von dem göttlichen Ursprunge der christlichen Religion als des Herstellungsmittels der Uebereinstimmung menschlicher Glückseligkeit mit der Glückseligkeit Gottes. Ohne Hülfe Gottes sich aus dem Verderbniß zu retten, war dem Menschen nicht möglich. Diese Hülfe erhielt er durch die Religion Jesu. Ihre Göttlichkeit erhellt daraus, daß die Hindernisse, die sich der Gründung und Ausbreitung derselben entgegen setzten, durch keine natürliche Kräfte hätten gehoben werden können. (Hr. D. kennt also genau die Schranken der natürlichen Kräfte? Voila un grand homme inconnu!) Christus

Auferstehung und mithin die Wahrheit seiner ganzen Religion ist gültig bezeugt, und durch Wunder bestätigt. IV. Abschn. Darstellung einiger Lehren der christlichen Religion, als Vorkenntnisse der Herstellung, Uebereinstimmung menschlicher Glückseligkeit mit der Gl. der St. G. Der V. trägt hier die orthodoxen Begriffe von der Taufe, Dreyeinigkeit, Ewigkeit der Höllenstrafen vor *) und sucht nicht nur ihre Bibel- sondern auch Vernunftmäßigkeit zu zeigen. V. Abschn. Was hauptsächlich geschehen ist, um die menschliche Glückseligkeit und ihre Uebereinstimmung mit der Glückseligkeit der St. G. wider herzustellen. VI. A. Fortsetzung des vorigen Abschn. Christus als einziger Mitler und Erlöser der Menschen starb für sie, und leistete für ihre Sünden Genugthuung, durch ihn geschah alles, was zur Herstellnng ihrer wahren Glückseligkeit und Uebereinstimmung mit der höhern Gl. nöthig war. Ihr Verhältniß mit dem Plane, mit der Ordnung der höchsten Weisheit ist durch ihn berichtigt. Die durch sie entstandenen Beeinträchtigungen jener Ordnung sind vollkommen vergütet, die gültigsten Bewegungsgründe zu ihrer Begnadigung bewirkt u. s. w. VII. Abschn. Beantwortung einiger Zweifel. Beschluß. Wahre Glückseligkeit der Menschen, ihre Harmonie und Verbindung mit der Gl. der St. G. ist Wirkung der Erlösung J. Ch. — Wir begnügen uns, den Lesern den Inhalt dieser Schrift kürzlich angegeben zu haben,

*) Zu was für ausschweifenden Vorstellungen und absurden Grillen steife Anhänglichkeit an ein System verleiten könne, davon giebt folgende Stelle einen merkwürdigen Beweiß, in welcher die Natur des menschlichen Geistes auf eine empörende Art herabgewürdigt wird. „Die Herrlichkeit des Reiches Gottes, die Glückseligkeit so vieler über sie (die ewig Verdammten) erhabener Bürger der Stadt Gottes, die Harmonie des Ganzen, womit sie nur im Mislaut stehen, gibt ihnen keine sanfte Erquickung, kein erheiterndes Licht, sondern ist ihnen quälendes Feuer, und erfüllet sie mit Mißgunst, mit Schaam, mit Misvergnügen. Doch scheint nicht daraus zu folgen, daß sie schlechterdings wünschen sollten, nicht zu existiren. — Vermuthlich findet ihre Eigenliebe auch darinn einige Nahrung, daß sie eine Stelle in der allgemeinen Reihe der Geschöpfe einnehmen." Wahrlich kein Wunder, daß es so viel Indifferentisten, so viel Religionsspötter giebt. Doch liegt die Schuld nicht an der Religion, sondern an ihren ungeschickten Vertheidigern, an den übermüthigen Grüblern, die ihre eignen unverdauten Gedanken, ihre Träume, ihren Unsinn unter die ewigen Wahrheiten derselben mischen.

hen, ohne uns auf die Prüfung einzelner Stellen einzulassen. Wir konnten dieser Mühe uns aber überheben, [illegible] V. weder etwas Neues, noch für das Alte neue Gründe vorbringt; wir aber schon in dieser Bibl. an mehrern Orten Gelegenheit gehabt haben, unsre Meynung über die mehresten hier abgehandelten Gegenstände vorzutragen und mit Gründen zu unterstützen. Eine Probe müssen wir doch von der der Manier des Verf. im Argumentiren geben. Die Stelle steht S. 151. „Die erste Gründung und Ausbreitung der christlichen Religion läßt sich ohne außerordentliche Wirkung der Gottheit nicht denken. Denn man zweifle so viel man will, so kann man doch nicht läugnen, daß so wie die Tödtung Jesu auch von den Widersachern der christl. Rel. als eine Thatsache anerkannt worden, also die Apostel sich seines Kreuztodes nicht geschämt, sondern ihn vielmehr bey ihrer Lehre zum Grunde gelegt haben. Will man nun auf die sonderbarste Art annehmen, die Apostel hätten der Wahrheit zuwider den Tod Jesu behauptet, so bleibt doch das Aergerniß des Kreuzes Jesu, welches nicht zuließ, daß die Menschen natürlicherweise Jesum und seine Religion annehmen konnten. Da solche Annahme aber doch erfolgte, und die Religion Jesu gewiß als ein kostbares von Gott gegebenes Geschenk anzusehen ist; so muß in jedem Falle der von dem Kreuze Jesu herrührende Anstoß durch göttliche Kraft gehoben seyn.“ Mit einem Manne, der nach einer solchen Logik schließt, zu streiten, wäre nichts als verlorne Zeit und Mühe.

Qw.

Joannis Friderici Flatt, Philosophiae Professoris Tubingensis, Commentatio, in qua symbolica ecclesiae nostrae de deitate Christi sententia probatur et vindicatur. Gottingae, sumtibus Vandenhoek et Ruprecht. 9 Bogen in Octav. 1788.

Dieß ist die wegen ihrer Veranlassung merkwürdigere Schrift, welche von der theologischen Facultät zu Göttingen, zwar nicht den Preis; aber doch das Zeugniß erhalten hat, daß sie unter allen eingesandten Wettschriften bey weiten die vorzüglichste sey. Es ist allerdings ein Umstand, welcher in den

 neuern

Auferstehung und mithin die Wahrheit seiner ganzen Religion ist gültig bezeugt, und durch Wunder bestätigt. IV. Abschn. Darstellung einiger Lehren der christlichen Religion, als Vorkenntnisse der Herstellung, Uebereinstimmung menschlicher Glückseligkeit mit der Gl. der St. G. Der V. trägt hier die orthodoxen Begriffe von der Taufe, Dreyeinigkeit, Ewigkeit der Höllenstrafen vor *) und sucht nicht nur ihre Bibel, sondern auch Vernunftmäßigkeit zu zeigen. V. Abschn. Was hauptsächlich geschehen ist, um die menschliche Glückseligkeit und ihre Uebereinstimmung mit der Glückseligkeit der St. G. wider herzustellen. VI. A. Fortsetzung des vorigen Abschn. Christus als einziger Mitler und Erlöser der Menschen starb für sie, und leistete für ihre Sünden Genugthuung, durch ihn geschah alles, was zur Herstellnng ihrer wahren Glückseligkeit und Uebereinstimmung mit der höhern Gl. nöthig war. Ihr Verhältniß mit dem Plane, mit der Ordnung der höchsten Weisheit ist durch ihn berichtigt. Die durch sie entstandenen Beeinträchtigungen jener Ordnung sind vollkommen vergütet, die gültigsten Bewegungsgründe zu ihrer Begnadigung bewirkt u. s. w. VII. Abschn Beantwortung einiger Zweifel. Beschluß. Wahre Glückseligkeit der Menschen, ihre Harmonie und Verbindung mit der Gl. der St. G. ist Wirkung der Erlösung J. Ch. — Wir begnügen uns, den Lesern den Inhalt dieser Schrift kürzlich angegeben zu haben,

*) Zu was für ausschweifenden Vorstellungen und absurden Grillen steife Anhänglichkeit an ein System verleiten könne, davon giebt folgende Stelle einen merkwürdigen Beweiß, in welcher die Natur des menschlichen Geistes auf eine empörende Art herabgewürdigt wird. „Die Herrlichkeit des Reiches Gottes, die Glückseligkeit so vieler über sie (die ewig Verdammten) erhabener Bürger der Stadt Gottes, die Harmonie des Ganzen, womit sie nur im Mislaut stehen, gibt ihnen keine sanfte Erquickung, kein erheiterndes Licht, sondern ist ihnen quälendes Feuer, und erfüllet sie mit Mißgunst, mit Schaam, mit Mißvergnügen. Doch scheint nicht daraus zu folgen, daß sie schlechterdings wünschen sollten, nicht zu existiren. — Vermuthlich findet ihre Eigenliebe auch darinn einige Nahrung, daß sie eine Stelle in der allgemeinen Reihe der Geschöpfe einnehmen.“ Wahrlich kein Wunder, daß es so viel Indifferentisten, so viel Religionsspötter giebt. Doch liegt die Schuld nicht an der Religion, sondern an ihren ungeschickten Vertheidigern, an den übermüthigen Grüblern, die ihre eignen unverdauten Gedanken, ihre Träume, ihren Unsinn unter die ewigen Wahrheiten derselben mischen.

ben, ohne uns auf die Prüfung einzelner Stellen einzulassen. Wir konnten dieser Mühe desto eher überhoben seyn, da der V. weder etwas Neues, noch für das Alte neue Gründe vorbringt; wir aber schon in dieser Bibl. an mehrern Orten Gelegenheit gehabt haben, unsre Meinung über die wichtigsten hier abgehandelten Gegenstände vorzutragen, und mit Gründen zu unterstützen. Eine Probe müssen wir indeß doch von der Manier des Verf. im Argumentiren geben. Die Stelle steht S. 151. „Die erste Gründung und Ausbreitung der christlichen Religion läßt sich ohne ausserordentliche Wirkung der Gottheit nicht denken. Denn man zweifele so viel man will, so kann man doch nicht läugnen, daß so wie die Tödtung Jesu auch von den Widersachern der christl. Rel. als eine Thatsache anerkannt worden, also die Apostel sich seines Kreuztodes nicht geschämt, sondern ihn vielmehr bey ihrer Lehre zum Grunde gelegt haben. Will man nun auf die sonderbarste Art annehmen, die Apostel hätten der Wahrheit zuwider den Tod Jesu behauptet, so bleibt doch das Aergerniß des Kreuzes Jesu, welches nicht zuließ, daß die Menschen natürlicherweise Jesum und seine Religion annehmen konnten. Da solche Annahme aber doch erfolgte, und die Religion Jesu gewiß als ein kostbares von Gott gegebenes Geschenk anzusehen ist; so muß in jedem Falle der von dem Kreuze Jesu herrührende Anstoß durch göttliche Kraft gehoben seyn.“ Mit einem Manne, der nach einer solchen Logik schließt, zu streiten, wäre nichts als verlorne Zeit und Mühe.

Qw.

Joannis Friderici Flatt, Philosophiae Professoris Tubingensis, Commentatio, in qua symbolica ecclesiae nostrae de deitate Christi sententia probatur et vindicatur. Gottingae, sumtibus Vandenhoek et Ruprecht. 9 Bogen in Octav. 1788.

Dieß ist die wegen ihrer Veranlassung merkwürdigere Schrift, welche von der theologischen Facultät zu Göttingen, zwar nicht den Preis; aber doch das Zeugniß erhalten hat, daß sie unter allen eingesandten Wettschriften bey weiten die vorzüglichste sey. Es ist allerdings ein Umstand, welcher in den

neuern Litterärgeschichte der Theologie Aufmerksamkeit verdient, daß es mit dem, auf Befehl des Königs von England, von der theologischen Facultät zu Göttingen, für den, nach dem Urtheile jener Facultät, besten Beweis der unendlichen Gottheit Christi, in dem Sinne, in welchem die evangelisch-lutherische Kirche diese Lehre annimmt, ausgebothenen Preise eine solche jetzt dem Publico bekannte Wendung genommen hat. (vergl. Götting. Anz. v. gel. Sachen, 1786, 107tes Stück, S. 1065.) Wenn man bedenkt, mit welcher Heftigkeit vor vierzig oder funfzig Jahren und früher über jeden Gegenstand theologischer Speculationen gestritten, und mit welchem Eifer von jeder streitenden Parthey ihre Meynung behauptet und vertheidigt ward: so wird man geneigt zu glauben, daß diese Aufgabe, wenn sie vor einem halben Jahrhunderte oder noch früher gegeben wäre, beynahe alle theologische Federn, die sich hätten an die Materie wagen dürfen, beschäftigt haben würde, da sich so viele unaufgefordert mit solchen Materien auf den Kampfplatz zum Gefechte stellten. Aber was geschah für dieß Mal? Lebhaft genug, wie man es erwarten durfte, war die Theilnehmung des Publicums an dieser Aufgabe, und sehr verschieden waren die Erwartungen, womit man dem Erfolge entgegen sah, und die Urtheile über die ganze Sache. Einige hofften nun den bündigsten Beweis dieser Lehre zu erhalten. Genauere Kenner der neuern theologischen Litteratur urtheilten, es fehle dem Beweise der Lehre nicht sowohl an Bündigkeit, als der Form der Lehre an der deutlichern Bestimmung. Inzwischen war die allgemeine Erwartung groß und gespannt, die, wenn man das Gewicht der Lehre, und den aus Mißverstand gegen sie häufig erhobenen, groben und feinen hämischen Spott bedachte, nicht ungegründet schien. Selbst Semler äußerte in seiner Vorbereitung auf die Königlich-Großbrittannische Preisaufgabe von der Gottheit Christi, die Besorgniß, daß durch eine gekrönte Preisschrift forthin in dieser Materie eine Lehrform zu vorzüglich autorisirt, und dadurch der moralischen christlichen Denk- und Glaubensfreyheit geschadet werden möge. Allein hierauf ward, (Götting. Anzeigen v. gel. S. 1787. S. 281.) erwiedert, daß eben durch eine solche Aufforderung, diese Lehre von neuen zu untersuchen, die Freyheit des eignen Denkens, Urtheils und Gewissens eher befördert werde; indem man ja nur Untersuchung und Belehrung, aber keinesweges irgend eine Art des Glaubenszwangs zur Absicht habe.

Jedoch

Jedoch wurde weder der Facultät, noch des Publicums Erwartung erfüllt. Die theologische Facultät machte nach Verlauf des gesetzten Termins, (Gött. Anz. 1787. S. 1713.) bekannt, daß zwar 27 Schriften eingesandt, aber alle, bis auf die obengenannte, gar nicht ihrem Wunsche gemäß seyn; nur diese einzige verdiene ausgezeichnet zu werden; wenn gleich nicht alles geleistet worden sey, was die Facultät gewünscht habe. Mag es nun seyn, daß unsre gelehrtesten Theologen sich entweder nicht in diesen Wettstreit einlassen wollten, oder ihre Meynung in ihren Schriften schon deutlich und bündig genug erklärt zu haben glaubten: so beweiset doch immer der Ausgang dieser Sache, wie wenig jetzt der größere Theil der angesehensten lutherischen Theologen zum Streit über speculativdogmatische Materien, und wie viel mehr sie geneigt seyn, nur durch sanften und ruhigen Unterricht die freye Untersuchung zu leiten, ohne jemand ihre Meynung und ihr Urtheil aufdringen zu wollen. Wenigstens sey es fern von uns, aus dem Mangel der Theilnehmung an diesem geforderten Beweise der Lehre, auf Gleichgültigkeit gegen dieselbe zu schließen!

Der Verf. erinnert, §. I. mit Recht, daß Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott uns verbinde, auch bey dunkeln Lehren der heiligen Schrift genau zu untersuchen, was Jesus und seine Schüler gelehret haben; und daß es uns, bey der Erwägung verschiedener Meynungen über eine Lehre, genügen könne, diejenige zu wählen, welche mit der Schrift am vollkommensten übereinstimme. Man müsse übrigens auf das praktische Gewicht der Lehre vorzüglich sehen, und nicht weiter entscheiden wollen, als nach Anleitung der Schrift und der gesunden Vernunft entschieden werden könne. Dann bestimmt er §. II. III. die symbolische Lehre unsrer Kirche so: 1) Christum non similem tantum patri vel aequalem natura et majestate esse, sed ad eandem numero cum patre substantiam divinam pertinere; vel earundem numero proprietatum, quibus pater, qua spiritus perfectissimus, omniumque rerum creator et conservator, a finitis creatisque rebus omnibus discernitur, participem esse; sed 2) eundem tamen, qua divinum subjectum, vere et realiter, h. e. non nomine tantum vel logice, a patre differre. Zugleich beweiset er noch im IIIten §en, daß man sich des Erweises oder der Erklärung aus bloßen Vernunftgründen in dieser Lehre enthalten müsse; indem alle, auch die scharfsinnigsten Versuche von dieser Art mislungen seyn.

(Es wäre zu wünschen, daß der eigentliche Sinn der in den symbolischen Büchern festgesetzten Lehre näher untersucht würde. Die Reformatoren haben in der Augspurgischen Confession, deren Apologie und den Schmalcaldischen Artikeln, ohne zu erklären nur wiederholt, was in dem Apostolischen, Nicaenischen und Athanasianischen Symbolo stehet. Es würde folglich zu untersuchen seyn, was in diesen Symbolis behauptet werde. Dahin scheinen nur folgende Sätze zu gehören: 1) Es ist nur ein Gott, oder nur ein göttliches Wesen, wenn gleich in der Schrift der Vater, der Sohn und der heilige Geist Gott genannt wird. 2) Dieses einige göttliche Wesen, das ist, alle göttliche Eigenschaften, sind dem Vater und dem Sohne so mit einander gemein, daß der Sohn sie vom Vater erhalten hat, aber im vollkommenem Besitze derselben ist; dagegen allein der Vater alle göttliche Eigenschaften durch sich selbst hat. Die ewige göttliche Majestät des Vaters ist also auch die ewige göttliche Majestät des Sohnes, dem sie der Vater mitgetheilet hat. 3) Also ist der Sohn mit dem Vater gleiches Wesens, und in Betracht des ihm eigenthümlichen Besitzes aller göttlichen Eigenschaften, nicht geschaffen vor der Welt; sondern ewiger Gott; gegen Photin und Arius. Aber 4) dennoch ist der Sohn, auch in Ansehung des ihm eignen göttlichen Wesens, wirklich vom Vater unterschieden. Er hat den Besitz des göttlichen Wesens vom Vater; der Vater allein durch sich selbst. Man kann nicht sagen, der Vater habe sich mit der menschlichen Natur Jesu in einer Person vereinigt, habe gelitten, sey gekreuzigt, u. s. w. gegen Praxeas und die Sabellianer. Schwerlich mögte mehr zur symbolischen Lehre zu rechnen seyn; obgleich nachher über den innern Unterschied des Vaters, Sohnes und Geistes im göttlichen Wesen noch viel mehr speculirt ist. Es ist aber nicht erweislich, daß mehr, als was Praxeas und Sabellius behauptet haben sollen, verworfen; oder mehr behauptet werde, als wider diese beyde und Photin und Arius zu behaupten die Absicht war. Obige vier Sätze sind auch den Worten Jesu, Johannis und Pauli ganz gemäß, nach welchen alles, was des Vaters ist, auch des Sohnes ist, und der Vater den Sohn in den Besitz alles dessen, was sein ist, gesetzt, und ihn zum Abglanz seiner Majestät und Abdruck seines Wesens gemacht hat.) Der Verf. schränkt sich also blos auf Schriftbeweise für die symbolische Lehre unsrer Kirche von der göttlichen Majestät des Erlösers ein. Im IVten und Vten §en wird Joh. I, 1—3 er-

erklärt. Der Verf. ist geneigt, λογος durch interpres, oder auctor doctrinae, oder promissus zu übersetzen. Indessen, welche Bedeutung man auch annehme, so bedeute es doch gewiß Concretum aliquod intelligens, sed a Deo patre realiter diversum, et eundem, qui alias Christus appellatur. (Das Letzte ist ein Versehen. Nicht λογος allein, sondern λογος ενσαρκωθεις nach v. 14 ist Christus. Anstatt des erstern, mögte man bestimmter sagen: Der Logos wird hier von Gott unterschieden, und ihm werden Wirkungen beygelegt, die ihm theils mit Gott gemein sind, als die Schöpfung aller Dinge und aller Lebenden, und der Menschen insbesondere, deren erste Stammältern gleich zur Erkenntniß des wahren einigen Gottes (φως) angeführt wurden; theils ihm eigenthümlich sind, als daß er als Mensch auf die Erde kam u. s. w. Mehr läßt sich aus dieser Stelle schwerlich von dem Unterschiede Gottes und des Logos erweisen. Erst müßte erwiesen werden, daß dieser Name nicht eine Personificirung des Inbegriffs aller göttlichen Eigenschaften, die dem Sohne Gottes mitgetheilet sind, und durch welche, nämlich durch seine ewige Weisheit, Macht und Güte, Gott Alles geschaffen hat, bedeuten könne; da doch Sprüchw. 8, 22. u. f. die göttliche Weisheit, die ja blos ein Name aller unzertrennlichen göttlichen Eigenschaften ist, personificirt ist, und im Johannes so viele ähnliche Figuren vorkommen! Die Gottheit des Erlösers ist dann aus dieser Stelle eben so deutlich zu erweisen; nur wird die Lehre mehr blos biblisch, wie sie eigentlich seyn sollte.) Im VIten und VIIten §en wird aus den dem Logos vom Johannes beygelegten Praedicaten erwiesen, daß Johannes denselben als Gott, als den einigen wahren Gott beschreibe. Im VIIIten bis XIIten §en geht der Verf. zu den Beweisen über, die sich aus den Briefen Pauli führen lassen. Er wählt unter allen Beweisstellen nur zwo: Hebr. I, 10—12. und Col. I, 16. 17. (Gegen die erste dieser beyden Stellen mögte Manches zu erinnern seyn. Der Verf. gesteht selbst, daß die dort angeführten Worte im 102ten Psalm, v. 27. 28. nicht anders als von Gott, dem Vater unsers Herrn Jesu Christi, aber nicht von Christo erklärt werden können. Soll nun der so oft, und mit Recht, vom sel. Ernesti, Zachariä, u. a. empfohlne Canon der Auslegung gelten, daß das A. T. nicht aus dem N. T. sondern aus sich selbst zu erklären sey: so muß man entweder mit dem Verf. annehmen, daß Paulus die Worte auf Christum blos accom-

 modire,

modire, oder daß sie nicht von Christo handeln. Das erstre anzunehmen ist eine eigne Sache. Man ist neuerlich mit den Accommodationen beynahe eben so freygebig umgegangen, wie vorhin mit Weissagungen. Es wäre doch sonderbar, daß Paulus ausdrücklich sagte, die Stelle handle von Christo, und sie handelte doch nicht von ihm. Ohne Noth sollte den Aposteln billig keine falsche Citation, als ein blosses argumentum ad hominem beygelegt werden. Der Verf. sagt freylich: Paulus führe v. 6 8. 9. auch Stellen aus dem A. T. als handelten sie von Christo, an, von welchen dieß eben so wenig erweislich sey. Wie aber wenn jemand dem würdigen Verf. einwendete: Paulus führe v. 5 — 9. nur Stellen des A. T. an, die es bestätigen, daß der Name Sohn Gottes im A. T. ein Name königlicher Würde gewesen sey, daß aber der Name Engel im A. T. nur immer als ein Name der Diener Gottes vorkomme? Wie wenn man v. 10. bey και das bloße λεγει, wie es doch aus dem 7ten Verse verstanden werden muß, supplirte: so brauchte man gar nicht v. 10 — 12. vom Erlöser zu erklären; sondern der Sinn wäre so zu fassen: Ferner schreibt das A. T. Gott allein die Schöpfuug und unveränderliche ewige Dauer zu; (und beydes war v. 3. dem Erlöser zugeeignet;) und v. 13. 14. nie wird einem Engel die Herschaft über die Welt zugeeignet, (die Paulus v. 3. dem Erlöser zugeeignet hatte.) Nämlich v. 4 — 14. ist ein Commentar über v. 1 — 3. um die unendliche Erhabenheit, die aus den daselbst dem Erlöser zugeeigneten Praedicaten folge, für die aus dem Judenthum bekehrten Palästinischen Christen durch Aussprüche des A. T. zu erläutern. Vorzüglich hätte daher Hebr. I, 1 — 3. zum Beweise gebraucht zu werden verdient. Paulus nennt v. 1. den Erlöser Sohn Gottes. Diese Benennung führt ihn v. 2. auf den figürlichen Ausdruck, daß Gott den Erlöser, wie ein Vater bey seinem Sohne pflegt, zum Erben alles des Seinigen, das ist, in den Besitz alles dessen, was sein ist, gesetzt habe, vergl. Joh. 16, 15. in den Besitz seiner göttlichen Weisheit, Macht und Majestät. Dann sagt er ausdrücklich: durch ihn, durch die Weisheit, Macht und Güte, in deren Besitz er ihn gesetzt habe, sey die Welt geschaffen; und beschreibt ihn v. 3. als den Abglanz der göttlichen Majestät und den Abdruck des göttlichen Wesens, und eignet ihm die Regierung der Welt zu, indem er ihn, mit einer den Judenchristen aus dem A. T. geläufigen Figur, als über Alles erhaben zur Rechten des Allerhöchsten thro-

thronend beschreibet — Mit Recht hat der Verf. nachher beym Abdruck S. 81. auch Röm. IX, 5. angeführt. Eine Stelle die allerdings vorzüglich gebrauchet zu werden verdient hätte; wenn auch nur Nösselts und Koppens Bemerkungen darüber, auf welche der Verf. verweiset, angeführt worden wären. Bey der Abhandlung über Col. I, 16. 17. hätte S. 64. über die Redensart: der Erstgebohrne aller Geschöpfe, oder richtiger; der eher war als alle Geschöpfe, mehr Erläuterung und mehr Anwendung derselben und des klaren Gegensatzes zwischen v. 17. 18. gewünscht werden mögen, um die Beweiskraft gegen jede Einwendung zu verstärken). §. X. XI. folgert der Verf. sehr schön, aus der dem Erlöser zugeeigneten Schöpfung der Welt, auf die unendliche Gottheit desselben. §. XII. führt er aus den eignen Worten Jesu Beweise seiner göttlichen Majestät; z. E. aus Matth. 9, 3. wo doch manche weniger Beweiskraft finden mögten, Joh. 5, 19—29. 8, 58. 17, 5. bey welchen mehr Rücksicht auf neuere Einwendungen, z. E. in Nösselts Programmen, jetzt in seinen Opusculis, gewünscht werden dürfte. Endlich §. XIII. folgert der Verf. aus der hermeneutischen Gewißheit dieser Sätze, die dogmatische Gewißheit derselben, und erwähnt noch des Matth. 26, 63. 64. erzählten feyerlichen Eydes, womit sich der Erlöser, kurz vor seinem Tode, für den Sohn Gottes, in dem Verstande, worin die Juden das für Gotteslästerung hielten, erkläret und von seiner Erhöhung zur Regierung der Welt geredet hat. Mit dem XIVten §en fängt der zweyte Abschnitt, die Hebung der Einwendungen, und die Vergleichung unsrer symbolischen Lehrform mit andern Vorstellungsarten an. Zuerst werden die aus der Vernunft hergenommenen Einwürfe, theils daß die Lehre einen innern Widerspruch enthalte, theils daß sie ganz unbegreiflich, und keinem bekannten Verhältnisse analogisch sey, beantwortet. Der Verf. erwiedert: Man behaupte die Identität des Wesens nicht in eben dem Sinne, worin man die Verschiedenheit behaupte. (Vielleicht könnte man mit den ältesten christlichen Lehrern bestimmter sagen: Der Sohn hat das göttliche Wesen, den vollkommnen Besitz und Gebrauch der göttlichen Weisheit, Macht, Güte und Majestät, vom Vater.) Also da kein Widerspruch in dieser Lehre ist: so darf uns das, daß wir die Art, wie der Sohn das ewige göttliche Wesen vom Vater habe, nicht einsehen, vom Glauben an deutlichen Unterricht Jesu und der Apostel nicht abhalten.

ten Socin hatte, (Opp. T. I. p. 697.) drey Personen eines Wesens anzunehmen für widersprechend erklärt. Wir nehmen, sagt der Verf den Ausdruck Person in andern Sinne als Socin. Töllner (Theol. Unters. 1 Band, S. 29.) wird auch angeführt und als mit Socin übereinstimmend betrachtet. (Aber sollte nicht Töllner, der die biblische Lehre von der Gottheit Christi annahm, besonders haben zeigen wollen, in welche Schwierigkeiten man sich, bey Speculationen über die innre Verschiedenheit im Wesen, verwickle?) Taylor wendete ein: (Britt. Theol. Magazin, B. I. S. 111.) Man könne keinen Unterschied zwischen Vater und Sohn annehmen, ohne anzunehmen, daß dem Einen diese oder jene Vollkommenheit mangle; denn in Gott seyn lauter Vollkommenheiten. Der Verf. antwortet sehr richtig: Wir können dem Vater und dem Sohne beyden alle göttliche Eigenschaften beylegen, und doch einen Unterschied zwischen beyden annehmen; (den die ältern Theologen durch die ewige Zeugung, die Neuern durch den Satz: der Sohn hat das göttliche Wesen vom Vater, ausdrückten. Hört man auf, über innre Verschiedenheit im Wesen zu speculiren: so ist der Einwurf hiemit gehoben. Aber wohl kaum, wenn man jeden Satz ältrer oder neuerer Theologen unterschreiben sollte.) §. XV—XVII. werden die aus der Bibel selbst hergenommenen Einwürfe, z. E. aus Joh. 14, 28. 17, 3. 1 Cor. 8, 6. Marc. 13, 32. Hebr. 5, 7. Ps. 2, 9. 1 Cor. 15, 27. 28. leicht und richtig durch die gewöhnliche Bemerkung beantwortet, daß darin von dem Erlöser, als einem Menschen die Rede sey. (Der Verf. meynt, der Name Vater werde Gott, auch wenn derselbe der Vater unsers Herrn Jesu Christi heißt, nur als dem Schöpfer aller Dinge, wie auch der menschlichen Natur des Erlösers beygelegt; und Sohn Gottes heiße der Erlöser nur nach seiner menschlichen Natur, wegen seiner wundervollen Entstehung. Beydes mögte schwerlich mit dem Gebrauche, den der Erlöser und Johannes und Paulus von beyden Benennungen machen, zu vereinigen seyn! Der Name Sohn Gottes ist Hebr. I, 1—3. offenbar Name der Person des Erlösers, mit besondrer Rücksicht auf seine göttliche Majestät. So auch 1 Cor. 15, 27 28. wo das Reich des Erlösers figürlich für sein Erlösungsgeschäfte gesetzt ist, und also, aufhören zu regieren, sich seinem Vater unterwerfen, und sein Erlösungsgeschäfte vollenden, eins fürs Andre gesetzt werden kann, da denn alle Schwierigkeit verschwindet.) Endlich §. XVII. bis zu

Ende

Ende werden die Vorstellungen, welche Noetus, Praxeas, Clericus, die Socinianer, Semiarianer und Subordinatianer, sich von dieser Lehre gemacht haben, mit unsrer symbolischen Kirchenlehre verglichen, und die größern Schwierigkeiten gezeigt, welche der Vereinigung derselben mit den Aussprüchen der Schrift entgegen sind. (Unter diesen müßte des Praxeas Vorstellungsart billig von den Uebertreibungen, die ihm Tertullian zur Last legt, abgesondert werden, um den Mittelweg zwischen seiner und der Semiarianischen Meynung, den wir betreten, bestimmt zu zeichnen.) Dieß ist der Inhalt dieser gründlichen Abhandlung, die immer als ein willkommner Beytrag zur Beförderung richtiger Einsicht in die abgehandelte Lehre geschätzt zu werden verdient! — Von geringerm Gehalt sind die

Da.

Zuverlässigen Beweise für die Gottheit Christi. Dresden, 1787. 3½ Bogen in Octav.

Sie sind nichts weiter, als eine Predigt des sel. Canzlers Cramer zu Kiel, worin die Gottheit Christi aus Weissagungen der Propheten A. T. bewiesen und gefolgert wird. Diese Predigt hatte den ungenannten Herausgeber und Andre unter seinen Freunden so überzeugt, daß er, da ihm die Göttingische Anzeige und Beurtheilung der 27 eingelaufenen Schriften zu Gesichte gekommen war, zum Weihnachtsfeste, zur Erbauung und Befestigung des Glaubens der Christen dieselbe wieder auflegen ließ. Gerne gönnen wir ihm diese Ueberzeugung, zweifeln aber sehr, ob der sel. Cramer nach 20 Jahren eben so gepredigt, oder nur so noch itzt geurtheilt haben werde, wie er in dieser Predigt über manche Stelle des A. T. urtheilte; wiewohl sonst, von der homiletischen Seite betrachtet, sie ihre eigenthümlichen Vorzüge hat, wie alle Vorträge dieses großen Kanzelredners.

Da.

Bemerkungen über die Lehrart Jesu mit Rücksicht auf jüdische Sprach- und Denkungsart. Ein Beitrag zur richtigen Beurtheilung dessen, was Lehre Jesu ist. Offenbach am Main, bei Weiß und Brede. 1788. 356. S. 8.

Gegenwärtige Bemerkungen über die Frage: „Wie weit geht die Nachgiebigkeit Jesu gegen seine jedesmaligen Zuhörer, in Absicht auf jüdische Begriffe?" erschöpfen sie zwar nicht, behandeln aber doch diesen wichtigen Gegenstand ziemlich vollständig und mit vieler rühmenswürdiger Bescheidenheit. Neuere Gottesgelahrten haben mit Recht den Satz aufgestellt: der hermenevtischrichtige Sinn einer Stelle ist nicht zugleich auch der dogmatischwahre. Wenn z. B. Johannes, Kap. 9, 2 erzählt, daß Jesus bey einem Blindgebornen vorbeygegangen sey, und daß seine Jünger ihn gefragt haben: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?" so hegten die Jünger offenbahr jene herrschende Meynung der Juden, daß die Blindheit eine positive Strafe des Blinden oder dessen Eltern sey. Dieser irrige Wahn ist der hermenevtischrichtige, aber nicht der dogmatischwahre Sinn; denn weder die Sünden des Blinden, noch die Vergehungen der Eltern, sind immer Ursachen der Blindheit. Ferner haben neuere Gottesgelehrten festgesetzt, daß man in Christi und der Apostel Vorträgen die Lehre von der Lehrform genau unterscheiden müsse. In der Bestimmung dessen, was zu dieser oder jener gehört, theilen sich die Gottesgelehrten, indem einige z. E. die Reden von den Dämonen, von den Teufelsbesitzungen, von der körperlichen Auferstehung, von einem solennen Weltgerichtstage zur Lehrart, die sich auf damals herrschende Volksideen stützen mußte, rechnen; andere aber dieses alles zur Lehre selbst, zu den eigentlichen Dogmen zählen, die wir noch jetzt zu glauben verbunden wären. Der Verf. dieser Bemerkungen schlägt sich zur letzten Parthey, und sucht gewisse Kriterien festzusetzen, welche den Prüfestein ausmachen sollen. Die vorzüglichsten dürften folgende seyn, die Rec. kurz zusammenzieht, da sie der Verf. etwas weitschweifig auch ohne sichtbare Ordnung vorgetragen hat. S. 123 sagt der Verf. Wenn Jesus in seinem eigenen Namen, für sich selbst redet, so daß seine eigene Meynung und

und Ueberzeugung aus seiner Rede sichtbar wird, so muß es reine Wahrheit und nicht blos Anschmiegung auf Volksidee seyn. S. 140. Wenn Jesus von einer Sache so redet, daß er sie zu einem Gegenstand der Religionserkenntniß macht; S. 152. Wenn Jesus das Gegentheil bestreitet, wenn er behauptet, es sey Irrthum, eine gewisse Lehre nicht anzunehmen; S. 153. Wenn die Sache von der Art ist, daß unchristliche Gesinnungen, üble Folgen für die Bekenner Jesu, Hindernisse im Lauf des Christenthums, unnöthige Sorgen, ungegründete Furchtsamkeit, Versuchungen zu abergläubischen, sündlichen, heidnischen Mitteln und dergleichen daraus entspringen würden; S. 161. Wenn die Apostel solche Aussprüche Christi wiederhohlen, mit andern Worten vortragen, wenn sie sich Mühe geben, die Ueberzeugung davon zu gründen, wenn sie dieselben als Lehrsätze darlegen, und sie als Tröstungen und Aufmunterungen zum Guten vorstellen: so darf man jene Aussprüche nicht nach den irrigen Volksmeynungen erklären, sondern muß sie als dogmatische Wahrheiten annehmen. S. 180. Im Gegentheil gehört etwas blos zur Lehrart, wenn die allgemein angenommenen und von der Vernunft anerkannten Grundsätze, einer solchen Rede, würde man sie so, wie die Worte da liegen, verstehen, widersprechen. —

So wie diese Kriterien, welche die Scheidewand zwischen Lehre und Lehrart ziehen sollen, hier lauten, werden sie die Andersgesinnten gern annehmen, aber deshalb noch nicht die Anwendung von denselben auf die gedachten Lehren der Dämonen, leiblichen Teufelsbesitzungen rc. gelten lassen, im Gegentheil Bestätigung ihres Systems darinne finden. Sie werden hier vergebens Beweise suchen, daß Jesus von den gedachten Lehren überzeugt gewesen sey, daß er das Gegentheil für Irrthum erklärt habe, daß der Nichtglaube an Dämonen rc. Hindernisse der Tugend setze rc. sie werden vielmehr den sonderbaren Kontrast mit den von der Vernunft anerkannten Grundsätzen, die Aehnlichkeiten mit Aberglauben, Versuchungen zu unnöthigen Sorgen u. d. m. für sich anführen können. Rec. will hier weder für das eine, noch für das andere entscheiden, sondern nur zeigen, daß der V. die Sache nicht erschöpft habe, und daß man tiefer gehen müsse, wenn man Ueberzeugung bewirken will. Ohngleich gründlicher, kann man in der Vorrede zur neuesten Ausgabe des W. A. Teller-

schen

schen Wörterbuchs des N. T. verschiedne Punkte dieses Thema's finden.

Wenn der Verf. sich denjenigen, welche die Gränzen des Lehrvortrags weiter als er ausdehnen, widerspricht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er glaubt, Condescendenz zu irrigen Meynungen, gränze an Täuschung oder gar an Betrug: so sind diese Begriffe in Rücksicht der Streitfrage doch gar nicht entwickelt worden. Nach Rec. Gesichtspunkt findet hier durchaus keins von beiden statt; so wenig als man behaupten kann, Herschel täusche oder betrüge das Publikum, wenn er von Sonnen-Auf- und Untergang redet; so wenig als es jemanden einfällt, dem Arzte Ehrlichkeit streitig zu machen, der da erzählt, er habe einen Menschen vom bösen Wesen kurirt; (böses Wesen ist in mehrern Provinzen Deutschlands der Name von der Epilepsie; so sagt man z. B. das böse Wesen schüttelte die arme Frau ganz erbärmlich rc.) da doch der Astronom an den Umlauf der Sonne, und der Arzt an ein böses Wesen als Ursache der Krankheit, gewiß nicht glauben. Dergleichen Ausdrücke darf man nicht drücken und pressen. Wenn man den Prediger, den Rec. vor einiger Zeit die Gottlosen Teufelsbrut nennen hörte, nicht beschuldigte, er glaube, der Teufel lege Eyer und brüte sie aus, da doch in unserer Sprache weit weniger uneigentliche Redensarten als in der jüdischen Kindersprache sind, so sollte man auf solche Sprachformeln keine Dogmen bauen. Die Parthey von wörtlichen Auslegern kömmt auch oft in Verlegenheit, wie sie einzelne Stellen verstehen soll, wenn sie sich gleich bleiben will. Unter mehrern Proben stehe hier nur eine. Jesus sagt, Matth 12, 43 ff. „Wenn ein unreiner Geist von jemanden ausgefahren ist, so durchwandert er dürre Stätten, und er spricht, ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Findet er das Haus leer, gekehret, und geschmückt: so gehet er hin und nimmt zu sich sieben andere Geister, die ärger sind als er selbst, und diese setzen sich in den Menschen feste. Eben so verhält sichs mit den bösen Juden.“ Hier dreht und wendet sich des Verf. Parthey bis sie Verstand hineinbringt Der Verf gesteht endlich S. 170 selbst, daß man es uneigentlich verstehen müsse. Er sagt S. 172. „Ohne irgend ein anderes Kriterium anzuführen, berufe ich mich da nur allein auf eigenes natürliches Gefühl, das entscheiden soll.“ Wenn natürliches Gefühl, welches hier

doch

doch wohl nichts anders als Vernunft seyn kann, entscheiden soll, warum nicht auch bey andern ähnlichen Stellen? Dergleichen Inkonsequenzen sind unvermeidlich, wenn jemand das Alte beybehalten und doch nicht alle Vernunft mit Füßen treten will. So wie der Verf. bey diesem Beyspiel die Lehre von der Lehrart richtig unterscheidet, und den wahren Sinn angiebt, daß der gebesserte Mensch, wenn er zu seinem alten sündlichen Wandel zurückkehrt, weit ärger werde, als er vorher gewesen ist; eben so müssen wohl auch die andern Stellen verstanden, und die Einkleidung vom Wesen sorgfältig unterschieden werden. Andere Bemerkungen, z. E über S. 132. 135. 140 169 rc. so wie über den einmal gemißbrauchten Ausdruck, den Christen gewisse Lehren rauben, muß Rec der Kürze halber unterdrücken. Wenn ein Theil einer Gesellschaft die alten seit Jahrhunderten ohne Wirkung gebrauchten Recepte bey Seite legt, so heißt das keinesweges Raub. Der andere Theil der Gesellschaft kann sie ja nach wie vor brauchen.

Ad.

---

1) b) Katholische Gottesgelahrheit.

Anekdotenbuch für katholische Priester. Zweytes Bändchen. 1788. (Salzburg) 257 S. in 8. Drittes, 296 S.

Daß der Herausgeber den nämlichen Eifer habe, die Misbräuche seiner Kirche aufzudecken und ihre Abschaffung zu veranlassen, welchen er im ersten Bändchen an den Tag gelegt hat, soll diese Anzeige beweisen. I. Anti-Muratori, oder der Seelsorger, wie er nicht seyn soll. Aus dem Charakter eines noch lebenden Pfarrers gezogen. Sempronius, so wird er genannt, ist ganz das Gegentheil von dem im ersten Bändchen geschilderten Muratori; geizig, betrügerisch, grob, und abergläubisch. Er trägt nach S. 28 „alle die hunderterley Ungereimtheiten, Märchen und Dummheiten vor,

womit in der katholischen Kirche seit langen Zeiten her der leichtgläubige Pöbel geäffet wurde." S. 14 stößt der V. einen frommen Seufzer um Verbesserung des Kirchenrituals aus: möchte er doch erhört werden! Man hat von dem aufgeklärten Colloredo alles Gute zu erwarten. S. 18. kommen Kräpenträger (Korbträger) vor, die mit Augsburger Büchern handeln. „Von ihnen wird jedes schlechte Produkt der schreibseligen Andächtler, Religionsschwärmer, und Aberglaubensprediger — und Augsburg ist nun einmal der Ausgußort aller dergleichen Schriften — im Lande abgesetzt." Bullmann in Augsburg, der Verleger der vierzig Bände zur Steuer der Wahrheit, und der Nachdrucker der Werke Friederichs II. (zwey sehr heterogene Produkte!) war auch ein solcher Kräpenträger. III. Ueber den Volksaberglauben in Tyrol. Ein Prediger erzählte auf der Kanzel, daß, als eine Frau aus Frömmigkeit die Gräber der Ihrigen mit geweihtem Wasser begossen habe, eine arme Seele Mutternakend vor ihr gestanden sey, und ihr zugerufen habe: mir å, mir å; sie habe diese Bitte erfüllt, und dafür Dank erhalten. Ein Tyroler Bursche antwortete auf die Frage des Priesters, ob ihm seine Sünden leid seyen: „Ja wohl reut michs, daß ich ein so sakrischer S — z gewesen und Gott beleidigt habe." Zu Nusdorf predigte der Pfarrer: „die Römer schikten einsmals eine Gesandschaft nach Bithynien, a wunderliche Gesandschaft. Der erste davon war aus dem Volk, und hatte keinen Kopf. Der andre aus dem Militärstand, und der war ungeschlacht und hatte kein Herz; der dritte war a Rathsherr, und hatte Podagra und Chiragra an Händ und Füßen: a saubere Gesandschaft. Wie ist denn enka Gesandschaft zu dem himmlischen Vatta? Eben so: 1) sie ist ohne Kopf, id est, ihr bittet nicht um das, was ihr bitten sollet; 2) sie ist ohne Herz; 3) ohne enkera Mitwirkung" Auch nannte er gelegenheitlich die Bischöfe Hasenfüsse, weil sie nicht mehr als Hunde des Schafstalls Christi bellen. — Folgende Pröbchen der Wohlredenheit aus einer Osterpredigt eines Benediktinermönchs können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Ich hab euch, ihr werdets wohl noch wissen, ein neu Jahr gewünscht, ich habe mir und euch gewünscht, daß ihr doch einmal aufhören sollt, euer Luderleben fortzutreiben, und ein anderes anfangen; allein ich habe mich geirrt, es ist alles fein sauber erstunken und erlogen, es ist alleweil noch

das

das alte; denn ihr seyd die alten Sündenknechte, die alten Hurenjäger, die alten Fisch- und Wildprätdieb, die alten Gässelbuben und Brantweinheimgartenschwegler. — Christus ist heut von Todten erstanden, unser Osterlamm ist geschlachtet, aber nicht für euch, nicht für euch, ihr todten Hunde, ihr Geilheitsböcke! — O! ich möchte vergehen vor Zorn und Leidwesen, daß man mit euch gar nichts richten kann. Gibt man euch gute Wort, so seyd ihr wie die Holzböck, ihr biegt und rührt euch nicht; wirft man mit Prügeln unter euch, und sagt man euch von der Farb, wie's der Brauch ist, so lacht ihr noch dazu. — Wir haben euch lang genug aufgemacht, und ihr habt nicht getanzt, künftig will ich euch die Geigen ums Maul schlagen, und ihr mögt euch, von wem ihr wollt, aufmachen lassen. — Ich weiß es freilich gar zu wohl, wenn ihr irgend ein Spielmändel wißt, das mit der Schwegel oder dem Hakbrett sich einfindet, o da jucken euch flugs die Füsse! da geht es Boden auf Boden ab! da weiß man Liedl anzugeben, wie klassischer wie besser, wie gröber wie lieber; da flankirt ihr fort, wie länger wie angenehmer, bis in die späte Nacht hinein, bis euch niemand mehr mit euren Menschern auf den Strassen und unter den Gesträussen liegen sieht, ihr Saumägen! — Das heißt schön das Osterlamm essen, und mit den Aposteln gen Emmaus gehen! Hurenfleisch ist euer Osterlamm, und gen ebenaus oder bergauf (ist euch alles gleich) geht ihr freilich, aber nur wenn ihr Paar und Paar, nicht wie die Apostel, gleichen Geschlechts, sondern Buben und Mädel, der Hureniäkel bey seinem Schleppsak, seinem Mensch, seyn könnet. — Ists denn nicht die klare lautere Wahrheit? Beichtstüle ihr redet! ihr müßt Zeugen seyn! was für Sauereyen, Hurereyen, Ehebrüche, Diebstäle, Befleckungen, Sodomitereyen, Bestialitäten und Ludereyen hab' ich nicht diese österliche Beichtzeit von euch anhören müssen? — Schämt ihr euch denn gar nicht, daß ihr dem Priester an statt Gottes all euer Luderleben mit so ungewaschener Fozen und ohne ein Blatt vors Maul zu nehmen, als wenn ihr wirklich vom Gäßl herkämt, in das Angesicht hineinsagt? Muß ich auch noch eure säuische Reden und Werke der Länge und der Breite nach wissen? — Juden und Heiden, Lutheraner und Calvinisten, ja so gar die Freimaurer und Freigeister seyd noch viel besser daran, als ihr; denn die glauben fein geschwind nichts: aber ihr, ihr seyd

Christen, ihr glaubts, und thuts nichts. — Es reut mich, daß ich wieder so viel Wort umsonst gemacht habe; denn ich weiß es gewiß, daß es wieder alles nichts seyn wird; es wird nichts besser gemacht, wenn ich mir die Lunge herausschreie. — Wo ihr das ungerechte Gut bis zur nächsten Beicht nicht zurückstellt, so ists mit der Absolution fein sauber nichts. — Ich will euch schon noch zu Baren treiben, ihr verstokten und verkehrten Herzen! Zuschreyen will ich euch noch, daß ihr an mich denken müßt; alsdann aber ists auch gar; wenn noch nichts nüzt, so wasch' ich meine Hände in eurem Blut wie Pilatus: müßt nicht glauben, daß ich eurentwegen des Teufels werde. Wenn ihr einen solchen Narren haben wollt, so schaut euch um einen; ich nicht, in Ewigkeit nicht, sag ich euch! — Aber anklagen werde ich euch vor dem Gericht Gottes wie der Satan; lachen will ich zu eurer Verdammniß, wenn der Teufel einen nach dem andern in Ketten und Banden zur Höllen hinunter führt; ein sauberer Schuzengel! Gott bewahr euch davor! aber lachen will ich, und sagen: Recht geschieht euch! Gerecht sind deine Urtheile, o Gott! Amen!" V. Lektion für Prediger. Sie sollen in den Lobreden auf Heilige mutatis mutandis Kästnern nachahmen, wie er in s. verm. Schrift. über den h. Martin urtheilt. Wenn wir nicht bereits zu viel Raum für die Osterpredigt gebraucht hätten, so würden wir das Fragment einer Predigt auf den h. Magnus hieher setzen, welches S. 158 — 164 eingerükt ist; wir geben also unsern Lesern nur etwas davon. „Ihr wißt, m. l. Chr. daß als Gott der Herr die Welt erschaffen hat, alles ein Durcheinander, ein Mischmasch gewesen ist, als wenns die Tauben zusammen getragen hätten. Wasser und Erden, Feuer und Luft, Licht und Finsterniß war gleichsam beysammen, wie der gemähte Haber, und wie Feuer und Stroh, wenn Mädl und Bube zunah zusammen kommen. Und sehts! es würde fein sauber alles in diesem verhäkelten Zustand geblieben seyn, wenn es der Herr und Gott nicht eingesehen hätte, daß das Ding kein Gut thät, und daß er denen Elementen mores lernen müsse. Flugs fliegete sein Geist oben denen Wassern daher u. s. w." Ein andrer brachte folgende Postillenfloskel an: „Seht, m. Fr., die Schuldner mit 10000 Pfund, das sind wir. Wir haben bey Gott diese Schulden gemacht. Und seht! Christus hat dafür an seinem Leibe gelitten; hier eine o, da eine o, (nämlich

lich an beiden Händen) in beiden Füssen oo, in die Seite ein Stich, das ist 1. vier oooo und 1 sind 10000 Pfund." Die Nummern, welche wir, theils weil wir nicht alles wichtige anzeigen können, theils weil sie minder wichtige Sachen enthalten, übergehen müssen, sind folgende: II. Erasmi Roterodami (liber) de studio christianae philosophiae; übersetzt. IV. Ein artig Müsterchen von Priesterfanatismus, in einem Briefe. VI. Reise der Heiligen nach Salzburg. VII. Pfarrbraten und Klostersuppe durcheinander. VIII. Anzeige einiger älterer und neuerer Todesfälle. IX. Kurzgefaßte Nachricht (von Eberhard Buz, Prediger und Lehrer der geistlichen Beredsamkeit zu Passau;) und X. noch ein Paar Beyträge.

Das dritte Bändchen enthält folgende Stücke. I. Muratori's paränetische Epistel an die Klostervorsteher, Professoren und Lektoren in Italien, zur Verbesserung ihrer Studien. Aufgeklärte Katholiken unserer Zeit haben Vieles eben so gut, Vieles noch besser gesagt. II. Anleitung für die Lehrer der Dogmatik, vom Herrn Abt Rautenstrauch. Dieser Aufsatz hat schon mehr Werth als der vorige, ist aber schon alt, und in einigen der gethanen Vorschläge bereits in Erfüllung gebracht worden. III. Ueber Volksliturgie. Einige Gedanken über die zwekmässigere Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung, aus Salzmann's Vorrede zu seinen Gottesverehrungen. Versuch eines katholischen Volksgebethes, als ein Surrogat des leeren Rosenkranzgebethes. Einiges davon hat uns nicht übel gefallen; aber offenbar ist ein Gebet von 15 Abschnitten zu lange; sodann enthält es, wie der Herausgeber bereits angemerkt hat, in einigen Stellen zu viel Dogmatik; endlich läßt sich auch gegen einzele Ausdrücke manches erinnern. So betet z. B. der Priester: „Du hast uns edle Geistes- und Leibeskräfte gegeben" und die Gemeinde antwortet: „Gott wir danken dir." Damit wäre es genug gewesen. Allein der Priester fährt fort: Wir haben eine Einbildungskraft, um uns Sachen vorzustellen; ein Gedächtnis, um uns des Vergangenen zu erinnern; Verstand um zu urtheilen, und freyen Willen, dies oder jenes zu wollen und nicht zu wollen. Wozu in einem Gebete diese Classification der Selenkräfte! Rezension des neuen Wirtembergischen (katholischen) Gesangbuchs. Es wird, wie es dasselbe auch verdient, sehr gelobt, nur fällt es ins Lächerliche, wenn Rez. sagt, die angehängten Gebethe seyen so seeldurchdringend,

so überzeugungs- und erbauungsvoll, daß man sie nie satt lesen und bethen könne. IV. Biographie des Erasmus von Roterdam. Will nicht viel sagen, kann aber doch vielleicht für das Publikum, auf welches der Herausg. sein Augenmerk richtet, nüzlich seyn. V. Lebensbeschreibung des seel. Pfarrers zu Sindelburg, Karl Joseph Hubers. Er verdiente, wenn man über einige mangelhafte theologische Begriffe wegsieht — und warum sollte man das nicht thun? — ein rühmliches Denkmal. VII. Protocoll eines Pfarrers.

Sm.

Kurzer Unterricht von den Wallfahrten für den Bürger und Landmann, geschrieben von einem Katholiken. Mit Erlaubnis der Obern. Augsburg 1788. 8. 3 Bog.

Der Verf. dieses kurzen Unterrichts fängt mit Schmähungen über die Protestanten und den seel. D. Luther an, weil sie Nichts vom Wallfahrten halten, und bemüht sich sodenn aus heiliger Schrift, aus den heiligen Vätern, Kirchenscribenten und Konzilien zu beweisen, daß es „Gott bisweilen lieb und angenehm sey, wenn er mittelst einer Wallfahrt an gewissen Orten angebethet werde." Aus der heil. Schrift werden folgende Stellen für das Wallfahrten angemerkt: 5 B. Mos. 16, 16. Luc. 2, 41. Apostelgesch. 20, 16. Zachar. 14, 16. Math. 2, 1. Apostelgesch. 8, 27. Joh. 12, 20; und aus diesen Stellen wird sodenn sehr pathetisch gefolgert, daß „die Wallfahrten ursprünglich von Gott herkommen; daß Gott ein Wohlgefallen daran habe, weil er die Wallgänge befohlen; daß alles männliche Volk, Christus selbst, seine allerheiligste Mutter, und Joseph gewallfahrtet; daß die Jünger Christi, Elcana und Anna, daß die heiligen drey Könige, daß einer von den Gewaltigen Candacis gewallfahrtet: und wir sollten die in der Schrift gegründeten, von Gott ursprünglichen, und bis auf unsere Zeiten in der katholischen Kirche fortgedauerten Wallgänge verachten, verlachen, verspotten, als unnütze, als lächerliche Handlungen ansehen?" Besonders unwillig ist der V. auf die Regenten, daß sie nicht mehr wallfahrten.

Dieß

Dieß zeigt er Seit. 31, wo er das Beyspiel Karls des Großen anführt, und diese Geschichte mit dem Ausruf beschließt: „Wahrhaftig ein schönes, bei unsern Zeiten aber seltenes Beispiel!" Als Beweise, des Nuzens der Wallfahrten, werden iene „unzählige Votivtaflen, iene unzähligen aus Wachs, Gold und Silber ausgearbeitete stumme Bildnisse" angeführt, womit die Wallfahrtsörter prangen. Unter den vielen Wundern die an den Wallfahrtsörtern geschehen, scheint uns das, welches der V. Seit. 29, anführt, das Natürlichste und Glaubwürdigste zu seyn, daß uehmlich — „Unfruchtbare an solchen Oertern fruchtbar werden." —

Nb.

P. Jukundin Muzners, Franziskaners der oberdeutschen Provinz, Fastenpredigten mit Exordien für die Sonntage. Sechster Band. Die vernünftige Selbstliebe. Augsburg. In der Wolfischen Buchhandlung 1788. 708 Seiten 8.

In 12 Reden handelt Pater Jukundin folgende Materien ab. Erste Rede: Wie soll sich der Mensch selbst vernünftig lieben? Zweyte Rede: Liebt sich der Mensch vernünftig, wenn er sich den Trieben seiner verkerten Natur überläßt? (daß hier die verkerte Natur scharf werde mitgenommen werden, kann man leicht denken.) Dritte Rede: Lieben junge Leute sich selbst vernünftig, da sie die Freiheit zu sehr lieben? (daß hier Freiheit nicht im philosophischen Sinn, sondern statt Ungebundenheit genommen werde, muß man voraussetzen.) Vierte Rede: Lieben sich Eltern vernünftig, wenn sie ihre Kinder unmäßig lieben? Fünfte Rede: Liebt man sich vernünftig, wenn man durch den Misbrauch seines Leibes sich glücklich machen will? „Man ist mit dem Antliz, das der Schöpfer gegeben hat, nicht zufrieden, und ruft die Schmierkunst zu Hülfe, welche die Gestalt in einen ganz andern Model umgießet. Was schwarz ist muß weiß, was gelb ist, roth, was rauch ist, muß glat werden. Man arbeitet das Leder des Angesichts so, daß es sich selbst nicht mehr gleichet. Dieser neuen Schöpfung wegen richtet man ganze Kramladen von Büchsen, Tiegeln, Schachteln und Gläsern auf, in welchen die edle Kunst enthalten ist, die

Angesichter zu metamorphosiren. Täglich muß die arme Haut sich an der schmierigen Folterbank martern lassen. Man geht mit dem Angesichte nicht anders um, als der Lederzurichter mit Kalb- und Lammfell. In der Frühe trägt man ein wildes, unter Tags ein schönes Gesicht; des Morgens sind es halbe Gespenster, des Tages halbe Engel." (mirabile dictu!) Sechste Rede: Liebt man sich vernünftig, wenn man den Trunk unmäßig liebt? Siebente: Liebt ein fleischlicher Mensch sich vernünftig, wenn er die Gelüsten des Leibes zu sinnlich liebt? „Man läßt keine Lustbarkeit vorbeystreichen, wo man nicht das stolze Stück Fleisch auffürt, solte man auch in einem Tage mehr Gulden vertanzen, als man in einem Monat einnehmen kann, obschon die ganze Person nicht drey Groschen werth ist. Geiles Liebesfeuer, wie verzehrst du alte und neue Thaler, auch wohl Dukaten! Das geile Fleisch ist das theuerste. Es giebt zwar in unsern Deutschland keine öffentliche Portelle, (?) doch giebt es ausgeärgerte Vetteln. Laßt einen hübsch geputzten Stutzer aus fremden Landen kommen, sehet wie sie laufen, wie sie ihre Aufwartung machen. Pfui der spottwohlfeilen Ware!" (Recht kapuzinermäßig erbaulich!) Achte: Liebt der Wollüstling sich vernünftig, wenn er sich einem geilen Leben ergiebt? Neunte: Liebt sich der Mensch vernünftig, wenn er sich einem weichlichen Leben ergiebt? Zehnte: Hat ein Mensch, der sich im Leben zu sinnlich geliebt, sich eines ruhigen Todes zu erfreuen?

Zwey Reden bey Anbetung des Altarsakraments. Erste: Warum hat Christus dies Liebesgeheimniß eingesetzet? Zweyte: Thut die Kirche Recht, wenn sie das heiligste Sakrament mit äußerlicher Pracht verehret? Antwort: „Ja! denn sie muß ihrem göttlichen Bräutigam ersetzen die Unbilden, die er in seinem leidbaren Leibe ausgestanden hat. Zweytens: damit wir ihm ersetzen die Unbilden, die ihm noch in seinem unleidbaren Leibe wiederfaren." — — „Glückselige Braut, wie hat dich dein göttlicher Gespons beschenket? Welch herrliche Beleuchtung von brennenden Lichtern, die als funkelnde Sterne den gestirnten Nachthimmel vorstellen! Was diese unzählbare Menge leuchtender Torzen, die in frohe Flammen auflodern, und in warme Zäher zerfließen? Was der von Stund zu Stund wechselnde Zulauf hiesiger Einwoner, die von reiner (?) Andacht brennen? Die Braut will ihren Bräutigam auf alle erdenkliche Art ehren. Dies Feuer gefället nicht

den

den Kindern der Finsternis. Lebte Ischarioth noch, iener Sohn des Verderbens, und sähe dies Ehrengerüst, wie bald würde er aus der neidsüchtigen Brust rufen: Zu was eine solche unnütze Verschwendung? Auch unter den Katholiken leben solche Klüglinge, deren scharfen Luchsenaugen dieser Prunk unerträglich ist. Soll die wahre Kirche gegen ihren Gott sparsamer seyn, wie iene alte gerunzelte Synagog? Das belorberte Haus Oesterreich zälet eben so viel eifrige Anbeter des sakramentalischen Gottes, als es Helden erzeuget. Wie hell stralete auf der augsburgischen Reichsversamlung der Religionseifer Karl V, da er bey dem Fronleichnamsumzug zwischen seinem Bruder Ferdinand, römischen König, und Joachim, Churfürst zu Brandenburg, mit entblösten Haupt, eine Torze in der Hand, bey heißbrennender Sonnenhitze diese sakramentalische Arche, gleich einem David begleitete, da indessen die protestantische Fürsten, wie eine Michal, in der Stille seiner spotteten. Hier solten sich doch die Katholiken schämen 2c." (Ja wohl solten sie das thun!) „Müssen uns nicht die Hare zu Berge stehn, wenn wir hören, wie das von Gott verfluchte Judenvolk (das ist Muster der Toleranz!) an dem sakramentalischen Leibe Jesu Grausamkeiten geübt! Wem gällen nicht die Ohren, bey den Lästerungen, welche dieienigen, die sich zwar Christen nennen, aber von dem Leibe der Kirche als faule Glieder (siehe da! brüderliche Einigkeit mit den Protestanten!) durch Spaltung getrennet sind, wider den verhüllten Liebesgott, der durch die gesalbten Hände der Priester umher getragen wird, anstimmen? Moses muste die Schuhe ausziehen, als er sich dem Dornbusch näherte, und iezt zieht man kaum den Huth, da der lebendige Gott als die letzte Wegzehrung zu einem Kranken über die Gasse getragen wird. — Aus diesen Auszügen können die Leser schon errathen, was von diesen Fastenreden zu halten ist.

Der V. siehet im Vorspruch der ersten Rede spöttisch und verächtlich auf die Vernunft herab, und scheint auf sich selbst eine Satyre zu entwerfen. „Die Weltweisheit hatte immer eine große Anzahl Schüler, ihre Lehrsätze wurden nie mit größern Beyfall aufgenommen, als iezt, da man sich Mühe giebt der Vernunft ihr altes Recht einzuräumen. Unsern Weltweisen haben wirs zu danken, daß die Welt eine bessere Gestalt bekommt. Die Alten taumelten in düsterer Nacht, mit Zweifeln und Ungewißheiten umhüllt; der Verstand war durch Vorurtheile geblendet. Iezt gewinnen die Sachen eine bessere Aussicht. Das Glaubenslicht, welches bis

dahin mit unfaßlichen Geheimnissen benebelt war, wird ins Freie und Helle gesetzt. Man denkt nicht mehr so einfältig, daß man iedem Glaubenssaz Beyfall giebt, wenn er nicht vorher durch die Vernunft geprüft ist. Die Beweggründe aus der Schrift und den Vätern sind zu altväterisch und saftlos, und abgeschmakt, als daß man sie hören will. Nur Vernunft, Vernunft muß von den Kanzeln sprechen. Man will philosophische Predigten hören. So sey es denn, denn was will ein Prediger thun, wenn er nur erträglich seyn will? Wir wollen also die göttliche Schrift bey Seite legen; (um vernünftig zu reden? das hat kein vernünftiger Christ gesagt!) wir wollen die Verbindlichkeit die wir der Religion schuldig sind, unberürt lassen; wir wollen Himmel und Hölle zuschließen, nichts vom Leiden und Sterben Jesu reden, damit wir nicht das heikle Ohr der klugen Welt beleidigen. Es sey also, ich weiche dem ungestümen Begeren, so unvernünftig es auch ist." (Ja wohl! unvernünftig genug.) „Ich trete in die Fusstapfen des grösten Weltpredigers, meines Heilandes, der sich ganz natürlicher und einleuchtender Vernunftschlüsse bediente, um die unbeschnittenen Herzen der Juden zu überzeugen, und meistens durch Gleichnisse, die von sichtbaren Dingen hergenommen waren, lehrte." (Welches alles denn doch wohl sehr vernünftig war, und den Vorzug einer vernünftigen Lehrart beweiset!!)

So unverständlich dies Galimathias ist: so unschiklich sind viele Ausdrükke: „Der Mensch ist ein stolzer Kothkäfer, den Gott noch heute in ein muffendes Todtenaas verwandeln kann. Aus der witzigen Welt sind Leute aus dem Aspiscy geschlossen, die sich Weise nennen."

Uebrigens ist auch Pater Jukundin reich an aberwitzigen Ausfällen: „Die Länder sind wohl noch nicht bevölkert genug, damit mehrere zusammen Hunger und Noth leiden. Deswegen will wohl die Klugheit des Fleisches, daß iene die sich dem Dienste des Herrn gewidmet haben, das Band, so sie durch die Gelübde an Gott bindet, mit dem Ehebande verwechseln sollen. Sie will also statt der geistlichen Welt, troz dem Evangelio, (das von dem katholischen geistlichen Cölibat nichts weiß) und der heiligen Lehre Jesu, (die nie den Cölibat gelehrt hat) eine fleischliche haben, die derienigen nicht ungleich ist, in welcher der gerechte Noe zu leben das Unglück hatte, und von welcher der Sohn Gottes sagt: Sie griffen zur Ehe, und ließen sich greifen, wobey Schandthaten geübt werden, über welche der

Him-

Himmel mit Pech- und Schwefelwolken überzogen wird, und worüber man ein geschämiges Stillschweigen beobachten muß." — So meint also P. Jukundin würde es hergehen; wenn die P. P. Franziskaner heurathen! —

Qs.

Bilderdienst, Wallfahrten und Wunder. Von P. Auriophilus Fischer, Schatzmeister zu Maria-Einsidl. Lissabon, 1788. 98 S.

Neues Licht verbreitet zwar diese Schrift nicht über ihren dreyfachen Gegenstand; aber unter mehrern Produkten, welche die im Oestreichischen und in Böhmen angeregte Denkfreyheit hervorgebracht hat, wird auch sie in ihrem Publikum Nutzen stiften können. Wer auch immer Verfasser seyn mag, (ein Mönch in Einsiedlen ist er vermuthlich nicht, in diesem Kloster voll Bigotterie, wo man ein Marienbild abergläubisch verehrt, und wo man noch immer Hexentropfen in der Klosterapotheke verkauft,) er ist ein selbstdenkender Mann, der eiteln und schädlichen Menschentand im Gottesdienste, abergläubische Mährchen und Volkstäuschungen mit guter Einsicht zu würdigen versteht.

Es.

---

2) Rechtsgelahrheit.

Anton Hofmanns unmaßgeblicher Entwurf einer neuen Vormundschaftsverordnung in einem deutschen Territorial-Staat. Frankfurt 1788. 527 Seiten 8.

Die Absicht des Verf. ist recht gut; aber die Ausführung zeigt deutlich genug, daß weder alles von allen Seiten geprüft und durchgedacht, noch auch dasjenige, was andere Schriften über diesen Gegenstand bereits enthalten, gehörig er-

erwogen und genutzt worden ist. Ueberdem ist hier vieles noch so unvollständig und unbestimmt, daß dieser Entwurf eine beträchtliche Veränderung würde erleiden müssen, wann er wirklich zu einer künftigen Vormundschaftsordnung zum Grunde gelegt werden sollte. Auch bleibt sich der Verf. nicht immer consequent. Er verwirft z. B. den römischen Termin der Großjährigkeit von 25 Jahren, weil man sicher schon im 21sten Jahre dem Menschen die freye Verwaltung seines Vermögens überlassen könnte. In der Folge will er aber zu Vormündern nur solche Personen erwählt wissen, welche das 26ste Jahr zurückgelegt haben. — „Man wird schwerlich, sagt er, einen deutschen Staat antreffen, in welchem ein besonderes Vormundschaftsgericht ist" —. Und doch sind die Pupillen- und Waisengerichte so ganz selten wol nicht. — Den Fall, da von Obrigkeitswegen für die Bevormünderung des Unmündigen gesorgt werden muß, setzt er darin, wenn zwey Eheleute verstorben, und minderjährige Kinder von ihnen nachgelassen sind. — Nach dem Tode des Vaters ist also bey Lebzeiten der Mutter von Vormundschaften gar nicht die Rede? und uneheliche Kinder sind eines Vormundes wol ganz unwürdig? — Wenn Minderjährige ihrer Bestimmung wegen ausser Landes zu gehen genöthigt sind, so soll die Reise so wohlfeil als möglich eingerichtet werden, und dem Vormunde ist unter Strafe verbothen dieselben zu begleiten, weil es Fälle giebt, daß Vormünder bey solchen Gelegenheiten auf Kosten der Pupillen unnöthige Verwendungen machen — u. d. m.

Kf.

Biga libellorum Authenticas Codicis repet. praelect. earumque historiam illustrantium. Edidit et praefatus est D. *Car. Frid. Zepernick* — Halae typ. Heller. 1788. 183 Seiten 8.

In der wolgeschriebenen Vorrede handelt der gelehrte Verfasser von den Quellen einer vollständigen Geschichte der sogenannten Authenticarum. Zu den ersten rechnet er mit Recht 1) die Nachrichten, welche die Glossatoren in ihren Anmerkungen darüber mitgetheilt haben. Diese sind hier allerdings glaubwürdige Zeugen, weil von Dingen die Rede ist, wel-

welche sie, oder wenigstens ihre Lehrer, selbst erlebt hatten. Quod enim, bemerkt der Verf. sehr richtig, in historia antiqua admodum hallucinati sint, lepidasque saepenumero de nominibus causisque legum fabulas narrauerint, illorum fidei in iis, quae de suis temporibus natiua quadam simplicitate tradiderunt, nec quidquam sane detrahere potest. Diese *natiua simplicitas* zeigt sich z. B. in der Erzählung des Odofred über die eigentliche Veranlassung der bekannten Auth. *Sacramenta puberum*, bei Gelegenheit einer Rechtsstreitigkeit zwischen zweien damals berühmten Rechtslehrern: *Martinus* plus quam *Bulgarus* erat gratiosus, quia *faciebat* melius applaudere — — — Et dominus Martinus, sciens esse discordiam inter dominum Bulgarum et ipsum, et videns, quod opinio domini Bulgari magis placuit scholaribus, una die, cum equitaret cum imperatore, dixit: domine, quaedam opinio est inter me et Bulgarum, qui dicit, quod venditio facta a minore de re sua sine decreto non valet ipso iure. Ego dico, si minor vendidit sine decreto, non valet, sed *si iurat*, siue cum decreto, siue sine decreto, valet. *Decidatis*, quae opinio videtur vobis verior. Dixit imperator: *Domine Martine, vestra opinio placet nobis, et vestra opinio est verior*. Dixit Martinus Imperatori: Modo faciatis vnam constitutionem, et ipse fecit constitutionem, quae incipit: *Sacramenta puberum*. 2) Die Geschichtschreiber aus den Zeiten der beiden Kaiser Friedrich I. und II. 3) Die Rubrik und Unterschrift der Auth. welche aus den Konstitutionen dieser Kaiser genommen sind. Hiernächst zeigt der Verf. wie eine solche Geschichte der Authent. zweckmäßig bearbeitet werden müsse, sowol in Ansehung ihres eigentlichen Ursprungs, als auch ihrer Einschaltung in das Justinianische Gesezbuch, imgleichen der Aufnahme in Deutschen Gerichten; und zwar alles dieses in beständiger Rücksicht auf den Unterschied zwischen den, aus den Konstitutionen der beiden Friedriche, und den, aus Justinians Verordnungen hergeleiteten authenticis. Hierauf folgt eine litterarische Notiz von den Schriftstellern, welche sich bisher mit Erläuterung, theils der sämtlichen, theils einzelner Autenthiken beschäftigt haben. Die beiden Abhandlungen, welche der Titel ankündigt, sind: *Jo. Jac. Scherzii* Diss de authenticarum autoribus et auctoritate, Strasburg 1733. wovon aber der berühmte Joh. Mart. Silberrad als eigentlicher V. angegeben wird; aus welchen Grün-

den?

ben? hat Herr Z. nicht bemerkt. 2) Mauri Sartii — Irnerius; aus des Verfassers kostbarem und in Deutschland nicht genug bekanntem Werke: de claris Archigymnasii Bononiensis Professoribus — Bonon. 1769-72. 2. Tom. Fol.

Kf.

De iuris universi ratione. Auctore *Leonardo Schnetlage* iur. Doct. in usum auditorum. Halae Typis Hendelii 1788. 114 Seit. 8.

Man kann diese Schrift gewissermaßen als ein Compendium der allgemeinen practischen Philosophie ansehen. Das Ganze zerfällt in zwei Bücher, wo in verschiedenen Capiteln von Ehre und Schande, Tugend und Lastern, den gesellschaftlichen Pflichten u. s. w. gehandelt wird.

Uk.

Domitii Ulpiani Fragmenta libri regularum, vulgo tituli ex corpore *Ulpiani*. In vsum praelectionum edidit et praefatus est *Gustauus Hugo* I. u. D. et Prof. Goetting. Goettingae ap. Dieterich 1788. 80 Seiten 8.

Ein neuer Abdruck der Fragmente aus dem Handbuche des Ulpian. Der Herausgeber hat selbige in der Absicht nochmals abdrucken lassen, um öffentliche Vorlesungen darüber zu halten. In der Vorrede schildert er den Nutzen solcher Vorlesungen, worin die Zuhörer auf die Quellen geführt und mit dem Sinn und der Ordnung der Gesetze bekannt gemacht werden, welchen noch Niemand, unseres Wissens, bezweifelt hat. Die Bescheidenheit und Wahrheitsliebe des Herrn Herausgeb. wenn er in der Vorrede selbst versichert: nova non sunt, quae dicam, wird übrigens ein jeder mit uns billigen.

Uk.

Jo. Steph. Pütteri Tabulae juris publici synopticae, editio II. Goettingae sumtibus Vandenhoek et Ruprecht 1788. fol. 8 pl.

Diese Tabellen sind eine vermehrte und verbesserte Ausgabe nach dem System der pütterschen Institutionum juris publici Edit. IV. 1787. Die Brauchbarkeit derselben ist, wie der Ruhm des hochverdienten Verfassers im publicistischen Fach, zu bekannt und zu entschieden, als daß eine neue Empfehlung nöthig wäre. Niemand, dem an der allgemeinen systematischen Uebersicht des gesammten deutschen Staatsrechts und also an dessen gründlicher Erlernung gelegen ist, wird diese vortreflichen Tabellen entbehren können, am wenigsten die, welche das Glück haben, den publicistischen Vorlesungen des Hrn. Pütter's selbst beyzuwohnen.

Gd.

Versuch eines Entwurfs einer Bibliothek des teutschen peinlichen und Lehnrechts. Frf. und Leipzig. 1788. 128 Seiten 8.

Da verschiedene Gelehrte die Bearbeitung der Litteratur des teutschen peinlichen und Lehnrechts längst versprachen, aber bisher unerfüllt gelassen hätten: so habe sich der Verf., wie es in der Vorrede heißt, entschlossen, einstweilen nur diesen Versuch herauszugeben; demnächst aber mit der eigentlichen Ausführung des Ganzen, die jedoch, wie der gegenwärtige Versuch, einzig und allein die Bücherkunde enthalten soll, hervorzutreten. Ob nun ein solches Unternehmen nach den neuesten Arbeiten von König, Westphal, Hellbach und anderen noch von Nutzen seyn kann, daran ist sehr zu zweifeln. Und wenn gleich der Plan des Verf. den er in der Ausarbeitung befolgt, nicht übel angelegt ist, so scheint uns auch dieser Umstand kein großer Gewinn für die Bücherkunde des peinlichen und Lehnrechts zu seyn; denn das Aus- und Einpacken der vorhandenen Schriften dieser Rechstheile, kann an sich wenig Vortheil und Vergnügen gewähren. Wir haben zwar in diesem Versuch keine Vollständigkeit der Schriftsteller; aber doch eine Auswahl

derselben und eine Anzeige der vorzüglichsten Schriften erwartet. Nicht ganz sind wir deßhalb befriedigt, denn so hätten z. B. die im §. 11. bemerkten Cappelschen medicinischen Responsa füglich wegbleiben können; dagegen aber beym §. 25. Allgemeines Gesetzbuch über Verbrechen und derselben Bestrafung, Wien 1787. §. 26. Churbraunschweigische Criminal-Instruction von 1736. §. 28. (von Röder) das peinliche Recht nach den neuesten Grundsätzen vollständig abgehandelt. Offenbach am M. 1783—84. IV. Th. §. 29. *Magdibn Systema iurisprudentiae criminalis in usum praelect.* §. 32. Plitts Repertorium für das peinliche Recht. Frankf. am M. 1786. ej. *Analecta iuris criminalis iunctim edita* Hanov. 1786. §. 39. *Günther de furto domestico* Lips. 1785. angeführt werden müssen, und wir könnten dem Verf. noch eine große Zahl vortreflicher, besonders kleiner, Abhandlungen über verschiedene Gegenstände des peinlichen Rechts bemerklich machen, wenn dies hier unsere Absicht wäre. — Die Bibliothek des Lehnrechts ist ganz unvollständig. Es würde Zeitverlust seyn, Proben davon vorzulegen, welche jeder Leser ohne Mühe erblicken wird. Ueberhaupt scheint der Verf. die Schriften aus der Königschen Litteratur und einigen neuern Compendien des peinlichen und Lehnrechts gesammlet zu haben. Hie und da ist auch auf Recensionen verwiesen und zuweilen sind Ladenpreise beygesetzt. Beydes kann aber dieser Schrift keinen besondern Werth geben. Uebrigens zweifeln wir, daß dieselbe, wie der Verf. in der Vorrede zu glauben scheint, so bald vergriffen werden wird; es müßte denn eine sehr geringe Auflage davon veranstaltet worden seyn. Die häufig eingeschlichenen Druck- oder Schreibfehler mögen wir nicht einmal rügen.

Dl.

Von dem Verfahren wider politische Verbrecher, nach den Grundsätzen, welche bey dem Magistrate zu Wien beobachtet werden; von einem Beamten dieser Stelle. Wien 1788. 153 S.

Politische Verbrecher sind in der Sprache der östreichschen Gesetze diejenigen, welche sonst unter dem Nahmen der gerin-

geringen Verbrechen, Begünstigungen rc. vorkommen, und bey denen bekanntlich der förmliche Criminal-Proceß nicht statt findet. Da aber die eigentliche Art des Verfahrens in den hieher gehörenden Fällen durch allgemeine dortige Gesetze noch nicht bestimmt, sondern dem bescheidenen Benehmen der Obrigkeiten überlassen ist: so hat der Verf. die Grundsätze, welche bey dem Magistrat zu Wien beobachtet zu werden pflegen, zusammen getragen, solche näher erläutert, allenthalben zweckmässige Muster beygefügt, und wirklich den Anfängern, die sich zu den Geschäften vorbereiten wollen, durch diese Arbeit gute Dienste geleistet. Wir sind auch überzeugt, daß selbst ausser den östreichschen Staaten angehende Beamte und Magistrats-Personen, in diesem Buche manche Anleitung finden werden, welche in unsern gewöhnlichen Lehrbüchern vergeblich gesucht wird, wovon sie aber mit Nutzen Gebrauch machen können.

Kf.

Briefe an die Freunde der Rechtswissenschaft von Bernhard Specht. — Prag 1788. 203. Seiten 8.

Obgleich die Schreibart des Verf. wol etwas zu gekünstelt ist, und diese Briefe sich eben nicht durch neue Bemerkungen auszeichnen: so können sie doch von Anfängern mit Nutzen gelesen werden. Sie enthalten: Linien zur Theorie der Gesetzkraft im Auslande — Ideen zu einer Metaphysik der Rechtswissenschaft — die Gewalt des Kaisers über Kirche und Staat — Wunsch einer Anleitung zur gerichtlichen Referirkunst für die Kaiserl. Königl. Staaten — die Macht der Rechtsgewohnheit. —

— Kf.

Karls von Dalwigk kleine juristische Abhandlungen. Erstes Bändchen. Frankf. am Main 1788. 5 Bogen in 8.

Der V. hat unter diesem Titel drey kleine Abhandlungen zusammen drucken lassen. Die erste: Bemerkungen über die Exemtion eines Reichslandes von den Reichsvicariatsgerechtsamen, findet sich bereits in dem 4ten Stücke der hessischen Beyträge zur Gelehrsamkeit, und ist folglich schon bekannt. Der V. liefert sie hier etwas umgearbeitet und erweitert. Die zweyte: Ueber das Kohlengericht zu Erbstadt. Ein Beytrag zum deutschen Rechte, der, so kurz er auch freylich gerathen ist, dennoch den Freunden desselben nicht unwillkommen seyn wird. Da die Art dieses Gerichts nur sehr wenig, und vielleicht manchen nicht einmal dem Namen nach, bekannt seyn wird: so glaubt Rec. den Dank seiner Leser zu verdienen, wenn er die Beschreibung desselben hier kürzlich mittheilt. Das Kohlengericht wird im Hanau-Münzenbergischen in dem Dorfe Erbstadt in der Kellerey Naumburg gehegt. Zufolge einer uralten Gewohnheit versammeln sich am ersten Tage nach dem neuem Jahr der Justiz- und Rentheteybeamte von Naumburg in Erbstadt, nach deren Ankunft werden die Glocken geläutet, und die Beamten, der Schultheiß, welcher einen weißen Stab in der Hand hat, die Gerichtsleute und übrige Personen des Orts lassen durch die Burgemeister einen eisernen Topf voll glühender Kohlen vor sich hertragen, welchem sie bis in den dortigen herrschaftlichen Erbbestandshof folgen, wo die ganze Gemeinde, auch Fremde dort begüterte Personen, mit entblößten Häuptern erscheinen. Hier fragt nun der zeitige Schultheiß den ältesten Gerichtsschöff: „N. N. ist es Zeit und Stunde das Gericht zu halten?" welcher dieß mit Ja beantwortet, worauf jener sagt: „So hegen wir denn dieß Gericht im Namen des Durchlauchtigsten ꝛc. wer etwas ab und zuzuschreiben hat, kann zu uns aufs Rathhaus kommen," und nun gehen Schultheiß und Gericht in derselben Procession aufs Rathhaus, wo dann das Tauschen, — „muß wohl kaufen heißen" — und Vertauschen der Güter vorgenommen, und ein Buch gehalten wird, in welches dergleichen Kauf und Tauschsachen eingetragen werden. Wer nun bey diesem Gerichte nicht vor Endigung des

Geläuts und Erlöschung der Kohlen erscheint, muß für jede Stunde seines Ausbleibens eine gewisse Geldstrafe erlegen. Von dem Ursprunge und der Geschichte dieses Gerichts hat der V. nicht viel sagen können, als daß es aus dem grauesten Alterthume abzustammen scheine. Merkwürdig ist es doch, daß der dortigen Gemeinde an der Erhaltung dieses Gerichts so viel gelegen war, daß, als die Kellerey Naumburg, welche an Hessen Cassel verpfändet war, nach dem Regierungsantritt des ietzigen Landgrafen, mit der Grafschaft Hanau wieder verbunden wurde, dieselbe sogleich bey der Regierung um die Beybehaltung desselben nachsuchte, welches ihr denn auch gestattet wurde. Die dritte: **Gedanken über die Verbindlichkeit zu Verpflegung und Erziehung ausgesetzter Kinder.** Der V. hat diese kleine Abhandlung wieder in drey Abschnitte eingetheilt. Im 1sten will er Beyträge zur Geschichte der Exposition liefern, die aber so gut, wie nichts, sind; denn alles, was er über das Recht der Aeltern ihre Kinder zu tödten, und die Strafen des Kindermordes verschiedener alter Völker sagt, gehört hier eigentlich nicht her. Im 2ten führt er die bekannten Meynungen verschiedener Rechtsgelehrten, wem die Last der Ernährung ausgesetzter Kinder obliege? und im 3ten giebt er seine Vorschläge dazu, die aber nichts weniger, als neu sind, und darauf hinauslaufen, daß am schicklichsten der ganze Staat dazu aufgefodert werden könne. Am Ende werden noch die Verordnungen verschiedener Länder hierüber angeführt.

Neue Aufschlüsse darf man freylich in diesen Abhandlungen nicht suchen. Da dieß indeß, wie der V. sagt, der erste öffentliche Versuch seiner Kräfte ist, und sich dieser übrigens doch durch gute Ordnung und Schreibart empfiehlt: so können wir ihn wohl zu fernern aufmuntern, ihm dabey aber anrathen, seine Materien mehr zu erschöpfen, als es in diesen wenigen Bogen geschehen konnte.

Zr.

Heinrich Elias Gottlob Schwabens Herzogl. Sachsen-Weimar und Eisenachschen auch Hildburghausischen Hofadvocatens, summarischer Unterricht, von Hofpfalzgrafen und Notarien

nebst einer kleinen systematischselecten Richter- Advocaten- und Notarienbibliothek, für reiche, mittelmäßige und dürftige oder arme Käufer, sortiret und bezeichnet. Zum Gebrauch für unerfahrne und besonders erst werden wollende Notarien, angehende Advocaten auch resp. Richter und unjuristische Hofpfalzgrafen. Frankfurt und Leipzig. 158. S. 8.

Das ausgehängte Schild zeigt schon was man in der Herberge zu erwarten habe. Daß ein solcher ohne Kopf und Kenntniß zusammengeraster Mischmasch im Schlusse des achtzehenden Jahrhunderts noch geschrieben werden konnte, beweist wieder, daß es auch jetzt noch, so gut wie vor dem, und in der Jurisprudenz so gut wie in andern Wissenschaften, elende Compilatoren und Buchmacher giebt. Von der sogenannten selecten Bibliothek einen Begriff zu geben, setzen wir die Notiz des corp. jur. S. 12, her. „Corpus juris civilis. Dessen verschiedene Ausgaben siehe in Westphals Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelahrheit, edit. 2. §. 52 und 53, wiewohl ich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha schon einige große Editionen gesehen habe, die Herr Westphal nicht angezeigt hat. Die Praktiker haben meistentheils Gothofredi Edition mit Noten, oder weil diese auch schon etwas kostbar ist, nur Freieslebens corp. jur. civ. Altenb. et Lipſ. 4. maj. in Händen." Eine Probe von des V. Sachkenntnissen mag die Stelle §. 58. seyn. „Die Allegation des corp. juris canonici, selbst in den 4 Materien, 1) der Kirchen und Ehesachen, 2) der Eyde, 3) der Präscription, und 4) des Processes, worinn es dem corpori juris präferiret wird, ist heutiges Tages, wenn es nicht durch den Beyfall eines Rechtslehrers unterstützt seyn sollte, mehr zum Staat, als zur Begründung." Wenn das nicht Unsinn ist, so giebt es keinen.

Qb.

Ueber die Wiederbesetzung der erledigten neunten Churwürde. Von Heinrich Ferdinand Christian Freyherrn von Lynker, Fürstl. Schwarzburgischen Canzler und Consistorial-Präsidenten zu Arnstadt. Leipzig bey Heinsius 1788. 21 B. in 8.

Der richtige Standpunkt, aus welchem diese Sache beurtheilt werden sollte, ist nach unserer Einsicht allein im Art. 6. §. 9. des W. F. zu suchen. Quodsi contigerit Lineam Guilielminam masculinam prorsus deficere, superstite palatina, — dignitas electoralis, quae penes Bavariae duces fuit, ad eosdem superstites Palatinos — redeat, *octavo tunc electoratu prorsus expungendo*. Wenn man diese Worte mit Aufmerksamkeit lieset, so ist nicht wohl zu begreifen, wie von Wiederbesetzung einer erledigten Churwürde nach dem Abgange der Bayerschen Linie habe die Rede seyn können. Und dennoch führt diese Sprache mit dem V. seit dem fast Jedermann. Die durch den W. F. errichtete neue Churwürde war blos ein Auskunftsmittel das Haus Pfalz so lange zu befriedigen, bis dasselbe allenfalls zu seiner alten Chur wiederum gelangen mögte. Sie hatte also eine temporaire Absicht. Wenn diese erreicht seyn würde, soll diese Churwürde ganz wiederum aufhören — *prorsus expungatur*. Es ist also damahls keinesweges eine Vermehrung des Churfürstlichen Collegii erfolgt, welche beständig dauern sollte; sondern die Absicht war, die Zahl der Churfürsten auf die alte Bestimmung der goldenen Bulle zurückzuführen, wenn die damahligen Umstände sich verändern würden. Wie kann man also, nachdem sich dieser Fall sich ereignet hat, von einer erledigten Churwürde und deren Wiederbesetzung reden, welche nach dem W. Fr. nicht mehr existirt? Eine andere Frage ist: Ob Kaiser und Reich nicht jetzt eine abermahlige Vermehrung des Churfürstlichen Collegii vornehmen können? Und ob dazu in der gegenwärtigen Lage der deutschen Staatsverfassung dringende oder räthliche Ursachen vorhanden sind? Daß die in der G. B. bestimmte Zahl jetzt noch eben so gut vermehrt werden könne, wie solches bey Errichtung der achten und neunten Chur geschehen ist, leidet an sich nicht den geringsten

Zweifel. Der andere Punkt mögte wichtigern Zweifeln ausgesetzt seyn, als der V. in Erwägung gezogen hat. Der einzige Grund für die beiahende Meinung ist von der leicht zu besorgenden Stimmen-Gleichheit im Churfürstlichen Collegio bey der Kaiserwahl hergenommen, wenn dasselbe aus acht Mitgliedern besteht. Gleichwohl hat man bey dem W. F. sich hieran nicht gestossen, die achte Churwürde zu errichten; und der Erfolg hat es auch als kein nothwendiges Bedürfniß dargestellt, daß solchem abzuhelfen nothwendig eine neunte Chur errichtet werden müsse. Wenn es aber weiter darauf ankommt: ob es dem Kaiser, dem Reich überhaupt, und den Churfürstlichen und Fürstlichen Collegio insonderheit zuträglich sey, wenn wiederum eine neue Vermehrung vorgenommen wird, so läßt sich leicht zeigen, daß alle diese keinen Vortheil, sondern offenbaren Nachtheil von dieser Vermehrung haben werden. Bey den wichtigen Vorrechten der Churfürsten und ihrem grossen Einflusse in die Regierung des Reichs, kann es weder dem Kaiser, noch den beyden Collegiis zuträglich seyn, wenn dieselben mehreren Reichsfürsten zu Theil werden. Insonderheit bey dem verschiedenen Churfürstlichen und Fürstlichen Interesse, verliehrt das fürstliche Collegium allemahl, wenn ein mächtiges Mitglied ihnen entzogen und in die Classe der Churfürsten versetzt wird. Daß ein neuer Churfürst seine Stimme, nach der heutigen Verfassung, im Fürstenrathe behält, ist für das fürstliche Collegium doppelt nachtheilich; denn die Führung dieser Stimme wird allemahl dem Churfürstlichen Interesse gemäß seyn. Mehr andere politische Reflexionen ergeben sich bei weiteren Nachdenken von selbst. Der V. hat indessen bei seiner Voraussetzung von dem Nutzen einer solchen vermeintlichen Wiederbesetzung der erledigten Churwürde, sich auch darauf eingelassen, wie solche Gesetz- und Reichsverfassungsmässig vorzunehmen sey, und, was für Reichsfürsten darauf den nächsten Anspruch haben mögten? In Ansehung der letztern Frage erklärt er sich für Hessen-Cassel; — weil Hessen ein Theil von Thüringen sey, worauf schon ehedem eine Wahlstimme gehaftet habe. — Uebrigens findet man die acta publica von Errichtung der achten und neunten Churwürde, auch von der Readmission von Böhmen hier fleissig ausgezogen, und meistens wörtlich eingerückt; wodurch denn die Schrift ziemlich weitläuftig geworden ist, dagegen sie aber denen desto gründlichere Belehrung ertheilt, welche

welche derselben bedürfen. Hauptsächlich wird sich ein jeder daraus belehren können, daß die Beförderung zur Churwürde keine Sache ist, welche in sechs Wochen abgethan werden kann, wie sich viele Leute seit dem Absterben des letzten Churfürsten von Bayern einbildeten.

IX.

Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik, oder einige Betrachtungen über die Frage, in wie fern es möglich sey, die Moral des Privatlebens bei der Regierung der Staaten zu beobachten, von Christian Garve. Breslau, bei Wilh. Gottl. Korn. 1788. 8. 156 S.

Das System, welches der berühmte Verfasser dieser Abhandlung, zu Beantwortung der, auf dem Titel angegebnen Frage, aufstellt, beruht hauptsächlich auf dem Satze:

> Daß, im unabhängigen Stande der Natur, zwischen Zwangs- und Gewissens-Pflichten, zwischen Gerechtigkeit und Wohlwollen, kein wesentlicher Unterschied sey, daß, im Natur-Stande, der Mensch keine andre Bewegungs-Gründe habe, die Gerechtigkeits-Pflichten — als die er habe, die Gewissens-Pflichten zu erfüllen, und daß Wohlwollen, oder Menschenliebe, dieser einzige Bewegungsgrund, das allgemeine gemeinschaftliche Prinzipium der Moral und des Natur-Rechts, sey.

Furcht, behauptet er, könne nur bei gewissen Personen, und unter gewissen Umständen, nehmlich bei dem Schwächeren, im Verhältniß gegen den Stärkeren, ein Beweggrund seyn, diesen nicht zu beleidigen. In diesem Verhältniß befinde sich zwar im Stande der bürgerlichen Gesellschaft immer der Beleidiger gegen den Beleidigten, weil Leztrer immer die Macht des ganzen Staats auf seiner Seite habe: im unabhängigen Natur-Stande aber sey dieß höchstens nur zuweilen zufälliger Weise der Fall.

Da nun ein Staat gegen den andern sich in diesem unabhängigen Natur-Stande befinde; so sey zwischen den Oberhäuptern derselben die einzige allgemeine Regel des Rechts, als eine Aeußerung des Triebs des Wohlwollens, und zwar im Ver-

hältniß, nicht gegen einen einzlen Menschen, sondern gegen eine zahlreiche Gesellschaft von Menschen (ganze Staaten und Völkerschaften).

Das zu thun, was dem Menschengeschlecht im Ganzen am nützlichsten ist.

Dieß sey die Moral der Könige, die einzige, die ihres Berufs und des grosen Zwecks der Vorsehung würdig sey. Ein Regent, der sein Betragen, sowohl gegen seine Unterthanen als gegen andre Staaten, nach dieser Regel einrichte, handle nicht ungerecht, handle seiner Pflicht gemäs. Deßwegen komme es bei ihm nicht sowohl auf Regeln des Rechts, als auf Bildung seines Geistes und Charakters an.

Der Verfasser hat, bei der Ausführung dieses Systems, welche, im Ganzen genommen, eben so sehr seinem Scharfsinn und seiner Gründlichkeit, als seinem tugendhaften Herzen, Ehre macht, alles Mögliche gethan, um ihm das Schwankende und Gefährliche zu benehmen, welches es, beim ersten Anblicke, zu haben scheint. Auch scheinen Recensenten seine gezogne Folgerungen, die er meistens mit treffenden Beispielen aus der Geschichte erläutert, meistens an sich selbst richtig. Aber daß sie es, als Folgerungen aus jenen Grundsätzen sind, das will ihm doch nicht immer einleuchten.

Wenn z. B. (S. 43) das Oberhaupt eines Staats einen, bloß aus persönlicher Neigung gegen das Oberhaupt eines andern geschloßnen, Vertrag deßwegen bricht, weil er nun einsieht, daß er seinem Staate nachtheilig sey: so läßt vielleicht dieses bundbrüchige Betragen sich rechtfertigen; aber nicht deßwegen, weil der Bruch dem Ganzen, oder seinem Staat, vortheilhafter ist, sondern weil er den Vertrag aus unstatthaften Beweggründen geschlossen hat, und derselbe also seinen Staat schon von Anfang an nicht verbinden konnte.

Der Bruch eines Vertrags wegen veränderter Umstände (S. 45.) ist eine Art von Ausübung des Nothrechts, welches zwischen einzeln Menschen eben so gut als zwischen ganzen Völkern, Statt findet. Die Frage wäre: Ob der Staat, dem die Hülfstruppen unbedingt versprochen sind, wenn er dieselbe, zu der Zeit als der andere sie, zur äussersten Noth selbst braucht, schon in seiner Gewalt hätte, ungerecht handeln würde, sie nicht zurückzugeben? Wenn von zween Schiffbrüchigen, die beide ein, nur zur Rettung eines einzigen hinreichendes Brett erhascht haben, der eine, A, den andern,

B.

B. um sich zu retten, herunter stößt: so handelt er nicht ungerecht: aber B handelt auch nicht ungerecht, wenn es ihm glükt, den A herunter zu stoßen, und sich selbst zu behaupten. Der Fall des Nothrechts ist der einzige eines wahren Rechts des Stärkern, eines Rechts, welchem keine Pflicht entspricht. Aber dieser Fall ist nicht Regel sondern Ausnahme.

Wenn, im 30jährigen Kriege, das Hauß Oesterreich es durch die Nothwendigkeit entschuldigen konnte, daß es den Graubündern das Thal, wodurch seine Deutsche und Italienische Staaten getrennt wurden, wegzunehmen suchte, so handelten doch wohl die Graubünder auch nicht ungerecht, indem sie sich dieser Wegnahme ihres Eigenthums widersetzten.

Recensent fühlt es wohl, daß diese kleine Zweifel nicht hinreichen, des Verf. System zu widerlegen. Er ist vielmehr, mit ihm überzeugt, daß die wohlthätigste Revolutionen für das Menschengeschlecht im Ganzen meistens ihren Ursprung in solchen Handlungen haben, die, nach dem gewöhnlichen Begriffe des Worts, ungerecht schienen. Aber waren die Urheber dieser Revolutionen eines solchen wohlthätigen Erfolgs versichert? Unternahmen sie dieselbe immer auch nur in der aufrichtigen Absicht dieses wohlthätigen Erfolgs? Und hatten sie selbst das Herz diese Absichten zur Rechtfertigung ihrer Unternehmungen anzuführen? Oder würden ihre Zeitgenossen sie als eine hinreichende Rechtfertigung angenommen haben? Es würde, für eine grose Provinz, für ganz Deutschland, für einen grosen Theil der gesitteten Welt unstreitig, von den vortheilhaftesten Folgen gewesen seyn, wenn es Kaiser Joseph II. geglückt hätte, den unnatürlichen Vertrag, wodurch die Schiffarth auf der Schelde gesperrt ist, umzustoßen. Und doch hat die Stimme von ganz Europa den deßwegen unternommenen Krieg für ungerecht erklärt. Sollte ein so allgemein angenommener Begriff, der sich, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, erhalten hat, doch nur ein Vorurtheil seyn?

Es gehört zu dem grosen Plane der Vorsehung, daß alles Böse zulezt Gutes hervor bringt: aber kein Mensch, und stünde er auch auf der höchsten Stufe der moralischen Vollkommenheit und politischen Macht, ist im Stande die, auch nur wenig entfernte, Folgen seiner Handlungen vollständig zu übersehen: und keinem Menschen können also diese entfernte Folgen als Regel seiner Handlungen vorgeschrieben seyn. Die Könige haben sich freilich als die grössren Werkzeuge in den

Händen der Vorsehung zu betrachten; aber sie sind immer nur Werkzeuge, nicht Meister des grosen Werks. Es muß ein näher liegendes und zuverlässigeres Kennzeichen des moralischen Guten und Bösen unsrer Handlungen geben, oder alle Untersuchungen über natürliche Rechte und Pflichten laufen auf einen Wortstreit hinaus, dessen Entscheidung den Wahrheitsforscher unmöglich befriedigen kann.

Eine ausführlichere Widerlegung des Hauptsatzes dieser Schrift ist in der gleichfolgenden enthalten, bei deren Anzeige Recensent es versucht hat, auch seine Meinung etwas weitläuftiger auseinander zu setzen.

Zm.

Schreiben an Herrn Professor Garve über die Zwangs- und Gewissens-Pflichten, und den wesentlichen Unterschied des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, besonders bei Regierung der Staaten, von Ernst Ferdinand Klein. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai. 1789. 8. 100. S.

Herr Prof. Garve stellte in seiner Abhandlung über die Verbindung der Moral mit der Politik die Behauptung auf, daß zwischen Wohlwollen und Gerechtigkeit kein wesentlicher Unterschied Statt finde. Er nimmt die Gemeinnützigkeit als den allgemeinen Grund unsrer Pflichten an, und folgert daraus, daß es (außer dem Stande der bürgerlichen Vereinigung) keine allgemeine Regel der Gerechtigkeit (des Wohlwollens) gebe, indem es möglich sey, daß das Gute welches aus einer, dieser Regel zuwiderlaufenden, individuellen Handlung fließe, das Gute, welches die Aufrechthaltung der Regel bewürke, überwiege. In der Anwendung auf das Staats- und Völkerrecht heist das soviel, als: Alles das ist Recht, was derjenige, der die Gewalt in Händen hat, nach Abwägung der guten und bösen Folgen der Handlung, für dienlich achtet. So sehr nun auch Herr Garve diesen Satz durch Reinigung der Hauptbegriffe von allen zufälligen Nebenideen genauer zu bestimmen und unschädlich zu machen sucht; so zeigt doch

doch Herr K. G. Rath Klein in dieser vortreflich gedachten, und in allem Betracht musterhaft geschriebnen freundschaftlichen Widerlegung, daß er, wo nicht an sich selbst unrichtig, doch als Grundsatz zu einem sichren System des Natur- Völker- und Staats-Rechts, wegen der Leichtigkeit ihn falsch anzuwenden, unzulänglich sey. Die guten und bösen Folgen einer individuellen Handlung gehen im Zusammenhang der Dinge ins Unendliche. Der Mensch ist zu eingeschränkt, um sie alle zu übersehen. Sie können also auch nicht die Regel seines Betragens seyn. Und wenn der Handelnde selbst dieses angenommne Kennzeichen der Gerechtigkeit seiner Handlung nicht vollständig wahrnehmen kann; so kann es eben so wenig auch der Dritte. Derjenige der ungerecht handeln will, und die physische Gewalt darzu hat, wird also auch nicht einmahl durch das Urtheil andrer Menschen, welches außer dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft die Stelle des Richters vertritt, in seinen Unternehmungen eingeschränkt. Insofern ist also der Satz auch gefährlich. Der Verfasser sucht eine andere Regel zu Bestimmung des objektiven Begrifs von Recht und Pflicht festzusetzen. Er nimmt die natürliche Gleichheit und Freiheit der Menschen als Prinzipium an. Diese Gleichheit nicht zu stören, Niemand durch Gewalt zu verhindern, nach seiner besten Einsicht zu handeln, dieß ist die erste allgemeine Regel der Gerechtigkeit. Aus derselben folgt die weitre, daß derjenige, der die Freiheit andrer stört, in so weit sich der seinigen verlustig macht, und daß also gegen Diesen Zwang gebraucht werden darf. Die Verbindung dieser beiden Regeln giebt den Begriff von Zwangsrecht, und zeigt den wesentlichen Unterschied desselben von dem Recht des Stärkern. Wer seine physische Uebermacht braucht um die Freiheit des Andern zu stören, der bedient sich des sogenannten Rechts des Stärkern (welches kein Recht ist:) wer sie braucht, um seine, oder eines andern, gestörte Freiheit zu vertheidigen, der übt das Zwangsrecht aus; er würde dieses Recht haben, wenn er auch die physische Uebermacht nicht hätte. Der Zwang ist, in unabhängigen Zustande, kein Kennzeichen des Rechts, so gewiß nicht, als gewiß die Begriffe von können und dürfen verschieden sind; er ist nur Mittel das Recht zu erhalten. Dieses Mittel findet in Ansehung bloßer Pflichten der Wohlthätigkeit nicht Statt. Wer einen andern zu Erfüllung einer Pflicht der Wohlthätigkeit (Gewissenspflicht) zwingt, der

verlezt selbst eine Zwangspflicht: seine Gewalt darf durch Gewalt abgehalten werden. So richtig diese Sätze an sich sind; so schön sie der Verfasser auszuführen und durch Erweckung der feinsten moralischen Gefühle anschaulich zu machen gewußt hat: so glaubt doch Recensent in der ganzen Demonstration denjenigen Grad von Evidenz nicht gefunden zu haben, dessen, seiner Meinung nach, die Sache fähig ist. Der Fehler liegt vielleicht daran, daß die Grundbegriffe nicht genau genug bestimmt, und die Streitfrage nicht scharf genug gefaßt ist: vielleicht aber freilich auch darinn, daß er die scharfsinnige Ideen des Verfassers in ihren Zusammenhang zu fassen nicht im Stande ist. Es sey ihm erlaubt, durch Darlegung der Grundzüge seines eignen Systems, einen Versuch zu machen, ob sich der Streit nicht auf einem kürzern Wege und nach einfachern Gründen zuverlässiger entscheiden lasse. Wenn man die Frage:

> Ist zwischen Gerechtigkeit (subjektiv genommen) und Wohlwollen ein wesentlicher Unterschied?

genauer entwickelt; so sagt sie soviel als:

> Ist der Beweggrund, nach welchem der Mensch gegen den Menschen gerecht handelt, wesentlich verschieden von dem, nach welchem er bloß wohlthätig handelt?

Der Mensch erkennt keinen andern Zweck seines Daseyns als sich selbst. Seine eigne Glückseligkeit ist der letzte Zweck seiner freien Handlungen. Die Erreichung dieses Zwecks, die Erhaltung und Vermehrung seiner Glückseligkeit muß also der Beweggrund dieser seiner Handlungen seyn. Die Selbstliebe ist der Grund aller moralischen Thätigkeit.

Die Dinge die den Menschen der Glückseligkeit fähig machen, sind Leben, Freiheit, (ungehinderter Gebrauch seiner körperlichen und geistigen Kräfte) und Eigenthum, (Besitz gewisser Dinge außer ihm, die darzu dienen, das Leben zu erhalten und angenehmer zu machen.) (Es ist gewiß, daß es auch im rohen Stande der Natur Eigenthum giebt. Die Untersuchung, wie weit es sich da erstrecken könne, gehört nicht wesentlich hieher.)

Der Mensch hat also vermöge der Selbstliebe, den allgemeinen Beweggrund, seine freie Handlungen beständig so einzurichten, daß er sein Leben, seine Freiheit und sein Eigenthum erhalte.

Alle

Alle Menschen haben Leben, Freiheit und Fähigkeit, Eigenthum zu erwerben. Alle haben den Beweggrund, so zu handeln, daß sie sich diese Güter erhalten.

Wenn also der Mensch gegen den Menschen so handelt, daß dieser sein Leben, oder seine Freiheit oder sein Eigenthum zu verliehren in Gefahr kommt, oder würklich verliehrt: so muß dieser bewogen werden, sich einer solchen Handlung, nach allen Kräften zu widersetzen, das Verlohrne wieder zu erhalten, und, zu seiner künftigen Sicherheit, Jenen außer Stand zu setzen, ihm ferner gefährlich zu werden.

Der Mensch setzt also durch den Angriff auf die Güter seines Mitmenschen seine eignen Güter in Gefahr. Er hat einen Beweggrund der Selbstliebe, einen solchen Angriff nicht zu thun, oder das Genommne wieder zu erstatten. Er fühlt, daß seine Freiheit, der Gebrauch seiner Kräfte, durch die Selbstliebe und durch die Freiheit seines Mitmenschen eingeschränkt ist.

Hieraus ergiebt sich fürs Erste der formale Begriff von **Pflicht**. Sie ist:

> Ein Beweggrund der Selbstliebe, eine gewisse an sich freie Handlung, in **Verhältniß** gegen den **Mitmenschen**, zu unterlassen oder zu thun.

Sodann entsteht zugleich der objektive Begriff der ersten und allgemeinsten Art von Pflichten.

1) „Keinem seiner Mitmenschen sein Leben, seine Freiheit, sein Eigenthum zu nehmen, und für das Genommne ihm Ersatz zu thun. Kürzer: Niemanden zu beleidigen und angethane Beleidigungen zu vergüten."

Der Mensch ist von Natur fähig, durch Vereinigung seiner Kräfte mit den Kräften seines Mitmenschen, und durch Vertauschung seines Eigenthums mit dessen Eigenthum, einen höhern Grad von Glückseligkeit zu erwerben, als er einzeln zu erwerben fähig ist. Die Selbstliebe erzeugt also den Trieb der Geselligkeit. Dieser äußert sich zuerst, auch noch außer dem Stande der bürgerlichen Vereinigung, in Verträgen und Versprechungen. Ein Vertrag ist Aeußerung der natürlichen Freiheit, durch die Selbstliebe erzeugt, vermöge derer ich mich, um meines eignen Vortheils willen, eines Theils meiner natürlichen Freiheit, in Beziehung auf eine gewisse Sache oder Handlung, begebe. Mein Zweck wird nicht erreicht, wenn der Vertrag nicht erfüllt wird. Er wird gegenseitig

nicht erfüllt werden, wenn ich ihn nicht selbst erfülle. Ich habe also einen Beweggrund der Selbstliebe, das heist eine Pflicht:

II) „Mein gethanes Versprechen zu erfüllen."

Die wechselseitige Vereinigung der Kräfte und Vertauschung des Eigenthums, ist dem Menschen, als Mittel zur Glückseligkeit, so unentbehrlich, und deßwegen der Trieb der Geselligkeit so stark, daß es Fälle giebt, in welchen, auch ohne vorhergegangnes Versprechen, und ohne zugesicherte Erwiedrung, der Mensch sich verpflichtet fühlt, einem andern Menschen, den ein unglücklicher Zufall in die Gefahr, sein Leben, seine Freiheit oder sein Eigenthum zu verliehren, gesetzt hat, mit seinen Kräften oder mit seinem Eigenthum beizustehen. Da nehmlich Jeder in diese Gefahr kommen kann, und da alsdann Jeder wünscht, daß ihm beigestanden werde; so macht es Jedem die Selbstliebe zur Pflicht, in vorkommenden Fällen, durch Leistung des nöthigen Beistandes, sich eben dieses Beistandes würdig zu machen: Dieß ist die Pflicht

III) „Der Wohlthätigkeit. Die Pflicht den Angegriffnen zu vertheidigen, den Kranken zu verpflegen, dem Armen von seinem Eigenthum mitzutheilen, dem Hülfsbedürftigen Hülfe zu leisten."

Mit dieser Pflicht ist die Pflicht

„Der Dankbarkeit, verwandt, welche dahin geht, erwiesne Wohlthaten zu erwiedern."

Diese leztre Art von Pflichten ist jedoch von der Pflicht sein Versprechen zu erfüllen darinn wesentlich verschieden, daß dabei kein so enge geschloßnes Band der Geselligkeit zwischen dem Nothleidenden und dem Helfer, zwischen dem Wohlthäter und dem Empfänger der Wohlthaten, als zwischen dem Versprechenden und dem Annehmer des Versprechens, geknüpft ist. Das leztre Verhältniß enthält eine genaue Bestimmung, sowohl der Person welche, als auch der Sache und ihrer Größe, in Ansehung deren sie sich eines Theils ihrer natürlichen Freiheit, freiwillig begeben hat, und eine genaue Bestimmung des Vortheils, den sie dagegen erhält oder erhalten hat. Eine solche genaue Bestimmung fehlt in Jenem. Die Pflicht zu helfen ist nur alsdann da, wenn der, der sich für Nothleidend ausgiebt, es würklich ist. Ist er dieß würklich? Alle Menschen sind dem Nothleidenden gleich stark verpflichtet, in so fern sie die Mittel haben. Habe ich diese Mittel? Bin ich

ich der einzige der sie hat? Die Größe der Hülfe ist an sich unbestimmt; sie muß also nach dem Bedürfniß des Nothleidenden und nach den Bedürfnissen des Helfenden bestimmt werden. Wie viel braucht der Arme vom dem Meinigen, um, verbunden, mit dem was Andre ihm geben, sein Leben zu erhalten? Wie viel kann ich ihm von dem Meinigen geben, ohne mich selbst dem Mangel auszusetzen? Wie stark ist der Räuber, der den wehrlosen Wandrer ermorden und berauben will? Bin ich stark genug um ihn abzuhalten, ohne mein eignes Leben in Gefahr zu setzen? Ist mein Wohlthäter würklich in dem Falle, meiner thätigen Dankbarkeit nöthig zu haben? Bin ich reich genug, sie ihm, so wie er es verlangt, bezeigen zu können? Alle diese und mehrere ähnliche Fragen müssen erst entschieden werden, ehe es sich bestimmen läßt, ob und in wie weit eine Pflicht der Wohlthätigkeit vorhanden sey: anstatt daß bei Pflichten der beiden erstern Arten nur ein einziges genau bestimmtes Kennzeichen erfordert wird, um daraus das Daseyn derselben zu erkennen. Ich brauche nur zu wissen, daß A ein Mensch ist, und zu erkennen, daß ich verpflichtet bin, seines Lebens, seiner Freiheit, seines Eigenthums zu schonen. Ich brauche nur zu wissen, daß ich ihm versprochen habe, ihm einen gewissen Dienst zu leisten, um zu erkennen, daß ich die Pflicht habe, dieses Versprechen zu erfüllen

Alle diese verschiedne Arten von Pflichten beruhen indessen auf der Regel der Selbstliebe: Thue Andern was du wünschst daß Andre dir thun sollen: Unterlasse gegen Andre, was du wünschst, daß Andre gegen dich unterlassen sollen. Sie haben alle einen gleich starken inneren moralischen Beweggrund, sind also alle gleich stark verbindlich.

Einer jeden Pflicht entspricht ein Recht, das heist: eine moralische Fähigkeit, den Verpflichteten zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen, in so fern man dazu die physische Fähigkeit hat. Die Ausübung des Rechts ist eine Aeußerung der natürlichen Freiheit gegen den Mitmenschen, in solchen Fällen, wo dessen natürliche Freiheit durch eine Pflicht eingeschränkt ist. Es giebt also,

1) Ein Recht auf Freiheit, Leben und Eigenthum,
2) Auf Erfüllung der Verträge,
3) Auf Wohlthaten und Dankbarkeit.

Die

Die Bestimmung meines Willens, meiner Pflicht, wenn ich deren Daseyn erkenne, gemäß zu handeln, heist Gerechtigkeit (subjektive, innere Gerechtigkeit.) Die Gerechtigkeit ist also sowohl bei dem, der seine Pflicht, deren Daseyn er erkennt, erfüllt; als auch bei dem der sein Recht, dessen Daseyn er erkennt, ausübt. Man sieht daß die innere Gerechtigkeit von der Ueberzeugung des Handelnden abhängt. Ich handle nicht ungerecht, wenn ich eine Pflicht verweigere, die zwar vorhanden ist, von deren Daseyn ich aber nicht überzeugt bin, wenn ich ein Recht ausübe, das zwar nicht vorhanden ist, welches ich aber vorhanden zu seyn glaube.

Eine freiwillige Handlung zum Besten meines Mitmenschen, die entweder keine Pflicht ist, oder bei der ich das Daseyn einer Pflicht nicht vollständig erkenne, ist Handlung des bloßen Wohlwollens, der Großmuth, der Freigebigkeit, der Menschenliebe.

Sobald der Berechtigte mit dem Verpflichteten über das Daseyn der Pflicht im Widerspruch ist; so hängt zwar die Erfüllung oder nicht Erfüllung von der größren physischen Fähigkeit des einen oder des andern Theils ab: aber, da die physische Fähigkeit mit der moralischen in keinem gleichen Verhältniß steht; so kann der Erfolg eines solchen Streits kein äußeres Kennzeichen der inneren Gerechtigkeit seyn.

Dieses äußere Kennzeichen liegt also blos in dem moralischen Verhältniß zwischen dem Berechtigten und dem Verpflichteten, insofern es von Andern, außer den streitenden Theilen erkannt werden kann. Die Uebereinstimmung der Handlung eines Menschen mit seiner Pflicht, insofern sie von Andern erkannt werden kann, ist die äußere Gerechtigkeit. Die innere Gerechtigkeit setzt eine äußere voraus. Ich handle auf diese bestimmte Weise gegen Andre, weil ich, zu meinem Vortheile, will, daß auch Andre so gegen mich handeln. Dieser Beweggrund der Selbstliebe würde nicht Statt finden, wenn es nicht möglich wäre, daß Andre außer mir mein Betragen beurtheilen, und das Ihrige darnach einrichten könnten.

Eine solche äußere Gerechtigkeit giebt es, auch außer dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft, bei allen Menschen, die ein unsichtbares, allwissendes und gerechtigkeitliebendes höchstes Wesen als den Herrn der Natur anerkennen. Die Vorstellung eines solchen höchsten Wesens, das die Ungerechtigkeit straft, ist der nähere allgemeine Beweggrund, seine

Pflicht,

Pflicht, auch alsdann, wenn man durch physische Gewalt nicht darzu gezwungen werden könnte, zu erfüllen. Sie erregt ein allgemeines Gefühl für Recht und Unrecht, welches man Gewissen nennt. Indessen ist diese Art von äusserer Gerechtigkeit, da die Gottheit ihr Urtheil über einzle Handlungen der Menschen, und ihren Einfluß auf dieselbe, nicht unmittelbar bekannt macht, für den Menschen selbst nichts als eine innre.

Aber selbst ohne Rücksicht auf die Gottheit beruht die äußere Gerechtigkeit auch auf dem Urtheil andrer Menschen, wenn das Verhältniß zwischen den streitenden Theilen so beschaffen ist, daß das Daseyn oder Nichtdaseyn einer Pflicht von denselben zuverlässig erkannt werden kann, und wenn diese andre Menschen mit den streitenden Theilen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß sie keine Beweggründe haben, den Vortheil des Einen dem Vortheil des Andern vorzuziehen. Alsdann nehmlich wird das allgemeine Interesse der Menschheit, daß Jeder seine Pflicht erfülle, sie bewegen, die Kennzeichen des Daseyns einer Pflicht zu untersuchen, die Handlung für gerecht, oder für ungerecht zu erklären, und dem Berechtigten gegen den Verpflichteten beizustehen.

So wenig man leugnen kann, daß es Fälle giebt, in welchen die Kennzeichen einer vorhandnen Pflicht, auch außer dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft, von Andern, außer den streitenden Theilen, zuverlässig erkannt werden können; so wenig läßt sich leugnen, daß es auch im Stande der Natur, eine äußere Gerechtigkeit gebe: und so wenig läßt sich behaupten, daß, in diesem Stande, Erfüllung der Pflicht nur Aeußerung des Wohlwollens sey. Der Mensch, der seinen Mitmenschen, der ihn nicht beleidigt hat, nicht tod schlägt, wenn er ihn auch tod schlagen könnte, der wenn er auch könnte, seinen Nachbar nicht aus der Hütte vertreibt, die er erbaut hat, der dem Irrenden, mit einem Worte oder mit einem Fingerzeig, der ihn nichts kostet, den Weg zeigt, handelt gerecht, das heist, er würde von andern Menschen, die stärker als er sind, ohne Verletzung ihrer Pflicht, zu Erfüllung dieser Pflichten angehalten werden können: aber der, der mit dem Hungrigen, auf die Gefahr selbst Mangel zu leiden, sein Brod theilt, der, auf die Gefahr zu ertrinken, ins Wasser springt, um seinen Mitmenschen zu retten, der einen mühseligen Weg unternimmt, um den Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen, der handelt mehr als gerecht, der

handelt wohlwollend, großmüthig; er würde, wenn er diese Handlungen unterließe, in den Augen Andrer keine Pflicht verläugnen, weil diese Andre nicht einsehen können, ob eine Pflicht vorhanden sey: und diese Andre würden selbst eine Pflicht verletzen, wenn sie ihn darzu anhalten wollten. Er würde, durch Unterlassung dieser Handlungen, selbst in den Augen der Gottheit, keine Pflicht verletzen, wann er selbst das Daseyn derselben, nach den obigen Bestimmungen, nicht erkennte.

Da die innere Gerechtigkeit auf der eignen Erkenntniß des Handelnden, die äußere aber auf der Erkenntniß eines Dritten beruht; so ist der Fall möglich, daß jene mit dieser im Widerspruch ist. Wer einen Menschen ermordet, der sein Leben angegriffen hat; wer eine Schuld nicht bezahlt, die er schon bezahlt hat, der handelt innerlich gerecht: kann er aber den geschehnen Angriff, die gethane Bezahlung nicht beweißen; so handelt er äußerlich ungerecht, und der Dritte verletzt keine Pflicht, der ihn, für seine Mordthat bestraft, zur nochmahligen Zahlung zwingt. Eben so handelt der, der einen Menschen, den er vorsetzlich ins Wasser gestürzt hat, mit Gefahr seines Lebens wieder heraus zieht, im Fall jene seine erste Handlung nicht bewiesen werden kann; der eine gegründete Schuld bezahlt, ob sie gleich nicht bewiesen werden kann, innerlich nur gerecht, obgleich äußerlich die Handlung wohlthätig und großmüthig scheint.

Nach dieser Entwicklung der Begriffe kann also obige Hauptfrage:

> Ob zwischen Gerechtigkeit und Wohlwollen ein wesentlicher Unterschied sey? Ob der Beweggrund, nach welchem der Mensch gerecht handelt, von dem, nach welchem er bloß wohlthätig handelt, wesentlich verschieden sey?

folgendermaßen beantwortet werden:

> Der Mensch, der bloß gerecht handelt, richtet seine Handlung nach einer der drei Formeln: „Beleidige Niemanden, erfülle dein Versprechen, thue deinem Mitmenschen so viel Gutes, als du, ohne eignen Schaden, thun kannst," insofern ein, als er selbst das Daseyn des Verhältnisses, auf welches sich eine dieser Formeln bezieht, vollständig einsieht. Sein Beweggrund ist, als Aeußerung der Selbstliebe, Furcht vor zukünftiger göttlicher

licher Strafe, oder vor menschlichem Zwange, insofern andre Menschen das Daseyn jenes Verhältnisses ebenfalls zu erkennen im Stande sind.

Der Mensch, der bloß wohlthätig handelt, erkennt entweder das Daseyn eines solchen Verhältnisses nicht vollständig, oder erkennt selbst das Nichtdaseyn desselben. Sein Beweggrund ist, als Aeußerung der Selbstliebe, ein höheres Gefühl von der Würde der Menschheit, Vergnügen an dem Wohlergehen, an der Dankbarkeit, an der Hochachtung seiner Mitmenschen, Hofnung künftiger göttlicher Belohnungen.

Es ist also zwischen Gerechtigkeit und Wohlwollen allerdings ein wesentlicher Unterschied. Aber zwischen Zwangs- und Gewissenspflichten ist der Unterschied nicht, den der Verfasser des vorliegenden Schreibens annimmt. Die Pflichten der Wohlthätigkeit, nach dem oben angenommnen Begriff, sind an sich eben sowohl Zwangspflichten, als die Pflichten: Niemanden zu beleidigen, und: Sein Versprechen zu erfüllen. Sie haben, so bald sie nur von dem Subjekt erkannt werden können, eben dieselbe innere, und so bald sie von Andern erkannt werden können, eben dieselbe äußere Verbindlichkeit. Ihre Vernachlässigung ist, im Stande der Natur, eben sowohl als die Vernachlässigung der letztren, nicht bloß der göttlichen Bestrafung, sondern auch dem gerechten Zwang andrer Menschen, insofern nur diese deren Daseyn vollständig erkennen können, unterworfen.

Da aber eben diese Einschränkung, nach der Natur dieser Pflichten, die äußere Gerechtigkeit in den meisten Fällen unmöglich macht; da es nicht allein dem Verpflichteten selbst, sondern auch noch mehr einem Dritten nur sehr selten möglich ist, alle Bestimmungen des Verhältnisses, welches im vorkommenden Falle, die Pflichten hervorbringen soll, vollständig zu erkennen: so kann im Stande der bürgerlichen Gesellschaft, deren Hauptzweck es ist, in Fällen streitiger Pflichten zwischen den Bürgern, die äußere Gerechtigkeit zu bestimmen, und dafür zu sorgen, daß ein Jeder seine Pflicht, insofern sie von Andern Menschen erkannt werden kann, erfülle, auf diese ganze Classe von Pflichten, der Regel nach, keine Rücksicht genommen werden. Wollte man den Richter bevollmächtigen, über jeden Fall, da ein Nothleidender Rettung, ein Hülfsbedürftiger Beistand, ein Angegriffner Vertheidigung von seinem

Mitbürger verlangt, zu urtheilen; so würde dieß der Gesellschaft im Ganzen. offenbar mehr schädlich als nützlich seyn: unter unzähligen Fällen würde nur selten einer nach sichren äußren Kennzeichen entschieden werden können, und in Ansehung der übrigen würde der Richter in Gefahr seyn, eben so oft durch Zwang die Pflicht, auf der einen Seite, zu verletzen, als auf der andern, deren Erfüllung zu bewürken. In einem wohleingerichteten Staate sind also die Pflichten der Wohlthätigkeit kein Gegenstand der äusseren menschlichen Gerechtigkeit. Ihre Erfüllung ist dem Gewissen des Verpflichteten überlassen, eben so wie es bloß seinem Gewissen überlassen werden muß, ob er eine, in einem Vertrage, den sein Gegner nicht beweisen kann, gegründete Pflicht erfüllen oder nicht erfüllen will. Sie heißen unvollkommne Pflichten, deßwegen, weil sie, wenn auch ihr Daseyn äußerlich vollständig erkannt werden kann, zwar im Stande der Natur, aber nicht im Stande der bürgerlichen Gesellschaft, da zu seyn geachtet werden.

Doch giebts Ausnahmen von dieser Regel. Ich kann, im Staate, mit Recht gezwungen werden, mein Zeugniß in einem Rechtshandel abzulegen, meinem dürftigen Bruder, wenn ich reich bin, den nöthigen Unterhalt zu geben, zu Versorgung der Armen meines Wohnorts ein geringes Almosen, nach Vorschrift einer Policei-Ordnung, beizutragen. Diese Ausnahmen müssen sich aber auf positive Gesetze gründen. Es sind alsdann Pflichten des Vertrags: denn der allgemeine bürgerliche Vertrag macht mirs zur Pflicht, mich den positiven Gesetzen zu unterwerfen.

Die freie Handlungen des Menschen, in Beziehung auf seinen Mitmenschen sind also, sowohl im Stande der Natur als der bürgerlichen Gesellschaft, nach ihren näheren Beweggründen, von dreierlei Art:

1) Handlungen des bloßen Wohlwollens. Ihr Beweggrund ist das Vergnügen an der Wohlfahrt meines Mitmenschen, das angenehme Gefühl meiner eignen Würde.
2) Handlungen der bloßen inneren Gerechtigkeit. Ihr Beweggrund ist Furcht vor möglicher Strafe, möglichem Zwang.
3) Handlungen der äußeren Gerechtigkeit. Ihr Beweggrund ist Furcht vor gewissem Zwang, gewisser Strafe.

Die

Die beiden letztren Arten haben aber unter sich im Stande der Natur andre Gränzen, als im Stande der bürgerlichen Gesellschaft.

Von allem diesem läßt sich nun die Anwendung auf die Verhältnisse zwischen Regenten und Unterthanen, insofern diese keinen gemeinschaftlichen Richter über sich haben, und zwischen unabhängigen Völkern gegen einander, leicht machen. Es giebt auch zwischen diesen, Handlungen des bloßen Wohlwollens, Handlungen der innern Gerechtigkeit und Handlungen der äußeren Gerechtigkeit. Aber die Gränzen zwischen diesen beiden letztren Arten sind die des Naturrechts, nicht die, welche der Civil Codex, und wäre er auch noch so philosophisch abgefaßt, vorschreibt. Ein Staat, der offenbaren Ueberfluß an Korn hat, und, anstatt seinem von Hungersnoth gedruckten Nachbarn, der sein Feind nicht ist, damit auszuhelfen, seinen Ueberfluß verbrennt, handelt innerlich ungerecht: er handelt (nach dem Völkerrecht: aber nicht nach bürgerlichen Gesetzen) äußerlich ungerecht, das heist, er kann von dem nothleidenden Staate, oder von einem Dritten, der ihm beisteht, ohne Verletzung der Pflicht, seinen Ueberfluß abzugeben gezwungen werden, sobald dieser andre oder dritte vollständig das Daseyn dieses Ueberflusses erkennt: aber die englische Nation handelt, in gegenwärtigem Augenblik, an Frankreich großmüthig, wenn sie diesem auch durch Theurung und Kornmangel bedrängten Staate, der ihr natürlicher Feind ist, der noch kürzlich einen ungerechten und glücklichen Krieg gegen sie geführt hat, mit Schiffsladungen von Korn zu Hülfe eilt, und ihn dadurch in den Stand setzt die Kräfte zu erhalten, die ihr so oft gefährlich waren, und es so leicht wieder werden können.

Recensenten sind bei Entwerfung dieser Theorie verschiedene Einwendungen, die sich dagegen, zum Theil mit ziemlichen Scheine, machen lassen, eingefallen: aber er glaubt, daß sie, bei einer ausführlichern Darstellung, alle zu heben sind: nur würde dieß hier zu weit über die Gränzen einer Recension führen, die er ohnehin schon überschritten hat. Auch hat es der Verfasser des Schreibens zum Theil schon besser gethan, als er es thun zu können sich getraute. Die Verschiedenheit zwischen seiner und des Verf. Meinung beruht hauptsächlich nur darauf, daß dieser die Handlungen des blosen Wohlwollens mit den Pflichten der Wohlthätigkeit zu verwechseln scheint,

anstatt daß Recensent glaubt, diesen letztren, außer dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft, eben die verbindliche Kraft, wie den, in der Sprache des bürgerlichen Rechts sogenannten, Zwangs-Pflichten, beilegen zu müssen.

Zm.

3) Arzneygelahrheit.

Christoph Ludwig Hoffmann — Bestätigung der Nothwendigkeit einem jeden Kranken in einem Hospitale sein eignes Zimmer zu geben. Gegen Herrn Carl Strack. Mainz. 1788. 204 Seiten in 8.

Man weiß, daß der eine der streitenden seinem Fürsten dieses, der andre ein anders Gebäude zu einem Spitale in Vorschlag brachte. Ein jeder zeigte die Vortheile des von ihm empfolnen Gebäudes, und Hr. Hoffmann bewies, weil seines aus einzelnen Zellen bestand, und zu einem Kloster gedient hatte, daß grade dieses sehr bequem sey, weil ein jeder sein eignes Zimmer haben müsse. Es ist schwer über das Locale bei den beiden Gebäuden, und viele kleinfügige Dinge, in der Entfernung zu urtheilen: aber wir sollten überhaupt glauben, daß allerdings es einem jeden Kranken aller Orten nicht nur behaglich sondern auch vortheilhaft seyn werde, sein eignes Zimmer zu haben, und noch behaglicher, auch seinen eignen Wärter, so bald man die Kosten dazu bestreiten kann; aber befürchten müssen wir, daß letztres bey einer großen Menge von Kranken, vornemlich im Feldlazareth, selten der Fall sey, und sehen wenigstens die Nothwendigkeit auch nicht davon ein. Was uns übrigens bey diesem Streite der beiden angesehenen Männer, welcher mit Mäßigung geführet wird, noch interessiret hat, ist, daß Hr. Hoffmann eine Einrichtung zu kennen glaubt, S. 68. den Gestank von Abtritten ꝛc. in den Spitälern zu verbessern, und ein feuchtes Gebäude trocken zu machen. Beides würden so große Entdek-

kun-

kungen seyn, daß wir hoffen, er werde dergleichen gemeinnützige, — im großen anwendbare, Dinge dem Publico nicht lange vorenthalten.

D. Johann Christian Stark's — Hofraths — Auszüge aus dem Tagebuche des herzoglichen Jenaischen Klinischen Instituts, in Ansehung dessen Einrichtung, des Witterungsstandes und verschiedener Krankheiten vom Jahr 1781, bis 1782. nebst einer tabellarischen Uebersicht, erste Lieferung, zweyte und viel vermehrte Ausgabe. Jena bey Cuno 1789. 4. 188 Seiten.

Der Nutzen solcher Institute auf Universitäten für Anfänger in der praktischen Arzneywissenschaft ist unleugbar, und läßt sich noch weniger verkennen, wenn der Lehrer ein Mann von Kopf ist, der seine Schüler auf die wichtigsten Erscheinungen aufmerksam zu machen, und ihnen Kenntniß von Krankheiten beyzubringen weiß. Denn Kenntniß von Krankheiten allein, am Krankenbette selbst, nicht blos vom Catheder den jungen Leuten beygebracht, gute Diagnostik, und nur der erste Anfang der Praxis, sollten doch eigentlich von einer Klinik die erste Absicht seyn; in der Praxis selbst bildet sich der junge Arzt zu Hause unter den Augen eines erfahrnen immer leicht mehr aus.

Von dem jenaischen Institute macht dieses Werk allerdings einen günstigen Begriff: aber die Krankengeschichten haben so sehr das Ansehen, als wenn sie von den Lehrlingen abgefaßt wären, sie sind zum Theil so unvollständig, so wenig instructif, daß es schwer wird, den Nutzen zu errathen, den der Verf. dadurch zu stiften denket. Der ausübende Arzt, dessen Auge an aufgezeichnete interessante Beobachtungen gewöhnt ist, wird leicht dabey ermüden, und der Anfänger, dem es vorzüglich um genaue und hinlängliche Kenntniß der Krankheit zu thun ist, erhält wenig Befriedigung.

Rg.

Ueber die Krankheiten der Nieren, der Harnblase und der übrigen zur Ab- und Aussonderung des Harns bestimmten Theile. Ein Auszug aus dem Italienischen des Herrn Michael Troja. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1788. 258 Octavs.

Diese ungemein lehrreiche und interessante Schrift befindet sich auch in dem 18. und 19. Stück der neuen Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte. Der Verf. hat diese Materie sehr gut bearbeitet, und seine Sätze durch merkwürdige Krankengeschichten aus den berühmtesten Beobachtern erleuchtet. Sie enthält 6 Kapitel. Das erste handelt von den Wunden und Erschütterungen der Nieren und der Lendengegend. Mit Recht verwirft er im entzündlichen Zustand der Nieren alle urintreibende Mittel, welche vorzüglich die Afterärzte unter dem Nahmen eines Spezifikum reichen, sobald sie sehen, daß der Urin in geringer Menge abgeht. Unter die würksamen äußerlichen Mittel in der Nierenentzündung zählet er eine kalte Mischung von Eßig. (Da hier die Würkung ganz allein von der Kälte abhängt, so würden wir lieber eine Auflösung von Salpeter, Kochsalz und Salmiak mit Brunnen anrathen.) Bey heftigen Schmerzen muß man nach vorgängigen reichlichen Aderlässen seine Zuflucht zu Opiaten nehmen. Da sehr oft symptomatisches Erbrechen mit der Entzündung der Nieren verbunden ist, so muß man sich vor Brechmitteln sehr hüten. Merkwürdige Beobachtungen beweisen die Nothwendigkeit einer zeitigen Oeffnung des Eitersacks der Nieren und die nachtheilige Langsamkeit, so lange zu warten, bis sich die Geschwulst nach außen zu erhebt. Wenn äußerlich weder Geschwulst noch Schwappung bemerkt werden kann und doch wichtige Zeichen da sind, daß Eiter in den Nieren sey, so räth er, nahe unter dem Ende des untern Randes der letzten falschen Rippe mit Behutsamkeit den Schnitt, bis zum untern Ende der Niere zu führen, welche sich just in dieser Gegend befindet, und hier den Eitersack zu öfnen. Indessen wiederräth er doch diesen Schnitt bey allzufetten Personen, bey welchen er zu tief gemacht werden müßte und will es der Natur überlassen. (Ein sehr nachtheiliger Rath! Wenn das Leben des Kranken vom zeitigen Ausflusse des Eiters abhängt, so ist diese Oeffnung

hung bey fetten Personen um so nöthiger, da der Eiter nach aussen zu so vielen Widerstand findet.)

Zweytes Kapitel. Vom Stein in den Nieren. Einem Geistlichen trieb ein Malvendekokt, welches er alle Morgen trank, öfters Steine aus den Nieren ab. Gleiche Würkung hatte ein anderer, wenn er 3 — 4 mal des Jahrs eine Unze Venetischen Terpentin, mit Süßholzpulver zu Pillen gemacht, zu sich nahm, einige Pfund Bier drauf trank und gleich drauf 4 — 5 italienische Meilen ritt. Schröpfköpfe in der Lendengegend gesetzt, erleichtern nach seiner Meinung das Herabsteigen des Steins. Ihre Anwendung findet aber nicht statt bey starken Schmerzen, wo Entzündung vermuthet wird. Das Kalchwasser und Seife wird aus Beobachtungen gerühmt: und sey gemeiniglich die zu geringe Menge an der geringen Würksamkeit Schuld. Auch habe man mit guten Erfolg Rabel's Liquor aus einem Theil Vitriolöhl und drey Theilen Weingeist, desgleichen Macquer's saure Seife, aus Vitriolöhl und Baumöhl angewendet. Er machte mit vielen italienischen Mineralbrunnen Versuche, Nieren und Blasensteine aufzulösen und fand, daß einerley Brunnen den einen Stein auflöse, den andern aber noch mehr verhärte; woraus sichtbar sey, daß die Bestandtheile dieser Steine nicht immer gleich seyn, und daß derjenige Mineralbrunnen, der dem Einem helfe, dem Andern Schaden thue.

Drittes Kapitel. Vom Scirrhus und Krebs der Nieren.

Viertes Kapitel. Von der Nefrotomie, Nierenfistel, Geschwüre der Nieren. Wenn sich nicht vorhero in der Lenden- oder Hüftgegend eine Geschwulst zeige, so könne man ohne die größte Lebensgefahr diese Operation nicht unternehmen. Zwar wolle man in ältern Zeiten diesen Schnitt ohne vorgängige Geschwulst einigemal glücklich gemacht haben, allein dieser Nachricht mangele glaubwürdiges Zeugniß. Nur in folgenden Fällen könne man diesen Schnitt machen: 1) wenn sich ein Eitergeschwür in der Lendengegend bilde. 2) Wenn der Urin selbst äußerlich eine Geschwulst mache. 3) Wenn der Stein selbst nach und nach die hinter ihm gelegene Theile zerstöre und sich einen Weg bis unter die äußern Bedeckungen bahne. 4) Wenn sich eine Narbe von einer ehemaligen Oeffnung in der Lendengegend befinde.

Fünftes Kapitel. Von den Krankheiten, welche in fehlerhafter Abscheidung und Ausleerung des Urins, bestehen.

Hier wird von den Zufällen der Diabetes, deren Ursachen und Heilmethoden manches merkwürdige gesagt.

Sechstes Kapitel Schmerzen, Eitergeschwüre und Pulsadergeschwülste in der Lendengegend. — Zur Aufklarung dieser größtentheils so dunklen und gefährlichen Zufälle hat der Verf. manche seltene Krankengeschichten und Leichenöffnungen aus den Schriften der berühmtesten Wundärzte gesammlet, welche jedem Arzte und Wundarzte ungemein unterrichtend seyn werden.

Rz.

Der neue Arzt; oder Unterricht, sich selbst, ohne jemandes Beyhülfe, von allen Krankheiten des Magens, von der Selbstbefleckung, vom Skorbut und von der venerischen Krankheit zu heilen; nebst der Verfertigung und dem Gebrauch eines jeden Mittels, wie auch dem Verhalten und der nöthigen Behandlung dieser Krankheiten. Von J. G** zu B**. Magdeburg 1788. 5 Bogen 8.

Da es im Vorbericht heißt: „eine fünf und zwanzigjährige Praxis hat mir Gelegenheit gegeben, einer großen Anzahl von Personen, welche mit der einen oder der andern der von mir in dieser Schrift angezeigten Krankheiten behaftet waren, mit dem glücklichsten Erfolg zu helfen. Liebe zum Besten der Menschheit verpflichtet mich jetzt, die wahre Arzney, den Gebrauch und die Verfertigung derselben öffentlich durch den Druck bekannt zu machen:" eine Aeußerung, die man S. 38. noch einmal liest; und eine solche Uneigennützigkeit selten ist: so wünschten wir, vom Inhalte dieses Büchelchens recht viel Gutes sagen zu können. Allein nach Pflicht und Gewissen können wir das nicht. Die Beschreibungen der Krankheiten sowohl, als das Benehmen bey der Cur sind, wie schon die geringe Bogenzahl vermuthen läßt (obendrein ist der Druck sehr weitläuftig und vieles zur Sache nicht Gehörige eingemengt) weder vollständig noch allgemein verständlich, auch nicht allemal richtig; die Theorie oft irrig, wenigstens verwirret und ver-

veraltet. Was kann sich der unmedicinische Leser z. B. bey den vier Mehlarten denken? Oder wer es billigen, wenn S. 24. vorkömmt: „Die verletzte natürliche Wirksamkeit kann auch aus einer scorbutischen Blutsergießung herfließen." S. 50 „wenn die Verdauung durch den Ueberfluß an verdauenden Säften verdorben ist, muß man bittere Mittel vorschlagen, weil sie diese Säfte einsaugen, welche sich hier verdicken, und solche durch andre Wege austreiben." wenn S. 72. den Onanisten „Milch von einer schwarzen Kuh, die beständig auf der Weide geht als die vorzüglichste" anempfohlen wird, u. s. w.? — Nicht glücklicher ist der Verf. der kein eigentlicher Arzt zu seyn scheint, in der Wahl der Mittel. Seine antivenerische Arzney, oder wie sie hier genennt wird, der vegetalische Syrup besteht aus Saßaparill, Saßafraß, Fenchelholz, Esquire, (Pockenwurzel) langblätterigen Meerrettig, Schloßwurz, Wermuth, Borretsch, Wegwart, Lindenblüthe, Klapprosenblüthe, Kamillenblüthe, Engelsüß, Anißkörnern, Koriander, Wachholderbeeren, welches alles auf rothen Wein gesetzt wird. Darin thut man den Beutel von unbereitetem Quecksilber, pulverisirtem Spiesglase, Eisenfeilspänen, das Feine von rohem Schwefel und Leinsamen, digerirt, kocht, seihet durch, preßt aus, thut Zucker und Honig hinzu, und dicket es gehörig ein. — Nach diesem Vorschmacke werden unsere Leser auf die Mittheilung des Magentropfen- (wozu gar Syrupe kommen) und Magenelixir-Recepts nicht mehr lüstern seyn. Der Verf. mag es herzlich gut gemeynt haben, aber frommen kann seine Bemühung wenig, schaden eher, wenn die Schrift in unrechte Hände kömmt, und wie oft kann sie das nicht!

Ts.

Dr. Franz Xav. Mezler hochfürstl. Hohenzollern-sigmaringscher Hofrath und Leibarzt rc. von der schwarzgallichten Konstitution. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Lateinischen. Ulm, bey Wohler, 1788. 198 S. 8.

Hr. Mezler ist aus einer andern Preisschrift, nämlich der über die Wassersucht, schon rühmlichst bekannt, und ge-

gen-

-genwärtige, die ebenfalls mit größtem Fleiße und vielem Nachdenken abgefaßt worden, wird seinen Ruhm, den er als denkender Arzt sich erworben, gewiß noch mehr erhöhen.

Gegenwärtige Schrift zerfällt in zwey Abschnitte: der erste, vom schwarzgallichten Temperamente; der zweyte, von der schwarzgallichten Konstitution. Voraus erinnert der Verf., daß im Alterthum durchaus ein schwarzer pechartiger Stoff, der einen solchen Grad der Verderbnis angenommen, daß er als ein höchst saures, ätzendes, faules Gift die Gefäße zernagt, und den Tod veranlaßt, als die schwarze Galle angesehen ward, und daß man allemal die Leber, die Milz, oder den Magen und die Gedärme mit demselben angefüllt fand; daher komme es, daß die Alten, so einig sie über den Sitz derselben waren, so verschieden über die Eigenschaft der schwarzen Galle dachten. In vier Kapiteln, daraus der erste Abschn. bestehet, sucht nun der Verf. solches auszumitteln, und in klares Licht zu setzen. Das erste Kap. vom Stoffe und den übrigen Eigenschaften der schwarzen Galle. Die schwarze Galle der Alten bestehe nicht nur aus der Galle des Körpers allein, sondern auch aus dem allgemeinen und mit einem äußerst zähen, verdickten Schleime innigst vermischten Fette, das einer pechartigen Schliere gleicht, die, wie die Harze, das Wasser nicht annimmt, und den Wänden der Gefäße mit einer unbändigen Zähigkeit anklebet. In einem solchen Körper erhält die Galle nicht mehr die wirksamen und zur Verdauung nöthigen Bestandtheile. Der öhlichte Bestandtheil des Milchsaftes setzt sich ab, wo er kann. Es entsteht also ein Ueberfluß von unverdautem, verdorbenem, zähem, schleimigem Fette. Die Beschaffenheit der Eingeweide, fährt der Verf. fort, wird verändert, das Parenchyma derselben wird langsam zur Ausartung gebracht; sie, vorzüglich die Leber, werden größer, und eben dadurch zu den natürlichen Verrichtungen untüchtig. Fett, Schleim, Galle, der Thierleim, das Blut, das Blutwasser, und alle andre Säfte des Körpers nehmen ein verhältnißmäßiges Verderbniß an, und hieraus entsteht eine Schärfe — aber welche? das ist noch nicht klar — welche erst die festen Theile, und dann gar bald den ganzen Körper zu Grunde richtet. Die Farbe der Schwarzgalle hat man vom beygemischten Blute hergeleitet; aber wahrscheinlicher leitet sie der Verf. vom Thierleime und dem Fette her, wovon man ein treffendes Beyspiel an dem Mäconium der neugebohrnen Kinder habe, das nichts anders sey, als die Hefe, und das Ueberflüßig-

flüßige der mütterlichen, und zur Bildung und Wachsthum des jungen Körpers angewandten Säfte, die nun auf die allgemeine Kloake des Körpers abgesetzt worden. Das Blut tritt der Schwarzgalle nur zufälliger Weise bey. Auch die Säure derselben ist nur zufällig, öfter beym Erbrechen, weniger im Stuhlabgange, und selten oder nie in andern Ausleerungen. Die schwarzgallichten Abgänge sind ebenfalls sehr verschieden: bald in der Form gehakter gelben Rüben; bald wie Koffeesatz mit Schleim; bald flüßiger und mehr roth mit ganzen Stücken schleimichter Häute; bald ganz steinigt mit schwarzem fetten Schleime vermischt u. s. f. Das 2te Kap. von der Unterabtheilung. Der Verf. theilt die schwarzgallichten Krankheiten ab 1) entweder nach ihrem Sitze, oder 2) nach der Ursache, oder 3) nach dem Period, oder 4) nach den Zufällen. Wichtiger ist das 3te Kap. von den Ursachen. Durch eine genauere Auseinandersetzung der entfernten Ursachen sucht der Verf. zu beweisen, daß die nächste Ursache der Schwarzgalle vorzüglich in einer verdorbenen Verdauung zu finden sey. Der Fortgang der herrschenden, schönen, feinen Lebensart und ihrer Folgen, erzeuget das schwarzgallichte Temperament. Mit Kennerblick hat der Verf. die vorhergehende und gelegenheitliche Ursachen dazu aufgesuchet; es würde aber für unsern Platz zu weitläuftig werden, wenn wir hier ihm Schritt vor Schritt folgen wollten: also nur Etwas hiervon. Unter den vorhergehenden ist die erbliche, oder vielmehr die angebohrne, Beschaffenheit die vorzüglichste; dann kommt das mannbare Alter; das Geschlecht, nämlich das weibliche besonders; das reitzbare Temperament; gewisse Himmelsstriche; und unter den Verderbnissen der Säfte das venerische vorzugsweise. Von den gelegenheitlichen Ursachen wollen wir nur die Schwelgerey bey Tische, den Mißbrauch geistiger Getränke, anhaltende Geistesarbeit, die Ausschweifungen der Liebe, den Gram, den Müßiggang ausheben, die der Verf. vorzüglich erörtert. Das 4te und letzte Kap. des ersten Abschn. handelt endlich, von den vorhergehenden und begleitenden Zufällen des schwarzgallichten Temperaments. Hier bemühet sich der Verf. das von ihm geschilderte Uebel recht kenntlich zu machen, und hat hierauf besonders viel Fleiß verwendet.

Der zweyte Abschnitt dieser Schrift handelt endlich von der schwarzgallichten Konstitution. Hier sucht der Verf. vor allem andern zu beweisen, daß vom Aequinoctium autumnale

bis zum Solstitium brumale der vorzüglichste Zustand der Säfte schwarzgallicht sey, und wir halten dafür, daß er dies einleuchtend gethan hat. Alles im Herbste scheint die Erzeugung desselben zu begünstigen. „Im Herbste, sagt der Verf., ist die Atmosphäre in einem Zustande, der durch die Erzeugung des Schleims die Herrschaft der Galle in den Säften abändert, dadurch in denselben eine gewisse Zähigkeit hervorbringt, die in disponirten Körpern meistens in den Eingeweiden des Bauchs sich häuft, stockt, und von da aus seine Zufälle erregt.“ Wie und warum verschiedene Subjecte nach der Verschiedenheit der Herbstwitterung mehr oder weniger leiden, muß man in dieser Schrift selbst nachsehen; es würde zuviel werden solches auszuzeichnen. Dem Verf. können wir für das schöne und lehrreiche Produkt seines Geistes und Fleißes über diese intrikate Materie unsern Dank nicht versagen, den wir ihm hiermit öffentlich geben: und wünschen, daß mehrere dergleichen auffallende Schriften zur Erweiterung der Arzneykunde von ihm erscheinen möchten!

Om.

Thäddäus Bayer, K. K. wirkl. Sanitätsrath (s) :c. Grundriß der allgemeinen Hygiene und Therapeutik. Prag und Wien, in der Schönfeldschen Handlung, 1788. auf 145 S. in 8.

Von dem Landesprotomedikus im Königreich Böhmen hätten wir über diese wichtige Materie etwas besseres erwartet, als in gegenwärtiger Schrift geliefert worden. Sie zerfällt, wie schon der Titel saget, in zwey Abschnitte: der eine soll von der Hygiene (Hygiäne), von der Erhaltung der Gesundheit, und der andere von der Therapeutik, von der Wiederherstellung der verlohrnen, handeln. Die erstere füllt nur 30 Seiten; (davon läßt sich freylich nicht viel hoffen:) von diesen sind 18 der Diätetik und 12 der Prophylaktik gewidmet. Bey der Therapeutik verweilt sich zwar der Verf. länger, und handelt umständlicher die verschiedenen Anzeigen, besonders die Heilungsanzeigen, ab, und letztere nach den verschiedenen Wirkungen und Erfolgen, so durch Arzneymittel hervorgebracht werden sollen. In genauere Zergliederung der Schrift können

wir

wir uns nicht einlassen, die mehr Raum wegnehmen würde, als sie verdienet. So unvollkommen und verworren die Sachen in dieser Schrift vorgetragen werden, so unzierlich ist auch der Styl, in welchem sie geschrieben worden, ja man kann denselben barbarisch nennen. Dieses letztere wollen wir mit dem ersten Paragraph, der sich beym Aufschlagen des Büchleins darbietet, zur Rechtfertigung unsers Urtheils belegen. Der Verf. sagt §. 31. der Therapeutik: „Die unterdrückte, nämlich Lebenskraft, wird empor gehoben durch Mittel, welche a) die sie überwiegende Last vermindern, oder hinwegschaffen: Ausleerung des beschwerenden Ueberflusses, Einschränkung der drückenden Ausdehnung der zirkulirenden Massa. b) Das Abändern, oder Wegschaffen, so die Wirksamkeit der Lebenskraft unterdrücket: dem feindlichen Stoff entgegen wirkende, mit selben nach seiner Beschaffenheit und Lage ausführende Arzneyen. c) Durch ihren besondern Reiz die Nervenkraft aufmuntern: flüchtig reizende Arzneyen, äußerlich angebrachte Reize, und die dephlogistizirte Luft." Mehreres anzuführen werden uns hoffentlich die Leser schenken. Wie mag es doch kommen, daß so viele Schriftsteller der Arzney- und Wundarzneykunde in Süden das lateinische y so lieb haben, und solches sehr oft statt des i setzen? So lesen wir auch in dieser Schrift hyrudines statt hirudines. Es mag wohl von ihnen heißen: Nos austrini non curamus orthographiam! —

Om.

Observationes neurologicae ex anatome comparata auct. *Joh. Godofr. Ebel* M. D. cum iconibus. Traiect ad Viadr. e Typogr. Apitziano. 8. Ohne Jahrzahl, mit Vorrede und Erklärung der Kupfert. 36 S.

Der V. hat in müßigen Stunden das Gehirn verschiedener Thiere untersucht und besonders der Sömmeringschen Beobachtung über das Verhältniß des Gehirns zu den daraus entspringenden Nerven nachgespührt. Mit aller Bescheidenheit legt er in diesen wenigen Blättern dem Publikum die Resultate seines Fleißes vor, welche kürzlich auf Folgendes hinaus laufen:

sen: Der Mensch habe vor den Thieren das größte Gehirn, keineswegs in Vergleichung desselben zur Schwehre des ganzen Körpers, wohl aber zur Feinheit der daraus entspringenden Nerven, und jenes scheine im Verhältnisse zu stehen mit seiner Geistesstärke, so wie die stärkern Nerven der Thiere mit der Schärfe ihrer Sinne und den Kräften der Organe, zu welchen sie gehen; die Durchkreuzung der Sehenerven fand er in einigen Thieren vollkommen ohne Vermischung der Substanz, in andern mit solcher, in andern zweifelhaft; die glandula pituitaria fast immer ohne Höhle, ausser im Pferde; die hintern crura fornicis sahe er in die eminentias albicantes, die vordern so wie die corpora striata in die processus mammillares übergehen, und die Hirnhöhlen beym Einblasen in das Infundibulum, zum Beweiße ihrer Gemeinschaft nach Monro, sich heben u. s. w. Auf den beyden von dem V. selbst radirten Kupfertafeln in klein Fol. hat er, obgleich meistentheils nur in Umrißen, ausser den untersuchten Gehirnen mit dem Anfange der Gehirnnerven, auch noch aus einigen Thieren das Ganglion Super. med. und prim. thoracic. des großen Intercostalnerven vorgestellt. Statt der letztern oder damit verbunden, hätten wir lieber die Beobachtungen an dem rückständigen Theile des Sensoriums, dem Rückenmarke fortgesetzt gesehen! Zur bequemern Uebersicht sind noch die verschiedenen Verhältnisse in Tabellen gebracht.

As.

Dr. Carl Christian Kraussens, der A. öffentlichen Lehrers, Abhandlung von heilsamer Säugung neugebohrner Kinder. Aus dem Lateinischen übersetzt von J. C. F. Leune. Leipzig bey J. P. Haugs Wittwe, 1788. 8. 64 Seiten.

Seit einiger Zeit fängt man an, jedes Schriftchen des Hn. D. Krause zu übersetzen, unbekümmert, ob dergleichen nöthig oder rathsam war. Der Uebers. glaubt den Müttern einen Dienst zu thun, welches wohl nicht ist. Denn es fehlt an solchen Büchern nicht, die ungleich zweckmäßiger abgefaßt sind, und eine lateinische Disputation behält immer ihren lateinischen Zuschnitt,

Zuschnitt, man mag auch noch willkührlicher übersetzen, als Hr. L. Dürfen wir also den expediten Herrn L. bitten, künftig so unnöthige Arbeit zu unterlassen?

Hf.

Abhandlung über das Herausziehen fremder Körper aus Wunden, und besonders aus Schuß-Wunden. Nebst der Beschreibung und Abbildung verschiedener neuerfundener Werkzeuge, wodurch man diese Operation leichter und sicherer verrichten kann, von Herrn Thomassin, ersten Wundarzt des königl. Militär-Hospitals zu Neu-Brisach ꝛc. Mit beygefügter Beschreibung eines doppelten Steinschneiders, um bey dem weiblichen Geschlechte den Stein aus der Blase zu ziehen, von Hrn. Lombard. Mit zwo Kupfertafeln. Aus dem Französischen übersetzt. Straßburg, verlegts J. G. Treuttel 1788. 8. 120 Seiten, nebst 2 Kupfertaf.

Noch immer ist das Herausziehen fremder Körper aus Schußwunden für den Wundarzt und Kranken mit vielerlei Schwierigkeiten verbunden, und daher jeder Beytrag willkommen. Der Verf. spricht, als ein Mann von Erfahrung, und giebt einige Werkzeuge von seiner Erfindung an: wer wollte ihn nicht anhören, und bedürfenden Falles den Versuch nachmachen? Nach einer Einleitung, worinnen die Geschichte der erfundenen Instrumente angegeben, und deren Werth geächtet wird, (sie sind meistens untauglich und unzweckmäßig) erkläret der Verf. im Abschn. 1. die Natur und den Unterschied der fremden Körper, d. h. er giebt die Zufälle an, welche auf Splittern von Holz, Glas, Stein, Eisen, Pfeilen, Wurfspießen, Spitzen von Messern, Degen und Bajonetten erfolgen, und hält sich am längsten bey den Kugeln auf, dann gehet er im Abschn. 2. zu den Vorschriften über, wie man dergleichen Wunden nach der Verschiedenheit der Zufälle zu heilen hat. Er empfiehlt sogleich beym ersten Verbande die nöthigen

Einschnitte zur Entdeckung der fremden Körper und Knochensplitter zu machen, und gehörig zu reinigen, und wendet diese Regel auf die einzelnen verwundeten Theile an. Im Abschn. 3 stehen die Werkzeuge, welche man zu Herausziehung fremder Körper aus den Schußwunden nöthig hat. Der Verf. widerlegt mit Bescheidenheit den Wahn der Alten, von einem an den Kugeln befindlichen Gift, gehet die verschiedenen Arten von alten Kugelziehern durch, z. B. des Maggius forceps anserina, die nicht ganz zu verachten ist, des Ferrius Alphonzie (die schlechteste unter allen) des Ravaton's Zange, und (eben so schlecht) des Petit Scheidezange, den Eidexenschnabel, den Bohrer, den Heber, Botal's Haken u. s. w, lobt die Versuche der Neuern, und schließt, daß alle langen Kugelzieher zu nichts nützen, hingegen die Zange und Heber weit vorzuziehen, und alle andere Werkzeuge, entbehrlich seyen. Im Abschn. 4. werden die unentbehrlichen Werkzeuge behandelt, und die Regeln angegeben, wie man sich bey ihrem Gebrauche zu verhalten habe, dergleichen sind die vom Verf. erfundenen Zangen, nach den einzelnen herauszuziehenden Theilen eingerichtet, der verbesserte Entenschnabel, die Ringelzange, der Heber oder Heber-Kugelzieher, aus zween Armen bestehend, wovon der eine die Kugel in dem Löffel des andern festhält, die Huntersche ziemlich entbehrliche Zange u. d. Nach dem einzelnen Theile und nach der Beschaffenheit der Verletzung, wird die Anwendung des einen oder andern Instruments kunstmäßig angegeben.

Von S. 105. f. findet sich Lombard's Beschreibung eines doppelten Steinschneiders zu Ausziehung des Blasensteins bey Frauenzimmern. Er bediente sich einer gewöhnlichen hohlkehlichten Sonde, brachte dieselbe weit in die Blase, und nach gefundenem Steine in die Rinne ein langes Bistouri mit einer sehr schmalen und am Ende auf der Schneide abgerundeten Klinge, schnitt sodann rechts und links den Hals der Harnblase und die Harnröhre von aussen nach innen drey Linien tief, zog das in der Rinne steckende Messer gelinde gegen sich, faßte dasselbe mit der andern Hand, und widerholte die nämliche Operation auf der entgegengesetzten Seite. Dadurch wurden beyde Einschnitte vollkommen gleich, und der Steinschnitt geschah immer mit Leichtigkeit und Geschwindigkeit. Das Uebrige betrifft den darüber geführten

Streit

Streit zwischen Louis und Le Cat, und den Bau seines Steinschneiders.

Hf.

Dr. Thomas Arnolds Beobachtungen über die Natur, Arten, Ursachen und Verhütung des Wahnsinns oder der Tollheit. Zweyter und letzter Theil, welcher Beobacht. über die Ursachen und die Verhütung des Wahnsinns enthält. Aus dem Englischen von Dr. Joh. Christ. Gottl. Ackermann, Prof. zu Altorf. ꝛc. Leipzig bey Jacobäer, 1788. auf 372. S. in gr. 8.

In diesem zweyten Theile beschäftiget sich der Verf. besonders damit, wie die Ursachen des Wahnsinns ausgemittelt, und zuletzt, wie derselbe verhütet werden könne. Die Abschnitte dieses Theils des Buches gehen aus dem ersten Theile in der Ordnung fort. Also der vierte Abschnitt, mit welchem der zweyte Theil anfängt, enthält die Resultate der Leichenöfnungen, die Bonet und Morgagni an Wahnsinnigen gemacht und deren Merkwürdiges aufgezeichnet haben, und eine allgemeine Uebersicht dessen, was in Leichnamen wahnsinniger Personen gefunden worden, nach Hallern in seinen elementis physiologiae. Im fünften Abschn. wird von den Ursachen des Wahnsinns gehandelt. Die Hauptabtheilung der Ursachen der Krankheiten, in die prädisponirende, gelegentliche und nächste, scheint dem Verf. in der Anwendung eher schwer und verworren, als leicht, und theilt deswegen die Krankheitsursachen, also auch die des Wahnsinns, blos in entfernte und nächste ein. Von den entfernten Ursachen des Wahnsinns glaubt der Verf. mit einigem Grade von Präcision sprechen zu können, da man durch Erfahrung und Beobachtung einige beträchtliche Kenntnisse davon erlangt habe. Nach ihm zerfallen die entfernten Ursachen des Wahnsinns in körperliche und moralische oder geistige. Die körperliche Ursachen sind, entweder solche innerliche Ursachen, die unmittelbar im Gehirn, sei-

seinen Gefäßen und Häuten ihren Sitz haben; oder solche äußerliche Ursachen, die auf dieses Werkzeug mechanisch wirken; oder solche, die, indem sie das ganze körperliche System afficiren, zugleich den Wahnsinn erregen, entweder durch gerade und unmittelbare Wirkung auf das Gehirn, oder durch Erregung einer solchen stufenweiß steigenden Veränderung in dem Körper, daß durch Verminderung der zur Gesundheit nothwendigen Spannung, durch Veranlassung der Schwäche, widernatürlicher Reitzbarkeit und Empfindlichkeit, Erregung unangenehmer und schmerzhafter Empfindungen u. dgl. Anlage zum Wahnsinne erregt wird; oder es sind solche, die entweder in einem besondern Theile ihren Sitz haben, oder ihn vornehmlich afficiren und den Wahnsinn veranlassen, indem sie entweder schnell und zuweilen augenblicklich das Gehirn in Unordnung bringen, wie z. B. bey der Mitleidung oder bey Versetzung der Krankheitsmaterien geschiehet, oder indem sie langsam wirken, und eine solche stufenweise Veränderung in der Constitution erregen, daß dadurch Anlage zum Wahnsinn, der dann leicht ausbricht, erregt wird. Die moralischen Ursachen bestehen insgesammt entweder in einer unmittelbaren und heftigen Anstrengung des Geistes selbst, oder in einer solchen entweder natürlichen oder nachher entstandenen Constitution des Gemüths, daß es dadurch leicht zu dem Zustande einer heftigen Thätigkeit disponiret wird: diese sind, heftige Anstrengung des Geistes; Leidenschaften aller Art, schnelle, heftige, oder habituelle; zu große Thätigkeit der Einbildungskraft; und endlich Geistesschwäche selbst. Auf einer beygefügten Tabelle, welche ein Verzeichniß der gesammten entfernten Ursachen des Wahnsinns enthält, hat sie der Verf. recht deutlich dargestellt. Ehe aber der Verf. jede einzelne von den entfernten Ursachen erkläret, und durch Beobachtungen erläutert, liefert er noch allgemeine Bemerkungen über das Nervensystem und den wechselseitigen Einfluß der Seele auf den Körper. Von der wirklichen nächsten oder physischen Ursache des Wahnsinns aber getraut sich der Verf. nur wenig zu sagen. So viel möchte nach ihm davon gewiß seyn: „daß, so wie die nähern und am meisten specifischen Ursachen, die wir entdecken können, entweder in einer stufenweiß erfolgenden Anhäufung der Feuchtigkeiten dieser oder jener Art im Gehirne, oder in einer solchen schnellen Determination der circulirenden Feuchtigkeiten in dieses Werkzeug, die die nämlichen

lichen Wirkungen erregt, oder in einer andern Ursache eines widernatürlichen Druckes auf das Gehirn bestehen können; also auch die wahre und eigentliche nächste Ursache des Wahnsinns jeder Art nicht allein ihren Sitz im Gehirne hat, sondern auch in solch einem Grade des Druckes oder der Verdichtung der markigten Substanz, oder desjenigen Theiles des Gehirns bestehet, vermittelst dessen die Verbindung zwischen Seele und Körper statt findet, und von dessen vollkommener und gesunder Stärke, Bau oder Consistenz die Vollkommenheit dieser Vereinigung und aller Seelenwirkung abhängt, daß dadurch Vorstellungen im Gehirne veranlaßt werden, als wenn sie äußerlich existirten, da sie doch entweder gar nicht existiren, oder im Falle sie existiren, zu anderer Zeit oder nicht an dem Orte, wo man glaubt; oder solche Begriffe, die offenbar ihrer Natur und dem Grade nach ungereimt sind, und blos von einem kranken Zustande und nicht gehöriger Wirkung des Gehirns entstehen könnten." Nachdem nun der Verf., so viel möglich, die Verschiedenheit des Grades des Druckes oder der Verdichtung des Gehirns u. s. w. nach Verschiedenheit des Wahnsinnes untersuchet, und Anmerkungen darüber gemacht hat; so wendet er darauf dieses auf die besondere Arten des Wahnsinns an, die schon aus dem ersten Theile bekannt sind, und sucht die Wirksamkeit verschiedener Ursachen in Erregung des Wahnsinns zu bestimmen. Der sechste und letzte Abschn. handelt endlich noch kurz von der Verhütung des Wahnsinns, wo bey den dazu gethanen Vorschlägen sich nothwendig der Verf. auf die vorher angenommenen Ursachen wieder mit beziehet.

Von der Uebersetzung dieses Buches müssen wir aber auch noch berühren, daß sie wohl gerathen ist.

Om.

Descriptio phrenitidis et paraphrenitidis Monasterii in Westphalia circa medium mensis Martii grassari incipientium vere contagiosarum earumque factae curationis a *Ferd. Saalmann* M. D. Monasterii Westphal. Sumtib. P. A. Perrenon. 1788. 4. 45 Seiten.

Descriptio Pleuritidis, Peripneumoniae, Pleuropneumoniae et Anginae, earumque curatio proposita a *Ferd. Saalmann* M. D. Monast. Westph. Sumtib. Perrenon. 1789. 4. 106 Seiten.

Der Verf. ist noch aus Brendels Schule, und darnach seine Arbeit zu beurtheilen. Man sieht daraus, daß sein Geist auf ihn ruhet. In der ersten Schrift beschreibt er die Epidemie von 1788. Sie befiel vorzüglich die Armen, war ansteckend, und verhielt sich, wie eine wahre Tobsucht. In der andern Schrift verfährt er nach der nämlichen Methode mit den Entzündungskrankheiten der Brust, und sagt, was er sah, und wie er dabey verfuhr. Die Hauptsache und das Verdienstliche des Verf. ist ohnstreitig der semiotische Theil. Er hebt aus seinem Hippokrates, Brendel u. a. die Sätze aus, und verbindet damit die seinigen, um vermuthlich die Uebereinstimmung aller Zeiten kenntlich zu machen. Dies ist der Weg, auf welchem er vorzüglich wandeln sollte: denn auch Er hat die kurze kernhafte Sprache des copirten Originals in der Gewalt. Gegen das Uebrige ließe sich manches erinnern, wenn es frommte.

Aw.

---

4) Schöne Wissenschaften.

Gedichte von G. C. J. Buddeus. Gotha, bey Reyher 1788. 17 Bogen. 8.

Vorzüglich schöne Stücke von Poesie enthält diese Sammlung nicht. Es sind größtentheils gemeine, unbedeutende Gedanken, mühsam in Reime gezwängt. Die Einförmigkeit der Sylbenmaße ermüdet. Beynahe die ganze zweyte Abtheilung, so wie ein großer Theil der ersten und der Anhang besteht aus Gelegenheits-Gedichten, die für wenig Leser In-

Interesse haben können. Die Versification ist nicht leicht genug. Die Reime sind zum Theil unrein, auf Freunde ist meinte, Gefährte, werde, auf Gnade, Rathe, gereimt, welches in Gegenden, wo ein richtiger Accent herrscht, das Ohr äusserst beleidigt. Der Witz ist oft derbe und der Ausdruck nicht edel genug, wie z. B. gleich in dem ersten Gedichte, (der Schnupfen) und Seite 10:

Noch bin ich muntrer als ein Fisch
Und wie ein Vogel flüchtig;
Zufrieden setzt ich mich zu Tisch
Und eß' und trinke tüchtig.

und das XIVte Lied: An die Braut eines Försters. Wie äusserst platt ist folgendes; Seite 106, der beleidigte Dichter an Harpax:

Gieb dem Verfasser des Gedichts
Gefällig sein Concept zurück!
Denn Du verlangst zwar Meisterstück',
Alleine Du bezahlest nichts! —

Und von der Art sind die mehrsten dieser Gedichte, als in der ersten Sammlung III. VIII. X. XI. XVI. XXII. XXIV. XXXV. XLIII. XLIV. und in der zweyten: XXVII. XXXV. und im Anhange II. Besser gerathen: In der ersten Sammlung: VII. XX. XXV. XXX. und in der zweyten: IV. X. XII. Um auch von diesem Bessern ein Beyspiel zu geben, wollen wir den Anfang des XXVII. Liedes aus der ersten Sammlung anführen.

Liebster, schön und jugendlich
Blühet nun die Rose,
Und die Weste schaukeln sich
Bald in ihrem Schoose. rc.

Hg.

Karl Andreas Berghäusers Schäfergedichte und andere Näschereyen. Wien auf Kosten des Verfassers. 1788. 9. Bog. 8. (Mit einer Titelvignette.)

Vier Bogen Einleitung und Vorrede zu fünf Bogen Gedichte — kann sich die Prätension und Selbstsucht eines jungen Autors auf eine mehr auffallende und lächerliche Art ankündigen? Hr. B. sucht darinn mit großer Geschwätzigkeit, und noch größerer Seichtigkeit zu beweisen, daß Gedichte im Geschmack des Grecourt, in denen alle Ausschweifungen der sinnlichen Liebe ohne den mindesten Schleyer geschildert werden, „sehr zuläßig wären, und sich mit wahrer Tugendliebe wohl zusammenreimen ließen."

Der feurigste, der mächtigste der Triebe
Ist *ohne Zweifel wohl* die Liebe;
Und dieser Liebe einzig Ziel
Wenn Mann und Weib sie für einander fühlen
Ist — wenn wir anders nicht blos mit den
Worten spielen —
Ist stets das *physische Gefühl*.

— — — —

Sollt' es des Tadels würdig seyn!
In deinem Auge les' ich: Nein.
Nun, warum soll also der junge Dichter fehlen,
Wenn er statt andern Stoff zu wählen —
— Den ganzen Reiz der Poesie
Und ihre Füll' an schönen Bildern,
Den Zauber ihrer Harmonie —
Der Liebe ganzes Glück zu schildern,
Es zu erhöhen — dankbar braucht? — —

Man sieht, der Verf. denkt eben so bündig, als er schön und anmuthig dichtet. Doch nicht genug; er will auch beweisen, daß Gedichte dieser Art nicht gegen den guten Geschmack sündigen. Der Vorwurf des Ekelhaften, meint er, treffe weder die physische Liebe, noch die Poesie, deren Stoff sie ist, sondern höchstens nur „gewiße natürliche Ausleerungen unsers Körpers," und auch die nicht immer. Er nennt eine Reihe von

von Dichtern, [illegible] [illegible]
tet endlich [illegible] [illegible]
suchtesten [illegible] [illegible]
Wien und [illegible] [illegible]
S. 24 heißt es: „[illegible] [illegible]
überhaupt [illegible] [illegible]
eignen [illegible] [illegible]
der Dichtkunst, [illegible] [illegible]
stern machen [illegible] [illegible]
terjachte. [illegible] [illegible]
schmack's [illegible] [illegible]
mit demselben [illegible] [illegible] — [illegible]
lächerlichen, [illegible] [illegible]
er [illegible] [illegible]
stand aus der [illegible] [illegible]
Theologie, [illegible] [illegible]
und [illegible] [illegible] —
lich [illegible] — [illegible]
Verf. [illegible] [illegible]
hat. Es [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
[illegible] [illegible]
gemacht. [illegible] [illegible]
scher Dichter [illegible] [illegible]
che hat ihr eignes [illegible] [illegible]
Grenzen des [illegible] [illegible]
Sprachen [illegible] [illegible]
Grieche und [illegible] [illegible]
Nahmen [illegible] [illegible]
der Franzose, der Engländer [illegible] [illegible]
Nahmen [illegible] [illegible]
bey ihnen [illegible] [illegible]
werden, [illegible] [illegible]
Was würde man [illegible] [illegible]
einem [illegible] [illegible]
wie die Dichter [illegible] [illegible]
Elde, [illegible] [illegible]
Merkmahle [illegible] [illegible] — [illegible]
gehabt! — [illegible] [illegible]
haupt, und [illegible] [illegible]
leute, [illegible] [illegible]

 [illegible]

Karl Andreas Berghäusers Schäfergedichte und andere Näschereyen. Wien auf Kosten des Verfassers. 1788. 9. Bog. 8. (Mit einer Titelvignette.)

Vier Bogen Einleitung und Vorrede zu fünf Bogen Gedichte — kann sich die Prätension und Selbstsucht eines jungen Autors auf eine mehr auffallende und lächerliche Art ankündigen? Hr. B. sucht darinn mit großer Geschwätzigkeit, und noch größerer Seichtigkeit zu beweisen, daß Gedichte im Geschmack des Grecourt, in denen alle Ausschweifungen der sinnlichen Liebe ohne den mindesten Schleyer geschildert werden, „sehr zuläßig wären, und sich mit wahrer Tugendliebe wohl zusammenreimen ließen."

Der feurigste, der mächtigste der Triebe
Ist *ohne Zweifel wohl* die Liebe;
Und dieser Liebe einzig Ziel
Wenn Mann und Weib sie für einander fühlen
Ist — wenn wir anders nicht blos mit den
Worten spielen —
Ist stets das *physische Gefühl.*

— — — —

Sollt' es des Tadels würdig seyn!
In deinem Auge les' ich: Nein.
Nun, warum soll also der junge Dichter fehlen,
Wenn er statt andern Stoff zu wählen —
— Den ganzen Reiz der Poesie
Und ihre Füll' an schönen Bildern,
Den Zauber ihrer Harmonie —
Der Liebe ganzes Glück zu schildern,
Es zu erhöhen — dankbar braucht? — —

Man sieht, der Verf. denkt eben so bündig, als er schön und anmuthig dichtet. Doch nicht genug; er will auch beweisen, daß Gedichte dieser Art nicht gegen den guten Geschmack sündigen. Der Vorwurf des Ekelhaften, meint er, treffe weder die physische Liebe, noch die Poesie, deren Stoff sie ist, sondern höchstens nur „gewiße natürliche Ausleerungen unsers Körpers," und auch die nicht immer. Er nennt eine Reihe

von

von Dichtern, die in dieser Gattung gearbeitet, und behauptet endlich gerade zu „der erotische Witz wäre in den ausgesuchtesten feinen Gesellschaften von London und Paris, von Wien und Berlin der Ton der guten Unterhaltung.“ S. 24 heißt es: „Für die Poesie, ja wohl für die Aesthetik überhaupt wäre es gewiß sehr vortheilhaft, wenn man in einer eignen Schrift die Verbindung der physischen Liebe mit der Dichtkunst, und den Gebrauch, den leztre von der erstern machen kann, und immer gemacht hat, ausführlich untersuchte. Man könnte in die innre Natur unsers Geschmacks eindringen, und zeigen, daß erotische Gedichte sich mit demselben sehr wohl vertragen; man könnte — —“ o des lächerlichen, gedankenlosen Schwätzers! In der Vorrede gibt er weitläuftig die Gründe an, warum er, statt einen Gegenstand aus der Geschichte, der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Medicin u. s. w. zu behandeln, lieber Gedichte, und Gedichte dieser Art verfertigt habe — welches sehr erbaulich zu lesen ist. — Nun zu den Gedichten selbst, die der Verf. (der Himmel weiß warum?) Schäfergedichte genannt hat. Es sind dreyzehn schlüpfrige, und zum Theil so gar schmutzige und äußerst pöbelhafte Lieder und Erzählungen, sämtlich nach Grecourt und andern Leuten seines Schlags gemodelt. Mit dem Beyspiele der Ausländer kann kein deutscher Dichter sich in diesem Punkte rechtfertigen. Jede Sprache hat ihr eignes Genie, ihren eignen Character. Die Grenzen des Anständigen und Unanständigen sind nicht in allen Sprachen dieselben. Eine Menge natürlicher Dinge, die jeder Grieche und Römer ohne Beleidigung des Anstandes mit Nahmen nennen konnte, und zum Theil noch heut zu tage der Franzose, der Engländer und Italiener ohne Scheu mit Nahmen nennt; gewisse Schilderungen nach dem Leben, die bey ihnen von Leuten in feinem Tone gelesen und gebilligt werden, erregen im Deutschen gerechten Abscheu und Ekel. Was würde man von einer deutschen Dame sagen, die sich von einem deutschen Dichter solche Erzählungen verfertigen ließe, wie die Düchesse von Bouillon sie vom La Fontaine forderte? Edle, jungfräuliche Schaam ist eins der eigenthümlichsten Merkmahle unserer Sprache, und — dem Himmel sey es gedankt! — im Ganzen genommen, unserer Nation überhaupt, und Schande dem Dichter, auch mit dem größten Talente, der diese Röthe von ihren Wangen verscheuchen wollte!

Und doppelte Schande und Verachtung dem Stümper, der ohne einen Funken Genie und Witz, schmutzige Zoten aus fremden Sprachen borgt, und durch ihre Verdeutschung sich ein wirkliches Verdienst erworben zu haben prahlt!! Rec. hat keinen Begriff von der Unverschamtheit und Unbesonnenheit des jungen Schriftstellers, der seine ersten poetischen Versuche gerade in dieser verächtlichen Gattung machen, und nicht nur drucken, sondern auch unter seinem Nahmen drucken lassen kann, ohne zu sehen, daß eine solche Ankündigung beym Publikum in den Augen aller Personen von feinem moralischen Gefühl und gutem Geschmack ein ewiges Brandmahl auf seine Stirn drücken muß. Der poetische Charakter dieser sogenannten Schäfergedichte ist eben so schlecht, als der moralische. Grecourt gilt selbst in Frankreich für nichts mehr, als einen mittelmäßigen Dichter, gegen unsern Verf. aber ist er ein großes Genie. Sein Erzählungston ist so steif, ängstlich und schleppend, daß nichts darüber geht. Ein ganzes Stück können wir nicht zum Beweis unsers Urtheils ausheben, weil wir unsere Bibliothek nicht mit solchem Unrath besudeln mögen: als eine Probe des Vortrags aber setzen wir den Anfang einer Erzählung, die die Aufschrift das kranke Kind führt, her.

> Sie mögen weinen oder lachen,
> Kurz ich verstehe meine Sachen,
> Hab' auf Akademien das meinige gethan,
> Und drum behaupt' ich frei, und ohne Komplimente
> Sag' ich es rund heraus, auf ihre Excremente
> Kommt bei der Krankheit alles an.
> (So sprach zu einem kranken Kinde,
> Das ohngefehr in seinem zwölften Iahr
> Und im Kollegio der Iesuiten war —
> Zu Amiens der Doctor Chinarinde,)
> Vor jetzt geh ich wo anders hin,
> Indessen fliesse ihr Urin
> In jenes Glass — — Fi done!

Sa.

Gedichte ohne den Buchstaben R. von Gottlob Wilhelm Burmann. Berlin 1788. bey J. A. Kunze. 4 Bogen 8.

Der Verf. thut uns leid, daß er mit seinem Einfall um hundert Jahre zu spät kommt. Damahls hätte man das künstliche Poesie genannt, was man jezt schwerlich anders als geistlose Spielerey nennen wird. Doch, der Verf. ist bescheiden genug, ein Kloses Gedicht selbst für weiter nichts, als eine undankbare Tändeley auszugeben. Diese Aufrichtigkeit verdiente Lob, wenn er nicht gleich darauf hinzusetzte: „indeß ist es doch auch nicht ganz unangenehm, die deutsche Sprache einmahl in einem ganz weichen Dialect kennen zu lernen, weil sie sich wirklich ganz anders ohne R als mit R macht.“ Das kann zu einer kleinen Probe der Einsichten des Verf. in das wahre Wesen der Sprachharmonie dienen. Die harten, zischenden und schnarrenden Consonanten sind dem Dichter so nützlich, als dem Tonkünstler die Dißonanzen. In der bekannten Ramlerischen Strophe:

> Bosheit blutlos von Stirn, Reue mit schlafender
> Natter, Falschheit verlarvt, Eifersucht immer wach,
> Und mit rasendem Dolch, und mit medeischem
> Becher, Rach' und Verzweifelung.

ist, troz der zwölf R! mehr Harmonie, als in ganzen Bänden Kloser Gedichte seyn kann. — Daß gegenwärtigen Gedichten aber noch mehr, als das R, daß ihnen auch noch poetische Gedanken, Bilder, Empfindungen und Ausdruck fehlen, davon mögen folgende Strophen — und wenn das nicht gnügt, die ganze Sammlung — zeugen:

Weise sind glücklich.

> Laßt uns die hohe Weisheit lieben!
> Was hat ein Mensch, wenn sie ihm fehlt?
> Kann man des Lebens Pflichten üben,
> Wenn man das Glück des Dummen wählt?
>
> Kein Gold, kein Kleid kann uns beseelen,
> Und Gold, und Kleid, und Edelstein
> Und alle lästige Juwelen
> Sind ein geschätztes Nichts, ein Schein!

Die

Die Tugend macht die Seelen glücklich
Und ohne sie besteht kein Glück;
Phantome täuschen augenblicklich,
Und fliehn auch mit dem Augenblick u. s. w.

Dw.

Auserlesene äsopische und andere Fabeln nebst beygefügter Moral für junge Leute. Mit 24 Kupfern. Frankfurt und Leipzig. 1788. $3\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8.

So viel man auch in unserm pädagogischen Zeitalter für die junge Welt geschrieben, gesammelt und übersetzt hat, so fehlt es doch immer noch an einem zweckmäßig eingerichteten Aesop für Kinder. Herder, in seiner trefflichen Abhandlung über die Fabel, gibt einige sehr nützliche Winke, die wir wohl von einem einsichtsvollen Schriftsteller benutzt sehen möchten. Allein die Sache ist so leicht nicht, als man vielleicht beym ersten flüchtigen Blick denken möchte, und besser ists, wir ertragen diesen Mangel noch eine Weile, als daß der erste beste litterarische Handarbeiter ohne Beruf sich diesem Geschäfte unterzieht. Am allerwenigsten möchten wir den Herausgeber gegenwärtiger kleinen Sammlung hierzu aufmuntern, deren ganze Einrichtung seine Unfähigkeit zu einer solchen Arbeit zeigt. Diese 25 Fabeln sind aufs Geradewohl abgeschrieben, ohne darauf zu sehen, was den Bedürfnissen der Jugend und ihrer Fassungskraft angemessen ist. Der Vortrag ist äußerst langweilig und schlecht, die Moralen sind weitschweifig und doch ohne praktische Anwendung. Auch hat der Zeichner und Radirer der Kupfer dafür gesorgt, daß die äußere Zierde dem innern Gehalt angemessen ausgefallen ist. Die Bilder sind in einem barbarischen Geschmack gearbeitet, und so wenig geschickt, den Sinn für das Schöne und Richtige bey der Jugend auszubilden, als der Text, den Sinn für das Gute.

Tm.

Sinn-

Sinngedichte. Leipzig. 1788. 3 Bogen 8.

Wäre es nicht eine der fruchtlosesten Unternehmungen, deren sich ein Mensch unterziehen kann, junge und alte Dichter, die invitis musis et Apolline singen und leyern, vor Schimpf und Schaden zu warnen: so würden wir dem Verf. dieser so genannten Sinngedichte (der sich unter der Zueignung Perinet nennt) den wohlmeynenden Rath geben, die so edle und kurze Lebenszeit auf ein dankbareres und nützlicheres Geschäfte zu verwenden, als die Verfertigung mittelmäßiger und schlechter Verse ist. Zum epigrammatischen Dichter fehlt ihm nicht mehr, als Alles. Wo er beißend seyn will, wird er plump; wo er schalkhaft seyn will, unverschämt, und in mehrern Stücken ist nicht nur kein sinnreicher, sondern ganz und gar kein Gedanke. Auch die wenigen leidlichen Stücke laufen am Ende auf ziemlich kahle Wortspiele hinaus. Folgendes ist vielleicht das Beste unter allen:

Die Klosterbraut.

Gleich prächtig einer Braut, kleidt man dich Morgens ein;
Doch Abends wünscht die Braut auch ausgekleidt zu seyn.

Aber auch hier ist nur die Idee, nicht der Ausdruck gut. Gleich prächtig einer Braut ist undeutsch, und kleidt eine Härte, die in einem Gedichtchen von 2 Zeilen unverzeihlich ist. — Was die Sucht, witzig zu seyn, für Ungereimtheiten zur Welt bringen kann, davon gibt gleich das erste Stück den deutlichsten Beweis:

Aller Anfang ist schwer.

„Schwer ist anfangs jedes Ding! —"
Rief Herr Raps: und folglich fing
Aehnlich Gott, als Kraftgenie
Raps nie an und endte nie.

Als Kraftgenie ähnlich Gott ist eine wahre Blasphemie, doch so böse meinte es der V. wohl nicht, und die Schuld liegt nur an dem schielenden Ausdrucke. Aber was will er überhaupt mit diesem Dinge? Kann man Zweck- und sinnloser mit Worten spielen? S. 7. vergleicht er sein Mädchen mit seiner Uhr:

Beyde hemmen ihren Lauf,
Zieht man sie nicht alltäglich auf.

Was heißt das ein Mädchen aufziehn? Wahrscheinlich eine Zweydeutigkeit im Geschmack des Kasperle. Noch geistreicher sind folgende Zeilen:

An den Privatschauspieler Schopf.

Du bist fürwahr der allerfeinste Kopf,
Denn du allein hältst die Natur beym Schopf.

Und nun nur noch ein Pröbchen:

Grabschrift eines Epigrammatisten.

Hier ohne Sinnschrift, ohne Sinn
Liegt der, der einst den Sinn gebohren,
Drum, Leser, schreib ihm eine hin,
Hast du den deinen nicht verloren.

Die erste Zeile erweckt die Vermuthung, daß der V. unter diesem Epigrammatisten sich selbst verstehe, aber schon durch die zweyte Zeile wird sie wieder unstatthaft. Hoffentlich ist das Angeführte hinreichend zum Beweise, daß die Lectüre dieser Bogen ein eben so angenehmer Zeitvertreib seyn müsse, als der, taube Nüsse zu knacken, oder an Kieseln zu nagen.

Hs.

Moralische Erzählungen, von C. E. Lesche. Leipzig, 1788, bey J. S. Heinsius. 191 Seiten in 8.

Vermuthlich die ersten schriftstellerischen Versuche eines gutmüthigen jungen Mannes, dessen Kräfte seinem guten Willen noch bey weitem nicht entsprechen, und die daher lieber in seinem Pulte hätten bleiben sollen. Die Aufschrift ist dem Buche nicht angemessen, da die eigentlichen Erzählungen den kleinsten Theil desselben, den größeren aber etwas langweilige, weder durch Vortrag noch Innhalt sich auszeichnende moralische Aufsätze, und verschiedene Gelegenheitsgedichte ausfüllen, welche der Prosa des Verf. den Rang streitig machen. Lächeln

mußten

mußten wir doch, als wir S. 136. folgendes lasen: „Zur Zeit, da die Romane noch Mode waren, hatte das lesende Publikum eine unbegrenzte Prädilektion für dieselben. Sie wurden gekauft, gelesen, memorirt, und die galante Welt sprach nur von Werther und Siegwart. Man kreirte sie zu Penaten, und hohlte bey ihnen seine Principia und Argumente. — — Jezt sieht man wenig Romane mehr denn die mehrsten Personen beyderley Geschlechts schämen sich deren zu lesen, wenn sie sonst auch Lust dazu hätten u. s. w." Lieber Herr Lesche, bemühen Sie sich in den ersten besten Laden eines Buchhändlers oder Lesebibliothekars! — oder werfen Sie ein paar flüchtige Blicke auf den Meßkatalogus, wenn Ihnen Meusels gelehrtes Deutschland nicht zur Hand ist! Wir wollen unterdessen unseren Lesern Ihre Manier den Pegasus zu reiten ein wenig bekannt machen, und wählen aus dem Liede: der Wunsch, womit das Büchlein beschlossen wird, die letzten drey Strophen:

Dich, armer Mitmensch, dich bewein' ich,
Du darbst — Gott ist dein Freund,
Gott trocknet dir die Thränen endlich,
Die du aus Noth geweint.

Er lasse dir zu Hülfe eilen
'Nen samaritischen Mann,
Der kömmt, die Wunden dir zu heilen,
Mit dir sich freuet dann.

Mir schenke Gott auf meiner Reise
Nur Weisheit und nur Brodt;
Daß ich der Welt in jedem Kreise
Stets leb und nie sey todt.

Lo.

Thomas Murners, der heil. Schrift und beider Rechte Doctors, Schelmenzunft, aufs neue mit Erläuterungen herausgegeben. Halle, bei J. J. Gebauer, 1788. 128 Seit. 8.

Nach

Nach des Rez. Geschmack waren diese unverdauliche Speisen nicht werth, aufgewärmt zu werden. Es sind bloße Mimen, worinn zwar die Sprache kräftig ist, aber schmuzig dabei — dunkel, und meist ohne bestimmtes Süjet. Murners größter Witz ist meist ein derber Dragoner-Fluch. Die Nachrichten von ihm in der Vorrede verdienen Dank, auch das Glosar. Die Mühe hätte aber besser angewendet werden können.

Ag.

Rede am Namenstage der Kaiserin, den 24. November 1788. gehalten in einer gewönlichen Versammlung des Kaiserl. adelichen Land-Kadetten-Corps von F. G. Würst. St. Petersburg. 46 S. in 8.

Der Hauptzweck des Redners ist, zu zeigen, daß Rußlands Regenten seit Peter dem Großen den überdachten Plan gemacht, und standhaft durchgesetzt, ihr Volk zu bilden und glücklich zu machen, nicht blos den Staat zu vergrößern und ihm Glanz zu verschaffen. Von Peters Geschichte springt er S. 24 zu schnell auf die neusten Begebenheiten Rußlands. Seite 25. heißt es: „Rußlands muthige, tapfre Heere erkämpften Sieg auf Sieg — und ermatteten den Feind so, daß er nach Jahren es nicht wieder wagte, Rußland anzufallen, es nicht wagte, ihm auch nur die Besitznehmung eines Landes streitig zu machen, das für Rußlands Bewohner Quelle so mancher Drangsale, Wohnsitz und Hinterhalt mordsüchtiger Räuber und ein Riegel vor der (für die) Ausbreitung des Handels der fruchtbarsten Provinzen ihres Reiches gewesen war. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet den Besitz jener Halb-Insel — Sie wird einst der Mittelpunkt des Handels von Europa und Asien im Süden werden — Blickt in die Zukunft Völker des Rußischen Reichs — dann werdet ihr im Süden und Norden Europens Handel mit beiden Armen umfassen, und dem Asiatischen nach eurem Vortheil seine Richtung geben!! —" Es scheint, als verfiele der Redner zuweilen in Schwulst, wenn er zum Erhabenen aufsteigen will. Z. B. S. 35. „physische und moralische Wohlfahrt zu beför-

dern

dern hatte sie mit goldner Schrift über den Plan ihrer Regierung geschrieben und mit ehernen unzerstöhrbaren Ketten beide Zwecke verbunden. Aus (in) der festen Ueberzeugung sie in einander verwebt, daß einer ohne den andern nie ohne Nachtheil der Nazion erreicht werden kann." — —

Ag.

---

5. Theater.

Theatralische Werke des Herrn Abbe Willi von Verona, aus dem Italienischen von C. J. Jagemann. Erster Band. Halle bey F. D. Franke. 1788. 24½ Bogen 8.

Die theatralischen Werke dieses Dichters erschienen 1778 — 1783. zu Venedig in fünf Oktavbänden, und enthalten zusammen funfzehn Stücke, Lust- und Trauerspiele. Ein vorzüglicher Dichter ist Willi nicht, weder von Seiten der Erfindung, noch der Ausführung, wenigstens sind die Lobsprüche, mit denen Hr. Jagemann ihn in der Vorrede zu dieser (freyen) Uebersetzung überhäuft, höchst übertrieben. So kurz diese Vorrede ist, so beweißt sie doch hinlänglich, daß Hr. Jagemann in Sachen des Geschmacks und der ästhetischen Kritik ein sehr incompetenter Richter ist. „Es sind, (sagt er von den Stücken seines Autors,) meistens Lustspiele, nicht weil sie die Fehler der Menschen auf der lächerlichen Seite vorstellen, sondern zu einem frohen Ende sich entwickeln; und wenig daran gelegen ist, ob durch sanftrührende oder lächerliche Auftritte die Sitten der Menschen gebessert werden u. s. w." Das heißt mit andern Worten: es ist wenig daran gelegen, ob ein Ding das ist, wofür es ausgegeben wird, oder nicht: ob ein Theaterstück, das der Dichter Lustspiel nennt, ein Lustspiel ist, oder nicht. — Die Uebersetzung ist höchst steif, und der Dialog so, wie man ihn vor ohngefehr dreyßig Jahren auf dem deutschen Theater zu hören bekam. Nur ein kleines Pröbchen! S. 245.

Nancy. „Ich liebte Harrington, weil ich mir schmeichelte, daß er mein Mann werden würde. Da ich aber keine redlichen Absichten an ihm wahrnahm, so vermied ich seine

Gegenwart, und habe ihn nie wieder gesehen. Ich bin in Schauspielen, auf Spaziergängen, und bey allen öffentlichen Ergötzlichkeiten gewesen, aber nicht immer von den nehmlichen Personen begleitet. An keinem Orte, bey keiner Gelegenheit hat mein Betragen meine Tugend beschämet, davon kann selbst mein Schwiegervater Zeuge seyn, der vielmals mehr mit hämischen, als mit neugierigen Augen auf mich sah, um Stoff zu finden, womit er seinen Haß nähren könnte. Mein Haus ist oft besucht worden, das ist wahr; Vergnügen und Freude herrschten darinnen: aber Spiele, welche Familien, Ehrbarkeit und Tugend zu Grunde richten, waren daraus verbannt, und meine tugendhafte Mutter führte die Aufsicht; und auch die ist oftmahls dabey gewesen, die meinen Untergang geschworen hat u. s. w." — Dieser erste Band enthält vier Stücke: 1) Rosalia oder die eheliche Liebe, 2) Mariane und Selicourt oder das verfolgte Ehepaar, 3) Nancy oder die unvorsichtige Aufführung, 4) Henriette oder die Rückkehr zur Tugend, vier Lustspiele, jedes in fünf Aufzügen.

Nw.

1) Zwey Lustspiele von A. F. E. Langbein. Leipzig im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1788. 12 Bogen 8.

2) Die Freundschaft am Hofe. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von J. C. J. Leipzig bey Heinsius. 1788. 14 Bog. 8.

Nr. 1.

Diese Versuche zeugen von der guten Anlage des Hrn. L. für das komische Theater, aber freylich auch von seinem noch nicht ausgebildetem Geschmacke. Hin und wieder findet man Stellen voll ächter komischer Laune, so daß man sich Hofnung machen kann, mit der Zeit, und nach einem reifern Studium der Menschen und der Werke der besten Dichter in dieser Gattung, recht gute und brauchbare Theaterstücke von diesem Verf. zu erhalten. Das erste Stück führt den Titel: Liebhaber, wie sie sind, und wie sie seyn sollten. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Farguhars Lustspiel *The constant couple or a Trip to the Jubilee* liegt dabey zu Grunde, welches

auch von Hrn. Schröder unter dem Titel der Ring (S. Beytrag zur deutschen Schaubühne, zweyter Theil) frey bearbeitet worden. Hrn. Langbeins Bearbeitung ist nicht minder frey, so daß beyde dem Original so wenig, als sich unter sich selbst ähnlich sehen. Indeß bleibt freylich gegenwärtiges Stück hinter dem Schröderschen noch ziemlich weit zurück. Das Interesse ist sehr schwach, ein wahrer Knoten ist gar nicht da, und der Ausgang läßt sich gleich im Anfang voraussehen. Ueberhaupt sind die Zeichnungen unsers Verf etwas gar zu flach: man verlangt in der Komödie etwas mehr, als Menschen und Thoren zu sehen, wie man sie im gemeinen Leben täglich sehen kann. „Die Narren, sagt unser größter dramatischer Kunstrichter, sind in der ganzen Welt platt und frostig und ekel; wenn sie belustigen sollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß sie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der schmutzigen Nachlässigkeit auf das Theater bringen, in der sie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müssen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umstände verrathen, aus der sich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß sie aufputzen: er muß ihnen Witz und Verstand leihen, das Armselige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.“ — Es wäre sehr zu wünschen, daß Hr. L. und alle angehende dramatische Schriftsteller diese große Wahrheit beherzigen, und bey der Verfertigung ihrer Arbeiten beständig vor Augen haben möchten. II. Die Todtenerscheinung. Eine Posse nach Hauteroche in einem Aufzuge. Ein ziemlich unbedeutendes Stück. Lieutenant von Selbitz, der Sohn eines reichen Edelmanns, gibt seinen Vater für tod aus, um von dem Pachter desselben, eine Summe Geldes, die er für ihn in den Händen hat, zu erhaschen. Er trift den Pachter nicht an, und die Frau weigert sich, das Geld herauszugeben. Er bildet ihr ein, auch ihr Mann sey verunglückt. Sein Bedienter zieht des Pachters Kleider an, und meldet sich als Geist bey der Pachterinn, und nöthigt ihr das Geld ab. Unglücklicher Weise aber kommen die beyden für tod ausgegebenen Personen zu dieser Szene. Der alte Selbitz verzeiht seinem Sohne, der nach dem Empfange des Geldes des Pachters Tochter hatte entführen wollen, und gibt sie ihm zur Frau. Wie unnatürlich, und unwahrscheinlich! Die Erfindung ist ziemlich alltäglich, und in der Ausführung ist der Witz eben nicht verschwendet,

 indeß,

indeß, als ein kleines Nachspiel betrachtet, kann es schon mit durchgehn.

Nr. 2 Das Probestück eines Anfängers, dem der Kopf noch von der Lectüre modischer Romane schwindelt. Er will Fürsten und Hofleute schildern, man sieht aber gar zu deutlich, daß er nicht einmahl bis in die Vorzimmer gedrungen ist. Allenthalben blickt die größte Unkunde mit den Sitten und der Sprache der höhern Stände, und der größte Mangel von Menschenkenntniß überhaupt hindurch. Intrigue, Charactere, Dialog — alles ist gleich schlecht. Die sämtlichen Personen des Stücks, vom Fürsten bis zum Bedienten herab, sprechen Eine Sprache; alle declamiren sie hochtrabendes, unsinniges Zeug, wie es nur aus dem Kopfe eines Fieberkranken oder eines elenden Poeten kommen kann. Man höre: S. 18 Graf Lilienthal zu seinem Freunde: „Mit diesen Worten, ich liebe, liebe ein Mädgen, tugendhaft wie ein Engel, und schön wie eine Liebesgöttinn, sey Ihnen der Vorhang in dies himmlische Heiligthum, tief in meinem Herzen verborgen, aufgezogen (Wer sagt, einen Vorhang in etwas aufziehen?) und nur Einen Blick in meine Seele, Freund, und der Engel, rein, wie die ersten sanften Strahlen von Thetis Purpurwagen, wenn er in Morgenlüften langsam aus dem Ocean herausfährt, und seine brennende (n) Roße mit Tropfen des Thaues tränkt, (der Wagen tränkt die Rosse?) himmlisch steht sie vor Ihnen da, u. s. w." — —

Ga.

Die Erbin. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Aus dem Englischen des General Bourgoyne, übersetzt von Wilhelm Schenk. Hannover bey Schmidt 1788.

Rec. hat das Original nicht, um die Uebersetzung damit vergleichen zu können, die sich ziemlich gut lieset, und fliessend und leicht ist. Das Original gehört aber nicht in diese Bibliothek Es dürften wohl wenig deutsche commandirende Generale Lustspiele schreiben. Indessen auf einen Verlust, wie den bey Saratoga, gehört Zerstreuung aller Art.

Bg.

Trau-

Trauerspiele von Gotthold Ephraim Leßing. Zweyte Auflage. Berlin bey Voß 1788.

Sie enthält die drey Trauerspiele des unsterblichen Mannes: Miß Sara Sampson — Philotas — und Emilia Galotti. Wer kann sich bey Lesung dieser Stücke der lebendigsten Ueberzeugung erwehren, daß nur solche Stücke wahres ächtes Schauspiel sey — aber auch des Gedankens erwehren — daß Leßings Verlust bis dahin für die deutsche Bühne noch nicht wieder ersetzt ist. Ach! daß Deutschland seine großen Männer so bald vergißt! Noch deckt auch nicht der simpelste Stein sein Grab. Nur wenige Freunde, seine Begleiter, wissen die Stäte. Vielleicht wird dieselbe bald gar nicht mehr zu finden seyn. O, daß Deutschland seine großen Männer so bald vergißt! Wer, der den Werth dieses Mannes, und dessen, was er Deutschland war und ist, kennt, kann sich des lebhaften Wunsches erwehren: daß Deutschland ihm auf seinem Grabe ein Denkmal — und eine Ausgabe seiner Schriften veranstalten möge — die beide seiner würdig wären.

Ae.

Ueber den gegenwärtigen Zustand des deutschen Theaters, den Einfluß der reisenden Theatergesellschaften, nebst der Untersuchung: was das Theater seyn sollte, und wie es seiner Bestimmung näher gebracht werden könnte, von Johann Jacob Christian von Reck. Erlangen 1787.

Etwas einseitigers und elenders in Gedanken, Schreibart und Styl ist Recens. kürzlich nicht vorgekommen. Da ist keine Sprachkenntniß, weder der deutschen noch weniger der französischen; kein Periodenbau, keine Interpunction, keine Sachkenntniß — nichts als alltägliche, höchstgemeine Bemerkungen abstrahirt vom Regensburger elenden Theater, und einigen Winkelbühnen dortiger Gegend.

Bg.

Thusnelde, oder der Ritter vom goldnen Sporn: Ein ritterliches Schauspiel in sechs Aufzügen, nach der altdeutschen Geschichte gleiches Namens, bearbeitet von Friedrich Voß. Gera bey Rothe 1788.

Recens. hat das Stück mit Vergnügen gelesen, und dankt dem Verf. dafür. Der Plan ist simpel, die Sprache edel, die Gedanken und der Ausdruck dem Zeitalter angemessen; man wird auf eine angenehme Weise in Ritterzeiten und Rittergebräuche versetzt.

Ae.

Das Herz behält seine Rechte. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Beck. Berlin bey Decker 1788.

Die Idee des Stück hat der bescheidene Verf. aus einem alten englischen Lustspiele des Hugh Kelly, „die falsche Delicatesse" betitelt, entlehnt. Allein durch eine völlig freye Bearbeitung hat er versucht den Stoff unsern Zeiten und Sitten angemessen zu behandeln. Rec. hat das Original nicht ansichtig werden können, um den Grad der Abweichung wahrzunehmen, gibt aber dem Verf. das Zeugniß, daß er ein gutes Conversationsstück geliefert habe, und rechnet ihm den Mangel an großen erschütternden Situationen, deren freylich unser Zeitalter durch einige Schriftsteller gewöhnt ist, keinesweges als Fehler an. Vielmehr dankt er ihm für die mannigfaltigen sanften Rührungen, die er ihm beim Lesen gemacht, und die bey einer Darstellung, wie er sie sich von der Mannheimer Bühne denkt, bis zu einem ziemlichen Grade von Lebhaftigkeit erhöhet werden müssen.

Ae.

6. Schöne Künste; a) Bildende Künste.

Nachrichten von allen in Dresden lebenden Künstlern. Gesammlet und herausgegeben von Heinrich Keller. Leipzig im Verlage der Dykischen Buchhandlung 1788. 8. 220 Seiten.

Der Verfasser oder Sammler dieser Schrift, dem es nirgend glücken wollte, ist vor kurzen, da er sein Unterkommen in Ungarn gefunden, auf der Reise in Prag gestorben. Als erster Versuch, sind diese Nachrichten immer recht gut, welches aber ganz natürlich zugehet, weil die meisten Aufsätze: z. B. eines Casanova, Schönau und sehr viel anderer, ihm zum Abdruck gleich fertig zugeschickt worden. Betrachtet man die Menge der angezeigten Künstler, wovon drey Viertheil vom Hof, mit unter sehr reichlich, besoldet werden, so muß man erstaunen, und die Sächsische Kunstliebhaberey bewundern. Zählet man aber die Anzahl derer, die seit dem Anfang dieser Kunst Akademie, von 1764 bis hierher sich herausgezeiget, oder es ihren Lehrern vorgethan haben: so muß man es beklagen, und vielleicht Casanova S. 27. Aeußerung, daß man seinen Plan zur bessern Aufnahme der Kunst nicht annehmen wolle, oder vielmehr daß in Deutschland nicht viel große Künstler nöthig sind, noch sattsam Verdienst haben können, zur Ursache angeben. Da der Inhalt dieses Buchs nicht anzuzeigen nöthig ist, so wollen wir diese Anzeige, mit der Angabe einiger uns aufgefallenen irrigen Nachrichten beschließen. S. 34. Die Statue Johannis des Täufers in der katholischen Capelle ist nicht vom Balthasar, sondern dem Ritter Bernini. — Zu S. 167. sind annoch die vielen Zeichnungen nach Antiken in Rom, welche der Hr. Baron von Riesch sich von Seydelmann machen lassen, zu zählen — S. 203. Wermuth hat die Vermählungs-Medaille des itzt regierenden Churfürstens von Sachsen nicht, sondern ein hierzu berufner fremder Stempel-Schneider, Stockmar genannt, gefertiget. Auch ist die Medaille mit den Bildnissen erwähnten Churfürstens und seiner Gemahlin nicht vom Alten, sondern von desselben in Hamburg als

Münz-Graveur verstorbenen Sohn, dem jungen Wermuth, welcher auch die Medaille auf dem Hofrath von Madai gefertiget hat.

Zf.

---

b) Musik.

Anleitung zum Selbstunterricht auf der Harmonika, von Johann Christian Müller. Leipzig, 1788. bey S. L. Crusius. Gr. Quart, ohne Zueignung und Vorbericht 48 Seiten. Mit D. Franklins (des Erfinders der Harmonika) Bildniß auf dem Titelblatte.

In dem Vorberichte sucht Herr M. zu beweisen, daß das Spielen auf der Harmonika der Gesundheit des Spielenden nicht nachtheilig sey. Wir können hierüber zwar nicht mit der erforderlichen Einsicht urtheilen, glauben aber, daß sich gegen des Verf. Behauptung noch manches einwenden ließe. Denn wenn z. B. ihm und verschiedenen Andern das Spielen auf der Harmonika nicht schadete, so folgt hieraus doch noch nicht, daß dieß der Fall bey schwächlichen Personen ebenfalls seyn muß. Der Gegenstand wäre wichtig genug, von einem erfahrnen Arzte untersucht zu werden; denn wir Laien haben in diesem Falle keine Stimme. Also für jetzt nichts mehr hiervon. — Da wir noch keine schriftliche Anweisung zu diesem gegenwärtig so allgemein beliebten Instrumente haben, so verdient Herr M. für diese gut geschriebene Schrift um so viel mehr Dank; ob wir gleich manches noch weiter ausgeführt und zum Theil berichtiget zu sehen wünschten. Zuerst wird in einigen Paragraphen die erforderliche Form und Eigenschaft der Glocken beschrieben. Auch was etwa sonst noch auf die zwekmäßige Einrichtung der Harmonika Beziehung hat und zur guten Wirkung derselben beyträgt, zeigt der Verf. in gedrängter Kürze an. Hierauf folgt der eigentliche Unterricht. Ganz richtig will Hr. M. zuerst die geschwin-

geschwinde Bewegung des Glockenkegels geübt haben. Denn eine langsame und dabey gleichschnelle (egale) Bewegung hervorzubringen, ist allerdings für den Anfänger schwer. „Gekünstelte Wasser aus der Apotheke, sagt der Verf. §. 21. können entweder meinen (den) Nerven oder doch wenigstens meinem (dem) Instrumente durch die Länge der Zeit nachtheilig werden.“ Hierüber hätten wir, zum Besten des Spielers, eine nähere Belehrung gewünscht, da uns Personen bekannt sind, welche sich zum Anfeuchten der Glocken ähnlicher Wasser bedienen. Ueber die Hervorbringung eines guten Tones — welches bey der Harmonika bekanntermaßen ein Haupterforderniß ist — werden verschiedene nicht unrichtige Bemerkungen gemacht. Zur Uebung empfiehlt der Verfasser mit Recht Choräle. In dieser Absicht rükt er für den Anfänger einige vierstimmig gesetzte Choräle mit beygefügten Anmerkungen bey. Es versteht sich aber, daß man vorher eine geraume Zeit lang ein- und mehrstimmige Sätze gespielt haben muß. Nach den Chorälen folgen verschiedene zum Theil schon bekannte Stücke für die Harmonika eingerichtet. Zum Schlusse wirft der V. die Frage auf: ob der Ton des Instrumentes durch eine angebrachte Claviatur gewinne oder verliere. Er glaubt das Letztere, empfiehlt aber zu mehrerer Ueberzeugung jedem, sich das nehmliche Tonstück auf einer und eben derselben Harmonika, einmal ohne und sodann mit der Claviatur, vorspielen zu lassen. Wir müssen allerdings gestehen, daß die angestellte Probe, nach unsrer Empfindung, für das Spielen ohne Claviatur ausfiel; gesetzt aber die Gesundheit des Spielenden litte vermittelst einer angebrachten Claviatur weniger oder gar nicht: so würde es freylich rathsamer seyn, dieses Instrument minder vollkommen, aber ohne Nachtheil der Gesundheit zu spielen. Da wir, wie schon oben erinnert wurde, hierüber nicht mit Gewißheit urtheilen können: so zeigen wir hier, statt einer nähern Untersuchung, wohl am schicklichsten an:

Ueber die Harmonika. Ein Fragment von J. L. Röllig. Berlin, 1787. In Quart, 32 Seiten.

In diesem ebenfalls gut geschriebenen Fragmente erzählt Herr Röllig unter andern, daß er durch das öftere und anhaltende Spielen auf der Harmonika in eine schwere und langwierige

Krankheit verfallen sey. S. 25. heißt es: „Da ich aus Selbsterfahrung unwiderlegliche Beweise hierüber liefern kann, so werd' ich eine kurze Anzeige meiner Krankheitsgeschichte mittheilen, die ich jedem zur Warnung empfehle. Anhaltendes Beben der Nerven, Zucken der Muskeln, Schwindel, Krämpfe, Geschwulst und Lähmung der Glieder waren stufenweise Folgen, in die mich eine zu heftige Leidenschaft für dieses Instrument stürzte. Am fürchterlichsten aber von allem, war meine hierdurch krank gewordene Einbildungskraft, die mich mit offnen Augen träumen, am hellen Tage Gestalten aus allen Jahrhunderten vor mir aufsteigen ließ, mir bey Abend und Nacht Gespenster vorgaukelte, die sich mit jeder leichten Bewegung des Windes, mit jedem unbedeutenden Geräusche verbanden, und mir den Untergang zu drohen schienen. Freylich war ich am meisten an diesem unglückseligen Zustande schuld, indem ich Tag und Nacht vor dem Instrumente saß und spielte u. s. w." „Lange schon (schreibt der Verfasser ferner) suchte ich auf meiner Reise bey berühmten Aerzten Hülfe, aber keiner errieth die Ursache. Endlich belehrten mich die langen Zwischenräume, die ich Schwachheits wegen machen mußte, und in welchen ich die Harmonika nicht berühren konnte. Ich erholte mich immer in kurzer Zeit, beynahe ohne alle Arzeney; ward aufs neue krank, wenn ich eine Weile gespielt hatte u. s. w."

Hierdurch wurde Hr. Röllig bewogen, der Harmonika eine Tastatur unterzulegen. Eine Abbildung davon hat er auf dem Titelblatte beygefügt; auch verspricht er mit der Zeit eine genauere Beschreibung oder die Bekanntmachung derselben. Obgleich dieses Fragment keine eigentliche Anweisung, die Harmonika zu spielen, seyn soll, so theilt doch der Verfasser S. 21. ff. verschiedene Bemerkungen darüber mit, welche sich auf die Behandlungsart des Instrumentes und auf die Erhaltung der Gesundheit des Spielenden beziehen. „Stücke, wo die Harmonika oft durch andere Instrumente unterbrochen wird, (heißt es S. 23) dadurch der Spielende Ruhepunkte erhält, sind dem Alleinspielen und Fantasieren weit vorzuziehen: weil die Nerven nicht so unaufhörlich bebend erhalten werden und die Einbildungskraft nicht so sehr erhitzt wird. Auch verhindert die Mannigfaltigkeit das so schädliche Festhalten ein und derselben Vorstellungen. Alles was das Blut in Wallungen setzen kann, Trank, Speise oder heftige körperliche

liche Bewegung — muß, wenn man spielen will, vermieden werden u. s. w. Wenn der Geist nicht heiter, der Körper nicht völlig gesund ist, muß die Harmonika nicht berührt werden. ꝛc. Vor allem vermeide man in mitternächtlichen Stunden zu spielen u. s. w." Man muß in der That erstaunen, welche unglaubliche Wirkung die Harmonika bey verschiedenen Personen hervorgebracht hat, oder wenigstens, nach Hrn. R. Erzählung, hervorgebracht haben soll. Gesetzt auch der V. habe etwas schwärmerisch erzählt, so weiß doch Rec. aus eigener Erfahrung, wie angreifend dieses Instrument ist. Billig sollte man daher beym Spielen der Harmonika alle mögliche Vorsicht anwenden, und sich vor allzu langen und öftern Spielen sorgfältig hüten. Herr R. verdient allerdings lauten Dank, daß er die Liebhaber dieses Instrumentes durch sein Fragment auf einen so wichtigen Anstand aufmerksam macht. Daß er aber bey der Bekanntmachung desselben blos die Absicht gehabt haben solle, seine angebrachte Tastatur zu empfehlen — wie Recensent mehrmals gehört hat — scheint uns eine boshafte Verleumdung zu seyn; ob wir ihn gleich nicht von aller Egoisterey frey sprechen wollen.

Kk.

---

7) Romane.

Dya - Na - Sore, oder die Wanderer. Eine Geschichte aus dem Sam - Skritt überfezt. II. Theil. Wien und Leipzig, bey Ioseph Stahel, 1789, I. Alph. 7. Bog. in 8.

Eigentliche Geschichte ist nicht viel in dem Buch; und was darin einer Geschichte ähnlich sieht, ist so räthselhaft und abgebrochen erzählt, und in so geflissentliches Dunkel verhüllt, daß es nicht sehr zum Lesen reizt. Das meiste hingegen besteht aus Declamation und Dialog, in einer hohen, gedankenreichen und oft lakonischen Schreibart, über Werth und Unwerth des Lebens, Patriotismus, Freyheitsliebe, Tyrannenhaß, Verachtung

kung des Todes und andere heroische Tugenden. Wer daher blos zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung liest, wird das Buch bald wieder aus der Hand legen. Wer aber Beschäftigung des Nachdenkens sucht, große und starke Gedanken, neue und scharfsinnige Gemeinsprüche liebt, wer Ursachen hat, mit der Welt und Menschen unzufrieden zu seyn, oder aus widrigen Erfahrungen, mislungenen Planen, aus Unterdrükkung und unverschuldeten Leiden, oder auch nur aus Youngs Klagen, Verachlung des Lebens und Gleichgültigkeit gegen den Tod angenommen hat, ein solcher Leser wird in dem Buche reiche Nahrung für die Bedürfnisse seiner Seele finden. Die Unterredenden, meistens Brüder, sind außer ihrem Vaterlande, das fremde Tyrannen unterdrückt haben: daher haben alle ihre Reden Befreyung des Vaterlandes, Aufmunterung zu einer großen That, Tadel der Unthätigkeit, und Geringschäzung des Lebens zum Gegenstand. Die Scenen der Unterredungen sind Einöden, Höhlen, Gefängnisse, einsame Pfade der Mitternacht — eines Landes und einer Gegend, die nirgends genennt ist. Ein ewiges, ermüdendes Einerley vielversprechender Aeußerungen dessen, was geschehen soll und kann, und immer nicht geschieht, gegenseitige Vorwürfe und Ermuntérungen, in schwülstigen Ton, mit Gemeinsprüchen verwebt, herrschen durch das ganze Buch. Da es unmöglich ist, über Plan, Inhalt und Zusammenhang des ganzen Buchs etwas zu sagen, den der V. vielleicht selbst nicht angeben könnte: so begnügen wir uns einige einzelne schöne Stellen aus demselben auszuziehen. S. 9 Nur der ist fähig, groß zu handeln, der gefaßt für alle Lasten der Gegenwart, zu erhaben um Trost von den Vorstellungen der Zukunft zu betteln, sich stark gegen das Daseyn der Leiden und stolz unter den Gefahren des Untergangs fühlt. S. 29. O Leben, bist du mehr als das lastende Gefühl, da seyn zu müssen, unerfülltes Streben nach Beruhigung, bey dem der lezte Augenblick nur den Mangel des vorigen sichtbar macht. S. 104. Wer bey der Freude verweilt, für den ist ihr Werth verlohren. Wer einen Tag ihr widmet, hat einen Abend voll Trägheit zu erwarten. Sie ist Würze des Lebens, nicht Nahrung! Und seitdem das Ohngefähr sich das Recht vorbehielt, sie zu vertheilen, kann von allen die sie zu suchen glauben, nur der thätige Mann allein sagen: ich habe sie gefunden — Am Ende von jedem Geschäfte steht ihr Tempel. S. 354. Menschen von einzelnen Bekümmernissen

abzu-

abzuziehen zum Blick aufs Ganze, ihr Gefühl zu erweitern, und den Geist, der unter Sorgen sich verengt, einzuführen in den weit ofnen Kreiß der Schöpfung — Dieß ist der Zweck des Vergnügens. — Moral ist nichts anders, als das auf Regeln gebrachte Gefühl edlerer Menschen, zum Gebrauch für Schwache. S 361. Glückseligkeit besteht in dem Gebrauch, den wir vom Wechsel der Dinge machen — Erinnerung muß nie zur kränkenden Herabsetzung des Gegenwärtigen, und Hofnung nie zur bangen Erwartung des Künftigen werden. S. 181 Die Beruhigung: Gott thats, ist ein Zug im menschlichen Charakter, der beweist, daß das Vertrauen auf eine unbekannte Macht, die Uebel durch Gutes vergilt, und durch unbekannte Wege zum Zwecke führt, weit näher mit den Empfindungen des Herzens verbunden ist, als Trostgründe, bey denen der Verstand sein Schild aushängt, und Geduld fordert, ohne Hofnungen zu geben. S. 295 Liebe und Spiel sind ein Bedürfniß für mindere Geister, für bessere — Ersatz beym Mangel an Thätigkeit, ein Schauplatz wo man die Rolle im Kleinen übt, die man im Grossen spielt. Wir brechen hier ab, und erwähnen nur noch, daß S. 61. fg. in einem Gespräch zweyer Gefangenen sehr starke Aeußerungen über den Selbstmord vorkommen: „Wenn die Tyrannen wüßten, wie lächerlich ihre Gewalt und ihre Güter, ihre Drohungen und ihre Freuden dem Manne sind, der zwischen sich und ihnen das Grab, zum Richter wählen kann, wie tief würden ihre Hofnungen sinken — Aber Leben, Leben, du allein bists, was den Menschen feig und unentschlossen macht! An dir allein scheitert seine Tugend und seine Größe ist ein Spiel deiner hämischen Kleinmüthigkeit. Dich abwerfen können, macht ihn göttlich, und dein Sclave nicht seyn, ist seine Kraft u. s. w. Ueber den Zusatz des Titels: aus dem Samskritt übersetzt, zu urtheilen, überlassen wir andern.

Nm.

Mehr als Lukrezia! Eine Begebenheit aus der wirklichen Welt, in dialogirter Form erzählt von Franz Joh. Dan. Tank Erlangen bey Joh. Gottfr. Arnhold. 4½ Bogen in 8.

Therese Lilienberg, die sehr schöne Tochter eines Mahlers, wird, ihrer häuslichen Eingezogenheit ungeachtet, von einem fürstlichen Spürhund weiblicher Schönheit, entdeckt und dem Fürsten mit Entzücken empfohlen. Dieser läßt sofort den Mahler, der eben im Schlosse arbeitet, zu sich kommen, thut ihm fruchtlos, um den Preiß seiner schönen Tochter die glänzendsten Anerbietungen, die er standhaft verwirft, und darüber — zu Arrest gebracht wird. Um aber dennoch Theresen in die Arme des Fürsten zu bringen, wird sie von einem Hofbedienten benachrichtigt, ihr Vater sey im Schlosse plötzlich krank geworden, und verlange sie zu sehen. Sie fliegt dahin, erfährt was geschehen, thut dem Fürsten um die Loslassung ihres Vaters einen Fußfall, der ihr dieselbe nebst lebenslangen Glücke, um den Preiß ihrer Liebe, zusichert. Auch sie verwirft diesen Antrag, und stößt den Fürsten, der sie umarmen will, zu Boden, wird von ihm unter Drohungen verlassen und eingesperrt. Hier — ersticht sie sich nicht, sondern zerrizt mit einer Scheere Gesicht und Hals, um die Schönheit, die sie unglücklich macht, zu zerstören. Der Fürst findet sie ohnmächtig und blutend, giebt ihr ihren Vater wieder, mit dessen Tod er ihr vorher gedrohet hatte, und — entläßt sie Beyde mit Reue, und Versicherung einer Pension und Ausstattung, die sie aber beyde verbitten. Diese Geschichte hat der V. nach beliebter Mode, in dialogische Form gekleidet, die ihm nicht übel gelungen ist. Er giebt sie für eine wahre Geschichte aus: und wenn sie dieses ist, so hätte er ihr billig mehrere Züge der Individualität eindrücken sollen, die es glaubwürdig machten. Da ist auch nicht ein Wink auf Zeit und Ort. Weil nun aber diese Dialogen kaum 2 Bogen ausfüllen, und diese für die 20 Kreuzer Pränumeration nicht genug gewesen wären: so hat er dieses sein vermuthlich erstes Kind mit einer ansehnlichen Begleitung in die Welt geschickt. Vorangehen eine Zueignungsschrift des Verfassers, eine Vorerinnerung des Verlegers; Lucinde; ein (sehr holperndes) Gedicht den Lesern dieser Blätter gewidmet; das Pränumeranten-Verzeichniß, und dann noch eine Declamation zur Einleitung, worin der sehr wahre Gedanke zum Grunde liegt, daß die ungeschminkte bürgerliche Tugend meistentheils den Augen der Welt nicht bekannt werde, da hingegen der Posaunenton besoldeter Lobredner (und Zeitungsschreiber — der V. hatte davon Beyspiele ganz in der Nähe,) es als ein Wunder erhebe, wenn sichs ein Fürst ein-

mal

mal einfallen lasse, daß er ein Mensch sey. Damit aber die Herrn Pränumeranten für ihr Geld noch etwas mehr erhalten, so hat der Verleger noch einen Nachtreter bestellt, der sie mit einer Vergleichung Lucreziens und Theresens und Bestimmung des sittlichen Werthes der Handlung Theresens, bedient — die man ihm gerne würde geschenkt haben. Was müssen das für Leser seyn, denen man nöthig hat, zur Erklärung des willkührlich gewählten Titels, erst die Geschichte der Lucrezia vorzuerzählen. Lächerlich ist es, wenn der witzige Mann S. 44 meynt: man könne in unsern recensirsüchtigen Zeiten in Angebung seiner Quellen nicht vorsichtig genug seyn, um nicht des gelehrten Diebstahls beschuldigt zu werden, und daher versichert, seine Erzählung aus dem Livius genommen zu haben. Konnte er sie denn anders erzählen?

Dz.

Niels Klimms unterirrdische Reise, neu verteutscht. Berlin, bei Chr. F. Himburg, 1788. 1 A. 11 Bog. 8.

Der Freyherr von Holberg wollte durch sein Nicolai Klimii Iter subterraneum, das im J. 1754. zum drittenmahl und mit einer kleinen Vermehrung in Kopenhagen heraus kam, einige nützliche Wahrheiten verbreiten. Er hatte sich vermuthlich Schwiffts Gulliver zur Nachahmung vorgesetzt. Nun hat zwar der Engländer keinen geringen Flug über ihn; Seine Satyre ist feiner und schärfer, er mahlt zu seinen Wundergestalten eine ganze weite Landschaft, die ihnen entspricht; und seine Dichtungen bekommen durch den Zusatz aller kleinen Nebenumstände, die zusammen im Verhältnis stehen, einen gewissen Grad poetischer Wahrheit, wodurch sie uns täuschen. Holberg hingegen läßt meistentheils seine Wunderländer wie Figuren in einer Zauberlaterne, oder wie Traumbilder vorüber paßiren, und hat selbst sein Potu nur skizzirt. Seine Erzählungen bemächtigen sich daher bei weitem nicht genug unsrer Einbildungskraft. Doch in der Hülle des guten Lateins läßt man sich seinen Roman ganz wohl gefallen. Die todte Sprache giebt ihm eine gewisse Naivetät, bei der wir hier und da das Platte übersehen, und uns an den angenehmen Ausdruck

und

und die guten Lehren halten, die in sofern einen Schein der Neuheit haben, als man ihnen des Schriftstellers eigne Beobachtung der, übrigens schon gnug beschriebenen, Thorheiten ansieht.

Jede Uebersetzung war demnach dem Buche gefährlich. Der Verfasser der gegenwärtigen scheint dieses auch gefühlt zu haben; er sann daher auf einen Ersatz desjenigen, was die unterirdische Reise in einer modernen Sprache verlieren mußte. Er änderte, interpolirte, travestirte — man kennt das Holbergische Produkt nicht mehr. Er hat ihm hier einen potuanischen Zweig und dort einen martinianischen Schwanz angesetzt; hat die ärgerliche Chronik bald dieser bald jener Stadt, bald das Lächerliche eines Thoren, der der allgemeinen Rüge vor ganz Teutschland nicht werth war, bald eine Schmeichelei gegen ein ganz mittelmäßiges Verdienst — an seinem Orte eingeschoben.

So dunkel auch manche Stelle immer dadurch wird; so ist das Ganze doch unterhaltend, und wenigstens oft interessant geworden. Doch ist auch manches Trockne in der Uebersetzung nicht anmuthiger geworden, und wie mancher Zusatz ist noch weit unlesbarer als die frostigsten Stellen im Original! Vieles stand im Letztern, das nicht wohl einer ledigen Dame vorexponirt werden konnte; doch der Uebersetzer hat dessen noch weit mehr geschaffen.

Was wir am meisten mißbilligen, ist des Dollmetschers Weisheit, wo er in die Europäische Reisebeschreibung des unterirdischen Weltbürgers solcherlei Stellen einflickt, als S. 416. „Die heiligen Bücher der Europäer sind voll des gröbsten Unsinns, und doch verlangen sie, daß man dieselben bei Tag und Nacht fleißig lesen soll, als wenn sie noch so wichtige Sachen enthielten." — Dann S. 421. „Die Europäischen Völkerschaften sind verpflichtet, Glaubenslehren zu bekennen, die in einem gewissen heiligen Buche enthalten sind das nur wenig Bonsens und edle Grundsätze enthält —" und S. 427. „Ferner wähnen die Europäer, man werde in einem künftigen Leben nicht durch gute, edle Handlungen glücklich, sondern durch den Glauben an einen gewissen Gekreuzigten, dessen Geschichte höchst unglaublich ist — Wenn der Uebersetzer die christliche Dogmatik anzunehmen sich nicht überwinden kann, so sollte er doch wenigstens für die Religion seines Landes gehörige Ehrfurcht bezeigen!

Einiges

Einiges scheint uns allzuplatt, z. B. das alte Schildbürger-Mährchen vom Spion zu Ahlen, S. 444. womit man unter andern die Schwaben näckt. Uebrigens wird es Manchem viel Spaß machen, die historiam sui temporis in dieser Olla potrida aufgetischt zu sehen, und es wird eine Zeitlang nicht an Liebhabern fehlen. Sollten aber jene Neuigkeiten zu oltern anfangen, dann wird entweder der ehrliche Niels zum zweitenmahl auferweckt werden müssen, (so wie er denn würklich schon in Bergen bei seiner Wiedererscheinung für den ewigen Juden galt:) oder er verliert wieder an Interesse.

Kupfer wären bei einem solchen komischen Roman nicht übel angebracht, nur müßten sie feiner seyn als einige im Originale. Vielleicht hat ein geschickter Meister uns eine ganze Suite davon zugedacht.

Gallerie von Menschenhandlungen — herausgegeben von K. Hammerdörfer. Viertes Vierteljahr auf 1787. Leipzig bei Georg Emanuel Beer. 229 S. in 8.

Dieses vierte Vierteljahr hat uns weniger gefallen, als die drei vorhergehenden. Es hat ebenfalls Stellen, die nicht für sittsame Mädchen geschrieben sind. Der Styl ist nachläßig und inkorrekt — Der Erzählungen sind 10. Die Geschichte der besessenen Nonnen des Klosters St. Ursel in Laudün ist unausstehlich lang, und die tragischen Situationen haben oft etwas ekles.

Ein Dutzend kurzer Geschichtchen, deren Scenen sich in Deutschland, England, Frankreich, Italien, Griechenland, Asien und China befinden. Düsseldorf, bei Joh. Christian Dänzer, 1788. 1 Alph. in 8.

Wer dergleichen Geschichtchen nicht schon allzu viele Dutzende gelesen hat, und nicht sich an das Franzö[illegible]rende in der Sprache, dem Gange und der Entwickelung der Erzählun-

gen stößt, der kann sich durch diese die Zeit vertreiben. Aber eine ganz besondre Geographie muß der Herausgeber haben, weil er auf dem Titelblatte China von Asien trennt!

Modern anecdote of the ancient family of the Kinkvervankotsdarsprakengotchderns: a tale for Christmas 1779. Dedicated to the honorable Horace Walpole. The fifth edition; Anspac, 1787.

Ein alter teutscher Reichsbaron vom Gepräge der Thundertendronks, der ganz isolirt lebte, und dem der Anblick seiner freiherrlichen Ahnen reichliche Entschädigung für modernen Zeitvertreib war; kurz, ein Ahnenstolzer so wie es heut zu Tage schwerlich mehr welche giebt, hatte eine schöne Tochter; eine Freundin ihrer Mutter einen hübschen Sohn, Offizier, aber nicht von Adel. Beide junge Leute lernen einander kennen, trennen sich wieder und hinterlassen einander wechselsweise ein zärtliches Andenken, das durch Briefwechsel bestätigt wird. Der strenggebietende Herr Vater kömmt hinter diesen Unfug und schließt das Fräulein in einen alten Saal zu ihren ehrwürdigen Vorfahren ein. Sie giebt sich das Ansehen, als wollte auch sie sich zum väterlichen Ahnenstolz bekehren und gelobt ihren Ahnen Ehrfurcht: „ich hoffe, sagt sie, daß diese noch einst mein Trost und meine Stütze seyn sollen." Gesagt, gethan. Nun waren die Fenster des Saals zu hoch um hinaufzuklimmen und ihrem schon würklich aufpassenden Liebhaber in die Arme zu springen. Das, ganz von Ehrerbietung gegen diese Porträte durchdrungene, Fräulein also gab vor, es sey unumgänglich nöthig, daß der ganze freiherrliche Stamm einmahl gewaschen und vom verderblichen Ruse des Alterthums gesäubert würde, damit sie solchen desto öfter mit dem Kusse der Ehrerbietung küssen könnte. Diese Säuberung nahm sie mit gnädiger väterlichen Erlaubnis selbst auf sich. — Sie baut einmahl des Nachts aus diesen Bildern eine Treppe, (denn ihr Stammbaum war mit schlechtgemahlten Zeugnissen mehr als stiftsmäßig belegt) ersteigt das Fenster, und hüpft davon. — Eine teutsche Dame soll den Stoff zu diesem Geschichtchen in französischer Sprache geliefert haben, und der Engländer

hat

hat es erweitert. Der Charakter des Helden ist tölpische Karrikatur, und zeigt, so wie der ehlenlange unaussprechliche Geschlechtsnahme, daß es dem Verfasser mehr darum zu thun war, lachen zu machen, als das wirklich Lächerliche treu zu kopiren.

Ag.

Laura, oder Briefe einiger Frauenzimmer in der französischen Schweiz. Vom Verfasser der Camille. Leipzig, im Verlage der Dyckischen Handlungen. 1788. Vier Bände in 8.

Lesern, die nicht gewohnt sind, ihren Durst aus jeder Quelle, die sich ihnen darbietet, zu stillen, und die Lektüre weniger aus Bedürfniß und langer Weile, als aus Absicht und Neigung, suchen, kündigen wir sicher kein neues Buch an. Laura hat, gleich nach ihrer Erscheinung, in Deutschland, wie in Frankreich, zuerst, durch den Namen ihres Verfassers und die Erinnerung an Camille, Aufmerksamkeit und in der Folge, durch den ihr eigenthümlichen Werth, bey den Kennern des Schönen eine so starke Sensation erregt, daß es vergebliche Mühe seyn dürfte, sie ihnen itzt erst empfehlen zu wollen. Man könnte aus der allgemeinen Stimme, die für sie spricht, sogar einen vortheilhaften Schluß für den so oft verrufenen Geschmack der deutschen Lesewelt ziehen, wofern man nicht aus der Erfahrung wüßte, daß nur einige Männer von Gewicht nöthig sind, um das Urtheil der Uebrigen zu bestimmen. Wirklich fürchten wir, daß dieser Fall bey dem neuen Werke des Hn. Constance, seiner unläugbaren Vorzüge ungeachtet, eintrete. Uns wenigstens ist, die Wahrheit zu gestehen, seit langer Zeit kein Roman vorgekommen, der so ganz für den denkenden Kopf und so gar nicht für die Menge geschrieben wäre. Laura, eine Spröde aus Grundsätzen und Philosophie, schön zum Bezaubern, ohne Ansprüche auf Bewunderung und Verehrung, still und häuslich, von aller Begierde, eine glänzende Rolle zu spielen, frey; ihre Liebe zu Hn. von St. Ange so natürlich, so simpel, anfangs ihr selbst unbekannt, in ihrem Fortgange langsam und bedächtig, und doch weder durch den Eigensinn strenger Eltern gestört, noch durch sonderbare Zufälle

unterbrochen, fast durch nichts gehindert, als durch den Hang ihres Herzens zur Unabhängigkeit; die Geschichte selbst so arm an Ereignissen und Ueberraschungen, und so reich an psychologischen Details, im Ganzen genommen mehr charakteristische Seelenschilderung, als Erzählung; endlich die Entwickelung nicht ungewöhnlich, nicht neu, lange vorbereitet, lange mit Gewißheit vorauszusehn — man sage selbst, ob dieser Gang und diese Darstellung gemeine Leser anzulocken im Stande ist. Sicher nicht. Desto mehr werden diejenigen ihre Rechnung finden, die lesen, um sich zu belehren, die die Menschen, wie sie sind, nicht, wie sie eine fabelnde Einbildungskraft aufs Papier zaubert, im Roman zu sehn, die nützliche Kenntnisse und Bemerkungen aus ihm in die wirkliche Welt mit hinüber zu nehmen wünschen. Wir läugnen es nicht, daß die feinen und anziehenden Reflexionen, die der Verf. oft so natürlich herbeyführt und die treffenden Charakterzeichnungen einen großen Antheil an unsrer Vorliebe zu diesem Roman haben. Wer kann das Bild, das St. Ange in einem Brief an Marville (Th. 2. S. 112.) von sich selbst entwirft, anschaun, ohne in diesem Spiegel eine Menge Individuen, oder wohl gar sein eignes Ich aufs treuste dargestellt zu erkennen? „Die Frauenzimmer sind der Reiz des Lebens und die anziehendste Seite des gesellschaftlichen Umgangs. Es ist schmeichelhaft, ihnen zu gefallen, und ist süß, sie zu lieben, aber selten ist man glücklich mit ihnen. Ich suchte dieses Glück Anfangs in einer Art von Sympathie zwischen mir und der Person, die ich liebte, ich habe es aber bis itzt noch nicht gefunden, und glaube, diese Sympathie ist eine Chimäre, die nirgends vorhanden ist. Die Empfindungen, die man einflößt, und die man zu genießen hofft, entspringen aus einer Eigenliebe, die sie immer wieder vergiftet. Weit sicherer ist es, nichts als Vergnügen zu suchen. Ich gestehe dir, bester Freund, seit meiner ersten Erfahrung seh ich die Weiber alle aus diesem Gesichtspunkte an. Ich mag kein Spiel mit ihrer Empfindsamkeit treiben, es ist möglich, daß sie dadurch unglücklich werden: das ist mir genug, sie in meinen Augen zu heiligen. Allein diese Empfindsamkeit ist so oft nichts, als intereßirte Eigenliebe, oder versteckte Kokketterie, daß ich sie, aus Furcht mich zu betriegen, immer nur dafür nehme, und in gleicher Münze zurückzahle. — — Der verführerische Reiz eines sanften ruhigen Hingebens ist der einzige Roman, den ich einfädeln, das einzige Band,

Band, das ich zwischen zwey Personen, die die Umstände zusammenbringen und vereinigen, entdecken kann. Nie hat mich weder das Aufsehn eines Triumphs gerührt, noch die Ehre einer Eroberung geschmeichelt. Den Augenblick genießen, dem Vergnügen nachgeben, die Süßigkeit der Liebe kosten, ohne die Schwere ihrer Fesseln zu fühlen, das ist mein ganzer Ehrgeiz, und die Philosophie meines Herzens. Ohne Zweifel haben die Weiber Einfluß auf mein Leben, allein das Glück desselben erwarte ich nicht von ihnen, ein mehr umfassenderes Gefühl erfüllt meine Seele und begreift die ganze Menschheit. Ich sehe sie oft unglücklich, oft leidend, ich möchte ihr beystehn; das Glück nützlich zu seyn ist für mich wahre Wollust, und da die Liebe und Kokketterie der Weiber auch zur Menschheit gehört, so achte ich sie, schmeichle ihnen und nehme die Belohnung dafür gern an." Ja, ruft man aus, diß ist das System, aus dem sich die Handlungsweise mancher Menschen allein vollständig erklaren läßt, dieß die Grundsätze, deren Folgen sich so vielfältig offenbaren. — Bey allen Vorzügen, die wir diesem Roman einräumen, müssen wir indeß doch aufrichtig gestehn, daß uns die Geschichte zu langsam fortrückt und der Verf. seine Personen für den Umfang der Handlung zu viel räsonniren läßt, überhaupt für das Feld, das er bearbeitet, zu sehr Philosoph und zu wenig Dichter ist. Eine gewisse ermüdende Einförmigkeit in der Darstellung, Abschweifungen und ausgesponnene Selbstgespräche hängen fast immer mit dieser Manier zusammen, und wirklich trifft man die Belege hierzu in jedem Theile und häufiger, als in der Camille, an. Viele Briefe könnten ganz, oder stückweise wegfallen, und was man verlöhre, wären Schilderungen individueller Gefühle, Seelengemählde, Betrachtungen, die zwar an sich immer lesenswerth und für den Denker lehrreich und unterhaltend, allein für die Handlung gleichwohl von zu geringer Bedeutung sind. Mit Recht hat daher unsers Bedünkens der geschmackvolle Uebersetzer hie und da bereits eine Abkürzung versucht, aber er hätte Hr. Constance diesen Liebesdienst noch öfter erweisen können und der deutsche Leser würde immer gewonnen haben. Für die Güte und Zierlichkeit der Verdeutschung spricht die oben angeführte Stelle zu sehr, als daß wir ihr diese Tugenden noch besonders nachrühmen müßten.

Lh.

Anti-Romane. Eine Sammlung wahrer Geschichten und Scenen aus dem menschlichen Leben. Drittes Bändchen. Oder: Max Sturms theatralische Wanderungen. Ein Büchlein zur Beherzigung für junge Leute, die sich der Schaubühne zu widmen gedenken. Dem Schatten des Hauptpastor Götz gewidmet. Magdeburg, bey Creuz. 1788. 244 Seit. 8.

„Prüfe dich wohl, Jüngling, in welchem Vernehmen du mit der Natur und dem Glücke stehst, ehe du dich der Bühne widmest, d. h. ehe du den großen Schritt aus der Welt wagst: denn mit ihm trittst du auf einmal aus dem bürgerlichen Verhältnisse und gehörst von dem Augenblicke Niemand mehr an, als dir selbst, und auch dein Selbst bist du oft zu verleugnen genöthigt.“ Dieß ist das eben so interessante, als lehrreiche, Thema, das der Verf. der Anti-Romane in dieser Lebensgeschichte, die, wenn sie auch erdichtet ist, wenigstens alle Merkmale der Wahrscheinlichkeit an sich trägt, anschaulich zu machen gesucht hat. Das Beyspiel, das er zu dem Ende aufstellt, ist ein rascher, feuriger Jüngling, der seine theologischen Studien zwar mit Ruhm geendiget hat, den Zirkel seiner kleinen Vaterstadt aber für viel zu eng hält und endlich einer unwiderstehlichen Neigung zum Theater, die durch manche Nebenumstände genährt und entflammt wird, nachgiebt. Hang und Anlage siegen zuletzt über tausend Hindernisse und Abentheuer, allein der Sieg ist von der Art, daß schwerlich viele unsrer jungen Genies, ihn so theuer zu erkaufen, Lust haben werden. Vortreflich und ganz nach der Natur sind die herumziehenden Theatertruppen und der Neid und die Kabale, die steten Gefährten solcher kleinen Gesellschaften, geschildert. Weniger haben uns gewisse Gemählde gefallen, für die der Verf. selbst nichts zu sagen weiß, als — daß sie wirklich existiren. Wenn er, wie es scheint, auf Leserinnen gerechnet hat, so dürfte diese Entschuldigung wohl nicht auslangen. Auch die Dedikation, so drollicht sie übrigens, insbesondre durch die biblischen Schlußzeilen, gerathen ist, läuft doch der Regel De mortuis nil, nisi bene, zu sehr entgegen, als daß man sie recht herzlich belachen sollte. Uneingeschränkten Beyfall verdie-

nen dagegen Stellen, wie S. 236., wo so wahr und richtig vom Schauspieler gesagt wird: „Er trotzt der Unvergänglichkeit, und seine Ewigkeit dauert oft nicht drey Stunden. Er strebt nach Bewunderung, nach Vergötterung, und Niemand nimmt sich die Mühe, ein schlechtes Kreuz auf seinen Grabhügel zu setzen. Er giebt der Welt Gesetze, und ist ein Sklave seines Direkteurs. Die Welt ist sein Vaterland, und weder Vater, noch Bruder, noch Freund sein Nachbar.

Ng.

Herrmann Kürbisius. Eine Adepten-Metamorphose für Adepten beyderley Geschlechts in radirten Blättern. Altenburg, bey Richter. 1788. 430 Seit. 8.

Wenn der Verf., wie Titel und Anlage vermuthen läßt, die Absicht hatte, die Verirrungen eines jungen Mannes, der anfänglich von der hermetischen Kunst, und als er dieser entsagt, beynahe vom Mysticismus und der Geisterscienz gefesselt wird, zur Warnung für beyderley Thoren in einem lehrreichen Gemählde zu entwerfen, so müssen wir es bedauern, daß er seinen so interessanten Plan größtentheils in der Ausführung verfehlt hat. Unsers Bedünkens sind weder die Situationen so angelegt, daß sie Aufmerksamkeit erwecken und nach einer Auflösung begierig machen, noch ist letztere so beschaffen, wie man sie der erregten Vermuthung nach wünscht. Statt von seiner Thorheit durch die nachtheiligen Folgen geheilt zu werden, verdankt Kürbisius beydemal dem wohlthätigen Schicksal alles, entrinnt Gefahren, ohne sie eigentlich recht zu kennen und wird endlich auf einem Wege, der der gewöhnlichste und alltäglichste ist, ein guter Arzt und glücklicher Gatte. Wenn werden unsre deutschen Schriftsteller einmal lernen, daß jeder gute Roman Anfang, Mittel und Ende haben, alles auf einen bestimmten Zweck hinführen und am Schluß die Frage: wie ist der Held der Geschichte gerade so ein Mann geworden? sich vollkommen beantworten müsse. Die Vernachlässigung dieser Grundsätze fällt bey dem vor uns liegenden Versuche um so mehr auf, je interessanter der Stoff überhaupt ist, und je mehr der Verf. Geschicklichkeit ihn zu bearbeiten ver-

räth. Manche Nebencharaktere sind wirklich sehr gut gehalten, aber alles zu unvollkommen und flüchtig angedeutet, und dem Gange eines gewöhnlichen Studentenromans zu ähnlich, als daß man zu einer zweyten Lektüre zurückkehren könnte.

Ng.

Lankarts Familie. Eine Erziehungsgeschichte, größtentheils für studierende Herrn. Dresden, bey Gerlach. 1788. 235 S. 8.

Nichts als ein Vehikel, dessen sich der Verf. bedient, um dem Drang seiner Seele Luft zu machen und gewisse Ideen über Hofmeister und Erziehung auf eine schickliche Art an den Mann zu bringen. Gegen Manier und Einkleidung hätten wir so viel nicht zu erinnern, wenn nur der Beobachtungskreis des H. S—z, wie er sich am Ende der Vorrede unterschreibt, nicht so gar beschränkt wäre und seine Gemählde und Scenen sich ein wenig über das Alltägliche erhüben. Er scheint zwar, wo wir nicht irren, sehr nach dem Leben zu mahlen, allein hoffentlich wird er wissen, daß nicht alle Originale die Mühe des Mahlens belohnen und verschiedene, als da sind ein unwissender Hofmeister, den die Frau vom Hause wegen seiner Demuth und Bescheidenheit leiden mag, eine Bürgermeisterinn, die bey einer Schaale Kaffee den Herrn Gerichtshalter nebst werthen Angehörigen über die Zunge springen läßt und ein Kandidat, der endlich für seine Rechtschaffenheit und treuen Dienste mit einem einträglichen Pastorate und der Hand seiner Scholarin beglückt wird, bis zum Ueberdruß gemahlt und kopirt worden sind. Wir bitten ihn demnach inständigst, falls er seine Arbeiten noch einmal zur Schau aufstellen sollte, uns mit solchen Alltagsgesichtern großmüthig zu verschonen.

Ng.

Julie,

Julie, nebst einigen vermischten Aufsätzen, von R. Feith. Aus dem Holländischen übersetzt. Leipzig, bey Schwickert. 1788. 194 S. 8.

Wir wollen es dem Uebers. gerne glauben, daß dieser schaale empfindsame Roman in seinem Vaterlande zwey Auflagen erlebt hat, dafür wird hoffentlich in Deutschland die erste auch die letzte seyn. Die Art, wie Eduard seine Julie findet, ist doch zu eigen, als daß wir sie unsern Lesern nicht mittheilen sollten. An einem der schönsten Sommerabende, dessen Beschreibung dem Verf. eine ganze Seite und drüber kostet, geht der zärtliche Jüngling in seinem Lieblingshayn spazieren und denkt: Möchtest du doch auch einmal ein sanftes, liebes Mädchen finden! Was geschieht? Plötzlich hört er eine weibliche Stimme beten: „O Gott, du hast mir dieß empfindsame Herz gegeben — und niemals, ja niemals habe ich um Reichthum oder um andre irrdische Vortheile dich angerufen! Aber ein Freund für dieses Herz, ein tugendhafter Gefährte — (wir ziehen hier ein wenig zusammen,) o mein Gott! dieß ist mein Wunsch, der herzlichste, feurigste Wunsch meiner unschuldigen Seele." Natürlich versteht Eduard den Wink der Vorsehung, springt hinzu und findet die gute, liebe Julie, so gut und lieb, daß sie ihn gleich versteht und bereits auf der 32 S. schreibt: „Unsere Seelen kennen ihren beyderseitigen Werth, und wir finden den Körper nur in so fern liebenswürdig, wie fern seine Züge und äußere Gestalt die Gesinnungen der Seele unsern Augen darstellen." Daß der Uebers. so grausam gewesen ist, die Anrede der nämlichen Julie an den silbernen Mond auszuschneiden, thut uns recht leid. Sie würde gewiß das Ganze nicht verdorben haben.

Ng.

Die unbekannte Insel. Eine wahre Geschichte. Herausgegeben von Herrn Griwel, Mitglied der Akad. zu Dijon, la Rochelle ꝛc. und ins Deutsche übersetzt von J. F. Simon. Mit Kupfern. Erster Band. Frankfurt am Mayn, bey Eßlinger. 1788. 230 S. 8.

Der Inhalt dieses Romans ist in aller Kürze folgender. H. Gastines, der Held der Geschichte, der sich mit seiner Geliebten Eleonore, die aber von ihrem Vater einem andern bestimmt ist, auf Einem Schiffe befindet, hat das Glück, oder Unglück 1699. den 23. Nov. an einer Insel nahe an dem Wendezirkel des Steinbocks zu scheitern. Nach einem Abentheuer, das fürchterlicher als der Schiffbruch selbst ist, entrinnt er nebst der Hälfte seiner Seele den Wellen, und bringt bald nachher auf einem selbst verfertigten Boote Kühe, Schweine, Schaafe, Getraide, Handwerksgeräthe, mit einem Worte, was erforderlich ist, um auf einer wüsten Insel ruhig und bequem zu leben, sogar für die Dame einen Esel zur Erleichterung der Fußpartbieen, ans Land. Die beyden Leutchen treiben nunmehr, wie natürlich, Wirthschaft, bauen Häuser und Ställe, fischen und jagen, kochen, sieden und braten und lassen sichs wohl seyn. Nichts fehlt dem schmachtenden Liebhaber weiter, als die Befriedigung eines gewissen zeitlichen Verlangens, der aber freylich Eleonorens Sittsamkeit unüberwindliche Hindernisse setzt. Indeß auch dafür weiß der Himmel, der seine Geschöpfe nie ohne Ursache leiden läßt, noch in Zeiten Rath. Die schöne Freundinn fällt durch seine Verfügung in ein Fieber und kann nicht umhin, die Pflege und Wartung des treuen Turteltaubers mit einem Versprechen zu belohnen, das wahrscheinlich im zweyten Theile erfüllt werden und Hr. Gastines zum Vater einer glücklichen Kolonie machen wird. Wer Robinson Crusoe gelesen hat, wird, wenigstens in diesem Bande, nichts Neues, sondern das Meiste ganz so finden, wie dort, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß der eben genannte Roman, zumal nach Wezels Umarbeitung, ein Buch voll mannichfaltiger philosophischer und für das Leben praktischer Beobachtungen und Regeln; der vor uns liegende hingegen nichts, als ein gewöhnlicher und noch überdieß ziemlich breit geschriebner Roman ist Der Uebers. meynt zwar, die Geschichte eines in allen Betracht gebildeten Mannes, der mit einem eben so in ihrer Art gebildeten Mädchen auf eine wüste Insel komme und da sein und eines ganzen Völkchens Glück gründe, sey doch unendlich interessanter, als die Geschichte eines unwissenden und leichtsinnigen Knabens, der ganz allein auf eine Insel geworfen werde, fast immer gegen die ersten Bedürfnisse des Lebens kämpfe und endlich keinen andern Gesellschafter bekomme, als einen wilden Menschen,

gegen

gegen den er vergleichungsweise noch ein Genie und Professor sey. Allein wer sieht nicht aus diesem Räsonnement, daß Hr. Simon nicht einmal über das mehr oder weniger Interessante einer Situation zu urtheilen weiß, nicht zu gedenken, daß seine Behauptung, falls sie auch wahr wäre, doch nur unter der Einschränkung, wenn alles übrige gleich ist, gelten könnte.

Ng.

1) Liebe und Philosophie. Ein komisches Singspiel in drey Akten, von A. W. v. L. Glogau. Bey Günther. 1788. 8. 144 S.

2) Cora. Eine heroische Oper. Berlin, bei Rellstab. $2\frac{1}{2}$ Bogen 8.

Nr. 1.

Der Verf. ist nicht ganz ohne komisches Talent, aber freylich fehlt es diesem Talente noch gar sehr an Ausbildung. Die Charaktere des Stücks sind so alltäglich, wie möglich; ein Gastwirth, der spaßt und mit sich spaßen läßt, ein ehrlicher braver Hauptmann, ein Lieutenant der sich auf dem Steckenpferde Weltkenntniß wacker herumtummelt und gegen die Schönen den Spröden macht, ein lockerer, leichtfertiger Fähndrich, eine bejahrte empfindsame Dame, die sich mit der Poesie abgiebt, und noch nicht alt seyn will, und ihre junge artige Stieftochter. Wenn wir unsern Lesern noch sagen, daß der Fähndrich um Mutter und Tochter zugleich wirbt und zur Strafe keine von beyden bekömmt, so werden sie den Gang und die gesammte Entwickelung des Stücks, die schon mehrmals da gewesen ist, ohne unser Zuthun errathen. Uebrigens hat Hr. v. L. große Ursache, sich ins künftige mehr um die Richtigkeit des Ausdruckes zu bekümmern. Er schreibt, Ihnen bitten, Ihnen interessiren u. s. w. Hält er etwa mit manchem Hofjunker Ihnen für höflicher, als Sie, so irrt er sehr. Eine Höflichkeit auf Kosten der Sprache ist keine Höflichkeit mehr. Auch mit Arien und Duetts rathen wir ihm ja haushälterisch zu verfahren, wofern er sich nicht um allen Kredit beym Publikum bringen will. Was sagen unsre Leser

zu folgendem Duett zwischen dem H. Fähndrich von Schuß und dem Juden Moses:

Schuß. Hör Jud, ich schwör's bei meinem Rock,
Mahnst du, so springst du übern Stock.

Moses. Au weh, ich will, doch gerne nicht.
Doch halt der Herr, was er verspricht.

Schuß. Kein Wort nicht mehr; ich rath' es dir.

Moses. Herr Fähndrich, au, au wei, wei mir!
Nur epes geben sie mir drauf. u. s. w.

Solche Verse schlagen den kräftigsten Dialog nieder und können nur eine gewisse Klasse von Zuschauern zum Lachen bewegen.

Nr. 2. ist ein Abdruck des bekannten, von Naumann gesetzten, Textes, bey dessen nochmaliger Durchlesung wir uns nochmals über die Geduld des Komponisten gewundert haben.

Ng.

Die Stärke der Freundschaft. Eine Novelle vom le Sage. Gera 1788 bey Rothen. 8 Bogen. 8.

Eine Episode aus dem diable boiteux, vermuthlich aus Finanz-Grundsätzen, da in unsern Zeiten solche Märchen gern gelesen werden, übersetzt. Sie steht schon in einer andern deutschen Sammlung von dergleichen Histörchen. Die Uebersetzung ist ziemlich steif. So sind z. B. die im Französischen üblichen häufigen Gerundia und Supina auch in das Deutsche übertragen; il faut, s'il Vous plait ist durch: Wenn es Ihnen gefällig ist; so müssen Sie, übersetzt, u. s. f.

Hg.

Die Amtmännin von Hohenweiler. Eine wirkliche Geschichte aus Familienpapieren gezogen. Vom Verfasser des Walter von Montbarry. Leipzig bey Weygand. 1788. 40 Bogen 8.

Einer

Einer der besten Romane, die seit einigen Messen erschienen sind, mit Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens, mit Feinheit und Würde im Ausdrucke geschrieben, und gewiß jungen Frauenzimmern, denen es nicht zuwider ist, vor Verirrungen des Geistes und Herzens gewarnet, und mit den Pflichten einer verständigen Hausfrau bekannt zu werden, sehr nützlich zu lesen. Der Verfasser dieses guten Buchs hätte weder seinen Namen verschweigen, noch in der gewitzelten Vorrede ein falsches Licht darauf werfen sollen. Die Geschichte schien dem Rezensenten anfangs einen zu weitschweifigen Gang zu nehmen, allein er nahm dies Urtheil zurück, als er sah, daß jemehr das Interesse an dem Schicksale der Personen wuchs, die Erzählungen der kleinen Details und Familien-Scenen, ganz im Geiste des Landpriesters von Wakefield beschrieben, immer wichtiger würden, und an das Herz giengen. Die Charaktere sind sämtlich gut in ihren kleinen Eigenheiten geschildert; Es ist nichts übertrieben, und selbst die Flecken in den Gemählden der größern, bessern Seelen, sind mit wahrem psychologischen Scharfsinne dargestellt. Nur wäre zu wünschen, es mögte am Ende nicht alles, wie in den Romanen gemeiner Art, durch so unwahrscheinliches Zusammentreffen unglaublicher Umstände entwickelt werden. Daß die Familie des Herrn Katharines aller Orten im Spiele ist, daß die Helden und Heldinnen der Geschichte sich immer wieder finden, wo keine Wahrscheinlichkeit da war, je wieder zu einander zu kommen; das sind kleine Künste, die ein so guter Schriftsteller verachten sollte. Auch die unaufhörlichen Ahndungen der Frau Amtmännin hätten füglich wegbleiben können. Endlich sind uns einige Sprachfehler aufgefallen. Statt einzig steht immer einig. Z. B. „die einige Ursache.“ Verspätigt, statt verspätet; Schuldner statt Gläubiger; begegnet haben, statt begegnet seyn. — Allein, das sind Kleinigkeiten, gegen die übrigen Vorzüge dieses Buchs.

Hg.

Lindenheim, wieder eine Familien-Geschichte in Briefen. Clericus es? Legito haec etc. Erstes Heft. 1788. 10 Bogen 8.

Wie

Wie es doch möglich ist, solches elendes Zeug drucken zu lassen! Diese sogenannte Familien-Geschichte ist eine Sammlung von Briefen, in welchen der Verfasser, welcher ein Mensch ohne alle Cultur zu seyn scheint, allerley Leute ihre alltäglichen Begebenheiten auf die platteste Weise ihren guten Freunden erzählen läßt, z. B: daß ihr Vetter Corporal geworden, und daß ihm die Uniform gut steht; daß sie einen Prediger besucht haben, dessen Hauswesen und anmuthigen Gespräche man dann hier detailliert findet. Styl und Schreibart, sind kaum des unwissendsten Dorf-Schulmeisters würdig. So steht da: „Es habe sich Einer durch den Haushund durchgeschlagen" Bech statt: Pech; Ein Mantel statt: Mandel (zwanzig Stück;) Die Rockschäise statt: der Rockschooß; etikettisch; plattich, statt platt u. s. f. Rezensent hofft, der Verfasser wird es bey dem ersten Hefte dieser Maculatur bewenden lassen. Wer wird denn solches Zeug kaufen wollen, wenn man nur einen Blick hineingeworfen hat?

Hg.

---

8) Philosophie.

Ueber die Großmuth. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1788. 14 Bogen, und 1 Bogen Vorrede, in 8.

Da der V. in der Vorrede seine Leser und Recensenten im Vorbeygehen ersuchet, sich nicht kleinmüthig an ihm zu beweisen: so wollen wir seine gut gemeinte Schrift, wodurch die Philosophie zwar keine große Erweiterung erhält, die aber doch Nutzen stiften kann und daher Empfehlung verdient, mit so vieler Großmuth anzeigen, als mit der Unpartheylichkeit, der ersten Amtspflicht eines Recensenten, bestehen kann.

Der V. fängt mit den Begriffen und Beyspielen vom Großen überhaupt an, und geht so alle Arten des Großen durch: das Physisch-Große (intensive und extensive, wo es doch an genauer Bestimmung zu fehlen scheint,) das Logische

Große,

Große, das Historisch-Große (nach Müller im d. Museum,) das Politisch-Große, das Moralisch-Große (nach Sulzer, Dalberg und Feder.) Wer diese vier Arten von Größe in sich vereinigt, ist ein wahrhaftig großer Mann im vollen Sinne des Wortes. Ehe er den Begriff der Großmuth angiebt, zeigt er, was die Alten sich dabey gedacht haben. Der V. giebt drey Definitionen von der Großmuth im weitern Verstande, welche auf Eins hinauslaufen, aber dem Rec. noch immer nicht bestimmt genug scheinen. Nach ihm ist sie diejenige herrschende Gesinnung, vermöge welcher ein Mensch tugendhafter, edler und größer, als gemeine Seelen, denkt und handelt. Großmuth im engern Verstande ist Mäßigung der Rachbegierde, und dann ist großmüthig mit moralisch-groß einerley. Es werden nun zehn Zweige (eigentlich Aeusserungen oder Handlungen) der Großmuth angegeben, welche ihre Bestätigung aus der Geschichte in so weit erhalten; als Geschichtschreiber und Biographen (auch wohl nur Journalisten) dergleichen Handlungen mit dem Beyworte großmüthig bezeichnen. Der Gegenstand der Großmuth sind große Handlungen, welche also Unterdrückung der ihnen entgegen strebenden Leidenschaften voraussetzen. Sie muß aber keine Wirkung des Temperaments, sondern der herrschenden Gesinnung seyn. (Darüber läßt sich noch sprechen, ob ohne natürliche Anlage irgend eine Gesinnung herrschend werden kann.) Der V. unterscheidet nun eine philosophische und eine christliche Großmuth, und legt jeder besondere Beweggründe bey, oder vielmehr er glaubt, daß die philosophischen Beweggründe noch nicht hinlänglich sind, den Menschen zum wahrhaft-großmüthigen in vollen Sinne des Wortes zu machen, weil sie durch das Christenthum mehr Licht, Stärke und Gewißheit erhielten. (Rec. wünschte, daß der V. um mehrerer Gemeinnützigkeit willen, sich blos an die Philosophie gehalten, und die christliche Beweggründe zur Großmuth der christlichen Moral überlassen hätte. Dabey konnte doch das Beyspiel Jesu so gut gebraucht werden, als das Beyspiel des Socrates.)

So weit die Einleitung. Das Werk selbst (von S. 53 an) zerfällt in zwey Theile, wovon der erste in vier Abschnitten die vom V. sogenannten Zweige der Großmuth einzeln durchgeht. Der erste Abschnitt handelt also vom Tode für das Vaterland, als dem höchsten Grade der Großmuth. Daß vor allen Dingen hierbey untersucht werde, was Vaterland sey, kann

kann man von des V. Genauigkeit erwarten. Als Beweggründe zu diesem Tode werden angegeben 1) Vaterlandsliebe, wobey der V. auf nützliche Beschäftigung und Thätigkeit zum gemeinen Besten mit einem löblichen Eifer dringt. Als Beyspiele von wahrem Patriotismus werden die berühmte Geschichte der Eroberung der Stadt Calais durch Eduard III.; die Bemühungen Wiederholds, Löfflers und Varnbülers, ihr Vaterland, Wirtemberg, im dreyßigjährigen Kriege zu retten; und die Verleugnung des Markgrafen Georg Friedrich Carl von Bayreuth, der gleichsam ein freywilliges Exilium wählte, um sein Land von einer drückenden Schuldenlast ohne Beschwerung der Unterthanen zu befreyen, aufgestellt. (Gegen das letzte Beyspiel ließen sich doch gegründete Einwendungen machen.) Hierauf zeigt der V. wie sie entstehet; (wo Rec. aus obigem Grunde die ächte Quelle hier nicht gesucht hätte.) Was aber von S. 79. §. 7. an steht, sind allgemeine Betrachtungen, die ganz davon hätten sollen getrennt werden. Sehr wahr ist leider! auch in unsern Tagen, und vorzüglich in unserm Vaterlande, was Steele (S. 80.) sagt: „daß derjenige, dessen Gedanken auf Entwürfe zum gemeinen Besten gerichtet sind, im gemeinen Leben ein Projectmacher oder unruhiger Kopf genannt werde, und der Mann, der auf ruhmwürdige Unternehmungen sinnt, ein irrender Ritter heiße.“ Wie sie geschwächt werde; wie sie daher oft einen Sporn nöthig habe; (wer bürgt für die Anekdote von Friederich dem Einzigen S. 85? Getäuschte Hoffnung ist kein Sporn zur Vaterlandsliebe;) und besonders der Jugend von Kindheit auf müsse eingeprägt werden. 2) Selbstliebe und Liebe zum Nachruhm; 3) Liebe zu Gott; 4) gewisse Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit. Aus diesen Beweggründen entspringt Heldenmuth, der höchste Grad der Großmuth, d. i. Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Tapferkeit und heroischer Enthusiasmus, (die hier einzeln betrachtet werden,) wie die Beyspiele des wirklichen Todes fürs Vaterland beweisen. (Aber der Selbstmord des Cato von Utica ist kein Beyspiel von Standhaftigkeit. Uebrigens wird man diesen Theil des Buchs mit Vergnügen lesen und den Unterschied zwischen Enthusiasmus und Schwärmerey richtig angegeben finden.) Die Feinde, wider welche man hierbey zu streiten hat, sind a) Zweifelsucht an der Unsterblichkeit; (sehr gut sagt der V. S. 127. „Gesetzt, die Unsterblichkeit wäre ein Irrthum, und die Vernichtung

fung Wahrheit, so wäre dies der einzige wunderbare Fall, wo der Irrthum vernünftiger als die Wahrheit wäre;") b) Furcht vor dem Tode; c) Ueberdruß des Lebens, oder Verzweiflung.

Der zweyte Abschnitt betrachtet den Tod für Nothleidende und Hülfsbedürftige, wo die schönen Beyspiele des Woltemade und Leopolds erzählt werden; den Tod der Diener für ihre Herren; der Aerzte um ihrer Patienten willen; der Prediger um ihrer Beichtkinder willen.

Der dritte Abschnitt handelt vom Tode für die Wahrheit. Der V. versteht hierunter Wahrheit der christlichen Religion, holt sehr weit aus, und bringt viel Unnöthiges bey, z. E. das Geschwätze von der Natur der Wahrheit §. 18. Die Pflicht, die Wahrheit zu behaupten, leitet der V. aus folgenden Gründen her: 1) weil sie die Glückseligkeit der Menschen befördert; (mit den Beweisen, die hier von diesem Satze gegeben werden, dürften nicht alle zufrieden seyn;) 2) weil Wahrheit Tugend, Tugend aber Pflicht ist. Aber nicht jede Wahrheit verdient mit Gefahr behauptet zu werden: man meide daher entweder die Gelegenheit, solche Wahrheiten sagen zu müssen, oder man weiche auf eine kluge Art aus. Wahrheiten hingegen, die auf die menschliche Glückseligkeit oder auf die Religion einen wichtigen Einfluß haben, behauptet der Großmüthige bis auf den letzten Hauch, wie Socrates that, und so viele Bekenner der christlichen Religion. Der V. untersucht aber auch die Kennzeichen der wahren Märtyrer.

Der vierte Abschnitt, vom Tode für Feinde, mit dem herrlichen Beyspiele Jesu, macht den Beschluß; denn die Fortsetzung muß man in einem zweyten Theil erwarten. Die Sprache ist sich nicht überall gleich, zuweilen glaubt man eine Predigt zu lesen. Nur zwey Fehler kann Rec. nicht mit Stillschweigen vorbey gehen. S. 12. bey einer Stelle, wo der Verf. in die rührende Exclamation ausbricht: „Ach Chathams, ach Chathams, daß ihr doch so selten seyd!" macht er den Minister Bernstorff, zu welchem er Dänemark „herzlich gratuliret," zu des großen Bernstorffs Sohn, da doch dieser treffliche Staatsmann der Neffe desselben ist. Nach S. 77. soll unter den Standbildern großer Helden auf dem

Wilhelmsplatze zu Berlin auch Kleist stehen, statt dessen lese man Seidlitz.

Eg.

Theorie der Stoiker und der Akademiker von Perception und Probabilismus nach Anleitung des M. T. Cicero, mit Anmerkungen aus der ältern und neuern Philosophie von M. Johann Christian Zwanziger, Privatlehrer der Mathematik bey der Universität Leipzig. Leipzig 1788 bey Georg Emanuel Beer, in 8. 242 Seiten.

Der Verf. will den Skepticismus durch Gegeneinanderstellung der mittlern, oder neuern Akademie, und des stoischen Systems entkräften, und übersetzt zu dem Ende das vierte Buch der Academicarum quaestionum von Cicero, führt hernach den Streit weiter fort, und erkennt den stoischen oder dogmatischen Gründen Uebergewicht zu. Die Uebersetzung ist mittelmäßig, und die Abwägung der Gründe nicht genau, theils weil der Verf. den eigentlichen Streitpunkt zwischen Stoikern und Akademikern nicht scharf faßte, und theils weil er auch überhaupt nicht hell und bestimmt einsieht, worauf es bey diesem Kampfe ankommt.

Sg.

Philosophie für Ungelehrte von M. Christian Bastholm, der Gottesgelahrheit Doktor, und Sr. Königl. Majestät zu Dännemark Confessionarius, theils aus dem Dänischen übersetzt, theils mit verschiedenen Zusätzen des Hrn. Verf. vermehrt. Kopenhagen und Leipzig bey Carl Krögen 1788. Gedruckt bey Johann Friedrich Morthorst in 8. 260 Seiten.

Der Verf. schreibt plan und deutlich, hat sorgfältig alles vermieden, was Ungelehrten dunkel seyn muß, und doch

dabey der Gründlichkeit so wenig als möglich Abbruch gethan. Ueber folgende Gegenstände findet man hier so viel Belehrung als ein Ungelehrter wünschen mag: über den Sternenhimmel, unsre Sonnenwelt, die Sonne und ihre Wirkungen, Feuer, Licht, Farben, die Entstehung der Erde, die Dunstkugel der Erde, ihre Eigenschaften und Veränderungen, das Meer, die Erde und das trockene Land, die Mineralien, die Pflanzen, die Thiere, den Menschen, und die Gottheit; moralische Betrachtungen in Beziehung auf das vorige, machen den Beschluß.

Zb.

Wörterbuch zur Kritik der reinen Vernunft und zu den philosophischen Schriften von Hrn. Kant. Presburg verlegts Philip Ulrich Mahler 1788. 8. 133 Seiten.

Hr. Samuel Heinike hat dies Wörterbuch zur Kritik der reinen Vernunft zwar mit einer Vorrede versehen, aber des Wörterbuchs selbst, des Verfassers, der Einrichtung desselben u. s. w. erwähnt er darin mit keiner Sylbe. Dagegen declamirt er von dem Gebrauch und Misbrauch der Vernunft, macht gewaltige Rodomontaden von der herkulischen Arbeit, wodurch Hr. Kant das unbeschreiblich wichtige Werk, die Vernunftkritik vollendet, und giebt Anweisung wie man sich das Studium derselben erleichtern könne; man dürfe nemlich unter andern nur annehmen, daß der Verstand im Denken allemal aktiv, die Gegenstände aber passiv sind, so sey es sehr begreiflich, daß der Verstand die Gegenstände zu denken erst möglich machen, oder der Natur Gesetze vorschreiben, und die Zeitform dazu a priori bey ihm vorhergehen müsse u. s. w. Alles was er indessen von Kantischer Philosophie bey dieser Gelegenheit auskramt, ist dem was er bey andrer Gelegenheit vorgebracht hat, vollkommen ähnlich und scheint blos da zu stehen, um das philosophische Publicum von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß auch er ein transcendentaler Idealist sey, und um mit so wenigem Aufwand als möglich, und nach dem principe de la moindre action sich unter den Kantianern eine Art von Nahmen zu machen. Wozu sonst dies ge-

heimnißvolle Wesen, womit er die Leser im dunkeln läßt, ob er selbst der Verfasser, oder nur der Herausgeber einer fremden Arbeit sey. Dies letztere aber ist wirklich der Fall; was hier geliefert wird, ist, einige ganz unwichtige Veränderungen, einige Auslassungen (insonderheit von Stellen die zu deutlich den wahren Verfasser verrathen haben würden) und einige sonderbare Zusätze ausgenommen, nicht mehr und nicht weniger als ein Abdruck oder vielmehr Nachdruck des Wörterbuchs zum leichtern Gebrauch der kantischen Schriften, das Hr. M. Carl Christian Erhard Schmid seiner Kritik der reinen Vernunft im Grundrisse (Jena in der Krökerschen Buchhandlung 1786) angehängt hat. Damit die Leser nicht nöthig haben, uns dies alles auf unser Wort zu glauben, wollen wir einige kurze Proben geben. Wir wählen gleich den ersten Artikel.

Jenaische Ausgabe.	Presbürgischer Nachdruck.
A Priori, ursprünglich d. i. nicht durch Wahrnehmung und Empfindung (a posteriori) sondern aus uns selbst, aus unsern Erkenntnißvermögen, haben wir, 1) einzelne Vorstellungen; sofern diese nicht durch die Gegenstände, sondern durch das Subject unserer Erkenntniß selbst bestimmt werden (a) durch die Fähigkeit desselben anzuschauen. Anschauungen a priori z. B. Raum und Zeit. (b) durch das Vermögen zu denken; Begriffe a priori, z. B. Substanz, Ursache (Krit. 15) diese Vorstellungen a priori sind rein, wenn nichts empirisches (wahrgenommenes, empfundnes) darin enthalten ist, z. B. absoluter Raum und leere Zeit, als blosse Formen der Anschauung; ingl. die reinen Categorien, worinn blos die Form	A priori, ursprünglich d. i. nicht durch sinnliche Wahrnehmung und Empfindung oder a posteriori, sondern aus unsern Erkenntnißvermögen denken wir, 1) einzelne Vorstellungen, so fern sie nicht durch die Gegenstände, sondern durch das Subject unserer Erkenntniß selbst bestimmt werden. Dieses geschicht (a) durch die Fähigkeit des Subjects anzuschauen. Anschauungen aber sind a priori Raum und Zeit! (b) durch das Vermögen zu denken; denn damit werden Begriffe a priori z. B. Substanz, Ursache u. s. w. formaliter gedacht V. K. 15. Und ferner diese Vorstellungen sind rein, wenn nichts sinnliches — empirisches darin enthalten ist z. B. absoluter Raum und leere Zeit, als blosse Formen der An-

Jenaische Ausgabe.

Form der Verknüpfung, das Denken, ohne bestimmte Materie eines Gegenstandes, gedacht wird. Vermischte Vorstellungen enthalten etwas a priori und etwas empfundnes, z. B. an einem Körper wird die Ausdehnung a priori, die Undurchdringlichkeit, Farbe, Bewegung u. s. w. empirisch angeschauet; die Substanzialität a priori gedacht. a verbundne Vorstellungen, Erkenntnisse, Urtheile a priori, deren Entstehung nicht von der zufälligen Association der Wahrnehmungen zunächst abhängt, sondern die durch die nothwendigen Gesetze unsers Denkens hinlänglich bestimmt werden. Da nun (a) zu analytischen Urtheilen keine zu dem Begriff des Subjects hinzukommende Wahrnehmung, sondern nur Anwendung des Satzes des Widerspruchs, als des ersten Gesetzes unsers Denkens erfordert wird, so sind sie sämtlich Urtheile a priori (Prol. 26) z. B. Eine Pflanze ist ein organischer Körper u. s. w.

Presburgischer Nachdruck.

Anschauung, sind reine Vorstellungen, imgleichen sind es die reinen Categorien, worin die bloße Verknüpfungsform beurtheilt, und ohne bestimmte Materie eines Gegenstandes gedacht wird. Man kann sie daher Verstandes- oder leere Denkformen nennen. Vermischte Vorstellungen enthalten daher a priori etwas leer gedachtes und etwas empfundnes, z. B. an einem Körper wird die Ausdehnung a priori; die Undurchdringlichkeit, Farbe, Bewegung, aber werden empirisch angeschaut, und die Substanzialität wird a priori gedacht. S. Substanz. Form. 2) Denken wie verbundne Vorstellungen, Erkenntnisse, Urtheile a priori, deren Entstehung nicht von zufälliger Association der Wahrnehmungen zunächst abhängt, sondern die durch die nothwendigen Gesetze unsers Denkens bestimmt werden. Da nun (a) zu analytischen Urtheilen keine zu dem Begriffe des Subjects hinzukommende Wahrnehmung, sondern nur die Anwendung des Satzes des Widerspruchs, als des ersten Gesetzes unsers Denkens erfordert wird, so sind sie sämtlich Urtheile a priori Pr. 26. z. B. ein Körper ist ausgedehnt, ein Triangel hat 3. Winkel u. s. w.

Jenaische Ausgabe.	Presburgischer Nachdruck.
Würdigkeit glücklich zu seyn ist (Krit. 806) die Vernunftidee von einem nothwendigem Verhältnisse der Sittlichkeit zu dem Wohlbefinden; Billigung der Glückseeligkeit eines vernünftigen Wesens durch reine Vernunft selbst, also nicht unmittelbar abhängig von der eignen Neigung, welche auf eignes oder auch fremdes Wohl gehet. Sie ist der Beweggrund, moralisch gut zu seyn, weil sie mit der Moralität unmittelbar und nothwendig verknüpft ist. Physische Receptivität der Glückseeligkeit würde ein empirischer und also unmoralischer Beweggrund seyn.	Würdigkeit glücklich zu seyn ist die Vernunftidee von einem nothwendigen Verhältnisse der Sinnlichkeit (vermuthl. ein Druckfehler statt Sittlichkeit) zu dem Wohlbefinden, Billigung der Glückseeligkeit eines vernünftigen Wesens durch reine Vernunft selbst, also nicht unmittelbar abhängig von der eignen Neigung, welche auf eignes oder fremdes Wohl gehet. Sie ist der Beweggrund moralisch gut zu seyn, weil sie mit der Moralität unmittelbar und nothwendig verknüpft ist. V. K. 806. Physische Receptivität der Glückseeligkeit würde ein empirischer mithin unmoralischer Beweggrund seyn.
Zeit ist 1) nach Kant Krit. 30 ff 99 142, die anschauende Vorstellung von der Möglichkeit des Zugleichseyns und der Succession, und weil diese Vorstellungsart, allen unsern innern Zuständen gemein ist, die subjective Form des innern Sinnes, wie der Raum des äussern; 2) nach Leibnitz (Krit. 275.) eine verworrene Vorstellungsart von der wirklichen Aufeinanderfolge der Dinge an sich selbst, oder wie Wolf sich ausdrückt, die Ordnung der auf einander folgenden Dinge Da aber Folge, Succession selbst ein Seyn zu verschiedenen Zeiten be-	Zeit 1) die anschauende Vorstellung von der Möglichkeit des Zugleichseyns und der Succession, und weil diese Vorstellart allen unsern innern Zuständen gemein ist, die subjective Form des innern Sinnes, wie der Raum des äussern V. K. 30. 99. 142. 362. 411. 2) wie Leibnitz träumte V. K. 275. sollte sie eine verworrene Vorstellart von der wirklichen Aufeinanderfolge der Dinge an sich selbst seyn, oder nach Wolf die Ordnung der auf einander folgenden Dinge. Da aber Folge, Succession selbst ein Seyn zu verschiedenen Zeiten bedeutet; so ist in dieser Er-

Jenaische Ausgabe.	Presburgischer Nachdruck.
bedeutet: so ist in dieser Erklärung ein Zirkel. S. M. Herz Betrachtungen S 46 ff. 68. 83. Der Begriff von einer vor sich existirenden leeren, reinen, absoluten Zeit, (Krit. 291. 427. ff) ist ein ens imaginarium, weil die Zeit nur als Form der empirischen innern Anschauung Realität hat, und ausserdem nicht einmahl zum Bewußtseyn kommt.	Erklärung ein Zirkel. Der Begriff von einer für sich existirenden leeren, reinen, absoluten Zeit V. K. 291. 427. ist ein ens imaginarium, weil die Zeit nur als Form der empirischen innern Anschauung Realität hat, und ausserdem nicht einmal zum Bewußtseyn kommt.

Der Recens. muß es grössern Kennern der kritischen Philosophie, als er selbst ist, überlassen, (wofern sie es der Mühe werth halten sollten, woran doch fast zu zweifeln ist,) auszumachen, ob die von Hr. H. angebrachten Veränderungen, dem Sinne dieser Philosophie gemässer und denselben deutlich zu machen geschickter sind, als das, an dessen Stelle sie gesetzt werden. Damit indessen das suum cuique unpartheyisch gehandhabt werde, kann ich nicht unangezeigt lassen, daß doch auch wirklich einige wenige Artikel von Hrn. Heinikens eignen Erfindung in diesem Wörterbuche vorkommen. Mir sind insonderheit die Artikel Anhörung und Falsch aufgefallen, weil ich darin den Hrn. H. als wirklichen Herausgeber dieses Abdrucks des Schmidschen Wörterbuchs erkannt habe. Der erste lautet folgendermaßen: „Anhörung kann der Anschauung und diese jener bey Taub- und Blindgebohrnen, nach Verhältniß-Aehnlichkeiten substituirt werden, z. B. die Anhörung bey den ersten, durch Wasser- oder Feuerkreise, durch den Geschmack u. s. w. die Anschauung aber bey den letzten, durch dazu eingerichtete fühlbare Figuren und Glastöne u. s. w. die Offenbarung von Gott durch Red und Schrift enthält daher eine Art Objektivität, wozu der Ton als Begriff der Ursache, und der Apperzeption a priori anzunehmen ist. Siehe Objektivität." Hr. H. hatte schon im deutschen Musäum 1785 ähnliche Gedanken oder vielmehr Grillen von der Anhörung vorgetragen und sie der Anschauung entgegengesetzt, wovon aber Hr. M. Schmid in seinem Wörterbuch urtheilt, daß ihm

dies unbegreiflich sey, welches Urtheil, wie man leicht vermuthen kann, von Hr. H. mit Stillschweigen übergangen wird. In dem Artilel Falsch zeichnet er sich durch sein gewöhnliches Schimpfen auf verkappte Recensenten aus. Diese Afterrichter, sagt er, „welche sich für Repräsentanten der Moral, Religion und anderer philosophischen Wissenschaften ausgeben, widerlegen sich aber zugleich dadurch selbst, weil sie keine reine Vernunft in ihren Urtheilen liefern," (also wer nicht an eine reine Vernunft wie Hr. H. glaubt, trägt das Siegel der Falschheit schon an der Stirn) „und mit der Maske, die weder nach förmlichen, noch wirklichen Rechten erlaubt ist, auch unmoralisch und ohne Religion sind. Es ist daher schon sehr nöthig die Vernunftkritik zu studiren, um die Wahrheit nicht allein darnach zu prüfen, sondern auch nach festen Grundsätzen, darnach denken und handeln zu lernen."

Wo.

Philosophische, historische und kritische Untersuchungen der natürlichen, mosaischen und christlichen Religion, nach einem systematischen Zusammenhange. Erster Band. Untersuchungen der natürlichen Religion. Durch Adam Schön, Pfarrer in Seebach. Mit Begnehmigung des hochwürdigsten Ordinariats Freysing. Landshut verlegts Max. Hagen. 1787. 8. 35 Bogen. Zweiter Band. Fortsetzung der Untersuchungen der natürlichen Religion, dann die Offenbahrung überhaupt. Landshut. 8. 1788. 23½ Bogen. Dritter Band. Untersuchungen der mosaischen Religion. 1789. 8. 30½ Bog. Vierter Band. Untersuchungen der religiösen Bücher der Hebräer. 1790. 8. 30 Bogen.

Der Verf. setzt die Scene dieser Untersuchungen in ein gräfliches Schloß auf dem Lande, wo sich zur Herbstzeit mehrere Personen von Stande einfanden, um sich theils mit der

der Jagd, theils mit andern Herbst-Ergötzungen die Zeit zu vertreiben. Unter diesen fanden sich nun auch ein paar Männer, die in ihren Unterhaltungen sich öfters über Religion besprachen. Der Graf, der an diesen Unterhaltungen viel Vergnügen fand, bath sie, ihre Untersuchungen in einer systematischen Ordnung fortzusetzen. Dadurch nun erhielten diese Untersuchungen die Einkleidung der Gespräche. Die sprechende Personen sind, Birton, ein Werboffizier, der den Gegner macht; Philaleth, der die Vertheidigung der angefochtenen Lehrsätze über sich nimmt, und der Graf, der aber mehr zuhört, als redet. Im vierten Band tritt ein Rabbi Joel an die Stelle Birtons, und bringt die Einwendungen gegen die messianischen Weissagungen im A. T. vor, deren Vertheidigung wieder Philaleth über sich nimmt. Obschon diese Untersuchungen in Gespräche eingekleidet sind; so vermißt man doch den Conservations-Ton gänzlich, und Philaleth docirt immer, als wie ein Professor auf dem Katheder. Die Gesprächsform bringt auch die Unbequemlichkeit mit sich, daß die Untersuchungen zu sehr gedehnt werden, und den Leser ermüden. Ueberdem hat Philaleth immer das letzte Wort, und Birton giebt nicht selten nur aus Bescheidenheit und Höflichkeit nach, ohne daß seine Einwürfe und Zweifel hinlänglich von Philaleth gehoben worden wären. Dieß läßt sich um so ehender vermuthen, da Philaleth durchgängig den dogmatischen Ton behauptet; obgleich, bei verschiedenen Gegenständen dieser Untersuchungen, ein bescheidenes Bekenntniß der Unwissenheit, der Wahrheit weit angemessener wäre, als der über Alles absprechende dogmatische Ton. Dadurch würde auch der guten Sache nicht das Geringste vergeben, vielmehr beleidiget das Absprechende ohne jedesmalige hinlängliche Gründe, den gesunden Menschenverstand, und ist dem Eingang der Wahrheit in die Gemüther der Menschen immer hinderlich. Uebrigens wollen wir damit dem V. weder ausgebreitete Kenntnisse, noch eignes Nachdenken absprechen; sondern wir glauben vielmehr, daß ihm zu einem wahren Philosophen nichts fehle, als daß er den dogmatischen Ton, den er vermuthlich in den Schulen der Theologen gelernt hat, ablege, und wie Heyne in Elogio Münchhusii sagt — dubitare et nonnulla nescire audeat. — Der V. hat bei seinen Untersuchungen folgenden Weg eingeschlagen. In dem ersten Band sind sechs Untersuchungen über die natürliche Religion enthalten. Die erste

Untersuchung handelt von der Möglichkeit, dem Daseyn, und der Einigkeit des unendlichen Wesens. Diese Untersuchung ist in sechs Artikel abgetheilt. Der erste handelt von der Natur und Möglichkeit eines unendlichen Wesens. Der zweite und dritte enthält die metaphysischen und physischen Beweise von dem Daseyn dieses Wesens. Der vierte handelt von dem Ursprung des Weltalls. Der fünfte enthält den moralischen Beweiß von dem Daseyn eines unendlichen Wesens. Der sechste handelt von der Einigkeit dieses Wesens. In der zweiten Untersuchung beschäftiget sich der V. mit der physischen und moralischen Natur der erschaffenen Wesen. Hier handelt er in vier Artikeln, von der Natur der Materie, von der physischen und moralischen Natur der menschlichen Seele, und von ihrer ewigen Dauer. Die dritte Untersuchnng handelt von der göttlichen Regierung des Weltalls, wo der V. die physische und moralische Regierung besonders betrachtet. Die vierte Untersuchung ist den Betrachtungen über die Pflichten des Menschen gewidmet, wo der V. nach der gewöhnlichen, aber wohl auch fehlerhaften Eintheilung, die Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, und gegen den Mitmenschen, besonders abhandelt. Die fünfte Untersuchung handelt von der Sanktion des natürlichen Gesetzes; und in der sechsten werden Untersuchungen über die Religion angestellt, wo der V. sich mit Auflösung der Fragen: Was und wie vielfach die Religion sey? Ob es eine Religion gebe? Und welches das Verhältniß derselben gegen die Gesellschaft sey? beschäftiget, und am Ende noch seine Gedanken über die Duldung der Religionsfeinde äußert, wo ihn der Geist der Philosophie wohl ganz verlassen zu haben scheint. — In dem zweiten Band werden die Untersuchungen über die natürliche Religion geendiget, und die über die Offenbarungen angefangen. Dieser Band enthält vier Untersuchungen. Die zwei ersten handlen von dem Verfall der natürlichen Religion, und von den Mitteln zur Wiederherstellung derselben. Die dritte Untersuchung ist der Offenbarung überhaupt gewidmet, wo der V. von der Möglichkeit und Nutzbarkeit einer göttlichen Offenbahrung, von ihrem Verhältniß zur Vernunft, von ihrer Nothwendigkeit und Wirklichkeit, und von den Pflichten des Menschen in Betref der Offenbarung, handelt. Die vierte Untersuchung ist den Kennzeichen einer göttlichen Offenbarung gewidmet, und beschreibt die innere und äußere Kennzeichen derselben. — Der dritte Band beschäftiget sich mit den

Un-

Untersuchungen über die mosaische Religion. Hier stellt der V. besondere Betrachtungen an, über die Person des Moses, über seine Schriften, über einige vorzügliche Schwierigkeiten, die man gegen die mosaischen Schriften vorzubringen pflegt, und über die Religion des Moses — Der vierte Band ist den Untersuchungen über die religiösen Bücher der Hebräer gewidmet. Er enthält acht Untersuchungen, in welchen der V. die größern und kleinern Geschichtbücher, die hebräischen Geschichtbücher ausser dem Canon, die moralischen und prophetischen Bücher der Hebräer besonders betrachtet. Die übrigen Untersuchungen dieses Bandes sind den prophetischen Schilderungen des Messias und seines Reichs, der Zeit seiner Ankunft, und der Entwicklung der Absicht der mosaischen Religion, gewidmet. — Diesen vier Bänden sollen noch zwei nachfolgen, die von der Person des Messias, und von der Religion Jesu handeln. — Noch müssen wir zum Ruhm des V. bemerken, daß er besonders auch mit der protestantischen neuesten Litteratur in diesem Fach bekannt ist, und das Gute, das er in protestantischen Schriftstellern zur Vertheidigung der Offenbarung gefnnden, öfters glücklich benutzt hat. Die vielen Sprachfehler, besonders da sie ein Eigenthum der Katholiken zu seyn scheinen, und reines Deutsch in vielen katholischen Provinzen, als lutherisches Deutsch, das heißt: ein Deutsch, das man wie Kezergift fliehen muß, verschrien ist, wollen wir nicht rügen.

Nb.

---

9) Mathematik.

Kurze Anleitung die Peripherie des Cirkels geometrisch zu rectificiren, und den Cirkel in ein Quadrat zu legen, nebst einer Ausrechnung von der Verhältnis des Durchmessers zur Peripherie, gehörig demonstrirt von einem Liebhaber der mathematischen Wissenschaften. Mit einer Kupfer-

ta=

tafel. Frankfurt am Mayn, bey Eichenberg. 1788. in 4. 2½ Bogen.

Der unbekannte V. dieser Quadratur des Cirkels, verfolgt den Weg den Dinostratus zuerst bahnte, indem er sich des Satzes bedient, daß sich die Grundlinie der Quadratrix zum Halbmesser des Cirkels verhält, wie der Halbmesser sich zu dem Quadranten der Peripherie verhält, oder der Quadrant der Peripherie verhält sich zu dem Halbmesser, wie der Halbmesser zu der Grundlinie der Quadratrix. In so weit nun dieser Satz seine Richtigkeit hat, in so weit ist auch das vom V. gezeigte Verfahren richtig. Dieses bestehet aber in nachfolgendem.

Nachdem er in einem gegebenen Kreiße, den Quadranten gezogen hat und hiedurch die Grundlinie = dem Halbmesser bestimmet, so ziehet er auf diese die Quadratrix und verzeichnet mit der Grundlinie derselben einen Quadranten, welcher alsdenn eben so groß ist, als der Halbmesser des gegebenen Kreises: folglich ist die Größe des Quadranten bekannt, dessen ganzer Kreiß zum Halbmesser die Grundlinie der Quadratrix hat.

Nunmehro kommt es darauf an, aus der bekannten Größe dieses Quadranten, dem eben so großen Halbmesser des gegebenen Kreises, die Größe des zugehörigen Quadranten zu finden.

Es construirt deshalb der V. über den gegebenen Quadranten ein Quadrat, dessen Seite sein Halbmesser ist, und ziehet eine Tangente auf die Grundlinie der Quadratrix. Hierdurch theilet sich das Quadrat des gegebenen Halbmessers in 2 Oblonga, davon das eine, die Grundlinie der Quadratrix zur Grundlinie, und zur Höhe, den gegebenen Halbmesser hat, das andere aber eben diese Höhe, und zur Grundlinie, den Unterschied zwischen diesem und der Grundlinie der Quadratrix hat.

In das erste Oblongum ziehet er eine Diagonale und verlängert solche willkührlich, da er nun die äussere Seite des Quadrats des gegebnen Halbmessers verlängert, so entstehen zwey in einander liegende rechtwinklichte Dreyecke, wovon das innere, die Grundlinie der Quadratrix zu seiner Basis, jene gezogene Diagonale zur Hypothenuse, und den gegebenen Halbmesser zum Catheten hat; das große aber, den leztren

zur

zur Basis, zur Hypothenuse jene verlängerte Diagonale, und zum Cathcten die verlängerte Seite des Quadrats des gegebenen Halbmessers hat. Dieser Kathete ist es eben, welcher der Größe des Quadrantens des gegebenen Kreißes entspricht, welches nunmehro durch die Aehnlichkeit der beyden rechtwinklichten Dreyecke, und der beyden Quadranten, nemlich desjenigen, wovon die Grundlinie der Quadratrix der Halbmesser, und desjenigen so gegeben worden, woraus folget daß wirklich dieser Kathete der Größe des zu rektificirenden Quadrantens entspricht.

Da nun der vierte Theil des Umfangs des gegebenen Kreißes, durch eine gerade Linie angegeben ist: so zeiget er wie man die Fläche des Kreißes in ein Dreyeck, und dieses in ein Quadrat verwandeln soll und verzeichnet beyde in Linien. Hierauf bestimmt derselbe vermittelst trigonometrischer Rechnung die Größe von jenen Katheten, und findet dadurch das Verhältnis des Durchmessers zur Peripherie = 1274:4000 = 1:3,13971... welches aber bereits in der zweyten Decimalstelle von dem Verhältnis des von Cöln, welches der Probierstein ist, abweichet.

Was der V. in der Einleitung von den Seiten der ein- und umgeschriebenen Vielecke eines Kreißes, und dem dazwischen fallenden Theile des Kreißes beybringet, dem können wir nicht beypflichten. Der Bogen des Cirkels so zwischen beyden inne lieget, verliehret sich nie, denn dieses Verliehren gründet sich nur auf dem Maaßstab, den man angenommen hat. Die Seite des innwendigen Vielecks bleibet in Ewigkeit eine Sehne, und des auswendigen eine Tangente, des zwischen beyden liegenden Kreißes, und dieser kann nie mit jenem parallel laufen, wenn er nicht selbst ein Vieleck von eben so viel Seiten ist. Gesetzt aber, dieses wäre wahr, so wird doch nie folgen, daß der Abstand des geraden Kreißstückes (ist dieses nicht ein Widerspruch?) von der Sehne eben so groß sey, als von der Tangente, welches man annehmen muß, wenn man dieses Kreißstück, für die mittlere arithmetische Proportionallinie zwischen der Sehne und Tangente halten will. Was aber nachgehends der V. von den Bogen dreyer concentrischer Kreise, die zwischen den Schenkeln eines Dreyecks liegen, und gleich weit von einander abstehen, saget, ist ganz richtig, nur läßt sich von diesen nicht auf das vorige schließen, weil hier die Li-

Linien einerley Art, und gleichweit von einander liegen, welche beyde Voraussetzungen beym vorigen nicht statt finden.

Wir wünschen dem V. Zeit, wie er sich dieselbe selbst wünscht, um uns mit der weitern Ausführung dieses Gegenstandes, und der Methode noch andere krumme Linien nach dieser zu rectificiren, bekannt zu machen.

Qk.

Franz Ludwig von Cancrin, Ihro Rußisch-Kayserl. Majestät Collegien-Raths und Directors der Starajarusischen Salzwerke ꝛc. Abhandlung von dem Bau der Wehre, kl. 8. mit 10 Kupfert. 176 Seiten. Gießen bey Krieger dem jüngern 1788.

Die Absicht des Verf. ist den Ingenieurs und Handwerksleuten praktische Regeln zu geben, um Wehre mit hinlänglicher Festigkeit anlegen zu können, wobei oftmahl sehr große Fehler begangen werden. Er handelt 1) von der Wegschaffung des Wassers an dem Orte, wo man in einem Fluß ein Wehr anlegen will; 2) von dem Bau der Wehre selbst, und 3) von der Sicherstellung der Wehre vor Fluten und Eißgängen.

Wann in dem erstern Capitel, wo der Verf. von der Abdämmung des Wassers in Flüssen spricht, bei der ersten Regel S. 9 allgemein behauptet wird, man solle die Pfähle zur Verdammung 2 bis 3 Fuß höher als den Spiegel der mittleren Wasserhöhe einschlagen, so kann Rec. hier nicht ganz beipflichten: denn wenn die Fluten verhindert werden sollen, während des Wehrbaues nicht über zu fallen, so muß diese Höhe nach dem gewöhnlichen Stand der Fluten an jedem Ort bestimmt werden. Sie ist, wann der Fluß sich z. B in einem Thale befindet, nach der Lage und dem Gefälle desselben verschieden, und wenn der Baumeister vorsichtig handeln will, so muß er sich nach der Höhe der Fluten in der Anlage des Damms richten.

Die

Die Regeln welche der Verf. übrigens von der Anlage solcher Dämme giebt, und die Fälle, welche sich hierbei ereignen können, sind im Allgemeinen ziemlich gut vorgetragen.

Von dem Bau der Wehre selbst in dem 2ten Capitel sind 6 allgemeine Regeln angegeben, worunter die 2te: „ein solches Wehr in einem Bogen gegen den Strohmstrich anzulegen" allerdings von den Praktikern verdiente beherzigt zu werden. Rec. hätte noch eine 7te Regel beigefügt: nemlich das Wehr in der Mitte einige Zolle tiefer anzulegen als da, wo es sich an die Ufer anschließt. Sein Grund hierzu ist folgender: Wann die Wehrlatte in der Mitte etwas tiefer als zu beiden Seiten liegt, so lenket sich der Strohmstrich mehr in die Mitte und verursacht, daß sowohl bei Mittelwasser als bei Fluten der Boden nicht so leicht an den Ufern unterspühlet und Gelegenheit gegeben wird, daß die Befestigung des Wehrs in den Ufern Noth leidet, welches der gewöhnlichste Fall ist, wann die Wehre bei einer Flut eingerissen werden.

Ueber die Höhe in welcher ein Wehr angelegt werden muß, hat der Verf. im Grunde nichts gesagt, ob er gleich selbst behauptet, daß dies einer der wichtigsten Gegenstände sey. In Hinsicht der Verbindungen der einzelnen Theile eines Wehres, damit solches hinlänglich Wasserdicht und mit den Ufern genug verbunden werde, theilet der Verf. dies Capitel in 2 Abschnitte; in dem ersten redet er von hölzernen und in dem andern von steinernen Wehren. Der 1te Fall ist die Anlage eines hölzernen Wehrs in einem kleinen Fluß oder Bach ohne Schleußen. Die Anlage selbst ist durch zwei Grund- und einen Profil-Riß so wie auch durch die kurz und deutlich gefaßte hierzu gehörige Beschreibung erläutert: die angegebenen Regeln sind gut und zeigen, daß der Verf. hinlängliche Erfahrung sich erworben hat. Den Beschluß dieser Materie macht der Verf. mit guten Anmerkungen über die Beschaffenheit des zu verwendenden Holzes, über die Zubereitung und den Verbrauch des Lettens, über den Gebrauch des Rasens, über die Beschaffenheit und Einrammlung der Dammplanken (sonst Spuntpfählen.) Diese Materie ist gut vorgetragen; jene über die Höhe des Wehres aber desto seichter. Von der Befestigung der Ufer, der Unterhaltung des Wehres und der Lage des Wassergrabens, wobei die sehr gute Regel empfohlen wird, daß man den Wassergraben nicht sehr nahe am Wehr oberhalb aus dem

Fluß

Fluß leiten soll; endlich die bei dem Bau zu beobachtende Vorsicht.

Der 2te Fall ist ein Wehr mit einer Schleusse oder Schüzze von Holz. Dieses ist ebenfalls durch einen Grund- und perspectivischen Riß erläutert und in seiner Zusammensezung gut angegeben. Zum Beschluß werden die Vortheile angeführt, welche dieses vor einem blosen Ueberfallwehr hat. Rec. tritt dem Verf. darinn vollkommen bei, daß solche Wehre bei Flutzeiten, wenn man die Schüzze ziehet, vielen Nuzzen verschaffen; es kommt aber vorzüglich darauf an, ob der Fluß in einer solchen Lage ist, daß man während der Flut zukommen kann, und daß Menschen nicht zu weit davon entfernt wohnen, um in gehöriger Zeit die Schüzze ziehen zu können. In dem entgegengesezten Fall haben gut eingerichtete Ueberfallwehre den Vorzug.

Den 3ten Fall von dem Bau hölzerner Wehre ohne Schleussen in grosen Flüßen und Ströhmen, hat der Verf. durch einen Grundriß vom Rost, durch einen dergleichen von dem Wehrbett, durch einen weiteren von der Oberfläche des Wehrs, durch einen Durchschnitt nach der Breite und einen andern nach der Länge des Wehrs vollständig erläutert, und die Verfertigung der einzelen Theile deutlich beschrieben. Die ganze Verbindung des Wehrs ist gut angegeben, die vor der Wehrwand angelegte Posten und die gänzliche Ausmaurung des Wehrs vom Rost an um alles Ausspühlen zu hindern, ist vortreflich, obgleich diese Anordnungen etwas kostspieliger als bei den gewöhnlichen Anlagen der Wehren werden.

Zum Beschluß der Materie fügt der Verf. einige Anmerkungen bei: 1) daß man das Wasser bei dem Wehrbau ganz abdämmen solle; (versteht sich von selbst.) 2) daß man die Rostpfähle so tief einschlagen soll als sie ziehen; 3) von dem Nuzzen der Schwalbenschwänze; 4) über die Einrichtung der Schuzwand; 5) daß das gebrauchte Eisen nicht kalkbrüchig seyn dürfe, und nur da zu verwenden sey, wo es beständig unter dem Wasser bleiben könne, weil unter dem Wasser kein Eisen roste; 6) von dem nüzlichen Gebrauch des Traßes zu dem Mauerwerk; 7) von der Verbindung des Wehrs mit den Ufern; 8) daß Pakwerke bei Wehren zur Uferbefestigung nicht tauglich seyen; 9) daß der Stand eines Wehrs nicht senkrecht sondern schief gegen die Richtung des Strohms seyn solle, weil alsdann Fluten nicht so leicht schadeten und der Strohmstrich

gegen

gegen das Maschinenwesen gelenkt würde. Der Verf. gesteht selbst ein, daß ein solches Wehr wegen seiner größern Länge mehr koste. — Wäre der Verf. in der Angabe des Wehrs seinen eigenen gegebnen Grundsäzzen getreu geblieben, und hätte den Bau nicht gerade, sondern in einem Bogen gegen den Strohmstrich entworfen: so würde die Idee einer schiefen Anlage um so mehr wegfallen, als nach seiner eigenen Behauptung der abgeleitete Canal in der Regel nicht unmittelbar an das Wehr angebracht werden soll. Im Grund giebt also der Verf. hier Vorschriften an, welche nicht für seine Hauptregel, sondern für diejenige Ausnahme passen, wo man den Canal unmittelbar an dem Wehr anlegen muß. Rec. glaubt, daß ein in einem Bogen angelegtes auf den Strohmstrich senkrechtes Wehr nicht mehr als ein gerades schief auf die Richtung des Flusses angelegte kosten dürfte, und hält ersteres dauerhafter, hätte daher auch von dem Verfasser ein schickliches Muster gewünschet. 10) Von der Gewalt des vom Wehr abstürzenden Wassers. 11) Von der Höhe der Wehre. — Ueber beide Gegenstände ist wenig Erhebliches gesagt. 12) Solle man einen neuen Wehrbau ein ganzes Jahr austroknen lassen. 13) Einiges Wenige von der Unterhaltung des Wehrs, 14) der Lage des Wassergrabens und 15) den bei dem Bau gebrauchten Fürsichten.

Ueber den 4ten Fall von dem Bau der hölzernen Wehre mit mehreren Schüzzen über einen grösseren Strohm theilet der Verf. nur einen Perspectivriß mit und erklärt solchen, weil er sich schon in dem vorigen Fall über die Einrichtung eines grösseren Wehrs hinlänglich erklärt habe. In den Anmerkungen wird sich wegen der Vortheile auf dasjenige bezogen, was vorhin schon von dem Nuzzen der Schüzzen bei Fluten gesagt worden, 2) die Stärke und Art des Holzes bestimmt, 3) ganz wohl empfohlen, daß ein solches Wehr in einem Bogen gegen den Strohm angelegt werde, 4) die Höhe der Schüzbreter so hoch angegeben als der Spiegel des Wassers zum Betrieb der angelegten Maschine, um welcher willen das Wehr erbauet worden, seyn muß. 5) Müsse auch die Wehrwand in dem nemlichen Bogen angelegt werden, in welchem man die Schüzzen stellet.

Der 2te Abschnitt oder Titel von der Anlage steinerner Wehre erläutert nur einen Perspectivriß von einem Stück eines solchen Wehrs ohne Zugschüzzen, woraus die Verbindung aller

einzelen Theile ersehen werden kann, so wie auch ein besonderer perspectivischer Riß mit einer Erklärung von einem solchen Wehr mit 3 Zugschüzzen mitgetheilt worden.

In dem 3ten Capitel handelt der Verf. kurz von den Eißböcken, giebt davon eine Zeichnung und kurze Erklärung, so wie von den Freyschleußen oder Freyarchen, von welchen er ebenfalls ein Muster durch einen Grund: und 2 Profilriße, einen Aufriß nach der langen Seite und einen nach der breiten Seite erläutert, und deren Nuzzen beschreibt. Den Beschluß des Buchs machen noch einige Anmerkungen über die Anlage der Wasserdämme.

Das Wesentliche in diesem Buch sind die deutliche Zeichnungen und Beschreibungen aller Theile, welche bei den Wehrgebäuden vorkommen, und gut gewählte Verbindungen der Materialien, eines der wichtigsten Stücke eines solchen Gebäudes. In dieser Rüksicht hat also der Verf. den Praktikern einen angenehmen Dienst erwiesen.

Pz.

Johann August Christoph Besecke, Belehrung und Warnung für diejenigen so mit Würfeln spielen wollen, durch die Beantwortung der Frage: Wie kann man die mit drey Würfeln mögliche Würfe, auf eine leichte und deutliche Art finden, und wie oft kommt jede Zahl so durch diese Würfe entstehet, vor? Nebst einem Anhange, von den mit 2 und 4 Würfeln möglichen Würfen. Aurich, bey Winter 1788. 2½ Bogen gr. 8.

Ein Gespräch beym Tokkodille- (Toccategli) Spiel, über die möglichen Würfe dabey, war die Veranlassung zur Ausfertigung dieser kleinen Abhandlung, die zwar von der guten Denkungsart, aber nicht von den großen Kenntnissen des V. in der Rechenkunst einen Beweiß giebet; denn anstatt die vorgelegte Frage, durch die Combinations-Rechnung auf allgemeine Art aufzulösen, so hat er die Rechnung mechanisch ge-

geführt, indem er alle mögliche Versetzungen, durch die Augen der Würfel auf folgende Art niedergeschrieben 6, 6, 6. 6, 6, 5. 6, 6, 4. .... 6, 5, 5. 6, 5, 4. 6, 5, 3. ... 1, 1, 1. diese verschiedenen Würfe zusammen gezählt, um zu bestimmen, wie vielmal jeder Wurf als 18 17. 16 ... 3 nicht allein möglich, sondern auch wie viele Pasche darunter befindlich sind. Die gefundene Anzahl bringet er hierauf in verschiedene Tafeln. Natürlich mußte der V. hierdurch auf die Nuzen der Potestäten kommen, die er aber nicht zu kennen scheint, indem er sich darüber verwundert, daß die Summe der gefundenen Würfe der Potenz der Zahl der Würfel, von der Zahl der Seiten gleich sey. Bey Gelegenheit dieser längst bekannten Entdeckung fordert er seine Leser auf, die Tafeln B, E, H, zu betrachten, und sie nicht so oben hin anzusehen, indem sie ihm (dem V.) vieles Vergnügen gemacht hätten. Dieses nennt der V. eine leichte Methode; kann seyn — aber am Ende weiß man doch nicht, wie der Zusammenhang ist, und das Zusammenzählen jeder Würfe von einerley Augen, ist eine sehr weitläuftige und mancherley Irthum unterworfne Sache. Wir wollen doch dem V. die wahre mathematische Methode zeigen, um ihm zu beweisen, wie weit er sich von ihr entfernt hat, denn seine Art kann man so wenig zur Rechenkunst zählen, als die Rechnungsmethode sehr vieler Wirthe, die die Summe der Zahrung ihren Gästen durch Kreuze und Striche vorrechnen. Es sey demnach die Zahl der Würfel mit welchen geworfen werden soll n (hierunter kann sich Herr B. 1. 2 oder auch 100) vorstellen; so ist, wenn E. Z. D. V. I. S. die verschiedenen Augen auf einem Würfel sind $(E+Z+D+V+I+S)^n$ die zu machende Rechnung. Man erhebe also diese Buchstaben zu der Potenz, nach Erfordern der Anzahl Würfel, über jedes Glied dieser Reihe setze man, von der rechten zur linken, eine abnehmende arithmetische Progreßion, da der Unterschied der Glieder 1, und das letzte Glied der möglichste große Wurf mit den gegebenen Würfeln ist, z. E. bey 3 Würfeln 18, bey vieren 24, so zeigen diese Zahlen die Augen, so geworfen werden können, an, und die Glieder der Potenz, so sich darunter befinden und aus den Buchstaben E. Z u. s. w. zusammen gesetzt, zeigen die Augen; der Coefficient eines jeden Gliedes die Anzahl der möglichen Würfe; ihre Summe die Summe aller Würfe; und die Potenzen geben die möglichen Päsche; das Verhältniß eines Coefficienten zur Summe aller andern das Pari der Wette;

 und

und die Summe aller Coefficienten giebt die Summe aller möglichen Würfe. Diese Rechnung giebt wie gesagt zugleich durch die Potenzen alle möglichen Päsche, will man aber diese nicht wissen, weil so viel Rec. wissend, bey mehr als 3 Würfeln diese Benennung nicht üblich ist, so hebe man nur die Zahlen 1+1+1+1+1+1 auf die Potenz nach Erfordern der Anzahl Würfel, so wird man alles finden können, was bestimmt werden soll, nemlich wie vielmal jede Anzahl Augen geworfen werden können, und welches das Pari der Wette sey, und dieses durch die Multiplication der ganz einfachen Zahlen 1+1+1+1+1+1. Herr Besecke!

Sk.

---

10) Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Georg Wilh. Const. von Wilke, Versuch einer Anleitung die wilden Bäume und Sträucher unserer deutschen Wälder und Gehölze auf ihren bloßen Anblick und ohne weitere mündliche Belehrung — erkennen zu lernen. Mit Kupfern und Tabellen. Halle bey J. J. Gebauer 1788. 326 Seiten ohne die Vorerrinnerung in 8.

Da der Nutzen der Naturgeschichte immer allgemeiner eingesehen wird, und seit einiger Zeit vornemlich die Kenntniß der Gewächse mehrere Liebhaber gewinnet: so hat der V. mit gegenwärtigem Buche angehenden Cameralisten, Forstleuten, Oekonomen, Gärtnern und naturliebenden Spaziergängern im Walde, allerdings einen Gefallen erzeiget. Es realisiret einen Theil des Ideals, das sich Recensent schon längst von einem Handbuche der Kräuterkunde gemacht hat, welches zwischen den theuren botanischen Werken, und den alten Kräuterbüchern, die zu nichts taugen, in der Mitte stünde, und bey dem Mangel eines mündlichen zuverläßigen Unterrichts,

der

der so viele Liebhaber drükket, nothwendig grosen Nutzen haben müßte. Ohnstreitig sind die Blätter der Pflanzen derienige Theil, wodurch man leztere zu ieder Zeit und bey aller Gelegenheit am leichtesten wiedererkennet, obgleich das Sexualsystem für denienigen der das Ganze übersehen, und das große Heer der Pflanzen in Ordnung erhalten muß, seinen außerordentlichen Vortheil hat. Wenn man also ein Blat einer Pflanze nach einem genauen Kupferstiche mit Gewisheit erkennet, so kann man mit Hülfe der Beschreibung der ganzen Pflanze, den Namen derselben ausfündig machen, wenigstens, wie der V. sich bescheiden ausdrükket, errathen; und, so wird man bey eigenen Fleiße und Liebe zur Sache, in der Kentnis der Gewächse immer weiter kommen. Es ist also kein Zweifel, daß derienige, welcher die Blätterumrisse, die auf den Kupfertafeln dieses Buchs abgezeichnet sind, sich genau eigen machet, durch Hülfe der Tabellen und der ganzen Beschreibung der Pflanzen, die darin aufgeführten Bäume und Sträucher namentlich wird kennen lernen, und nachher über ihren Nutzen, der hier aus guten Schriftstellern und eigener Erfahrung fleißig zusammen getragen ist, urtheilen kan. Indessen sind doch nur von 43 Bäumen und Sträuchern die Blätter hier in Kupfer gestochen, und da der Verfasser wol nicht behaupten wird, daß sonst keine in deutschen Wäldern und Gehölzen angetroffen würden, auch vornemlich in der Folge angetroffen werden solten, so würde doch wiederum sein Werk weitläuftig und kostbar werden, wenn die fehlenden Gewächse auf die nemliche Art nachgeholet werden solten. Sehr wahrscheinlich wäre es daher besser gewesen, wenn auf den 3 Kupfertafeln blos allgemeine Umrisse von Blättern, in dem Geschmake wie sie Linné in seiner botanischen Philosophie gegeben hat, gestochen worden wären, auf welche man sich nachher entweder durch die Nummer oder den Namen des Blats bezogen hätte. (Recens. hat hiebey wol einmal den Einfall gehabt, daß es gut wäre, wenn nach den mehrsten dieser Blätterumrisse nur mäßig große Typen geformet, und diese der Beschreibung der Pflanzengattungen beigedrukket würden. Für iemand, dessen Hauptfach die Botanik nicht ist, ist es doch sehr beschwerlich, über hundert sich zum Theil sehr ähnliche Kunstwörter blos von Blättern im Gedächtnisse zu behalten.) Die Stuffenfolge die der große Naturforscher dabey beobachtet hat, schärfet überdem sehr das Auge, um die kleinen Verschiedenheiten der Blätter, die ein

Anfänger sonst kaum gewahr wird, geschwind ausfündig zu machen. Die Beschreibung der noch fehlenden, besonders auch der nordamerikanischen Bäume und Sträucher, die hoffentlich bald eine Zierde unserer Forsten ausmachen werden, hätte alsdenn von dem Verfasser ohne Kupferstiche nachgeholet werden können. Zur Bestätigung unseres Satzes führen wir nur an, daß von den hier im Kupferstiche gelieferten Blättern Nro. 5. und 35, 8 und 19., 17. und 42, 28. und 32, kaum von einander unterschieden werden können, mithin die Hälfte derselben hätte wegbleiben können; ingleichen, daß von der Bärentraube, Hartriegel, Hirschholder, Hollunder, Kiefer, Maulbeerbaum, Schwarzdorn, Twieselbeerbaum und wilden Aepfelbaum keine eigene Blätterabzeichnungen gegeben worden sind, mithin bey den übrigen eben so gut wie bey diesem auf fremde, oder, wie wir es wünschen, allgemeine und abstrahirte Blätterumrisse hätte verwiesen werden können. Wir hoffen der Verf. werde diese Erinnerungen um so weniger unrecht aufnehmen, da er selbst seinen Plan noch nicht völlig durchgedacht zu haben scheinet, welches wir schon daraus schließen zu dürfen glauben, daß er in der Vorerinnerung ausdrüklich saget, er habe sich keine Forstbotanik zu liefern vorgesetzet, und doch dieses Wort als Signatur unter der ersten Seite eines ieden gedrukten Bogens, so wie auch auf ieder Kupfertafel, abgedrukket worden ist. Die

Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerey. Neue verbesserte Auflage. Leipzig, bey Hilscher 1788. 144 Seiten in 8.

Ist von eben diesem fleißigen Verfasser, und bekanntlich ein Auszug aus dessen monatlicher Anleitung zur Obstgärtnerey. Wem also lezteres Buch zu theuer ist, der kan sich erst mit iener Sammlung behelfen, die den Beifal, den sie verdienet, gefunden haben mus, weil eine neue Ausgabe nöthig geworden war.

Gallerie der Gartenkunst. Ein Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde. Erstes Heft. Enthält den Bau von Tempeln, Eremitagen, Ba-

Pavillons, Monumenten, Brükken und Landhäusern. Mit dreisig Kupfertafeln. Prag und Wien, in der von Schönfeldschen Handlung 1788. 72 Seiten und ein Bogen Vorrede und Inhalt, in Queeroctav, mit einem gelben Umschlage.

In der Vorrede heißet es: „Was über die Gartenkunst gutes gesaget worden ist, das ist größtentheils in dem berühmten und vortrefflichen Werke enthalten, welches der Herr Professor und Justizrath Hirschfeld, unter dem Titel: Theorie der Gartenkunst, herausgegeben. Aber dies Werk kann nicht in iedermanns Hände kommen. Für den grösten Theil der Gärtner und Kunstliebhaber ist es zu kostbar, und so genießen es auch nur die, die genug anwenden können. Indessen wünschen die, welche es nicht besitzen, doch gewis auch ihre Gärten nach dem Geschmakke der Tonangeber einzurichten, mögten auch gerne diese oder iene schöne und belehrende Gegend und Gartengruppe in ihrer Abbildung sehen, mögten gern ihre Pläze gros oder klein auf die bestmöglichste Art verbessern, und ihre Gärten verschönern. Der Verleger dieses Handbuchs hat es daher nicht für überflüßig, sondern gewissermaßen für einen Dienst gehalten, den er dem Publikum erweisen könte, wenn er die besten einfachen Gartenwesen und Kunst betreffende Vorstellungen, sowol von Gegenden, Gruppen, als Gebäuden, und Kunstwerken, nicht allein aus Hirschfelds Theorie, sondern auch aus andern Büchern sowol, als aus der Natur ausheben ließe, und eine Sammlung derselben veranstaltete, die sauberer Stich und billiger Preis empfehlen, und dem Gärtner und Gartenliebhaber angenehm und willkommen machen würden.“ Hieraus erhellet die ganze Absicht dieser Hefte, die auch zum Theil dadurch erreichet werden kann. Freilich werden dieienigen, die grosse sogenannte englische Gärten, wovon hier doch eigentlich die Rede ist, anzulegen im Stande sind, sich auch leicht die Hirschfeldischen und andere dahin gehörige Bücher anschaffen können. Aber es möchte doch auch mancher von geringern Mitteln in seinem kleinen Garten eine Verschönerung anbringen, und da kann ihm diese Gallerie der Gartenkunst, wenn er sie studiren wil, Anleitung geben, selbige mit Geschmack auszuführen, und nicht dabey, wie man

es noch so oft bemerket, ins Lächerliche zu fallen. Auch kann überhaupt bey denen, welche zu ienen größern Werken der Schriftsteller nicht gelangen können, der Sinn für das Schöne und Geschmakvolle dadurch geschärft werden, damit sie nachher bey dem Anblikke eines wolangelegten Gartens desto mehr Vergnügen empfinden, und der gute Ton allgemeiner werde. Die Kupfer, ob sie gleich nicht alle sauber gestochen sind, sind doch hinreichend den Text zu erläutern, und dieser ist sehr fliessend und deutlich (besser wie die Vorrede) geschrieben. Er enthält die ersten Grundsätze, die man bey Anlegung eines Gartens zu befolgen hat.

Rd.

Taschenbuch für Gartenfreunde auf die Jahre 1787 und 1788, herausgegeben von C. C. Hirschfeld. Sechster Jahrgang. klein 8. 264 Seiten und ein Kupfer.

Deßgleichen auf das Jahr 1789. Siebenter Jahrgang. 228 Seiten und zwey Kupfer.

Wir fassen die Anzeige dieser allgemein beliebten Schrift zusammen. Der V. folget auch in diesen Jahrgängen seinem gewöhnlichen Plan, und giebet seinen Lesern Nachrichten von Gartenlitteratur, Gartenberichte aus verschiedenen Ländern, vom Fortgang und Verirrungen des Gartengeschmackes, auch kleine Abhandlungen und Aufsätze, endlich allerhand vermischte Gartennachrichten.

Die Schriften welche von der Gärtnerey und Gartenkunst im sechsten Jahrgange beurtheilet werden, sind mehrentheils unseren Lesern der A. d. B. bereits bekannt. Aus der Rezension über die ökonomische und statistische Reise durch Mecklenburg, Pommern und Hollstein aus dem Dänischen vom Prof. Heinze müssen wir eine Stelle des Hn H., manchem Forstbedienten und Gärtner zur Beherzigung empfehlen. In Jütland wo der V. wohnet, versetzet man junge Eichen oder Buchen aus den Wäldern, man pflanzet sie in Alleen, ja man beschneidet sie und wenn sie alsdann nicht fortkommen, so schließet

man

man daraus, daß in Jütland kein Holz wachse. Ein Beweiß wie oft unverständige Behandlung der Pflanzen, auf Rechnung der Natur geschrieben werde.

Unter den neuen Gartenberichten findet man Nachrichten aus Chili, dem Vaterlande der Kartoffeln: Kürbisse von außerordentlicher Größe, Erdbeeren in der Größe eines Hünereyes, Gehölz von Pfirsichbäumen, Quittenäpfel in der Größe eines Menschenkopfes, sind Produkte dieser Provinz. Aus den Berichten von Constantinopel ergiebt sich nicht viel merkwürdiges von der dortigen Gärtnerey. Um die Erlaubniß zu einer Weinlese daselbst zu erhalten, muß ein schweres Geld erleget werden: die Griechen und Franken kaufen den Wein. Sonst werden dort auch allerhand Arten von Angurien gewonnen, welche der V. für eine eckelhafte Frucht hält, worin mancher Vornehmer nicht mit ihm einerley Meinung seyn würde. In der Gegend von Liegnitz bemühet man sich viele fremde Holzarten anzuziehen, und sie an das dortige Clima zu gewöhnen. Aus Nordhausen werden Beobachtungen über das Aufblühen, und die Saamenreife verschiedener Blumenarten in verschiedenen Jahren, geliefert, wozu die Aufmunterung des geheimen Forstraths von Burgsdorf vom Jahr 1785 Gelegenheit gegeben.

Unter dem Artikel: Fortgang und Verirrungen des Gartengeschmackes, findet man eine Beschreibung der türkschen Garten, welche nichts empfehlungswerthes enthalten. Die in diesem Artikel beschriebene Gartenanlage des Baron von Grote zu Beese, zeugen in manchem Theile von dem guten Geschmack des Besitzers; nur würden doch für manchen dergleichen Atrappen, als in dem achteckichten Tempel, in welchen man unvermuthet herumgedrehet wird, und einen Chinesischen Thurm an dem Tempel der Freyheit zu finden, etwas unerwartetes seyn. Die Beschreibung des Waldgartens im Königreich Ostpreußen im adlichen Guth Stein wird mit vieler Nachsicht beurtheilet, ob man gleich sich kein Gewissen machen darf, dergleichen Gartenanlagen, welche die Veränderungen des menschlichen Lebens bis zum 70. Jahr, Todt, Auferstehung und dergleichen vorstellen sollen, unter Verirrungen des Gartengeschmacks zu rechnen. Die übrigen Gartenschriften welche zur schönen Gartenkunst gehören, und wovon Hr. H. sehr richtig urtheilet, sind unsern Lesern aus den Anzeigen der A. d. B. hinlänglich bekannt.

Aus der Anzeige von dem französischen Werke: Essai sur la Nature champêtre kann man nicht umhin eine Probe des in neuern Zeiten sehr gedemüthigten lächerlichen französischen Nationalstolzes auszuheben. Der V. saget: Les Allemans savent fouiller les mines, en tirer des richesses, mais les seuls François savent façonner l'or.

Unter den Nachrichten von neuen Gartenanlagen, wird in dem Garten des Grafen von Alban eines Tempels, welcher dem sterbenden Heyland gewidmet ist, erwehnet, worinn der Luftballon der in diesem Park aufgestiegen, aufgehangen ist. Von den bey Morino zu Berlin herausgekommenen Kupferstichen der merkwürdigsten Landpartbien in den preusischen Provinzen, wird das königliche Lustschloß zu Charlottenburg als das schönste Stück der Architektnr, und das Sommer-Palais des Prinzen Ferdinand, Bellevüe im Thiergarten bey Berlin für die schönste Lage gehalten, welchen Vorzug es auch in mancher Absicht verdienet.

Die kleinen Abhandlungen und Aufsätze enthalten auch viel lesenswerthes. Die aus dem englischen übersetzte Abhandlung des Hn. Walpole, über die Gartenkunst der Neuern, enthält vortrefliche Betrachtungen. Milton saget der V. beschrieb, ehe die neue Gartenkunst aufkam, schon einen Garten, so wie es jetzt würklich in Ausführung gebracht wird, er führet auch an, daß in Frankreich auf den Wachsthum der Bäume eine Abgabe geleget wird. Denn wenn sie groß und stark werden, so zeichnet sie der Förster als Bauholz für die Krone aus.

Verschiedene Gedanken über die Gartenkunst, von Hrn. Mönch, Munchhausen und Medikus; Ferner über die Gärtnerey der Alten; Mittel zu Vertilgung der Raupen und Ameisen. Ueber die italienische Gärten, über Le Notres Gartenanlagen; Von Verunstaltung der Bäume in den alten Gärten, wobey ein Verzeichniß von einigen dergleichen Bäumen ist, welche zum Verkauf angebothen worden, z. B. Adam und Eva von Taxbaum. Adam ist ein wenig verdorben, da der Baum des Erkenntnisses einmahl bei einem starken Sturmwind Schaden gelitten. Eva und die Schlange sind noch in guten Stande. St. Georg von Buxbaum. Der eine Arm ist noch nicht lang genug: er wird aber künftigen April schon im Stande seyn, den Drachen zu durchbohren. Der Drache selbst mit einem Schwanz von Epheu, der aber noch nicht lang ist. NB. Diese beyde Stücke können nicht getrennet werden.

Ein

Ein Bär, vom Lorbeerbaum jetzt in der Blüthe, und dabey ein Jäger von Wacholder der schöne Früchte träget, u. a. m. Fortsetzung eigner Proben von Gärtner Philosophie enthält Auszüge von Balthasar Schnurm von Landsidel Kunst- und Wunderbuch ꝛc. Aufs neue verbessert und vermehrt 1654. Z. B. Viltu große Zwiebeln, säe sie zu Abend, wenn man das Ave Maria läutet, und der Mond voll ist. Den Beschluß machen vermischte Gartennachrichten, aus Jütland und andern Gegenden.

Das Kupfer im 6ten Jahrgange stellet das Sommer-Pallais der regierenden Herzogin von Braunschweig vor, welcher so viel man aus diesem kleinen Abriß abnehmen kann, sich gut ausnehmen muß. Die Abbildung in dem siebenten Jahrgange stellen zwey Bayersche Gartenscenen vor; sie sind beyde in Ansehung der Gruppirung der Bäume gut, jedoch würde der zweyte mit der Urne den Vorzug vor der erstern verdienen, wenn man nicht die Erklärung, so im 5ten Jahrgange (S. 150) davon gegeben worden, zu Rathe ziehet. Nach derselben soll die Urne den ländlichen Grazien und ihrem vertrauten H. gewidmet seyn. Vermuthlich wird unter H. Hr. Hirschfeld verstanden, den wir noch sehr lange nicht, so wenig als jemahls, den Grazien eine Urne zum Andenken zu sehen wünschen. Das Motto und es ward Garten auf dem Stein der unter der Büste des Silens in dem ersten Kupfer abgebildet ist, wird wohl dem Besitzer, und Schöpfer des Gartens am meisten behagen. Rez. hat schon öfters ein vollständiges Register, über dieses reichhaltige Taschenbuch bey Vermehrung der Jahrgänge desselben gewünschet, es würde dadurch den Gartenfreunden noch nützlicher werden können.

Gr.

---

11) All-

11) Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Lehrbuch der alten Staatengeschichte, nebst zwei die Europäische und die Deutsche Staatengeschichte betreffenden Anhängen, von J. G. A. Galletti, Prof. der Geschichtkunde, am Gothaischen Gymnasium. Gotha, bei Ettinger, 1788. 8. 185 S.

Dieß neue Handbuch der alten Weltgeschichte unterscheidet — und empfielt zugleich sich, unter der grossen Anzahl, die es vermehrt, einzig durch die Methode. Uns sind im Vortrage der Universalhistorie zwei Hauptmethoden bekannt, die aber freilich durch die gewählten Epochen oder Zeitabschnitte und auf andere Art unter sich selbst wieder mancherlei Unterschiede annehmen können. Beide sind auf verschiedene Begriffe gebauet, die man von der Universalhistorie gefaßt hat. Einige denken sich unter Universalgeschichte, nur die großen Welthändel; die auf die Veränderungen und auf den Zustand vieler Völker oder des ganzen Menschengeschlechts einen entscheidenden Einfluß gehabt haben; so wie ohngefähr der sel. Achenwall in der neuern Europäischen Völkergeschichte, die großen Staatshändel in einem eigenen Buche abgehandelt hat. Nach diesem Begriffe sieht man die bekannten oder merkwürdig gewordenen Völker des Erdbodens zusammen wie eine Familie an und verfolgt, nach abgezeichneten Perioden, ihre Revolutionen. Völker, welche sich am thätigsten bewiesen und auf den Zustand vieler anderen eingewürket haben, machen die Hauptgeschichte aus, da hingegen andere, für sich demohngeachtet beträchtliche Reiche, nur bei Gelegenheit und obenhin erwähnet, oder vielleicht ganz übergangen werden, weil sie nicht die Eigenschaft universalhistorischer Gegenstände besitzen. So wie dann ein Volk zuerst an den Welthändeln Antheil nimmt, pfleget auch dessen Particular-Geschichte mit eingeschaltet oder erzählt zu werden. — Andere hingegen sehen Universalhistorie für nichts weiter an, als für Geschichts-

kunde aller merkwürdigen einzelnen Völker des Erdbodens, die das in Ansehung der Verfassung, der Begebenheiten und Schicksale der Staaten und Völker leiste, was allgemeine Geographie in Rücksicht auf die Länder leistet, die sie, eins nach dem andern, und keins ausgenommen, nach ihrer Lage, wie auch nach ihren natürlichen und politischen Beschaffenheiten, Eintheilungen und Einrichtungen, beschreibet.

Ueber den Vorzug, welchen eine Universalhistorie nach dem ersten Begriffe, vor einer nach dem andern Begriffe behaupte, läßt sich schlechthin kein Urtheil fällen. Jede hat Theils nach der Absicht und Theils auch nach den vorhandenen oder mangelnden Vorkenntnissen der Lernenden, ihren eigenen Werth. Wir glauben, daß eine, wie die andere, ihren besonderen Cursus ausmachen könne; jene erstere setzt mehr voraus, diese letztere hingegen verschaft noch nicht die universalhistorische Uebersicht; eine unterstützt folglich die andere, und eine, ohne die andere, ist mangelhaft. Insonderheit verstattet der Plan der ersteren nicht, daß von allen merkwürdigen einzelnen Staaten geredet werde; und selbst die Geschichte derjenigen Staaten, welche einen Hauptgegenstand der Universalhistorie ausmachen, kann doch nicht anders als zerstückelt vorgetragen werden, welches immerwährende Verwirrung und Dunkelheit verursachet. Und überdieß hat gewöhnlich jede Particular-Geschichte ihre eigenen Epochen, auf welche in jener universalhistorischen Behandlung keine Rücksicht genommen werden kann.

Aus dieser Vorstellung läßt sich abnehmen, wie sehr wir überhaupt das Unternehmen des Verf. billigen, auch für die alte Geschichte, neben der Universalhistorie, davon sie ein Theil ist, eine abgesonderte einzelne Staatengeschichte für den Unterricht auf Schulen entworfen zu haben. Besonders auf Schulen geht es sehr gut an und ist überaus zuträglich, wenn nach einer fundamentellen Vorbereitung zur Geschichte, in verschiedenen Classen erst Staatengeschichte der alten und neuen Welt einen eigenen Cursus, und dann eigentliche Universalhistorie einen zweiten historischen Cursus ausmacht. Es ist ziemlich willkührlich, wenn auch die Ordnung umgekehrt wird; aber natürlicher und methodischer scheinet es zu seyn, wenn die Particular- oder Staaten-Geschichte vorausgehet, und auf diese erst die Geschichte der Welthändel folgt. Letztere

ist

ist schon mehr Abstraction: so wie die erstere mehr anschauliches hat.

Man wird es uns zu Gute halten, wenn wir, durch dieß Handbuch veranlaßt, uns diese kleine Excursion über die Methode des Unterrichts in der Universalgeschichte erlaubt haben. Wir kommen nun zur innern Einrichtung des Buches selbst, bei deren Beschreibung wir uns kurz fassen können.

In neue Untersuchungen oder Prüfungen einzelner historischer Gegenstände aus den Quellen, hat sich der Verf. nicht eingelassen. Dieß bekennt er in der Vorrede selbst, und wer Gatterers, Schlözers, Schröckh's bekannte Werke vorher gelesen hat, wird ohnerinnert die Hauptdata und oft dieselben Worte übergetragen finden. Wo also in der Geschichte selbst geirrt seyn möchte, oder einzelne Kunstrichter Irrthümer zu bemerken glauben könnten, würde es unbillig seyn, darob mit dem Verf. dieses Buches zu rechten, der es deutlich genug erkläret hat, daß er nicht historische Untersuchungen habe anstellen, sondern die Untersuchungen geprüfter Männer zu einem bequemern Leitfaden seines historischen Unterrichts anwenden und blos methodischer ordnen wollen. Für Lehrer auf Schulen dient es zur Erleichterung, daß die vier ersten Theile von Guthrie's und Grays Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte, gewissermaßen der Commentar für diesen kürzeren Entwurf sind.

Es sind in allen 27 einzelne Staaten, deren Geschichte in diesem Werkchen entworfen worden ist, nemlich: Aegypten, Assyrien, Babylon, Medien, Phönicien, Israel, Kanaanitische Völker, Syrien, Mesopotamien, Armenien, Kleinasien, Persische Monarchie, Kimmerien, Scythien, Thracien, Macedonien, Griechenland, Neusyrien, Pontus, Pergamus, Bithynien, Paphlagonien, Kappadocien, Galatien, Parthien, Karthago und Italien oder das Römische Reich.

Bei jedem einzelnen Staate besteht der Entwurf aus drei Abschnitten: Land; Geschichte; Verfassung. Der erste bezeichnet Geographie und der letztere Statistik. Beide enthalten blos die abgekürztesten Summarien, die der mündliche Vortrag erst entwickeln, erweitern und vervollständigen muß, wenn sie unterrichtend werden sollen. Die Geschichte ist etwas ausführlicher und würklich zur Uebersicht bequem entworfen. Große Revolutionen der einzelnen Staaten machen die Hauptepochen aus, und in jeder sind die wichtigsten Veränderungen

gen in kurzen Sätzen verzeichnet; unter den einzelnen, durch Numern unterschiedenen, Sätzen aber stehen mit kleinerer Schrift Erläuterungen und zugleich Regenten-Folgen. Am Rande stehet die Zeitrechnung; bei welcher der Verf. wohl gethan hat, daß er durchaus rückwärts von der Geburt Christi zählet.

Um dieser Staatengeschichte eine leichtere Anwendung zur Universalhistorie zu geben, hat der Verf. S. 147 eine allgemeine Uebersicht der alten Staatengeschichte, und S. 155 eine Synchronistische Tafel der alten Staatengeschichte angehängt. Jene enthält eine Vorstellung von dem Ursprunge und den ersten Schicksalen des Menschengeschlechts, bis auf den Ursprung der Staaten, und alsdann von der Zeitfolge der großen herrschenden Staaten, bis auf das Ende des Abendländischen Kaiserthums, als die Gränze der alten Welt. Diese hingegen ist, kleine Veränderungen ausgenommen, ganz aus Schlözers Vorstellung der U. H. entlehnt, und unterscheidet vier Haupt-Zeiträume durch die vielsagensollenden, aber, unserem Bedünken nach, allzuunbestimmten Namen: I. Urwelt. II. Dunkle Welt. III. Vorwelt. IV. Alte Welt. Mit Noah fängt er die dunkle Welt an und zählt rückwärts von Christi Geburt an 24 Jahrhunderte. Jeder dieser großen Zeiträume ist in kleinere eingetheilt, in welchem durch vorgesetzte Zahlen die einzelnen Jahrhunderte unterschieden werden, und jedes einzelne Jahrhundert bezeichnen mehrere zusammengestellte einzelne Namen, um den Synchronismus für das Gedächtniß zu erleichtern, als: 16. (d. i. Sechszehn Jahrhunderte vor Chr.) Josua. Minos. Orpheus. Den großen Zeitraum der dunklen Welt hat der Verf. in zwei Hälften abgetheilt, davon aber, aus Versehen, nur die erste Hälfte angegeben.

Unter der Aufschrift: Erster Anhang zum Lehrbuche der Europ. Staatengeschichte, finden wir S. 159 ff. eine Uebersicht der Europäischen Staatengeschichte, oder eine historische Vorstellung, wie die einzelnen Staaten der neuern Welt nach und nach entstanden sind. Sie steht hier nicht ganz am unrechten Orte, indem sie gleichsam den Uebergang aus der alten Welt, in die Neue macht. Indessen scheint es vielmehr, als wenn der Verf. seine 3 Handbücher über die alte Staatengeschichte, über die Europäische und über die Deutsche Staatengeschichte dadurch so wohl, als durch die zuletzt folgenden

Räthe, den Churfürsten, vermuthlich nicht ohne dessen Vorwissen, ersuchten, sich der Regierung zu unterziehen, welches um so leichter geschehen konnte, da die testamentarischen Obervormünder dazu wenig Lust bezeugten, und die Untervormünder auf churfürstliche Bedrohung sogleich die Flucht ergriffen, und nichts thaten, das Testament aufrecht zu erhalten. Der Erfolg aber dieser Vormundschaft, die Eindringung des Churfürsten in die hennebergische Erbschaft, und das Unheil der durch ihn veranstalteten berüchtigten Kirchenvisitation ließen dem Lande bald fühlen, was es sich erbeten hatte. 2) Actenmäßige Geschichte der Altenburgischen und Weimarischen Landestheilung vom J. 1605. S. 110—158. Vorerwähnte Söhne Herzog Joh. Wilhelms, Friedrich Wilhelm und Johann, sollten sich, nach dem väterlichen Testamente in die hinterlassene Lande gleich theilen. Sie standen unter der ihrem Hauße und Lande so nachtheiligen Vormundschaft Churf. Augusts, selbst nach erlangter Volljährigkeit des ältern, bis an des Churfürsten Tod 1586, wo Friedrich Wilhelm für sich und in Vormundschaft seines Bruders die Regierung antrat. 1590 erreichte zwar Herzog Johann die Volljährigkeit, die gemeinschaftliche Regierung aber wurde dem ältern Bruder noch bis 1598 überlassen. Mit diesem Jahre giengen die Theilungsunterhandlungen an, die aber wegen mancherley Verzögerungen erst 1603 geendiget wurden. Friedrich Wilhelm bestand darauf, nicht aus seiner Residenz Weimar verdrängt zu werden. Nachdem ihm dieß endlich zugestanden wurde, starb er 1602. Seine unmündigen Söhne bekamen, außer ihrem Onkel, den jungen Churfürst zu Sachsen, Christian II. zum Mitvormund, dieser überließ Herzog Johann, die Portionen zu machen; und behielt sich für seine Pupillen die Wahl vor. Johann machte den Altenburgschen Theil merklich größer, weil man zu deutlich Weimar zur Residenz der Prinzen gewünscht hatte: allein der Churfürst strafte ihn, indem er den Altenburgischen Theil wählte, und ihm den Weimarischen selbst überließ. Merkwürdig ist dabey die beharrliche Weigerung der Weimarschen Räthe, sich dem Theilungsgeschäfte zu unterziehen, und die Vorsicht, einen gemeinschaftlichen Fond zur Bestreitung fürstl. Durchzüge, Ausrichtungen und Nachtlager, die der Vermuthung nach den Administrator am meisten trafen, auszusetzen. Der V. verspricht in einer Anmerkung, Berichtigungen der Geschichte

der

der Sächsischen Erbfolge in Henneberg, die im XII. Band der Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, befindlich ist: um desto mehr ist es zu bedauren, daß sein Tod Liebhaber der sächsischen und hennebergschen Geschichte um diese Beyträge gebracht hat. 3) Herzog Friedrich Wilhelms zu S. Weimar (dessen Nachkommenschaft von Altenburg benennt wurde) reuvolles Bekenntniß und Klage, über den zerrütteten Zustand seines Hof- und Cammer-Wesens, vom 30. Jun. 1591. Friedrich Wilhelm war ein übler Haußhälter. Eine nachdrückliche Vorstellung seiner Räthe über die Folgen seiner übeln Wirthschaft, steht in Mosers patriotischen Archiv, B. 3. S. 270. In diesem Jahr war er zum Besuch in Dresden: der Churfürst bat ihn, seinen Vettern, den Herzogen Joh. Casimir, und Joh. Ernst, Coburgischer Linie, zuzureden, daß sie doch durch ihr Schuldenmachen dem Hause Sachsen keinen Schimpf bringen möchten. Hier schlug ihm das Gewissen, daß er so fort diesen merkwürdigen reuvollen Brief an seine Cammerräthe nach Weimar schrieb. Er erbietet sich darin, wenn das Einkommen nicht zureichen sollte, nur 10 Pferde, 3 Jungen (Wagen) zu halten, und mit 6000 Gülden für sich und mit 2000 Gülden für seine Gemahlin für lieb zu nehmen. 4) Urkunden und Nachrichten, die Versammlung des Obersächsischen Kreises zu Jüterbok vom Jahr 1623, und die erfolgte Absendung des S. Weimarschen Hofraths Fr. Hortleders zu derselben, betreffend. Sie bestehen im Churf. Joh. Georgs Ausschreiben zu dieser Kreißversammlung an Herz. Albrecht von Weimar; im Herz. Albrechts Vollmacht und Instruction für seinen Gesandten, Hortleder; des Lezten Reisememorial, oder Tagebuch (das abgekürzt werden konnte) nebst angehängter Rechnung auf mitbekommene 220 Thaler; in dem Schreiben der Gesandten an den Churf. von Brandenburg, wegen Uebernehmung des Amts eines Nachgeordneten des Kreises; in dem Verzeichniß sämtlich anwesender Räthe und Gesandten; in Churf. Georg Wilhelms zu Brandenburg Beschwehrungsschreiben an Herzog Wilhelm zu Weimar, wegen der durch Weimarsche Truppen in Wernigerode verübten Gewaltthätigkeiten, und in des Lezten rechtfertigenden Antwort. Der Weimarsche Gesandte erschien des bekannten Präcedenz-Streits mit Altenburg wegen nicht bey der Versammlung, trat aber dem Kreißabschiede bey. 5) Mannengerichte in Sachsen, durch einige Ur-

 kun-

kunden vom Jahr 1642 erläutert. Es war von Herzog Albrecht zu Eisenach in einer Feloniesache der Herrn von Buttlar ausgeschrieben, aber bey deren erfolgten Straferlegung nicht gehalten worden. Unter den Urkunden ist auch ein von der Regierung zu Gotha darüber ausgestelltes Gutachten. 6) Urkunden die Sachsen-Gothaische Landestheilung von 1680 und 81 betreffend. Die wichtigste darunter ist der Commissarische Bericht der Cammerräthe und Rentmeister von Gotha, Altenburg und Coburg von 16 Jan. 1680 über die gemachte Theilungs-Entwürfe der drey ältern fürstlichen Brüder, nebst dem Anschlag sämtlicher in Gotha, Altenburg, Coburg und Henneberg befindlichen Aemter und Güter. Die damahls ausgeworfene Septima eines der sieben Prinzen Ernsts des Frommen betrug 16012 fl. 8 Gr. — welch ein Unterschied gegen den itzigen Ertrag ihrer Landesantheile! 7) Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrichs I. Herzogs zu Sachsen-Gotha. S. 338—388. Ist eigentlich der christfürstliche Lebenslauf, wie er bey dessen feyerl. Beysetzung öffentlich abgelesen worden ist, und auch so ganz nach der Form der Leichenpersonalien zugeschnitten, daß man doch auch nicht das mindeste zur Charakteristik und Regierungsgeschichte des Herzogs daraus nehmen kann. Er verdiente nicht, erst jezo durch den Druck bekannt zu werden, es müßte denn seyn, um ein Beyspiel von der damahligen schulgerechten Erziehung deutscher Prinzen mehr zu haben. 8) Landschaftliche Verfaßung des Fürstenthums Gotha, oder Notiz der bey der Landschaft dieses Fürstenthums angemerkten wohlhergebrachten Ordnungen, Gerechtsamen und Gebräuche. Ein für die Statistik von Gotha lesenswürdiger Aufsatz, den die deputierten Stände von Gotha, zur Erhaltung dessen was ihnen durch die Tradition und Observanz von den Rechten und der Verfaßung der Landschaft bekannt war, durch ihren Syndikus, Brodkorb 1719 aufsetzen ließen, unterschrieben, und die herzogl. Bestätigung verlangten — aber nicht erhielten. Was sich nachher verändert hat, hat der Herausgeber in den Anmerkungen erwähnt. Der Aufsatz leidet keinen Auszug, sondern muß ganz gelesen werden. Wir bemerken nur dieß einzige daraus, daß die zwey gräflichen Stände, Hohenlohe und Schwarzburg, wechselsweise das Directorium führen, und dafür zum Schluß jedes Landtags ein Geschenk erhalten.

Die

Die Vorrede zu diesem Theil ist von dem Hrn. Generalsup. Schneider zu Eisenach, mit der Nachricht, daß Hr. von Hellfeld bey dem Abdruk des Bogens V. dieser Beyträge, den 21. Jul. des v. J. gestorben sey, und ihm die Besorgung der noch übrigen Arbeit überlassen habe. Die zwey ersten Aufsätze dieses Theils liefern so vortrefliche Proben einer actenmäßigen Geschichtserzählung, daß man Ursache hat, den Verlust des jungen, fleißigen Mannes, der für die Aufklärung der sächsischen Geschichte noch so vieles würde geleistet haben, zu beklagen.

Tb.

Geschlechts-Erzählung derer in Sachsen florirenden adelichen Familien, als Continuation zu verschiedenen Auctoren herausgegeben von Aug. Wilh. Bernh. von Uechtritz. Churf. Sächs. Premierl. des Regim. von Reizenstein. Tab. LV-C nebst Register und Verbesserungen Leipz. bey G. Em. Beer 1788. 13 Bog. Querfol.

Diese Fortsetzung faßt die Geschlechtstafeln der Geschlechter, Marschall von Biberstein, von Schönberg, Fuchs, Wolfersdorf, Münchhausen, Bodenhausen, Witzleben, Burkersrode, Heringen, Geusau, Helmold, Wolframsdorf, Häseler, Meusbach, Berlepsch, Schlegel, Erffa, Trotta, Hardenberg, Breitenbauch, Araimb, Naso, Hühnerbein, Beulwitz, Schönfeld, Bendeleben, Mangold, Raschkau, Schönfeld, Dachroeden, Stammer, Tottleben, Brandenstein, Lüttichau, und von Bennigsen, auf eben die Art, wie die vorigen, fortgesetzt und bearbeitet, in sich. So gut und lobenswürdig der Fleiß des Hn. Verf. ist, so wünschten wir doch seinen Arbeiten, wenn sie recht brauchbar werden sollen, etwas mehr genealogische Genauigkeit. Die Jahre sind nicht immer, auch oft offenbar falsch angegeben, und auf die chronologische Stellung der einzelnen Personen ist zu wenig Rücksicht genommen worden. So ist Tab. LIX das Geburtsiahr des Ernst Gerlach von Münchhausen 1717 und das Sterbeiahr desselben 1710 angegeben; der in eben dieser Tabelle genannte Otto Melchior von

der Dänke soll wahrscheinlich von der Deken heissen. Auch die Kinder der verschiedenen Ehen stehen nicht allemal nach ihrer Folgeordnung beisammen. Genaue Angabe der Geburts- und Sterbeiahre und richtige Stellung der einzelnen Stammsglieder sind Hauptlerforderniße in guten genealogischen Arbeiten. Das beigefügte Register ist für das ganze Werk nützlich, weil der Hr. Verf. nicht nach der alphabetischen Ordnung gearbeitet hat.

Chartam lineam antiquissimam, omnia hactenus producta specimina aetate sua superantem ex Cimeliis Bibliothecae Augustae Vindobonensis — exponit *Jo. Geo. Schwandner*, Nob. Austr. S. Caes. Reg. Maj. Consiliar. et Biblioth. Aug. Vindobon. primus Custos. Vindob. ap. Rud. Graeffer. 1788. 21 P. 4.

Der Herr V. verdient für diese mitgetheilte Entdeckung des ältesten auf Leinenpapier geschriebenen Dokuments den Dank aller Diplomatiker. Kein bis izt aufgefundenes auf ächtem Leinenpapier geschriebenes Dokument reicht, wie der Verf. in dem erstern Abschnitte dieser Abhandlung sehr gut auseinander gesezt hat, bis zu dem Anfang des XIV. Jahrhunderts hin. Dieses von dem V. entdeckte und beschriebene Dokument, eine Urkunde Friedrichs II, fällt in die Mitte des XIII Jahrhunderts und sezt also, wie bisher schon die Vermuthung war, den Gebrauch des Leinenpapiers um ein halbes Jahrhundert weiter hinauf. Sie ist ein Mandat des obigen Kaisers an den Erzbischof von Salzburg und den Herzog von Oesterreich, den zwischen dem Herzog von Kärnthen und dem Kloster Goeßen über die Erbschaften der in Kärnthen angesessenen Ministerialen des leztern entstandenen Streit beizulegen, ist nur 7 Zoll lang und 3 Zoll breit, zu Baroli in Apulien, izt Barletta, ausgestellt und hat keine weitere Zeitangabe, als prime indictionis. Diese prima indictio in der Regierung Friedrichs II. fällt nach der Untersuchung des Verf. in die Jahre 1228 — 1243 — denn das Ende des dritten Cyclus von 15 Jahren bis 1257 erlebte Friedrich II nicht — und gerade um diese Zeit 1243 hielt sich Friedrich II in diesen Gegenden von

Ita-

Italien auf, wie es ein anders vom sel. Senkenberg mitgetheiltes Diplom dieses Kaisers vom Jahre 1243 mense Aprili primae indictionis Capua datum bezeugt. Das Jahr 1243 bleibt also die wahrscheinliche Epoke dieser Urkunde und auch die Epoke des bis izt bekannten erstern Gebrauchs des Leinenpapiers. Die Urkunde, die nur wenigen Schaden gelitten hat, hat alle Kennzeichen der Aechtheit vor sich und noch das Merkwürdige, daß das Siegel an zweien Abschnitten von demselben Papier, die zwischen der 4 und 5 Zeile der Urkunde durchgezogen sind, am Rücken derselben aufgedrukt und angehangen ist, eine Siegelart, die dem Hn. Verf. nur noch an einer einzigen italienischen Pergamenturkunde, einem Diplom Ulrichs Patriarchen von Aquileia, vom Jahre 1173 vorgekommen ist. Dieses gewiß sehr schäzbare und seltene Dokument ist mit den Urkunden des aufgehobenen Klosters Goeßen, die der Hr. V., so wie die Urkunden aller im Oesterreichischen aufgehobenen Klöster, untersuchen und prüfen mußte, in die Kaiserliche Bibliothek zu Wien gekommen und das erstre Denkmal von den mancherley Vortheilen, welche die gelehrte Welt von den so lange verborgen gehaltenen Schätzen der aufgehobenen Klöster erwarten kann.

Bk.

Philipp der Zweyte, König von Spanien. Ein dramatisches Gemählde von Mercier. Aus dem Französischen. Liegnitz und Leipzig, bei David Siegert, 1788. XL. und 182 Seiten gr. 8.

Gegen die historische Einleitung, die nicht so sklavisch übersetzt ist, und schon im 2ten Hefte von Schillers Thalia gestanden hat, sticht das Drama sichtlich ab. In diesem blickt der Franzose überall durch, der sich freilich in seiner eignen Sprache vortheilhafter zeigen würde. Wenn S. 18. z. B. Don Carlos der Elisabeth sagen will, daß er seine Liebe zu ihr zu unterdrücken gezwungen sei, so heißt es: „der brennende Vulkan mag immerhin seine Glut in die Tiefe zurückziehn, sie verwüstet darum nicht weniger die Oberfläche der Erde" — und auf der folgenden Seite: „Zwei Jahre — was sag' ich!

zwei qualvolle Jahrhunderte sind verflossen — habe ich nicht in dieser Zeit bewiesen, daß Ihre Ruhe mir theurer ist, als die Meinige?“ — Wir konnten uns dabei der Erinnerung der gelesenen Erzählungen aus den Zeiten vor der Sündfluth, nicht entschlagen, wo ein Liebhaber hundert Jahre in geduldiger Stille seufzen konnte. —

Tu.

H. W. von Günderrode sämmtliche Werke, herausgegen von D. E. L. Posselt. Zweyter Band, Leipzig bey Jacobäer 1788. 8. 39 Bogen, mit zwey Kupfern.

Auch diesen zweyten Band eines für die deutsche Geschichtskunde und das deutsche Staats- und Privatrecht zu früh gestorbenen edeln Schriftstellers wird das Publikum mit eben dem gegründeten Beyfall aufnehmen, den es dem ersten gegeben hat. Allenthalben bemerkt man auch hier jenen Geist des Fleißes, der Genauigkeit und der scharfen Prüfung, wodurch sich die andern günderrodischen Schriften lange schon den Kennern empfohlen haben. Die, großentheils noch ungedruckten, Abhandlungen dieses Bandes sind unter fünf Nummern gebracht. I. Abhandlungen aus der Geschichte: 1) über einige Veränderungen in dem Nationalcharacter der deutschen Völker; unstreitig das beste und wichtigste historische Stück im ganzen Bande, voll von ausgebreiteten historischen und statistischen Kenntnissen und mit philosophischem Scharfsinn bearbeitet: niemand wird es ohne Befriedigung lesen. 2) Von der Eintheilung des deutschen Reichs in Franken und Sachsen. Man findet hier in der That viel Scheinbares für diese Behauptung. Aber das Wahre davon dürfte wohl nur dieses seyn, daß die Franken und Sachsen als die zwey Hauptvölker Deutschlands betrachtet worden, und die Bayern und Schwaben von minderer Würde gewesen. Die Gründung der vier weltlichen Erzämter auf die vier großen Herzogthümer Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben, und die darauf haftenden vier Hauptstimmen bey der Königswahl sprechen gar zu deutlich für die vierfache Eintheilung der ganzen deutschen Nation und des deutschen Staats. Und eben in dieser Rücksicht wollte noch der römische König Wenceslaus das Reich in vier Kreise theilen.

Daß

Daß Lothringen mit zu Franken gerechnet worden, ist ganz unerweislich. 3) Ueber die (alten) Schicksale der Deutschen in fremden Kriegsdiensten. Der Verf. hält die Neigung der Deutschen, für fremde Staaten zu fechten, für edel, wenigstens nicht für tadelhaft. Aber an den Schweizern hat man sie doch immer getadelt. In neuern Zeiten hat Deutschland dabey gewiß mehr verloren, als gewonnen. 4) Beyträge zu einer Geschichte der Markgrafschaft Baden und ihrer Bewohner. Es sind einige sehr brauchbare Bemerkungen von dem, was in einer Geschichte des Landes, das itzt die eigentliche Markgrafschaft Baden ausmacht, und seiner Bewohner erzählt werden sollte. 5) Zur Geschichte des Licents, mit Urkunden; ein sehr lesenswürdiger Aufsatz. II. Abhandlungen aus dem deutschen Staats- und Privatrecht. Unter diesen zeichnen sich besonders die Briefe über das Erbfolgerecht in den 1778 erledigten bayerschen Ländern S. 149 — 196, und die Erläuterung einiger wichtigen Sätze von der unfürdenklichen Verjährung (praescriptio immemorialis) S. 208 — 229 aus. III Abhandlungen aus der Münzwissenschaft: 1) Von den Gedächtnismünzen verschiedener Völker, besonders der Deutschen. 2) Ueber das Gepräge der deutschen Münzen des mittlern Zeitalters. Hieran dürfte der eigensinnige Münzkenner wohl manches auszusetzen haben. 3) Untersuchungen über das badische Münzwesen. 4) Vollständige Beschreibung aller markgräflich-badischen Münzen und Medaillen S. 286 — 369; ein sehr schätzbarer Aufsatz. 5) Versuch einer Beschreibung der hessen-casselschen und darmstädtischen Münzen und Medaillen. 6) Von einigen seltenen Münzen aus dem Mittelalter. Es werden hier fünf in der That seltene Münzen beschrieben. 7) Von einigen seltenen Münzen der Herzogin von Brabant und Landgräfin von Hessen, Sophie. Bisher war keine vor dem 16ten Jahrhundert geprägte hessische Münze mit dem Bildnis einer Person aus diesem fürstl. Hause bekannt, nur die ausgenommen, auf denen die heil. Elisabeth abgebildet ist. Der V. entdeckte zuerst einige Schillinge mit dem Bildniß der Herzogin Sophie von Brabant, die nach dem Abgang des alten landgräflich-thüringischen Hauses das Land Hessen in Besitz nahm. Merkwürdig und bey Damen ganz ungewöhnlich ist, daß auf einer dieser Münzen die Prinzessin Sophie mit einer Fahne in der Hand erscheinet. Hr. v. G. vermuthet, daß diese Fahne, das Zeichen der Belehnung mit einem Reichsfürstenthum,

thum; die Ansprüche der Herzogin Sophie auf die Landgrafschaft Thüringen habe andeuten sollen, da sich Sophie eben deßwegen auch Landgräfin von Thüringen genannt habe. IV. Biographien: 1) Marbod, 2) Fredegunde und Brunehild, 3) Karl der Große und Ludwig der Fromme, 4) Maximilian I. und Lorenzo von Medicis. Unter allen hat uns die Biographie Maximilians I. am meisten gefallen; die von Karln dem Großen am wenigsten. Der Verf. scheint nicht gewußt zu haben, daß die damaligen Annalisten das Jahr mit Weihnachten anfiengen; sonst würde er die Kaiserkrönung Karls des Großen nicht auf den 25. Dec. des Jahrs 801. gesetzt haben. Die 6te Anmerkung S. 455 gehört nicht zu dem Worte Irmensäule, sondern zu dem Worte Ehresburg. Auch wurde die Irmensul nicht zu Ehresburg, sondern weit davon in einem Hayn verehrt. Daß die fränkischen Künstler zu Karls Zeiten alles eben so gut nachgemacht hätten, was man zu Constantinopel, damals dem aufgeklärtesten Orte der Welt, verfertigt worden war, (S. 469.) ist offenbar übertrieben. Ebendaselbst heißt es, Karl habe durch weise Anstalten das große Aggregat seiner Staaten zu einem dauerhaften Reich gebildet. Dieß zeigte sich nach Karls Tode nicht, wohl aber, daß das weitläuftige, unregelmäßige Staatsgebäude auf einem ganz unsichern Grunde stand. Ueberhaupt zeigt Hr. v. G. nur die schöne Außenseite dieses Monarchen und seiner mehr glänzenden, als wohlthätigen, Regierung. V. Zwey kleine antiquarische Aufsätze: ein französischer sur le boeuf de Bronze gardé dans le cabinet du Landgrave de Hesse, und ein deutscher über die Abbildung eines Ibis auf einer Schildkröte. Zuletzt folgt noch eine Sammlung von 10 merkwürdigen, zum Theil noch ungedruckten, Urkunden.

Gd.

Grundriß der Geschichte der jezigen, besonders der Europäischen Staaten, den Zeitbedürfnissen gemäß eingerichtet, von Joh. Christoph Krause, der Weltweisheit Magister und Prof. zu Halle. Halle, Curt. 1788. 486 Seit. gr. 8.

Ehemals hatte Hr. K. über Meusels Europäische Staatengeschichte Vorlesungen gehalten; konnte aber, (wie es auch

auch ohne Uebereilung unmöglich ist,) niemals in einem halben Jahre damit fertig werden, und vermißte auch darinne die deutsche Geschichte. Da er nun jezt auf Zuhörer Rücksicht nehmen muß, welche entweder nicht Zeit, oder keinen Beruf zu haben glauben, über die deutsche Geschichte besondere Vorlesungen zu hören, welches der Fall bey den meisten ist, die nicht Rechte studiren: so hat er es, wie er sagt, sehr unbillig gefunden, deutschen Jünglingen historischen Unterricht zu geben, in welchem Deutschland gänzlich fehlt. Hier müssen wir nun freylich (wozu wir auch sonst schon Gelegenheit genug gehabt haben,) theils die schlechte Methode zu studiren, die unter der sich selbst überlassenen akademischen Jugend herrschend ist, theils die mitleidswürdige Eilfertigkeit beklagen, mit welcher sie oft darauf bedacht ist, nach dem gemeinen Ausdrucke, mit ihrem Cursus sobald als möglich fertig zu werden; ohne es sich einfallen zu lassen, daß der heutige Zustand der Gelehrsamkeit weit mehr Zeit und Anstrengung als vorher jemals erfordere. Solchergestalt ist es nun zwar nothwendig, die deutsche mit der übrigen europäischen Staatengeschichte in halbjährige Vorlesungen zusammen zu preßen; ob aber dadurch viel Nutzen gestiftet, ob die jungen Herren nicht in der Geschwindigkeit mehr überladen, als belehrt werden? ist eine andere Frage.

Einsichtsvolle Männer, wie unser Verf., wissen sich unterdessen wohl in solche Bedürfnisse zu schicken, und ihnen, so weit es möglich ist, abzuhelfen. In dieser Absicht schrieb er gegenwärtiges Buch. Da wo die alte Geschichte aufhört, machte er den Uebergang in das heutige Europa, und stellte das Mittelalter besonders. Es kömmt ihm zu unmethodisch vor, von Chlodovich bis auf Ludewig XVI herab, hinter einander weg zu erzählen. (Hier können wir dem Verf. nicht beitreten. Staatenhistorie muß doch eigentlich eine historisch documentirte Erklärung seyn, wie ein Staat nach und nach das geworden ist, was er in unsern Zeiten vorstellt; warum er nicht zu einer höhern Vollkommenheit gelangt, oder gar zurückgefallen ist; was die Fürsten und die Nation selbst darauf vor einen Einfluß gehabt haben. Alle diese wichtigen Erörterungen lassen sich, zumal für Anfänger, nicht im gehörigen Lichte behandeln, wenn die Geschichte des Staats nicht im chronologischen Zusammenhange zur völligen Ueberschauung vorgetragen, sondern nach einem oder etlichen Jahrhunderten durch die Geschichte anderer Staaten unterbrochen, wohl gar

in

in dieselbe verwebt, oder gelegentlich bey derselben berührt wird. So glauben wir daher auch, daß Hr. Kr. bey seinem übrigens feinen Plan, mehr eine mittlere und neuere Europäische Geschichte, als eine eigentliche Europäische Staatenhistorie, geschrieben habe) In kurzen Lesezeiten gedenkt er diese mittlern Jahrhunderte meistens zu überschlagen. Verwandte Staaten hat er nach gewissen Abtheilungen und Kapiteln zusammengestellt, und nur zur Ersparung des Raums, die Glieder der Tabelle näher an einander gerückt.

In dieser Geschichte des Mittelalters gehen die aus dem alten Röm. Reiche ganz oder zum Theil entstandnen neuen Staaten im ersten Abschnitte voran, und wiederum im ersten Buche die von deutschen Völkern gegründeten Staaten im Orient. Hier wird die eigentliche deutsche Geschichte bis auf Maximilian I., die französische bis zum J. 1498. die spanische bis zum J. 1479 (in welche zugleich die portugiesische bis 1481. eingeschaltet ist,) die großbrittannische bis 1485. die italiänische, österreichische, schweizerische und burgundische, in gleichem Zeitalter ohngefähr, fast eine jede nach gewissen Perioden und Unterabtheilungen, beschrieben. — Das zweyte Buch (S. 155. fg.) begreift die Geschichte der aus dem byzantinischen Reiche entstandenen Staaten, zuerst dieses Reichs, sodann des arabischen, osmanischen und ungarischen. Im zweyten Abschnitte folgen die slavischen Staaten, Pohlen, Rußland, u. a. m. Im dritten aber die nordischen, Preußen, Liefland, Schweden, Dännemark und Norwegen.

Der zweyte Theil des Buchs, oder die neuere Geschichte, (S. 247. fg.) hat folgende Abtheilungen: vom Ende des 15ten Jahrhunderts, bis zum Anfange des 30jährigen Kriegs; von diesem bis zum westphälischen, pyrenäischen und olivischen Friedensschlusse; das Zeitalter Ludwigs des großen von 1660 — 1700 (ziemlich unerwartet führt hier Ludwig XIV. diesen Beinahmen, den man ihm nicht einmal in Frankreich nach seinem Tode weiter gegeben hat, oder nach historischer Gerechtigkeit geben konnte. Der V. sagt S. 412. von der Verwüstung der Pfalz durch seine Soldaten: „Nie haben Barbaren sich grausamer betragen, als hier die Franzosen." Aber nicht die Nation verübte diese Unthat; sondern die durch das unwiderstehliche Le Roi le veut vom großen Ludwig angefeuerten Soldaten;) endlich das jezige Jahrhundert in zwo Abschnitten und

mehr

mehrern Kapiteln. Voran geht ordentlich in jeder Abtheilung, ein Verzeichniß der Regenten und anderer wichtiger Menschen, in einem jeden Staate; welche Uebersicht allerdings ihren guten Nutzen hat; und einen noch größern haben könnte, wenn die von dem V. versprochenen biographischen Nachrichten hinzugefügt würden. Alsdann folgt die chronologisch systematische Geschichte, in solchen Stellungen und Verbindungen, welche zur pragmatischen Behandlung die dienlichsten sind: obgleich eben in dieser neuern Geschichte die Zerstückelung der eigentlichen Staatenhistorie oft am sichtbarsten ist. Ueberhaupt hat Hr. K. hier die Methode des Hn. Büsch mit einigen Abänderungen befolgt. Der gute Kenner der Geschichte, der sie auch bündig zu erzählen, und mit auserlesenen Bemerkungen anziehend zu machen versteht, zeigt sich überall. Einige seiner Behauptungen können wir zwar nicht unterschreiben; wollen uns aber hier auf dieselben nicht einlassen, weil er keine Beweise dafür gegeben hat. Denn durchgehends fehlt die Anzeige der Quellen: und das dünkt uns in einem Buche, aus welchem Studierende Geschichte lernen sollen, ein wesentlicher Mangel zu seyn. Vielleicht hätte durch Abkürzung der hin und wieder zu sehr ins specielle gehenden Geschichte neuerer Zeiten, dazu einiger Platz gewonnen werden können.

Ws.

Geschichte des kaiserlichen neunjährigen Bundes vom Jahr 1535 bis 1544 — aus den Originalacten dargestellt von Phil. Ernst Spieß Erlangen bey Palm 1788. 4. 34 Bogen.

Mit Recht eifert Hr. Reg. R. Spieß im Vorbericht über „die an vielen Orten noch herrschende lächerliche und übertriebene Verheimlichungssucht, Feindseligkeit, Bequemlichkeit, Unwissenheit, grobes Stillschweigen oder leere Antwort und unerfülltes Versprechen,“ und fügt seiner Abhandlung (§. 31.) noch die inständige Bitte an einige seiner Herren Amtsbrüder in Deutschland bey, „daß sie alle in den ihnen anvertrauten Archiven bisher verborgen und unbenutzt gelegenen Materialien öffentlich mittheilen oder wenigstens denjenigen Gelehrten, die an der Verbesserung und Vervollständigung

der

der deutschen Reichsgeschichte arbeiten, williger damit an die Hand gehen mögen, als es bisher geschehen ist, weil das Publicum durch Zurückhaltung solcher archivalischen Nachrichten gar zu sehr leidet, der Landesherr aber Ruhm und Ehre davon hat, dem kein bloßer φυλαξ im Archiv dienet" Aber leider! sind nicht immer die Archivarien, sondern öfter noch die politische Superstition und die alte barbarische Verheimlichungssucht der Landesherren und ihrer geheimen Räthe Schuld, daß die Urkunden und Actenstücke unbenutzt in den Archiven verfaulen, auch solche, durch deren Bekanntmachung die Rechte und Ehre des Landesherrn durchaus nichts verlieren, wohl aber die deutsche Geschichtkunde und das deutsche Staatsrecht sehr viel gewinnen würden. Seltsam und fürchterlich ist der Eid, den die bey den chursächsischen Archiven angestellten Personen schwören müssen: und Rec. hat es nur gar zu sehr erfahren, mit welcher Unerbittlichkeit man arbeitenden Gelehrten die ganz unschädliche Abschrift einiger Urkunden des 16ten Jahrhunderts an jenem Hofe abzuschlagen pflegt. Selbst Hr. Sp. hätte bey der vorliegenden Arbeit unglaubliche Schwierigkeiten zu überwinden: und hätten nicht die brandenburgischen Archive in Franken selbst einen beynahe vollständigen Actenvorrath von dem kaiserlichen neunjährigen Bunde gehabt, so würde es ihm nicht möglich gewesen seyn, die Geschichte desselben auszuarbeiten. Dieser neunjährige kaiserliche Bund vom J. 1535. ist eine neue Erscheinung in der deutschen Reichsgeschichte, aus der er sich so sehr verloren hatte, daß er noch in keinem Handbuch der deutschen Geschichte bemerkt worden ist. Der erste, der ihn wieder entdeckte, war der sel. D. Franke zu Leipzig, der zufällig ein gedrucktes Exemplar der Bundesformel erhalten hatte und in einem Programm, unter dem Titel: De foedere Caesareo novennali cet. Lips. 1768. 4. davon die erste Nachricht ertheilte. Nach ihm gab Hr. Prof. Jäger zu Altorf in einer besondern Abhandlung, die im litterarischen Museum B. II. S. 217. ff. eingerückt worden, davon etwas umständlichere Nachricht, besonders in Ansehung der Ursachen, warum die schwäbischen Reichsstädte sich geweigert haben, dem Bunde beyzutreten. Endlich gelang es dem Hrn. R. R. Spieß, die Geschichte dieses Bundes in einer ununterbrochenen Reihe aller Handlungen, die von 1535 bis 1544. bey dem Bunde vorgefallen sind, zu liefern, nur den allerletzten Bundestag ausgenommen, der aller angewandten Mühe ungeachtet

achtet nicht erforscht werden konnte. Die Ursachen, warum dieser Bund so lange in Vergessenheit gerathen, findet Hr. Sp. nicht in der Verheimlichung der Bundesstände, denn nicht nur die Bundesartikel, sondern auch verschiedene Bundesabschiede sind damals gedruckt worden; sondern in dem Stillschweigen gleichzeitiger Schriftsteller und in der Nachlässigkeit der Archivarien, die die Bundesacten in ihrer Verwahrung hatten und noch haben: (vielleicht auch darinn, daß der Bund keinen Fortgang hätte und überhaupt nicht von Bedeutung war.) Die Veranlassung zu diesem kaiserlichen Bunde gaben die verschiedenen Verbindungen, die mehrere Reichsfürsten und Reichsstädte seit einiger Zeit zu ihrer Vertheidigung errichtet hatten. Schon am 27. Febr. 1531 war der schmalkaldische Bund auf 6 Jahre geschlossen worden. Das Jahr darauf wurde ein rheinischer Bund auf 20 Jahre, und 1533 ein siebenjähriger Bund zwischen Augsburg, Nürnberg und Ulm geschlossen, so wie im Jahr 1534 von einigen katholischen und evangelischen Fürsten ein Bündnis zu Eichstädt errichtet wurde. Bey diesen bedenklichen Umständen, und da der schwäbische Bund im Jahr 1532 völlig auseinander gegangen war, suchten auch der Kaiser und der röm. König Ferdinand sich mit einigen Reichsständen zusammenzusetzen, um nicht ganz blos zu stehen. Die förmliche Errichtung dieses kaiserlichen neunjährigen Bundes erfolgte auf einer Versammlung zu Schwäbisch-Wöhrd am 30 Jan. 1535. Die Glieder desselben waren der Kaiser Karl V., der röm. König Ferdinand, der Erzbischof zu Salzburg, die Bischöfe zu Bamberg, Eichstädt und Augsburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, das brandenburgische Haus in Franken, die Pfalzgrafen am Rhein, Otto Heinrich und Philipp, und die 4 Domkapitel zu Salzburg, Bamberg, Eichstädt und Augsburg. Auf dem im April 1535 gehaltenen Bundestage zu Laugingen wurden die Städte Nürnberg, Windsheim und Weißenburg am Nordgau, u. im folgenden Jahre auch Kaufbeuern, Rothenburg an der Tauber und Gmünd aufgenommen. Da die Zeit des Bundes mit dem J. 1544 abgelaufen war, gab sich zwar der röm. König Ferdinand viel Mühe, einige Bundesstände zu einer vieljährigen Erneuerung des Bundes zu bewegen: aber die damaligen Religionszwistigkeiten, das Concilium zu Trient und der Ausbruch des schmalkaldischen Krieges verstatteten nicht, daß man an ein allgemeines Bündnis hätte denken können. Erst im

Jahr 1547 kam es, nachdem der Kaiser den schmalkaldischen Bund getrennt hatte, so weit, daß schon ein sogenannter Rathschlag der Stände aufgesetzt wurde, auf welche Art der neue Bund errichtet werden sollte, den man auf dem damaligen Reichstage zu Augsburg abschließen und besiegeln wollte. Aber obschon auf diesem Reichstage den Ständen eine förmliche Notel des auf fünf Jahre zu errichtenden neuen Generalbundes zur endlichen Entschließung vom Churcollegio mitgetheilt wurde: so blieb es doch dießmal bloß bey der Erneuerung und Verbesserung des Landfriedens, der im Grunde noch heut zu Tage die Stelle eines allgemeinen Reichsbundes vertritt. Uebrigens hat Hr. Sp. dieser Geschichte des neunjährigen Bundes, die eigentlich nur 40 Seiten einnimmt, nicht nur die Urkunde des neunjährigen Bundes selbst, nebst den sämmtlichen Bundesrecessen, als nöthigen Beweis- und Erläuterungsstücken, sondern auch die bisher noch ungedruckten Formeln des rheinischen Bundes von 1532, des Bundes der drey Städte Augsburg, Nürnberg und Ulm von 1533, des eichstädtischen Bundes von 1534 und die Notel des vorgewesenen Generalbundes beygefügt, wodurch freylich das Werk sehr angewachsen ist, aber auch die deutsche Geschichtkunde eine so beträchtliche Bereicherung erhalten hat, daß jeder Kenner dem verdienten Verfasser dafür danken wird.

Ew.

P. *Placidi Muth* Disquisitio historico-critica in bigamiam Comitis de Gleichen cet. Erfordiae litteris Nonnianis 1788. 8. 4. pl.

In der Peterskirche zu Erfurt zeigt man ein Grabmal, auf welchem ein Graf von Gleichen zwischen seinen zwey Gemahlinnen liegend vorgestellt wird. Dieses Monument haben viele für einen Beweis des bekannten Vorgebens gehalten, als sey dieser Graf von Gleichen, der insgemein Ernst II. genannt wird, mit zwey Gemahlinnen zugleich, mit einer christlichen und einer arabischen, vermählt gewesen, worüber ihm auch der Pabst die erforderliche Dispensation ertheilt haben soll. Diese Fabel untersucht der Verf. der vorliegenden academischen Schrift, und zeigt mit guten Gründen, daß der gedachte

dachte Graf von Gleichen nicht Ernst II., sondern Sigmund gewesen sey, der im Jahr 1494. gestorben ist; daß er zwar zwey Gemahlinnen, Agnes von Querfurt und Katharine von Schwarzburg, gehabt, aber nicht zu gleicher Zeit, sondern hintereinander, und daß also an eine Bigamie hier nicht weiter zu denken sey. Das ist der Inhalt dieser ganz gut gerathenen Abhandlung. Die angehängte Synopsis Theologiae Catholicae, die 45 Seiten stark ist, interessirt uns nicht.

Geschichte des Grafen Wilhelm von Holland, römischen Königs, von Johann Meermann, Freyherrn von Dalem; aus dem Holländischen. Zweyter Theil, Leipzig bey Hilscher 1788. 8. 24. Bogen.

Dieser Theil enthält den Rest der denkwürdigen Geschichte Wilhelms von Holland, von 1250 an bis zu seinem Tode im Jahr 1256, und ist mit eben so vieler Sachkunde und Genauigkeit, wie der erste, ausgearbeitet. Die Holländer haben Ursache, auf einen ihrer edeln Mitbürger stolz zu seyn, dem itzt vielleicht keiner von ihren historischen Schriftstellern, den einzigen Kluit ausgenommen, an die Seite gesetzt werden durfte; nur zuweilen scheint er in den Fehler der Weitschweifigkeit zu fallen und Sachen zu berühren, die füglich hätten wegbleiben können. Hr. v. M. ist nicht der Lobredner seines Helden, wie es sonst Biographen zu seyn pflegen; sondern er zeigt auch mit vieler Unpartheylichkeit, Wilhelms Schwächen und Fehler. Ein sehr schätzbarer Beytrag ist die angehängte Sammlung von Urkunden, die auf Wilhelms Geschichte Beziehung haben, und unter denen sich viele noch ungedruckte finden. Die letztern sind hier in extenso abgedruckt; von den schon bekannten nur der Anfang und Schluß, so wie es die Absicht des Verf. erforderte. Die beygefügten vier Kupfertafeln enthalten 4 Siegel von Wilhelm, ein Siegel von seiner Gemahlinn Elisabeth, und 2. von seinem Bruder Floris, fünf Schriftproben von Wilhelms und seines Bruders Urkunden, und zwey Monogrammen des K. Wilhelms, nebst 4 Abdrücken von wilhelmischen Münzen. Noch ist ein dritter Theil übrig, der den Zustand der Sitten, Wissenschaften und Gesetze,

 der

der Religion, des Handels und andere Merkwürdigkeiten unter Wilhelms Regierung, sowohl in Deutschland als in Holland, enthalten soll.

Gd.

---

13) Erdbeschreibung, Statistik und Reisebeschreibungen.

Meiners Briefe über die Schweiz. Zween Theile. Berlin bey C. Spener. Zwote Auflage, durchaus verbessert und vermehrt. 1788.

So sehr vermehren sich die Reisebeschreibungen, daß es wol nicht außer Wege wär, nach und nach an Vorschriften so wohl zur Verfertigung als zur Prüfung derselben zu denken. Einige Anleitung hinzu findet man unter andern auch in J. M. Gesners Isagoge Th. I. §. 561 de peregrinat. ex edit. I. N. Niclas; wenig vollständig aber. Nach Mustern kann man sich bey den Alten um so viel weniger umsehn, da sie bey wenigen auswärtigen Verkehre auch weniger reiseten. Jene griechische Weltweise, die aus Indien Weisheit holeten, krameten die fremde Waare nicht sogleich auf öffentlichen Markt aus. Sehr vortrefliche, geographische Nachrichten haben wir zwar auch von den Alten: Geographie aber verhält sich zu Reisebeschreibung, wie z. B. Historie überhaupt zu den besondern Denkschriften eines Beobachters, der zugleich Theilnehmer bey irgend einer merkwürdigen Scene gewesen. Wenn der Geograph bey öffentlichen Gegenständen stehn bleibt, so sammelt der Reisebeschreiber einzelne Privatanecdoten oder auch flüchtige Nationalzüge, gleich den feinern Gesichtszügen, schön oder häßlich, je nachdem man sie im Schatten oder im Lichte sieht. Wenn der Geograph in dem Museum, unter trockenen Urkunden ruhig und kalt bleibt: so überrascht den Reisebeschreiber bald zu günstiges, bald zu ungünstiges Vorurtheil, je nachdem er bey der Durchreise schön oder schlecht Wetter, freundliche oder unfreundliche Bewillkommung gehabt hat.

Wo

Wo er nicht Zeit hat, mit eigenen Augen zusehn, borgt er die Augen der Einheimischen. Ob ihr Zeugniß glaubwürdig sey, weiß er erst alsdenn, wenn er nicht nur mit Personen von diesen, sondern auch von dem entgegengesetzten Klubb Umgang gepflogen, wenn er nicht nur Tage, sondern Monate mit ihnen zugebracht hat, wenn er nicht nur Bücherkenntniß, sondern auch Welt- und Menschenkenntniß, sondern zugleich Local- und Nationalkenntniß besitzt.

Herr Meiners Briefe haben nun die zwote Auflage erlebt. Sein Werk gleicht einem schönen fruchtbaren Garten. Wenn wir daraus das Unkraut auswurzeln, wen darf es wol ärgern? Freilich muß es mit Schonung auch des kleinsten Blümgens geschehn, oder der Gärtner legt uns das Handwerk. Wie sehr Herr Meiners monitoribus asper sey, verräth er im 1sten Th. der zwoten Ausgabe s. 71. Daselbst beschuldigt er den Verfasser eines gewissen Sendschreibens der Keckheit, des Leichtsinns, der Niederträchtigkeit, der schwärzesten Verläumdungen, und sezt dann liebreich hinzu: „Man vermuthete Anfangs in Zürich, daß Herr Professor Meister der Verfasser davon sey.“ Und nach was für einer Logik ziehen er und seine Laurer eine solche Vermuthung? — „Weil Herr Meister nicht lange vorher eine heftige Recension von Meiners Briefen in die zürchersche Bibliothek hatte einrücken lassen wollen, welches aber die Obrigkeit verboten hatte. Herr Meister wurde darüber zu Rede gestellt, allein er versicherte als ein ehrlicher und seine Worte respectirender Mann, daß er nicht der Urheber des Sendschreibens sey.“ Hierüber rückte Herr Meister in die allg. Litteratur-Zeitung von Jena ein förmliches Dementi ein. Er erklärte, daß er weder wegen der Recension noch wegen des Sendschreibens zu Rede gestellt worden, und im Gegentheil die obrigkeitliche Censurbewilligung zum Abdrucke seiner Recension Jedermann vorlegen könne. Zugleich bedauerte er Herrn Meiners, daß er nicht immer die zuverlässigsten Korrespondenten in der Schweiz habe. Herr Meiners ließ das Dementi auf sich erliegen. Er, der so fertig war, ganz unbegründet Herrn Meistern Etwas zur Last zu legen, vermogte es bis auf itzt nicht über sich, seine eigene Uebereilung zu gestehn. Und doch war sie beleidigend genug, und zwar nicht nur gegen den Herrn Prof. Meister allein, sondern auch selbst gegen die zürchersche Bücher-Censur. Als Herr Meiners während seines letztern Aufenthaltes in Zürich,

mit Herrn Meister sprach, verlor er über dessen Recension kein Wort. Und warum das? Entweder mußte Herrn Meiners die Berichtigung seiner Nachrichten überhaupt gleichgültig seyn, oder er hielt Herrn Meistern nicht fähig, solche Berichtigungen zu geben. Bey meiner Durchreise bat ich mir von diesem letztern seine Recension aus. Ich theile sie buchstäblich mit, und was ich über die zwote Auflage von Herrn Meiners Briefen für mich selbst beyfüge, unterscheide ich durch Häckgen.

„Da unter so vielen vortreflichen Bemerkungen, schreibt Herr Meister, in den Meinersschen Briefen auch manche unrichtige durchschlüpft, die bisher von andern recensierenden Journalisten nicht bemerkt worden ist: so glauben wir, daß die Anzeige einiger der auffallendesten keineswegs gleichgültig seyn werde.“ Wir bringen sie unter Rubriken, und überlassen die Ausfüllung der Lücken einem fleißigern Forscher.

Hyperbolen.

Th. I. S. 6. erste Ausgabe: „Nur auf solchen Höhen, als die von Hohenzollern sind, konnten Geschlechter gegründet werden, die so viele Jahrhunderte durch unverdorben fortdauerten.“ Der Verfasser vergaß, daß die „Häuser, Nassau, Oranien, Hannover u. a. nicht auf solchen Höhen erbaut waren; er vergaß, daß ihm die Burg Habspurg; dieses Stammhaus so vieler Fürsten, lange so erhaben nicht vorkam, als Hohenzollern.“

Th. I. S 313. 1ste Ausg. „Nur allein auf den obersten und unfruchtbarsten Höhen des Jura werden schöpferische Genies gebildet.“ Man sehe auch die zwote Ausg. Th. 1. S 440.

Th. I S. 268, 269. 1ste Ausgabe: „In der Schweiz ist die Büchercensur so hart, daß man sie viel eher für ein Werkzeug der Knechtschaft in den Händen eines morgenländischen Despoten, als für die Verordnung glücklicher Freystaaten halten sollte.“

Th. I S 275 1ste Ausg. „In Bern hält man wachsende Aufklärung für gefährlich.“

Th. I. S 274. 1ste Ausg. „Das Bernerregiment in französischen Diensten hat den Ruf, daß es das verdorbenste Korps im ganzen Heere sey.“ (In der zwoten Ausgabe Th. 1. S. 386

586 schränkt Herr Meiners diese Behauptung ein. Man versichert, daß er bey seinem zweiten Aufenthalte in der Schweiz diesem Regimente eine Ehrenerklärung gegeben.")

Th. I. S. 262. 1ste Ausgabe. „In Bern sieht man nachgerade eine sorgfältige Erziehung der Kinder und Verwaltung des Hauswesens nicht mehr als Pflichten vornehmer Weiber an, und ist schon geneigt, sie für Beschimpfung eines vornehmen Standes zu halten. S. 263. Eheliche Treue ist in Bern zwar noch nicht, wie in Paris, eine Thorheit; man hat aber doch schon seit geraumer Zeit aufgehört, sie für eine nothwendige Tugend zu halten."

Th. II. S. 225. Erste Ausgabe: „In Genf soll der Ehebruch nicht mehr gestraft werden. Ebend. S. 160, 225. Bey aller übrigen Reinigkeit der Sitten sollen in Lausanne die schändlichsten Vergehungen gegen die Keuschheit ungestraft, ja wohl vor Gericht triumphierend hingehen."

(Und dieß wär also der Mann, der in der Vorrede zur zwoten Ausgabe S. XXVIII. von den Schweizern noch eine Bürgerkrone verlangt, daß er durch seine treuen Schilderungen und unpartheyischen Urtheile die Schweiz von der Geringschätzung errettet hat, worinn sie durch verfälschte Nachrichten und zu harte Urtheile, wenigstens in Deutschland, zu fallen in Gefahr war! Und dieß der Lobredner von Bern, der in eben dieser Vorrede S. XXX. ausstreuen darf: — Man habe seit der Bekanntmachung seiner Briefe Acht gegeben, wie viele Briefe er mit der Post, und an welche er sie schikte, und wie viele er wieder, und von welchen er sie zurück erhielt.)

Unbestimmte Nachrichten.

Th. I. S. 5. 1ste Ausgab. S. 7. 2te Ausgabe: „In Tübingen ist die Universität und das Kloster beyde ohngefähr noch in eben dem Zustande, in welchem ich sie das erstemal gefunden hatte. Wie aber damals, hievon kein Wort."

Th. 1. S. 77. 1ste Ausg. S. 107. 2te Ausg. Bey der Beschreibung einer zürcherschen Zunftmahlzeit heißt es: „Nachdem sich die gnädigen Herren entfernt hatten, ließ man Weiber, Töchter und Musicanten kommen." „Nur die Bürgermeister und der Rath in corpore, nicht die Zunftvorgesetzte heißen gnädige Herren. Nicht die Weiber und Töchter —

ter — nur Köchinnen und Dienstmägde kommen, um den Meistern nach Hause zu leuchten."

Th. I. S. 79. 1ste Ausg. S. 110. 2te Ausg. „In Zürch dürfen Mannspersonen weder Gold noch Silber, noch Sammt oder Seide; Frauenzimmer keine Edelgesteine, Spitzen oder Federn tragen. — Hievon ist kaum der Drittel wahr."

Th. I. S. 109. 2te Ausg. „Die Zürcherinnen reden anfangs in Gesellschaft von Fremden nicht viel, aber nicht deswegen, weil sie nicht reden könnten, sondern weil sie fürchten, daß Fremde durch ihre Aussprache beleidigt werden möchten, die aber in ihrem Munde viel weniger auffällt und unverständlich ist, als in dem Munde der Mannspersonen." „Der Herr Professor urtheilt sehr höflich. Andern Durchreisenden schien die harte Aussprache der Damen mit ihrer zarten Bildung im auffallendem Kontraste zu stehn. Wenn das Frauenzimmer mit dem Herrn Professor so wenig sprach, so zweifle ich, ob hieran nur die Besorgniß, ihn durch die Aussprache zu beleidigen, Schuld war." Da ich überzeuget bin, fährt Herr Meiners fort, „daß man äußere Politur, oder sogenannte feine Welt und glänzende Kenntnisse immer viel zu theuer um den Verlust guter Sitten kauft, so war es mir angenehm, daß Frauenzimmer lieber ihre Muttersprache, als Französisch redeten, welches ich mich nicht besinne, irgendwo in Gesellschaft gehört zu haben." „Ich hingegen hörte viele Frauenzimmer Französisch reden. Doch dies beyseite gesetzt, bitt' ich Herrn Meiners, die ganze Stelle noch einmahl zu lesen, und sie als Logikus zu zergliedern und in förmliche Schlußreden zu bringen. So eigentlich werd' ich aus der verwickelten Stelle nicht klug. Klingt sie nicht so, als ob bey den Damen Französisch sprechen mit äußerer Politur, oder sogenannten feinen Welt und glänzenden Kenntnissen Eins sey! Klingt sie nicht so, als ob man diese Kenntnisse, diese feine Welt und Politur, diese französische Sprache unmöglich anders als um den Verlust guter Sitten erkaufe? Oder endlich auch so, als ob man von einem Frauenzimmer nur so viel wissen dürfe, daß sie ausschließend Deutsch spricht, um zugleich überzeuget zu seyn, daß sie zwar gute Sitten, aber keine Politur und keine glänzenden Kenntnisse habe? Doch glücklicher und bestimmter drükt viel-

leicht

leicht der Verfasser sich aus, wenn er sich in seinem Elemente, in der Sphäre der Politik bewegt. Laßt uns denn sehn:"

Th. I. S. 164. 1ste Ausg. „Wenn man die zürchersche Regierungsform eine aristocratische Democratie nennen kann, so kann man der Bernerschen den Namen einer democratischen Aristocatie geben." Ein blendender Ausdruck; ob aber auch heiter? Ebend. „Bern und Zürich unterscheiden sich dadurch von fast allen übrigen Freistaaten, daß sie nicht von einem fehlerhaften Extrem gleich in das entgegengesetzte übergegangen sind, daß sie auch nicht Mißbräuche durch andere Mißbräuche gehoben, sondern allmählig und ohne blutige Revoluzionen durch bessere Einrichtungen geheilt haben." In Zürch waren gleichwol die Abänderungen plözlich, entgegengesetzt, blutig, so wol unter Rudolph Braun im XIVten Jahrhunderte, als zu Waldmanns Zeiten in der leztern Hälfte des XVten Jahrhunderts.

Th. I. S 128. 2te Ausg. „Der größte Theil von Geßners Arbeiten geht nach England, wo Geßner der Mahler allem Vermuthen nach berühmter ist, als Geßner der Schäferdichter." Allem Vermuten nach? Und so eben erhalt' ich aus England die Nachricht, daß daselbst die achtzehnte Ausgabe seiner Gedichte unter der Presse sey.

Th. I. S 287. 2te Ausg. „Alle (alle?) kleinen Kantone haben nicht nur einen Schaz, sondern auch Capitalien." *)

Sonderbare Schlußfolgen.

Th. I. S 25. 1ste Ausg. „Die Sprache und Aussprache ist in Constanz der deutschen viel ähnlicher, als die in Schwaben. Dieß ist in der That zu bewundern. Und warum denn beym Zusammenflusse so vieler deutschen Klosterleute, Dohmherrn, Kriegs- und anderer Bedienten?"

Th. I. S. 23. 1ste Ausg. „Die Hauptepoche des Verfalls der Stadt Constanz war unstreitig die Zeit der Kirchenversammlung. Auch in Basel war eine Kirchenversammlung, und immer blühte die Stadt." (Ob nicht die Zeit des Konstanzer Verfalls in die Zeiten des Interims fällt? Wir verweisen auf Zündelins Konstanzer Sturm.)

 (Th.

*) Man sehe die zwote Ausgabe Th. II. S. 158, 139.

(Th. I. S. 103. 1ste Ausg. glaubt Herrn Meiners die Einführung der Extrapost in der Schweiz nichts weniger als schwierig. S. 142 nach der zwoten Ausgabe bemerkt er, daß sie in Bern wirklich eingeführt worden. Er weiß aber nicht, daß sie schon wieder aufgehört hat. Ohne Zweifel bedachte er nicht, daß zur Unterhaltung solcher Anstalten ausschließende Rechte und Straßen nothwendig sind, und daß man in der Schweiz nicht leicht die Freiheit beschränkt.)

Th. I. S. 104. „Aus den schönen Strassen in Bern könnte man schliessen, daß die Erbauer der Stadt sich von den Stiftern der meisten alten Städte so wie durch Geburt und Erziehung also auch durch Kenntnisse und Geschmak unterschieden haben. Ob wohl der Herr Professor aus der heutigen Beschaffenheit der Stadt Paris auch auf den Geschmak eines Pepins und Pharamonds, oder von den Kirchen zu Rom, auf den Baugeist eines Romulus den Schluß machen wollte? Ausdrücklich sagt er ja selbst S. 105. Alle Häuser sind meistens erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts gebaut."

Th. I. S. 120. 1ste Ausg. Unglaublich scheint dem Verfasser die Geschichte des Weinzäpfli, der mit einem Pferde von der hohen Plateform heruntergestürzt seyn soll, ohne den geringsten Schaden zu leiden. Er dreht die Geschichte so: „Um der Strafe zu entgehn, haben da muthwillige Reuter mit den Kameraden verabredet, bey der Aussage zu beharren, daß auch er mit dem Pferde heruntergefallen, aber durch besondere Fürsehung erhalten worden." Läßt sich aber wol bey dem betäubten Jungen solche Geistesgegenwart, bey den Mitschülern solche Uebereinstimmung und Beharrlichkeit, bey den Aeltern und bey der Obrigkeit solche Leichtgläubigkeit besser als die Wundergeschichte begreifen! *)

Th. I. S. 148. 1ste Ausg. „Weil Biel und das Bistum Basel seit undenklichen Zeiten keine Kriege geführt haben, und allem Ansehn nach so bald keine führen werden, so können sie am ehesten so viele Wiedertäufer dulden, die es für Todsünde halten, in den Krieg zu gehn." Entweder auf jeden Ort der Schweiz paßt dieß, oder auch nicht auf

Beil

*) In der zwoten Ausg. Th. I. S. 170 nimmt Herr Meiners seine Hypothese zurück.

Biel und das Bistum Basel, indem ja auch sie in dem eidgenössischen Schuz und Truzbündnisse stehn.

Th. I. S. 157. 1ste Ausg. „Der hohe Arbeitslohn ist die Hauptursache, warum in der Schweiz Fabriken so wenig gelingen.“ Gelangen Sie bisher nicht, weder in Zürch, noch in Basel, St. Gall, Appenzell, Mühlhausen?

Th. I. S. 173. 1ste Ausg. „Wenn auch Bern ursprünglich aristocratisch war, so ward es doch nothwendig bald democratisch. Denn wie wollte eine kleine Zahl von edeln Familien ohne stehende Truppen die zahlreichere und mächtigere Bürgerschaft zähmen?“ Bezähmten im Mittelalter die Fürsten und der Adel das Volk nicht auch ohne stehende Truppen? Die Regierungsform in Bern glich der Köllnischen. Man sehe Walthers Commentar. (S. 240 - 245. Th. I. der zwoten Ausgabe krümmt sich Herr Meiners auf alle Seiten, um seine einmal gewagte Behauptung des democratischen Ursprungs der Berner nicht zurück nehmen zu müssen. Er schließt mit folgendem usus consolatorius: „Vor dieser Entdeckung braucht sich Bern eben so wenig zu fürchten, als unsere deutschen, und übrigen europäischen Fürsten sich vor den Untersuchungen fürchten, in welchen bewiesen wird, daß die Fürsten in alten Zeiten viel weniger Gewalt, und das Volk viel größere Vorrechte hatte, als die einen, und das andere jezo haben.“ O ja, freilich darf bey ihrer weisen und väterlichen Regierung die Obrigkeit zu Bern sich vor Herr Meiners vermeynter Entdeckung keineswegs fürchten: Ob aber seine Entdeckung, daß die politischen Untersuchungen so ganz ohne alle Einwirkung auf den Geist der Völker und auf das Schicksal der Fürsten seyn, ob diese Entdeckung richtig seyn mag? Trugen nicht in Frankreich — freilich neben andern Ursachen — immer auch die politischen Schriftsteller und Redner das Ihrige zur Revolution und zum eigenthümlichen Gang dieser Revolution bey?)

Th. II. S. 72. 101. 127. 1ste Ausg. „Je unersteiglicher ein Gebirg ist, desto höher scheints dem Verfasser.“ Ob wol die Unersteiglichkeit nicht auch von andern Ursachen, als von der Höhe herrühren kann?

Falsche Nachrichten.

Th. I. S. 79. 80. 1ste Ausg. „Fremde Weine dürfen in Zürich in Privathäusern nicht anders als auf ein Zeugniß

des

des Arztes, daß man sie als Arzneymittel brauche, eingeführt werden."

Th. I. S. 217. 1ste Ausg. „Bern ausgenommen, besezen die aristocratischen Staaten in der Schweiz alle Officierstellen mit bloßen Bürgern. Gewöhnlich nimmt man aber zu Officieren nur solche, die in auswärtigen Diensten gestanden haben."

Th. I. S. 305. 2te Ausg. „Ohne die auswärtigen Dienste würde Bern und die ganze übrige Schweiz schon lange keinen Kriegsetat, keine erfahrne Officiere und Soldaten mehr haben. *) Wenn aber auch die Cantone alle ihre Truppen aus den fremden Diensten zurückzögen, und ihre Miliz dadurch vervollkommneten, so glaube ich doch nicht, daß diese gegen eine halb so große Zahl disciplinirten Truppen Stand halten könnte. Was thaten nicht die Schweizer bey Morgarten, Sempach, Näfels, Lauppen, oder auch (nach veränderter Kriegskunst) im Schwabenkrieg? (Was that nicht zu unsern Zeiten in Frankreich die Bürgermiliz?) Wer berechnet die Kraft des vaterländischen Enthusiasmus und den Einfluß nur von ein paar Häuptern?"

Th. I. S. 319. 1ste Ausg. „Von weissem Brode kostet das Pfund zwey Batzen." Th. II. S. 4. 114. „Eine Schweizerkuhe kostet 20 bis 24 neue Louisd'ors. Für die damalige Zeit hatte Hr. Meiners beydes beynahe um die Hälfte zu theuer angesetzt."

Widersprüche.

Th. I. S. 250. 1ste Ausg. „Durch unaufhaltsamen Strohm sinkt Bern in den Abgrund der gefährlichsten Oligarchie. S. 281. Die lezte Unvollkommenheit in der Bernerschen Verfassung ist die Menge und Kostbarkeit der Rechtshändel. (Hingegen S. 163 heißt es: der Kanton Bern ist vielleicht die vollkommenste Aristocratie, und ich zweifle sehr, ob alle die Einwürfe von vollkommenen Republiken, welche politische Träumer in alten und neuen Zeiten zusammengedichtet haben, wenn sie von einem

Gotte

*) Und doch fand Herr Meiners die Bernermiliz in Genf besser als die französische Truppen. Th. II. S. 280. zwote Ausg.

Gotte wären realisirt worden, so glückliche Menschen würden gebildet haben, als im bernerschen Gebiete wirklich leben."

Th. I. S. 111. 12. 2te Ausg. „Der Zwang und die Vorrechte der Zünfte ersticken die Nacheiferung und Industrie: (Ohne die Zünfte aber würden Gewerbe, Manufacturen und Handel noch weit weniger blühen.) — Und doch schreibt mans in Zürch den ausschließenden Innungsrechten der Passamenter zu, warum vormals die Bänderfabriken nicht hatten aufblühen können!"

Gekünstelte Einfälle.

Th. II. S. 15-17. 1ste Ausg. „Ein Gebirg, bloß weil es den Namen der Jungfrau trägt, macht den Verfasser so warm, daß er das Gebirg wirklich für eine Schöne ansieht, mit rosenbekränzter Stirne, blendenden Busen, der von Sonnenstralen geküßt wird. Ziemlich lose stürzt des Herrn Professors Einbildungskraft unter den Saum des Gewandes der gigantischen Jungfrau."

Diese Bemerkungen Hr. Meisters scheinen als Nachlese zu der Bemerkung, die bisher in andern Journalen, und auch in gegenwärtiger Bibliothek über M. Briefe gemacht worden, in einer Anzeige der zwote Ausgabe ganz eigentlich an ihrer Stelle zu seyn. Wir haben sie daher dem Publikum nicht vorenthalten wollen.

Hm.

M. Georg Christian Raffs ꝛc. Geographie für Kinder zum Gebrauch auf Schulen. Nach des Verfassers Tode durchgesehen, verbessert und herausgegeben von Christian Carl Andre ꝛc. Göttingen bey Joh. Christian Dieterich. 1790. 1 Alph. in 8.

Der Verleger wollte Raffs bekannte Kindergeographie wieder auflegen lassen; und weil der sel. Verf. nicht selbst die Revision des Buchs besorgen konnte: so that der Verleger wohl,

wohl, das Geschäfte der Berichtigung und Ausbesserung des aufzulegenden Buches einem andern Gelehrten aufzutragen. Ob er den rechten Mann darzu getroffen habe, wird man aus den Fehlern schließen können, die noch izt in der neuen Auflage befindlich sind. Beynahe möchten wir glauben, daß an einem Orte, wo Gatterer die Geographie lehrt, jeder Studente den Raff besser würde herausgegeben haben. Von dem zwar, was eigentlich Hr. A. an dem Buche gebessert oder zugesezt habe, können wir nicht urtheilen, weil wir die nächst vorhergehende Ausgabe zur Vergleichung nicht vor uns haben. Sollten etwa die kleinen Nötchen von ihm herkommen, die hie und da unter dem Texte stehen, und die wir in der Auflage von 1782 vermissen; z. E. S. 13 die Etymologie von Portugal, die Kindern nicht nöthig ist, und auch von andern Ländernahmen nicht angegeben wird; S. 18 bey Erwähnung des lissabonner Erdbebens, die Frage: Was für einen Begriff habt ihr von einem Erdbeben? S. 20 bey dem Leuchtthurm zu Setubal, die Frage: Warum das? oder S. 26 Wie unterscheiden sich Protestanten und Katholiken? oder S. 27 Wie kommen die Mohammedaner nach Spanien? und S. 30 Wodurch unterscheidet sich eine Domkirche von einer andern? u. a. m.: so wäre sein Verdienst sehr unerheblich. Für das Kind müßte man keine Fragen, die es sich nicht beantworten kann, sondern sogleich die Erklärung hinsetzen, nach der gefragt wird. Wir betrachten also nur das Buch wie es vor uns liegt, das aus den Händen eines fremden Verbesserers gekommen ist, und doch noch eine Menge Mängel und Unvollkommenheiten hat, die ihm ein Mann nicht hätte lassen sollen, der den Auftrag hatte, das Buch verbessert herauszugeben.

Der sel. Raff hatte anfangs, nach damals beliebter Mode, seiner Geographie die Form von Kinderdialogen gegeben. Die Unschicklichkeit dieser Raum verschwendenden Kinderey für ein Buch zum öffentlichen Unterricht wurde gerügt: und Raff ließ in der nächsten Auflage die Nahmen der redenden Kinder weg: allein er änderte die Form nicht: Frag und Antwort blieben: der Tadel hatte also noch statt wie zuvor. Und das ist hier nicht geändert worden. Z. B. S. 11 „Sechzehn Königreiche, und doch nur eilf Könige? Wie geht denn das zu? Ganz natürlich. Besinnt euch einmahl, wie es wohl zugehen möge! Ach, nun fällt mirs bey! Es haben vielleicht einige Könige zwey Königreiche zusammen? Richtig, so ist es!“ Wie viel ver-

vergebliche Worte sind das nicht? S. 24. „Diese neun Millionen Schafe mögen eine ungeheure Menge Wolle geben. Behalten wohl diese die Spanier für sich? O nein, sie verkaufen rc. S. 26. Was verkaufen denn die Spanier? Bekommen wir auch etwas von ihnen? O ja, wir bekommen von ihnen Rosinen rc. Ueberdem haben wir folgende Stellen angestrichen, die wir geändert haben würden. S. 8. wird der fünfte Welttheil Forster-Cooka genennt. In Büchern zum Unterricht sollte man keine neue Nahmen einführen, sondern die gewöhnlichen Benennungen der Dinge behalten. Ueberdem ist die Vorsetzung des Forsterschen Nahmens vor dem Nahmen des unsterblichen Cooks im Geschäfte der Länderentdeckung, eine Schmeicheley, die die beyden berühmten Deutschen selbst dafür erkennen werden. S. 14. heißt es: „Also werden die Portugiesen auch viel Wein trinken? Nein, nicht sonderlich viel. Sie verkaufen fast allen ihren Wein an die Engländer rc.“ Folgt daraus, daß die Portugiesen mit ihren Weinen handeln, daß sie selbst keinen trinken? Es wäre eben so, als wenn man sagte: die Maynzer trinken fast gar keinen Wein, sondern verkaufen ihre Rheinweine an Engländer und Holländer. S. 15. Von den Portugiesen bekommen wir gewiß den Kakao nicht, den wir genießen, sondern von den Spaniern. Es konnte noch gesagt werden, daß der Gemahl der Königin in Portugal ihr Onkle gewesen ist. Der Prinz von Brasilien ist schon im Sept. 1788 gestorben, und wird hier noch als lebend aufgeführt. Eben das gilt von dem Bischof in Regensburg, Grafen von Fugger, der 1787, und vom Fürsten zu Nassau Weilburg, der im Nov. 1788 gestorben ist. Wer solche Veränderungen anzumerken vergessen kann, ist wahrhaftig zur Ausbesserung geographischer und historischer Bücher verdorben. Bey Portugall und Dännemark sind die Besitzungen in andern Welttheilen nicht angegeben worden, wie doch bey andern Reichen geschehen ist. Die Beschreibung der Vanille S. 23. ist unrichtig. Madrid soll 300000 (nicht in Zahlen, sondern wie überhaupt alle Summen, mit Worten ausgedrükt) Einwohner haben. Nur wenige Zeilen hätten die Beschreibung des Escurials vollständig machen können, die, so wie sie da steht, mangelhaft ist. Aus Gatterers Geographie konnte der V. wissen, daß Frankreich nicht 40, sondern 43 Gouvernements enthält. Schon lange vorher war der Klöster erwähnt worden, und erst bey Paris folgt eine Beschreibung derselben. Von der neusten

Revolution daselbst wird nicht ein Wort erwähnt, die doch lange vor der M. Messe 1789 ihren Anfang nahm. S. 48. heißt es: der rothe Franzwein wird auch Medok genennt. Also ist rother Franzwein und Medok einerley? Bey Lyon hätte auch noch der Stickereyarbeiten erwähnt werden können. Die Stadt, heißt es, hat über 115836 Einwohner. Bey so bestimmten Angaben der Volkszahl, sollte auch das Jahr angegeben werden, in welchem dieselbe gezählt worden ist: denn eine solche Zahl kann doch nicht immer die nehmliche seyn. Wo man das aber nicht kann, ist es besser, eine runde Zahl zu nennen. Dieß gilt von sehr vielen Städten im Raffschen Buche. S. 61 wird der Reichthum der Engländer etwas unschicklich also ausgedrückt: alle Engländer haben fast beständig ihr reichliches Auskommen. Wenn das wäre, so würde sich keiner zum Straßenraub oder Matrosendienst verstehen. S. 53 wird von Lothringen gesagt: Herzog Franz habe es 1735 an Frankreich abgetreten, und König Ludwig XV. hat es hernach seinem Schwiegervater, dem K. Stanislaus auf Zeitlebens eingegeben. Umgekehrt war es: an den K. Stanislaus mußte Franz sein Lothringen abtreten, welches erst nach dessen Tod an Frankreich fiel. S. 59 wird der Ursprung des Nahmens Prinz von Wallis angegeben, warum geschahe es nicht auch bey dem Nahmen Dauphin? Der König in England, heißt es S. 61, und die meisten seiner Unterthanen sind reformirt: die übrigen aber sind katholisch. Man muß sich wundern, wie man das Unrichtige und Mangelhafte dieser Behauptung nicht hat bemerken können. Die Kirche, zu der sich der König und die Vornehmsten seiner Unterthanen bekennen, ist nicht die reformirte, sondern die Englische Kirche, die sich ja selbst nicht zur reformirten Confeßion hält. Und sind denn alle, die sich nicht zur Englischen Kirche bekennen, Katholicken? Im Unterhaus des Parlaments sollen Deputirte von allen Städten, Flecken und Dörfern sitzen. S. 70 sagt Raff: „wegen der zwey Brüder des Königs, wollen wir noch die zwey Herzogthümer Glocester und Cumberland merken ꝛc." Städte, von denen jüngere Prinzen des Königl. Hauses den Nahmen führen, sind deswegen nicht selbst Herzogthümer: und warum haben denn des Königs Söhne, die Herzoge von York und Clarence nicht auch die Ehre gehabt, erwähnt zu werden? Ein englischer Schilling soll soviel als 7 gute Groschen oder so viel Batzen seyn. Ist denn aber das einerley?

S. 79.

S. 79. „Im Jahr 1516 gehörten die Niederlande alle noch dem König in Spanien, Ferdinand dem Katholischen: da er aber in eben diesem Jahr starb, erbte sein Enkel, Kayser Carl V. Spanien und die Niederlande." Ferdinand der Katholische hat nie die Niederlande besessen: sondern sein Eydam, Philipp von Oestreich, erbte solche von seiner Mutter, der burgundischen Maria, und verließ sie seinem Sohn, Carl V. So viel historische Kenntniß, als nöthig ist, um so einen Fehler zu bemerken, sollte doch wohl ein Herausgeber mit zu seinem Buche bringen. S. 82. In Haag wohnen viele vornehme Holländer — warum nicht lieber? versammlen sich die Generalstaaten. S. 89. fehlt unter den katholischen Universitäten die zu Bonn. In dem Verzeichniß der östreichischen Länder S. 105 fehlt Mantua, Siebenbürgen, die Bukowine, Gallizien u. a. S. 105 so wie an vielen Orten, konnten Noten und Text, wovon jene den letzten verbessert und bestimmter wiederhohlt, zusammen gezogen werden. S. 101 heißt es bey Gelegenheit des Bischofs zu Trient; „In Deutschland giebt es viele vornehme geistliche Herrn und Frauen. Viele davon sind Fürsten, und werden Erzbischöfe, Bischöfe, und Pröbste genannt. Andere sind keine Fürsten, und heißen Prälaten, Aebte und Aebtißinnen. Doch sind etliche Aebte auch Fürsten." Also sind die Pröbste in Deutschland alle Fürsten, von den Aebten aber nur einige? S. 107 werden die Bayern ausdrüklich dumm genannt, und deswegen sollen Trägheit, Mord und Diebstahl unter ihnen herrschen. Bey dem bayrischen Kreiß hätte der Oberpfalz, wie mit andern noch kleinern Fürstenthümern geschehen ist, auch besonders gedacht, und nicht blos der Name der Stadt Amberg unter den bayrischen Städten genannt werden sollen. Der Ausdruck ist nicht passend S. 118, daß Carlsruhe auf neun von 32 Alleen gebaut sey. Das Geburtsjahr des Bischofs zu Constanz ist nicht 1757, sondern 1717. Es hätte aber auch seines Coadjutors gedacht werden können. Das Eisenachische, (nicht, wie es hier heißt, Weimarische) Städtchen Ostheim soll wegen seiner vielen Kirchen berühmt seyn, und hat eine einzige. Die zum Obersächsischen Kreiß gehörige Stadt Salzungen wird bey Franken, und die ganz Hennebergische Stadt Meinungen bey Obersachsen erwähnt. Daß der Maltheserorden fast in allen Ländern von Europa Güter besitze, hat auf die Einkünfte des Hochmeisters in Heitersheim keinen Einfluß, wie S. 159 gemeynt wird. Beym

Bisthum Fulda fehlt Brückenau. Der Fürst zu Nassau Usingen regiert nicht seit 1759, sondern seit 1775. Der Fürst Ferdinand Wilh. Ernst zu Solms ist schon lange todt. S. 173 steht durch einen Druckfehler 1749 statt 1759. Bey Chursachsen hätten doch billig die Kreise genannt werden sollen, in die es getheilt wird. Sehr sonderbar ist S. 188 die Rangordnung der Herzoge von Sachsen; von Weimar — Meiningen — Hildburghausen, Coburg und Gotha. Wie wenig genealogische Kenntniß gehörte darzu, um diesen Fehler zu verbessern? Die Kupfer- und Eisenbergwerke, die der Herzog von S. Coburg besitzt, liegen nicht im Fürstenthum Coburg, wie S. 190 gesagt wird, sondern in Salfeld. In Coburg ist keine Porzellanfabrik. Der Stadt Altenburg sollte unter dem Fürstenthum dieses Nahmens, nicht unter Gotha gedacht werden. Wernigerode gehört nicht der Fürstl. Linie des Hauses Stollberg. Daß es izt auch Fürsten zu Reuß giebt, weiß der V. nicht. So gar, wer sollte es meynen, von der wichtigen 1788 vorgefallenen Veränderung wegen des bisherigen Communionharzes, hat der Herausgeber eines Buchs für Göttingischen Verlag, nichts gewußt. Bützow hat S. 228 noch eine Universität. Bey Erwähnung sämtlicher Herzoge von Holstein, hätte doch auch ganz kurz gesagt werden können, daß sie ihre Länder nicht in Holstein sondern in Dännemark haben. Die jüngstverstorbene älteste Schwester des Kaysers lebte schon lange nicht mehr in Prag S. 254. Schlesien. S. 257. Wer sollte nicht erwarten, daß der Abtheilung in Ober- und Niederschlesien, und eines jeden in seine Fürstenthümer gedacht werden würde? Das ist nicht genug: man höre nur: „Im österreichschen Schlesien, das heißt, im Fürstenthum Teschen, entspringt die Weichsel — Vieles von diesem Fürstenthum Teschen gehört unter Preußischer Oberherrschaft, verschiedenen Fürsten und Herrn.“ Ueber wen soll man mehr unwillig werden, über den sel. Raff, der freylich Autor wurde in Kenntnissen, worinn er selbst noch Anfänger war, oder über seinen Nachfolger, dessen Schreibseligkeit ihn zu gleichen Fehlern hinreißt! S. 260. Sagan gehört nicht mehr dem Fürsten zu Lobkowitz. 808 □ Meilen sind für Dännemark zu wenig, vielleicht sollen es 858 seyn. S. 29 werden noch 29 Gouvernements von Rußland erwähnt, deren schon längst weit mehrere waren. Was ist S. 298 die Rechtstadt in Danzig? In Presburg werden nach S. 303 noch die Ungarischen

rischen Reichskleinodien aufbewahrt. (Denn daß sie nachher wieder dahin gebracht werden würden, konnte der V. nicht voraus wissen.) Bey Ragusa wird nicht erwähnt, daß die Republik unter türkischem Schutz stehe.

Man denke nicht, daß wir durch diese Recension dem Buche den Dienst erwiesen haben, den es von dem Herausgeber erwartete, und daß es nun nach Verbesserung dieser Stellen fehlerfrey sey. Noch eine Menge andrer Stellen haben wir angestrichen, die ein Mann von Kenntniß durch Abkürzung, Zusammenziehung, Aenderung, kleine Zusätze, oder durch Bestimmtheit und Genauigkeit, würde verbessert haben, auf die wir uns aber, ohne zu große Weitläuftigkeit zu fürchten, nicht einlassen konnten. Es war wahrlich nicht Tadelsucht oder üble Laune, die dem Rec. die Feder führte, sondern theils unwillkührlicher Verdruß über die getäuschte Erwartung einer fehlerfreyern Ausgabe eines zum geographischen Unterricht bequemen Buches, als sie der sel. Raff entweder liefern konnte oder wollte; denn einige dieser Mängel entsinnen wir uns schon bey der ersten Ausgabe gerügt zu haben. Theils wollten wir auch Verlegern dadurch einen Wink geben, sich bey ihren Aufträgen und Veranstaltungen doch vorher des Raths eines sachkundigen Mannes zu bedienen. Möchten doch auch Gelehrte, die die Feder zur Schriftstellerey immer in der Hand haben, bedenken, wie sehr sie ihrer Ehre schaden, wenn sie sich an alles wagen, was ihnen vorkommt, und nicht bey demjenigen Felde bleiben, worin sie mit Beyfall arbeiten können, nicht, ehe sie was übernehmen, vorher prüfen: quid valeant humeri, quid ferre recusent. Was der Herausgeber in der Vorrede sagt, daß er sich erst mit dem Publicum über die Art der vorzunehmenden Veränderungen bereden wolle, und daß man oft da wirklich verschlimmere, wo man sich einbilde zu verbessern, ist leeres Gerede: denn ohne Anfrage müssen Fehler verbessert, und Flecken abgewischt werden. Und warum sezte man bey einer neuen Auflage das Buch nicht auch, nur in möglichster Kürze, auf die übrigen Welttheile fort? soll denn auf Schulen blos Geographie von Europa getrieben werden?

Dz.

Erdbeschreibung der Churfürstlich- und Herzoglich-Sächsischen Lande. Herausgegeben von M. F. G. Leonhardi. Leipzig, bey Haugs Wittbe. 1788. 1 Alphab. 19 Bogen in 8.

Sachsen hat bisher das Glück gehabt, verschiedene neue Statistiker und Erdbeschreiber zu finden: und das gegenwärtige Buch, das alle diese Hülfsmittel und außer diesen noch schriftliche Nachrichten genuzt hat, ist ein sehr dankenswerther Beytrag zur Vervollkommnung der Erdbeschreibung Deutschlandes, dergleichen wir einem jeden deutschen Reichslande wünschen, das noch keine besondere Beschreibung aufzuweisen hat. Man müßte ungerecht handeln, wenn man einzeler Mängel wegen, das Gute und Neue verkennen wollte, was uns der V. darin gegeben hat. Denn freylich scheint er nicht von allen Theilen der sächsischen Lande gleiche Unterstützung gesucht oder gefunden zu haben: im Ganzen genommen aber ist doch sein Fleiß in Aufstellung selbst eingezogner Nachrichten unverkennbar. Nach einer allgemeinen Einleitung zur Beschreibung der sächsischen Lande überhaupt, folgt nun zuerst die Beschreibung der Lande des Churhauses Sachsen insonderheit. Ihr Flächeninhalt ist 717¼ □ Meilen, und ihre Bevölkerung 1785, 1941806 Menschen. Nach einer sehr vollständigen Nachricht von der Viehzucht und den Producten des Landes, und von den sehr mannichfaltigen Manufacturen und Fabriken — es sind einige und zwanzig Druckereyen zu Baumwollenmanufacturen und über 80 Papiermühlen im Land, die aber nicht den Drittentheil des nöthigen Papiers liefern — ist hauptsächlich die Notiz von der Landesverfassung und den Landescollegien, eben so vollständig als lesenswürdig. Wenn jeder Landtag nur die gewöhnlichen 6 Wochen dauert, so betragen die Kosten schon 52000 Thaler. Allein nicht blos Merseburg und Naumburg, sondern auch Henneberg hat seine eigne Landtagsverfassung, so wie auch S. 94 beym Verzeichniß der Consistorien des Landes, das Hennebergsche Consistorium fehlt. Man erstaunt über die Menge und Vielfältigkeit der Abgaben, und wie sie alle nach temporären Bewilligungen beybehalten und immer mehr erhöht worden sind. Das Zeitungswesen ist für 7200 Thaler verpachtet, mit dem Zwang, die Zeitungen über Leipzig zu beziehen, wenn man sie auch näher haben kann. Die Revenüen

nüen sind 7 Millionen. Geschichte des chursächs. Kriegsstaats. In einem Gewölbe des zunächst an die Schloßkirche zu Wittenberg stoßenden Thurmgebäudes, ist in Schränken, die in die $5\frac{1}{4}$ Elle dicke Mauer eingebrochen sind, das Gesammtarchiv des Chur- und Herzogl. Hauses Sachsen befindlich; die Thüren sind mit 14 Schlössern verschlossen, von denen das Churhaus 6, Weimar 4, und das Gesammthaus Gotha 4 hat, so daß es nur durch Bevollmächtigte des ganzen Hauses Sachsen eröfnet werden kann — eine Vorsicht, die vermuthlich das ganze Archiv vor Eröfnung und Gebrauch sichert. Die Gegend von Langensalza soll eine große Menge stalaktitischen Kalkstein enthalten, der aus in einander gewundenen Röhren bestehe, deren sich die Inwohner zu Abführung des Regenwassers und andrer Unreinigkeiten und sogar zu Abtritten bedienen sollen — wir bekennen, daß wir dieses nicht wohl verstehen Bey Artern merken wir an, daß die Hennebergschen Aemter nicht mehr an die dasige Salzniederlage angewiesen sind, sondern gegen eine mäßige Abgabe sich die Freyheit erworben haben, besseres Salz aus nähern Salinen um die Hälfte des Preißes zu beziehen. In Merseburg betragen die Cammerrevenüen 61939, und die Steuern 91841; die Unterhaltungskosten aber 28300 Thaler. Nachricht von zwey sonderbaren Volksfesten in den Dörfern Zöschen, und Rükmarsdorf im Amte Skeudiz. In Lauchstädt sollen 300 Häuser, und darinnen nur 600 Inwohner seyn. (unter den Drukfehlern ist dieß nicht verbessert.) In Beuchlitz, einem anliegenden Dorfe ist ein Holzkohlenbergwerk im Gang. Die Bibliothek zu Dresden enthält über 130000 Bände und 2000 Manuscripte. Von den 64 Statüen auf den Gallerien der katholischen Kirche kostet eine grössere 900, und eine kleinere 500 Thaler, ohne 8 Ducaten für die Zeichnung. Warum wird aber der beyden öffentlichen Schulen in Dresden nicht erwähnt, da doch der Freymäurerschulen und des Josephinenstifts gedacht wird? Der Basaltberg bey Stolpen besteht aus Säulen, die der V. 312 Fuß lang schäzt. Das auf dem Berge liegende feste Schloß ist 1756 zu Anfang des siebenjährigen Krieges von dem damaligen Preußischen Obristen, nachherigen K. Pohlnischen General Warnery, nebst 1 Major, 1 Husaren und 1 Trompeter, mit dem ersten Schuß in diesem Krieg erobert, und 1 Generallieutenant, 3 Officiers und 74 Mann zu Gefangenen gemacht worden In der Lommatzscher Pflege sollen 5000 Menschen in einer □ Meile leben. In dem

Berg bey Mutzschen finden sich Quarzkrystalle, die sich wie Diamanten schleifen lassen, und nur in der geringern Härte nachstehen. In Hubertsburg hat der Graf Marcolini eine Englisch Steinguthfabrik angelegt. Von dem sächsischen Bergbau, den gangbarsten Gruben, und den Freyheiten der Bergorte und Bergleute wird ziemlich genaue Nachricht gegeben. Die Altenberger Zinnbergwerke geben noch jährlich 10 bis 15000 Centner Zinn. Bey Grünthal wird nicht erwähnt, daß die Saygerhütte im Bayrischen Krieg von einem Commando Oesterreicher abgebrannt worden ist. In Geyer wird jährlich von 3000 Centner Vitriol 60000 Pf. Vitriolöhl gemacht, und das Pfund mit 5 Groschen bezahlt. Die Churfürstl. Blaufarbwerke sollen vierteljährlich 20000 Thaler eintragen. Die Schönburgschen Herrschaften, die nun seit 1779 alle unter Chursächs. Lehnsoberherrschaft stehen, enthalten 14 Städte und 138 Dörfer und 43000 Menschen, und bringen dem Grafen jährlich 100000 Thaler ein. Die seit 1766 eingerichtete Mußelinmanufactur zu Plauen nimmt mit jedem Jahre zu. 1774 wurden 45000, und 1785, 142735 Stück, oder 3,272050 Ellen gewebet. Zu Rodewisch einem Plauischen Dorfe ist eine berühmte Meßingfabrik. Eine umständliche Nachricht von der Verfassung der Ober- und Niederlausitz, und von den Sorten der daselbst verfertigten Leinewand. Der Queiskreiß an der schlesischen Gränze soll in 2 □ Meilen 16000 Einwohner enthalten. In Görliz werden von 285 Tuchmachern jährlich 6000 Stück Tuch gewebt. Der ganze Handel von Herrnhuth betrug 1775 nach den Zollangaben 216000 Thaler. Viele Lausitzer Leinwand geht nach Spanien und Nordamerika. Es wird angemerkt, daß der 8. Artikel des Hubertsburger Friedens, wegen Abtretung des Fürstenberger und Schidloer Oberzolls, nicht in die Erfüllung gegangen, sondern daß Chursachsen bis izt noch in dem Besiz desselben sey. Es ist irrig, daß bey Breitenbach im Hennebergschen ein Alaunwerk sey, und daß die Stutterey zu Kloster Veßra nunmehr mit der zu Wendelstein vereinigt sey. Blos in dem Jahr des bayerischen Kriegs wurden aus Vorsicht die brauchbarsten Pferde nach Wendelstein geschaft, die aber gleich nach geschlossenen Frieden wieder zurück kamen, und die Stutterey ist wegen der vorzüglichen Dauerhaftigkeit der daselbst gezogenen Pferde in ihrer Verfassung geblieben, bis 1788 beliebt wurde, die Zuchtpferde nach Merseburg zu schaffen, die Fohlen aber von da auf die Henneber-

nebergsche Weide zurückzubringen. Hirschbach ist kein Kirchdorf; und Schützenhof und Hengsthaus keine Dörfer, sondern einzelne Wirthschaftsgebäude, und das, was sie ihrem Nahmen nach seyn sollen. In Schmiedefeld wohnen keine Gewehrfabrikanten, sondern Holzhauer. Auch weiß man nichts von einem Handel, der mit Wagen und Kutschen getrieben würde; hingegen hätte der wichtige Weinhandel zu Bennshausen erwähnt werden können. Die Lande des Herzogs zu S. Weimar enthalten nicht 42, sondern nach der 1787 beschlossenen Ausmessung, nur $35\frac{1}{2}$ □ Meilen. Ilmenau nährt sich, außer dem Bergbau, nicht sowohl mit Kiehnruß, als vielmehr durch die sehr stark getriebene Wollenspinnerey. Langenwiese gehört nicht zum Amt Ilmenau, sondern ist Schwarzburgisch. Uebrigens merkt man es bey Beschreibung der Ernestinischen Länder gar bald, wo dem Verf. vorgearbeitet worden. Die Beschreibung von den Meiningischen und Saalfeldischen Antheilen an Coburg ist vollständig, weil er hier von Sprengseysens und Gruners Nachrichten nutzen konnte, hingegen äußerst flach, und voll Uebereilungen, von dem Fürstenthum Hildburghausen, und von dem Meiningischen Antheil an Henneberg. In solchen Fällen aber hätte sich der V. erst genauer unterrichten, als sogleich Hand anlegen sollen. Beym Herzogthum Gotha ist Schnepfenthal nicht erwähnt worden, welches zwar Galletti, dem er lediglich folgt, zu seiner Zeit nicht thun konnte, das aber doch der V. im Jahr 1788 aus dem öffentlichen Rufe hätte nachhohlen sollen. — Hr. G. wird dieß sehr übel nehmen. Am meisten hat der V. das Canzlersche Werk genuzt, und aus demselben besonders die Flächenmaaße und Bevölkerungszahlen ausgehoben. Da Sachsen vorzüglich vor andern Ländern eine Menge von Landes- und Ortsbeschreibungen aufzuweisen hat: so würden wir, wenn wir eine Geographie der sächsischen Lande hätten schreiben sollen, gewiß nicht unterlassen haben, die Litteratur der vorhandnen topographischen Hülfsmittel gehörigen Ortes mitzunehmen. Dagegen unterläßt es der Verf. niemals, sich, nach Charpentier und Lesken in Beschreibungen der Gebirgsarten und Mineralien einzulassen, unterläßt es aber, wo ihn diese Vorgänger verlassen, an deren Stelle aber er Gläsern, Vogt und Anschütz hätte setzen können, wenn er sie gekannt hätte. Wir wünschen demnach, daß der V. bey einer neuen Auflage, die Kenntniß der zu brauchenden Quellen vervollständige, und

wo ihm diese abgehen, sich um schriftliche Nachrichten bewerben, und dadurch seinem gewiß nützlichem Werke mehrere Gleichförmigkeit geben möge.

Reisen eines Franzosen, oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt, nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit; in Briefen an ein Frauenzimmer abgefaßt und herausgegeben vom Hrn. Abte Delaporte. XXXV. Theil. Leipzig, bey J. G. Imman. Breitkopf. 1788. 1 Alph. 7½ Bogen in 8.

Der 360. und 361te Brief, mit denen dieser Theil anfängt, beschäftigen sich noch mit dem übrigen Theil des Königreichs Neapel, mit Ausschluß der Hauptstadt, und handeln von Caserta, Aquino, Arpino, Monte Caßino, Teti, Sulmone, Benevento, Nola, Amalfi, Salerno, Pesti, Canne, Brindisi, Lecce, Otranto, Gallipoli, Tarent, nebst einigen Geschichtchen von dem Tanz nach dem Tarantelstich, Heraclea, Sybaris, Croton, Roßano, vom Manna und Sardellenfang, von Reggio und den Liparischen Inseln. Die zwey folgenden Briefe betreffen Sicilien; der erste die Geschichte der Insel; der andre aber die Geschichte und Beschreibung von Meßina, Taormino, Catanea, (dabey eine Aetnareise, der man es ansieht, daß sie am Schreibtisch gemacht worden ist. Einen Theil schreibt der V. nahmentlich aus dem Baron Riedesel und aus Brydone ab, und datirt doch seinen Brief von 1758. Das scheint dem V. eigen zu seyn, daß der Aetna den Koffee- und Zimmtbaum, Sassaparill und Rhabarber tragen soll.) und Syracus mit seinen Alterthümern. Im 364ten Brief thut der V. eine Stubenreise nach Maltha. Der 365te endlich enthält den Beschluß von Sicilien, und die Beschreibung des alten und neuen Agrigent, Monreale, und Palermo nebst allgemeinen Nachrichten von Siciliens Verfassung und Innwohnern, und davon vieles aus dem Brydone. Die Anmerkungen des Uebersetzers enthalten mehr politische Räsonnements und Declamationen gegen Tyranney und Unterdrückung, die freylich nicht laut und oft genug wiederhohlt werden können,

als Berichtigungen und Zusätze aus neuern bekannten Reise-geschreibungen.

Tb.

Tagebuch einer Reise durch Holland und England von der Verfasserinn von Rosaliens Briefen. Offenbach am Main bey U. Weiß und C. L. Brede. 1788. 740 S. gr. 8.

Die berühmte Verfasserinn trat diese Reise den 7. August 1787 in Begleitung einer Freundinn und eines von ihren Söhnen an, und vollendete sie den 25. Okt. desselben Jahres. Die Mittheilung ihres gehaltnen Tagebuches ist immer ein angenehmes Geschenk für das Publikum, wenn es gleich wenig neue und wichtige Bemerkungen über diese schon so oft durchreisten und beschriebenen Länder enthält. Zu solchen Beobachtungen war eine Zeit von nicht einmahl drey Monaten freylich nicht hinreichend. Hätte es der würdigen Frau gefallen, nur das niederzuschreiben, was sie gesehen, und nicht alles, was sie dabey gedacht, empfunden, gesprochen, oder was ihr sonst bey den mancherley Gegenständen eingefallen; so würden statt 2 Alphabete wenige Bogen hinreichend gewesen seyn. Indeß hat auch diese Manier des Vortrags für viele Leser ihre Reize, welches Rec. gern einräumt, ob er sich gleich selbst nicht darunter zählen kann. Wir zeichnen nach Gewohnheit einiges von dem aus, was uns am interessantesten gewesen ist. — In der Pfalz dauern die Auswanderungen noch immer fort. Die Bedrückungen der Beamten verjagen viele aus ihrem Vaterlande nach Ungarn und Pohlen. Daher kömmt es auch, daß ein Mann, der nur 5 Kühe hat, 60 Morgen Land besitzt, den Zirkel des Anbaus aber nur alle 12 Jahre vollenden kann. Die Gemarkungen sind ungeheuer groß. Knechte und Ackervieh kommen durch den langen Weg ermüdet auf das Feld, und verlieren ganze Stunden des Tages nur mit hin und wiedergehen. Dieß setzt auch oft den Werth eines Morgens von 200 bis auf 20 Gulden herab. — Auf dem Wege von Kölln nach Düsseldorf ergetzte sich die V. „an der innigen Andacht der beynah unabsehlichen Reihe Wallfahrter, welche nach Käferthal zu einem wohlthätigen Marienbild wanderten." (Es begegnet

der edlen V. oft, daß sie ihre Empfindungen andern Personen leiht. Was bürgte ihr für die innige Andacht dieser armen betrogenen Leute? Doch nicht das laute Singen und Beten?) Ein protestantischer Geistlicher in Düsseldorf vertheidigte die Prozeßionen, Lavater und den Pabst (wie die V. sagt) eifrig und treulich. — Hr. v. Paw in Xanthen sagte der V., er sey mit einem Werke über die Griechen beschäftigt (das nunmehr auch erschienen ist) und setzte hinzu, er würde gern etwas ähnliches über den Charakter und die Geschichte der Deutschen schreiben, er fände aber nichts so intereßantes darinn, als in den Jahrbüchern der ältern asiatischen Völker. (Unter Intereße versteht Hr. v. P. wahrscheinlich Stoff zu kecken Hypothesen und Paradoxen. Die kann man freylich am besten formiren an Völkern die weit entfernt sind, und von welchen man viel unsichere Nachrichten hat.) — An der Grenze von Holland fand die V. Kälte und Grobheit im Betragen, ohne die angenehme Reinlichkeit dieser Nation. Auf dem Schiffswerft zu Rotterdam wird den Fremden nur ein flüchtiger Blick auf die in der Arbeit seyenden Schiffe verstattet. Unter den gemeinen Ständen herrscht die Familienliebe im hohen Grade: immer sieht man Vater, Mutter und Kinder zusammen. Frauenzimmer vom Stande sind alle nach französischem Geschmack gekleidet, nur die Engländerinnen haben ihre Landestracht beybehalten. Schon beym Nachtisch, so bald nur das warme Essen abgetragen worden, fangen die Holländer an, Toback zu rauchen. In Delft ist es so stille, daß man in einer ganz ausgestorbenen Stadt zu seyn glaubt. In Sardam sah die V. die Stube des Hauses, in welchem Peter I. während seines dasigen Aufenthalts lebte, und völlig den sonderbaren Sinn dieses Monarchen anzeigt; denn sie ist klein und dunkel, so wie er sich auch in Aachen in dem von Clermontischen Hause die kleinste, engste Kammer zu seinem Schlafzimmer wählte, weil es darinn am dunkelsten sey. S. 124. eine artige Bemerkung: Bey den Holländern, selbst bey den Kindern verbreite sich die Heiterkeit nicht aus dem Grund der Seele empor in das Auge und über die Gesichtszüge: ihr Lachen werde immer durch einen äußern Gegenstand erregt, und mache auch sogleich dem kalten und trocknen Wesen wieder Platz. — Ueber den Ursprung des Worts Börse. Die Kaufleute in Brügge versammelten sich vor dem Hause der Herren von Borzen, welches auf flamändisch Börse oder Geldbeutel heißt. Da dieses Haus

für

für alle Quartiere der Stadt wohlgelegen war, und das in Stein ausgehauene Wappen drey Börsen zeigte, sagten die Kaufleute: ich gehe auf den Platz der Börsen. Als sich nun durch den Krieg und Frieden der Niederlande die Handlung am stärksten nach Amsterdam und den freyen Provinzen zog, baute Amsterdam und Rotterdam Versammlungshäuser, und nannten sie auch Börse. — Die Theurung nimmt in Holland noch immer zu. Man rechnet, daß ein Stück Land, bey Nimwegen, das vor hundert Jahren 100 Gulden kostete, jetzt, unangebaut, mit 1600 Gulden bezahlt wird. Bey Harlem galt eine Wiese 50 Gulden, heut zu Tage 500; vor zehn Jahren ein Sack Erdäpfel 12 Stüber, jetzt 22 St.; Aepfel sonst 16 Stüber, nun 2 Gulden; drey Pfund schwarz Brod 1 Stüber; ein Pfund Fleisch 9 St.; ein Pf. Butter 8 St.; ein paar Schuh 3 Gulden. Ein Taglöhner bekommt 30 bis 34 Stüber u. s. w. — „In einem Dorfe bey Rotterdam, sagt die V. sahen wir einige junge Bauern Maille spielen. Ihre feintuchene Kleider und ihre gute Wäsche zeigte ihren Wohlstand; ihre Gestalt Gesundheit, und ihre Miene bey dem Spiel viel Nachdenken an, und ein richtiges Auge. In ihren Blicken auf uns war die vollkommenste Gleichgültigkeit, ohne die geringste Mischung einer andern Idee. Die Art von Ruhe selbst bey ihren Spielen ließ mich an den ökonomischen Nationalgeist denken, der nirgends etwas, nicht einmahl eine Bewegung des Leibes verschwendet, die einigermaaßen überflüßig seyn könnte." — Sogar im Vauxhall im Haag wird Tabak geraucht. Es ist ein komischer Anblick, die holländischen Stutzer zu sehen, wie sie in den Alleen des Vauxhall mit ihren Schönen am Arm spatziren, und so rauchen, daß bey den oben geschlossenen Aesten der Bäume der Dampf einen dicken Nebel macht, der die Luft und die Bäume verderbt. — Einen Theil des Wegs machte die V. mit dem bekannten Wesley, dem Oberhaupt der Methodisten, der jetzt in einem Alter von 83 Jahren steht, und eben von einer Reise aus Amerika zurückkam, wo er seine Gemeinden besucht hatte. Alle Engländer erzeigen W. und seinen Jüngern ungemeine Achtung. Er erzählte, daß er seine Gemeine auf mehr als 70,000 Seelen rechnen könne, die 700 Geistliche hätten. — S 177 eine bekannte Anekdote von einem Wirth in Helvoetsluys. Georg I. hatte auf seinen Reisen nach Deutschland zweymahl bey ihm logirt, und so unmäßig bezahlen müssen, daß er bey seiner nächsten Reise nicht

mehr

mehr in das Haus wollte, sondern sich auf die Straße setzte, bis die Kutschen ausgeschifft und angespannt seyn würden. Er begehrte drey frische Eyer zu essen, für welche 200 Gulden gefodert wurden. „Sind denn die Eyer hier so selten?" fragte er. „Nein! aber die Könige;" antwortete der listige Wirth und erhielt seine Bezahlung. — London. Nachricht von einer vortrefflichen weiblichen Erziehungsanstalt, die 220 Zöglinge hat, und von vier jungen, reichen und sehr schönen Frauenzimmern angelegt wurde, die keine Lust zu heyrathen hatten, und doch den natürlichen Beruf ihres Geschlechts erfüllen wollten. — Von der vortrefflichen Sammlung von Naturalien und Kunstsachen des Sir Aichton Leever, die im 16 Zimmern aufbewahrt wird, und mehr als eine Million kostete. Endlich nöthigten den Besitzer seine Umstände, sie in einer Lotterie auszuspielen. Er machte 30,000 Loose, jedes zu einer Guinee, und bestimmte die Zeit der Ziehung. Kaum hatte er 700 Loose verkauft, so war der Termin da. Er mußte Wort halten, und der fünfte Zug war seine Sammlung. — Die V. sah eine Uebersetzung der Minna von Barnhelm unter dem Titel die Baroneß von Bruchsal von Johnston aufführen, die vortrefflich gespielt wurde. Minna von Miß Farren, der Major von Palmer, Just von Edward. Das Haus war ganz voll, und viele Zuschauer, besonders Männer weinten bey den rührendsten Stellen. — Besuch bey Cagliostro, bey dem die V. den berüchtigten Lord Gorden fand. „Ich mußte, sagt sie, über das Spiel des Zufalls lachen, durch welches ein asiatischer Charletan einer deutschen Romanschreiberinn einen englischen Fanatiker vorstellte." C. sagte unter andern: Erziehung ändert die Menschen nie; sie bleiben immer, wie sie gebohren werden. Anfangs wurde er vom Prinzen Wallis und andern Großen eingeladen, indem seine lange Gefangenschaft, manches Stück aus seiner Geschichte, und die öffentliche Freysprechung des Parlaments, in einer zur Großmuth gebornen Nation für ihn reden mußten. Aber sie suchten ihn nicht lange, und nun geht er selbst nicht mehr aus seinem Hause. — Der berühmte Astronom Herschel wohnt in einem kleinen Baurenhause in Windsor. Die Schwester dieses großen Mannes hilft ihm nicht nur bey seinen Berechnungen, sondern entdeckte auch letzthin während seiner Abwesenheit einen neuen Cometen, und hat viel Anspruch an dem Ruhm der vortreflichen Ferngläser, welche ihr Bruder erfand

und

und verfertigte. Denn als er, um sie zur Vollkommenheit zu bringen, dreyßig Stunden ohne Aufhören an dem Schleifrad bleiben mußte, so leistete sie ihm als Gehülfe Gesellschaft, gab ihm das nöthige Essen und Trinken in den Mund u. s. w. — Bedlam hat dem Dr. Monro eine vortrefliche Einrichtung zu danken. Es herrscht nicht nur die größte Reinlichkeit und Ordnung, sondern die Elenden werden auch mit anhaltender Sanftmuth, Schonung und Güte behandelt, so daß jetzt viel mehrere und zwar in kurzer Zeit geheilt herauskommen. Die größte Zahl der hier befindlichen ältren Frauenzimmer sind aus der Sekte der Methodisten. Ihre strengen Grundsätze verursachen ihnen Aengstlichkeit, die in traurigen stillen Wahnsinn übergeht. Außer Bedlam gibt es in London noch über 300 Privathäuser, worinn Wahnsinnige aufgenommen werden. — Nachrichten von dem Künstler Jarvis, der die Glasmahlerey wieder herstellte. Ein Dreyviertelsbogen kostet 50 Pf. Sterling; ein royalgroßer Bogen 200 Pf. Jetzt hat er ein Gemählde von 18 Schuh hoch und 11 Schuh breit, für die Kapelle in Windsor in Arbeit, welches auf 2000 Guineen kommt, und die Auferstehung Christi nach einem Gemählde von Webb vorstellt — Die V. ward der königlichen Familie vorgestellt. Der König, einer der ansehnlichsten, schönsten Männer schien mit einer Aufmerksamkeit voll Güte zu zuhören, als sie mit seiner Gemahlin sprach, sagte ihr selbst etwas sehr gnädiges, setzte aber hinzu, man sollte mit ihr als einer Schriftstellerinn nicht Deutsch reden. Die Verf. erwiederte, sie freue sich für ihr Vaterland, daß Sr. M. seine Sprache noch liebten. Er legte hierauf mit dem Ausdruck ächter männlicher Wahrheitsliebe seine Hand auf die Brust und sagte: „O, mein Herz wird nie vergessen, daß es von deutschem Blut belebt ist! Meine Kinder sprechen alle Deutsch." — Die Begräbnißkapellen in Westmünster sind alle mit dem Geist der Zeit ihrer Stifter bezeichnet. Da unter andern eine den Nahmen Oxenbridge hat, so ist der Nahme nicht mit Buchstaben geschrieben, sondern ein Ochs, ein N. und eine Brücke stehen über den Eingang ausgehauen. — Popens Garten in Twickenham wird von den Engländern häufig besucht. Ganz England hat kein Haus, keinen Garten von Ansehn, in dem man nicht ein Brustbild dieses Dichters finden sollte. — Ein Beyspiel von dem Gleichheitsgefühl der Engländer, im Theater zu Coventgarden. Ein Mann auf der beynahe obersten

Bank

Bank des Amphitheaters rief mitten im Stück einem Akteur zu: Stop! (halt ein) Der Akteur schwieg: der Mann sagte: es sey Jemand übel, der weggebracht werden müsse. Alles war ruhig. Am Ende stand der Mann wieder auf und rief: Go on (Fahr fort!) Und die Akteurs endigten ihre Rolle. Weder der König noch die Großen zeigten die mindeste Miene von Ungeduld: jedermann wartete ruhig. (Ein solcher Zug charakterisirt den Geist einer Nation mehr, als ganze Bücher voll Räsonnement.) — Der berühmte Goldsmith lebte in dem reichen London und hatte einige Tage nichts zu essen. Von einem Freunde auf der Straße erhielt er etwas Geld, gieng damit so gleich zu einem Becker, kaufte sich und aß unklug warmes Brod, welches die Engländer so gerne essen: aber es brachte dem ausgehungerten Magen des armen geistvollen Goldsmiths den Tod. (1774 in seinem 43. Jahre.) Man errichtete ihm ein Denkmahl im Westmünster. — Bartolozzi sagte der V. über Angelika Kaufmann: sie ist die Ehre ihres Geschlechts und unsers Jahrhunderts, die größte Frau, „welche mit dem hohen Grade der Mahlerkunst, so viel historische Kenntniß, Sprachen, alle Dichter und den schönsten Geschmack ihres Zeitalters in sich vereint. Es ist unmöglich, daß sie jemahls eine Nachahmerinn habe." Vor Cipriani und Bartolozzi bedeutete die Kupferstecherkunst wenig in London, jetzt ist sie zu einem Handelszweige von 400, 000 Pf. Sterl. worden. — Unser Geßner wird von den Engländern noch weit mehr geschätzt, als von den Franzosen. Der berühmte Kirwan, (der als ein reicher Privatmann die deutsche Sprache blos des großen Nahmens der deutschen Chemiker wegen erlernte) versicherte das der V. und sagte, die Uebersetzung seiner Werke sey bereits zum 18ten mahle aufgelegt. — Der sonderbare Lord Monboddo gab seinen Töchtern eine seltsame Erziehung. So mußten sie unter andern zur Stärkung ihrer Gesundheit alle Tage das Franklinsche Luftbad nehmen, d. h. alle Morgen eine bestimmte Zeit auf einem freyen Altane des Landhauses ohne Hemd spatziren gehen. — Von dem Sohne des berühmten Chesterfield und seiner besondern Todesart. — Brüssel. Der Damenabend, ein sonderbares Fest. Alle Glocken der Pfarrkirchen werden angezogen; die Häuser, die Schlafzimmer, die Frauen sind festlich geputzt, und die Männer werden mit vielen Ceremonien von ihren Frauen zu Bette getragen, wofür sie ihnen jedes Geschenk versprechen,

das

das die Frauen wünschen. Dieses Fest ward im Jahr 1107 gestiftet, wo Herzog Gottfried von Brabant mit vielen Brüßlern von seiner 7jährigen Expedition im gelobten Lande zurückkam. Hier ist die vortrefliche Einrichtung, daß ein reicher Bauer nicht so viel Feld und Wiesen an sich ziehen darf, sondern nur eine festgesetzte Zahl haben kann. Dieß sollte man in England nachahmen, wo die reichen Pächter die ärmern unterdrücken, zu viel Land haben, und dann Tafeln aushängen, daß sie Schafe und Rindvieh in die Kost nähmen. — Der Orden der Beguinen, der fast nur in Flandern und Brabant bekant ist, ward 1200 von einer Wittwe Bega gestiftet. Die Beguinen gehen zwar als Klosterfrauen gekleidet, sind aber frey, und können den Orden verlassen, wenn sie wollen. Sie unterrichten junge Mädchen in der Religion, Schreiben, Rechnen u. s. w.

Qw.

Briefe eines aufmerksamen Beobachters über England. Aus dem Französischen von Karl Hammerdörfer, Prof. in Jena. Weissenfels und Leipzig, bey Fr. Severin, 1788. 20. Bog. gr. 8.

Da dies Buch eine Uebersetzung ist: so können wir es dem Zweck der A. D. B. gemäß nur kurz anzeigen. Den Titel, *Voyage philosophique*, welchen es im Original führen soll, verdient es unserer Einsicht nach durchaus nicht. Auch fanden wir nichts darin, was nicht die Herren von Archenhaltz, Volkmann, von Watzdorff und Wendeborn unendlich richtiger und besser dargestellt hätten. Kurz, ungeachtet Hr. H. das Werk sehr geläutert zu haben versichert, Deutschland konnte es füglich entbehren. Ob es übrigens getreu verdollmetschet ward, oder nicht, läßt Rec., da ihm die französische Urschrift nie zu Gesichte kam, zwar unentschieden: indessen mit sonderlichem Fleiß scheint Hr. H. eben nicht gearbeitet zu haben. Einen Beweis davon giebt S. 139. die Uebersetzung des bekannten Quatrins, *O barbares Anglois etc.* Auch fühlte er S. 73. offenbar selbst, er werde manchmal unverständlich. Woher das rührte, begreift man freylich leicht.

Im

Inzwischen Blössen aufzudecken, ist unsere Sache nicht. — Good nat ruft doch wohl kein Londoner Nachtwächter, und *Watchman*, *Nobleman*, statt *Watchmen*, *Noblemen*, schreibt niemand, der irgend Englisch versteht. Wie aber Hertford, das nordwärts über London hinaus liegt, die dritte Station von Dover (nicht Dovres) nach der Hauptstadt machen könne, sehen wir vollends nicht ab. Vermuthlich soll es Dartford heissen. Dergleichen Fehler hätten dem Uebersetzer billig nicht entschlüpfen sollen. Merke sich das Hr. H, wenn er künftig einmal sich wieder zum Dolmetscher aufwirft!

Sk.

---

14) Gelehrte Geschichte.

Leipziger Gelehrtes Tagebuch. Auf das Jahr 1789. Leipzig, bey Georg Emmanuel Beer. 10 Bogen in 8.

Die wichtigste Begebenheit für die Universität Leipzig in diesem Jahr ist der Tod des Landkammerraths Carl Friedrich Kregel von Sternbach, der 5000 Thaler zu Stipendien, 2000 zur Sternwarte, und 1000 Thlr. zur Universitätsbibliothek vermacht hat. Uebrigens hat Leipzig den Geh. Kriegsrath und Bürgemeister Stiegliz, den Prof. der Arzneygelahrheit, D. Joh. Ge. Fr. Franz, und den M. Kosche den V. verschiedener pädagogischen und geographischen Schriften, verlohren. Promovirt haben in der Gottesgelahrtheit, der Superintendent in Merseburg, Hr. Gottlob Aug. Baumgarten Crusius (den ersten Nahmen führt er von seinem Vater, den zweyten von seinem Stiefvater, M. Crusius in Mitwenda) acht in der Rechtsgelahrheit, sieben in der Arzneygelahrheit, und unter diesen ein Hebräer, Moses Levi aus Dresden, und 26 Magisters, und unter diesen Hr. Ouvrier, der sich von Dessau, als Privatdocent nach Leipzig gewandt hat. Habilitirt haben sich 9 Magisters. Antrittsreden zu

Pro-

Professuren haben gehalten, Hr. Prof. Cäsar, als Prof. der Logik; Hr. D. Winkler, als außerord. Prof der Rechtsg. Hr. D. Pohl, als Prof. der Pathologie, Hr. D. Haubold, wegen erhaltner Prof. extr. antiquit. juris; Hr. D. Hedwig, als Prof. der Botanik, und Hr. Prof. Stockmann als Prof. des sächs. Rechtes. Unter den jungen Magistern ist ein Sohn eines blutarmen Taglöhners, der als Knabe, um Geld zu Büchern zu verdienen, den Bauern in der Schenke vorspielte, heimlich Latein lernte, darüber von den Eltern fortgejagt, und seiner äußersten Armuth wegen in der Schule zu Naumburg nicht angenommen wurde, sich daher nach Leipzig fortbettelte, wo er eine Stelle in der Thomasschule erhielt, und durch seinen Fleiß die ihm erwiesene Wohlthaten rechtfertigte. Ein Wink für Schulaufseher zur Vorsicht in ähnlichen Fällen! Neue akademische Bürger wurden eingeschrieben 355 (im Jahr 1788, 445; 1787, 383; 1786, 396; 1785, 402; 1784, 394; 1783, 465; 1782, 406; 1781, 401.) Auf der Universität befanden sich damahlen 2 Russische Prinzen, vier Grafen und 58 Edelleute, und darunter 34 aus dem Auslande. Aus Leipzig sind auswärts befördert worden, Hr. Prof. Kind als Appellationsrath nach Dresden, und Hr. M. Marezoll, als zweyter Universitätsprediger nach Göttingen. Unter den auswärts verstorbenen Leipziger Gelehrten erscheint der sel. D. Rehkopf, und der erst im vorigen Jahr nach Casan gegangene Kreisphysicus D. Janke. Der, außer den akademischen kleinen Schriften, von Leipziger Gelehrten, d. J. herausgegebnen Schriften sind 133, worunter wir aber einige anonymische vermißt haben.

Dz.

M. *Jo. Ge. Arn. Oelrichs* commentatio de doctrina Platonis de Deo a Christianis et recentioribus Platonicis varie explicata et corrupta. Marburgi typis nouae typograph. Academicae 1788. in 8. 142 Seiten.

Der Verf. untersucht die in der philosophischen sowol als Kirchengeschichte erhebliche Frage, woher es gekommen,

daß Plato bey den Kirchenvätern und alexandrinischen Philosophen für einen Vertheidiger dreyer Substanzen in der Gottheit, ist erklärt worden. Zu dem Ende geht er zuerst die Meynungen Plato's, und seiner spätern Ausleger durch, und beweist daß Plato von einer solchen Dreyheit, richtig verstanden, nichts weiß, daß auch die für das Gegentheil beygebrachten Stellen das nicht enthalten. Am meisten Schwierigkeit machen ihm die aus den Büchern von der Republik und den Briefen Plato's aufgestellten Ausdrücke. In den ersten sagt Plato, das Gute sey Urheber, Vater des Seyns, und des Verstandes: der Verf. erklärt richtig, Plato verstehe damit blos, daß der allgemeine abstrakte Begriff des Guten, als logische Folge Existenz und Verstand in sich begreift. Dies wird einleuchtender, wenn man hinzunimmt, daß unter dem αγαθοι Plato versteht, was wir ens perfectissimum nennen, dessen Eigenschaften allerdings beyde sind. Mehr Mühe machen ihm die Stellen aus den Briefen, und er gesteht ihren Sinn nicht völlig zu durchschauen. Allein höchst wahrscheinlich sind diese Briefe, gleich den meisten Philosophen-Briefen unächt, und verrathen durch eine mehr frömmelnde Denkart, als sich in andern platonischen Schriften findet, und durch einige historische Unrichtigkeiten, ihren spätern Ursprung. Zu dem haben sie kein einziges altes Zeugniß der Aechtheit für sich. Einen nicht unerheblichen Punkt, der von neuern besonders ist geltend gemacht worden, übergeht der Verf. mit Stillschweigen, ob nemlich der Verstand, νους, dem Plato eine von der höchsten Gottheit verschiedene Substanz ist? ob also auch die Ideen, nebst ihrem Inbegriffe, der Intellektual-Welt, außer der höchsten Gottheit existieren? Man weiß, es ist viel scheinbares dafür, besonders von Hr Plessing, gesagt, auch vor diesem schon mehrmals gelehrt worden. Von da geht der Verf. zu Plato's Nachfolgern, dem Numenius, Plotin, und andern Philosophen, dann zu den Kirchen-Vätern und christlichen Schriftstellern über, und führt deren Lehrsätze von der göttlichen Dreyheit an, um daraus zu folgern, daß sie alle von Plato's Meynung abweichen, unerachtet sie ihm zu folgen sich einbilden. Die hieraus hervorspringende Frage, wie ist man auf eine solche Dreyheit gekommen? beantwortet der Verf. im Ganzen sehr richtig so: die ältern Platoniker vor Christi Geburt wußten davon nichts: erst in Alexandria, und zwar eben beym Juden Philo, findet sich davon eine Spur. Hier ward Plato zuerst mißverstanden,

und

und zwar nicht ganz ohne seine Schuld, weil er manchmal so spricht, als ob er den Verstand von Gott selbst unterscheidet. Wir würden folgendes noch hinzufügen: die Dreyheitslehre gründet sich hauptsächlich darauf, daß bloße Abstraktionen und Attribute hypostasieret werden. Plato und Aristoteles hatten das angefangen, in Alexandria erweiterte man die Theorie, und so kam man natürlich dahin, daß man durch Hypostasierung der vornehmsten Attribute Gottes, der Existenz, der Denkkraft, und des Vermögens außer sich zu wirken, in Gott eine Dreyheit annahm. Ferner die pythagorische Zahlen-Träumerey hatte sich sehr früh, durch Plato selbst, mit dem Platonismus vereinbaret, Xenokrates trieb sie noch weiter. Vermöge dieser trachtete man alle Dinge nach der Zahlen-Progression, aus der Einheit, durch die Zwey und Drey abzuleiten. Die höchste Gottheit also mußte die Zahl Eins vorstellen und alle deren Attribute nebst der höchsten Einfachheit haben. Nächst ihr mußte die Zahl Zwey stehen, aber auch noch in der übersinnlichen Region nebst der Drey, weil das sinnliche zu mannichfaltig ist. Diese drey Zahlen mußten demnach die Gottheit ausmachen. Von dieser Zahlen-Theorie enthält Philo sehr vieles. Mit Recht will der Verf. zu der ungewissen orientalischen Philosophie hiebey keine Zuflucht nehmen.

Rd.

---

15) Biblische und orientalische Philologie, Patristik, nebst bibl. und oriental. Alterthümern.

Caroli Godofredi Woidii notitia codicis Alexandrini cum variis eius lectionibus omnibus. Recudendam curavit notasque adiecit M. *Gottlieb Lebrecht Spohn* Prof. Philos. et Prorector Archigymnas. Tremoniens. Lipsiae sumtibus

I. G. I. Breitkopfii cIↃIↃCCLXXXVIII. pag. 476. 8.

Die kostbare Ausgabe des Alexandrinischen Codex, welche H. Woide in London besorgt hat, ist durch diese nützliche und gelehrte Arbeit von allgemeinerm Gebrauch geworden. Der Verleger hat auch die Kosten nicht gescheut, neue Typen nach der Form der Lettern in dem Codex giessen zu lassen, und viele aus dem Codex citirte Wörter sind mit diesen Typen gedruckt. H. Spohn hat durch seine hinzugefügte gelehrte Bemerkungen dem Abdruck Vorzüge verschaft, die ihn auch denen, welche die Original-Ausgabe besitzen, unentbehrlich machen. In dem Abschnitt von dem Alter des Codex stehen diese theils im Text mit Klammern eingeschlossen und mit S gezeichnet, theils in Noten mit kleinerer Schrift. H. Woide hatte zu viel auf die Tradition, daß die Thecla den Codex geschrieben habe, gebaut, und sein Gegner (denn als ein solcher, aber dabey bescheidener und Wahrheit suchender Mann zeiget sich Sp.) beweiset die Unzulässigkeit der von ihm gebrauchten Gründe, und hält nur so viel mit Gewisheit ausgemacht, daß der Codex alt, in Aegypten geschrieben, und weder im 10ten Jahrhund. noch von einem Aconmetischen Mönche ausgefertiget sey. Ob er aber im 5. 6. oder 7ten Jahrhund. geschrieben sey, könne nicht mit Gewisheit entschieden werden. Des H. Woide hohe Meinung von der Vortreflichkeit des Codex wird gleichfalls herabgewürdiget. Was H. Spohn über diese Materie vorzutragen hat, hat er, um H. Woide nicht beständig zu unterbrechen, sehr schicklich in einen Anhang zum 5ten und 6ten Abschnitt gebracht. Er zeigt, daß der Codex viele Schreibfehler habe, gar oft Worte auslasse, woran in den meisten Fällen offenbar die Nachlässigkeit des Schreibers Schuld war, daß der Corrector oft nicht sorgfältiger verfahren habe, als der Copist, daß die vielen Glossen vermuthen lassen, der Codex sey aus einem interpolirten Codex abgeschrieben, daß viele Lesarten gar keinen Sinn geben, und andere mit den Codicibus, welche Matthäi conferirt hat, übereinstimmen, daß also der Alex Codex in den Augen der Kritiker von keinem sonderlichen Gewichte seyn könne. Den Abdruck des Textes, welchen Hr Spohn weggelassen hat, ersetzen die variae lectiones codicis Alexandrini, welche Woide sei-

seiner Ausgabe angehängt hatte, und die eine vollständige Vergleichung dieses Codex bis auf die kleinsten Abweichungen enthält. Was Woide in den Cramerischen Beiträgen zur Beförderung theologischer und anderer nützlichen Kenntnisse von den Correcturen des Manuscripts gesagt, aber in der Ausgabe selbst mit Stillschweigen übergangen hatte, wird von Spohn in einigen Noten nachgeholt. Noch führen wir aus den Spohnischen Bemerkungen an, daß sein Freund H. Prof. Hempel, der vor nicht gar vielen Jahren in Gegenwart des H. Woide den alexandrinischen Codex in Augenschein genommen hat, 1 Tim. 3, 16 nicht Θς sondern ος, mit einem Horizontalstrich darüber von späterer Hand, gelesen habe, ob er gleich jene Lesart für die wahre hält.

Carminum Arabicorum Specimen I. scholis suis Arabicis destinavit *Guilielmus Fridericus Hezel* Philos. D. cet. Lemgoviae typis et impensis Meyerianis 1788. S. 25. 8.

Weil die arabische Chrestomathie des Verf. keine Gedichte enthält, so wünschten seine Zuhörer, daß dieser Mangel ergänzt, und einige Gedichte zu ihrer Uebung abgedruckt würden. Der Verf. wählte hiezu das Gedicht Tograi, und noch einige andere aus der hirtischen Anthologie entlehnte. Dem arabischen Texte ist eine lateinische Uebersetzung, die aber gleichfalls schon gedruckt war, beigefügt. Da sich der Abdruck durch Genauigkeit empfielt, so scheinet er sehr zweckmäßig zu seyn.

Az.

Jüdische Gedichte aus den Büchern der heil. Schriften gesammlet und übersetzt von M. Joh. Aug. Ulich, Pfarrer in Strauch. Dresden bey Joh. Sam. Gerlach 1788. 3 Bog. 8.

Dies ist eine steife, theils gereimte, theils reimlose, Uebersetzung einiger ehrwürdigen Gesänge des frommen Alterthums, nach der Zeitfolge ihrer Verfasser geordnet. Es fehlt

der Uebersetzung Gewandheit der deutschen Sprache und Geist der morgenländischen Dichtkunst. Diese kleine Blumenlese hebräischer, israelitischer und jüdischer Begeisterung, eine Nachahmung von William Green's poetical parts of the old testament, Cambridge 1781. enthält folgende Stücke: Ein Siegslied von Moses, 2. Mos. 15. Eine Ode von Ebendems. Ps. 90. Siegslied der Debora, Richt. 5. Hannas Lobgesang, 1. Sam. 2, 1 — 10. Davids Elegie auf den Tod Sauls und Jonathans, 2. Sam. 1, 19 — 27. Ein Psalm Davids, Ps. 124. Ein Lied der Kinder Korah, Ps. 42. Ein Gesang Assaphs, Ps. 76. Das Lied Jonas, Jon. 2. Israels Freudengesang über den Untergang Babylons, Jes. 14, 4 — 21. Das Lied des Königs Hiskias, Jes. 38, 9 — 20. Ode von Habakuk 2c. Hab. 3. Ein Busgesang, Ps. 130. Die Lieder der Maria, Zacharias, und Simeons Luc. 1. und 2. Zum Beweis des gefällten Urtheils schreiben wir nur die Anfangsstrophen des 42. Ps. ab, der hier die unverständliche und unerklärte Ueberschrift: „Ein Lied der Kinder Korah" führt.

So wie auf dürrer Au, von heißem Durst verzehret,
Ein Hirsch sich nach der Quelle sehnt,
So ist mein mattes Herz zu dir, o Herr, gekehret,
Das zu dir um Erquickung thränt.

Denn du bist nur allein mein einziges Verlangen,
Du Quelle der Unsterblichkeit!
Wenn wird mich doch einmal der frohe Tag umfangen,
Daß mich dein Gnadenblick erfreut? 2c. 2c.

Da der größte Theil dieser Gedichte in die Zeiten des hebräischen und israelitischen Staats reicht, so ist auch selbst der Titel, der nur jüdische nennt, unschicklich.

Observationes in Proverbiorum Salomonis versionem Alexandrinam, scripsit *Jo. Gottlob Jaeger*, A. M. et Rector scholae Meldorpinae.

Mel.

Meldorpi et Lipsiae. Apud Boie 1788. S. 228 in 8.

Seitdem man aus Kennikotts und de Rossis Varianten-sammlungen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die Resultate anderer ähnlicher Bemühungen schließt, daß die allenfalsigen Entdeckungen aus den hebräischen Manuscripten ebenfalls nicht so wichtig ausfallen dürften, als man sich dessen anfangs schmeichelte: so ist jedes Bestreben aus andern reichhaltigern Quellen, des hebräischen Textes wahre Lesarten aufzusuchen, besonders lobenswürdig. Die Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher giebt dazu ohnstreitig den meisten und sichersten Stof. Auch haben ihn bey den Sprüchen Salomons schon manche Gelehrte zu verarbeiten gesucht, von denen Rec. nur Alb. Schultens, Vogel, Wilh. Abr. Teller, Döderlein, Kleuker, Dahler nennt. Der Verf. nimmt besondere Rücksicht auf Vogel, (die leztern aber scheint er nicht zu kennen) zu welchem er hier Nachlesen liefert. Man muß dem Verf. zugestehen, daß er seine Bemerkungen mit Kenntnis und Bescheidenheit gemacht habe; indessen wäre doch zu wünschen gewesen, daß er außer der Vergleichung des samaritanischen und alexandrinischen Textes, denn nur diese und bisweilen die Vulgata hat er verglichen, die übrigen morgenländischen Uebersetzungen hätte zu Rathe ziehen können. Da indessen der Verf. wie er selbst gesteht, dieses nicht thun konnte, so ist Rec. auch mit dem, was er vor sich hat, zufrieden; obgleich manche seiner Vermuthungen und vorgeschlagenen Berichtigungen dadurch mehr Gewicht erhalten, andere dagegen aber auch verloren haben würden. Statt vieler Exempel wollen wir nur eins anführen, dem Rec. seinen Beifall nicht versagen kann. Kap. 6, 15. 16. ist bekanntlich die gedruckte LXX dunkel und so zu sagen abgeschmackt, deshalb wird die gute Vermuthung angebracht, daß nach ανιατος der Punkt weggeworfen, und ὁτι χαιρει πασιν οἱς μισει ὁ κυριος mit dem vorhergehenden verbunden werde, so daß es den Grund von dem im 15. Vers δια τουτο ερχεται ἡ απωλεια angebe, und συντριβεται δε mit ερχεται — — — ανιατος verknüpft werde. Die große Verschiedenheit des hebräischen Textes von der griechischen Uebersetzung dieser Stelle leitet er von den zwey Worten שש und שבע her, die der Uebersetzer שָׂשׂ und יִשָּׁבֵר aussprach. Wegen

 des

des letztern konnte der Verf. noch hinzusetzen, die Verwechselung kam wahrscheinlich daher, weil dieses Wort dem Uebersetzer aus dem 15. V. gleichsam noch vor Augen schwebte, wo es eben erst da gewesen war.

Ad.

16) Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

M. Tullius Cicero's Reden aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen versehn, von J. B. Schmitt. Würzburg, bey Stahel. 1788. Erster Theil. 288 S. Zweyter Theil. 230 S. 8.

Für das lesende Publikum haben Cicero's Reden unter allen seinen übrigen Schriften vergleichungsweise das geringste Interesse. Wenn die philosophischen Werke durch die Wichtigkeit des Innhalts und die Mannichfaltigkeit der Materien und den Reichthum der Ideen bald für den Denker, bald für den Geschichtschreiber des menschlichen Geistes anziehend werden; wenn seine Briefe sich dem einen als der schätzbarste Beytrag zur Geschichte des letzten Triumvirats, dem andern als der treflichste Kommentar über das Leben und den Charakter ihres merkwürdigen Verfassers empfehlen; endlich die rhetorischen Bücher als eine Sammlung der unwandelbaren Gesetze der Redekunst und des guten Geschmacks ihren entschiedenen Werthe für die Bildung des Styls behaupten: so finden die Reden eigentlich nur bey dem Alterthumskenner und den wirklichen Philologen Eingang. Eine Uebersetzung derselben kann folglich zunächst allein für den Jüngling, der sich mit der Erlernung des Lateins abgiebt, oder für den Schulmann bestimmt seyn. In der That scheint H. S. diesen Zweck vorzüglich vor Augen gehabt zu haben, und wir sind weit entfernt, seine Ab-

Absicht zu misbilligen, wohl aber wünschten wir, daß in der Ausführung mehr Fleiß und Studium sichtbar wäre. Leider hat er nicht einmal der ersten Pflicht eines gewissenhaften Uebersetzers, der Pflicht der Treue, genug gethan. Wir schlagen auf Viertes Buch der Anklage des Verres K. 1. und lesen: „Nun komme ich zu des Verres Lieblingsneigung, wie er sagt, — — was ich ihr für einen Namen geben soll, weis ich nicht. Ich will euch die Sache vorlegen, und dann beurtheilt sie der Wesenheit und nicht dem Namen nach. Zuerst rede ich nur im Allgemeinen, dann wird euch die Benennung nicht mehr schwer fallen." Nicht gerechnet, daß beyde Sätze überein geformt sind, und die Abwechselung des Originals in ihnen verschwunden ist; nicht gerechnet, daß Wesenheit, aufs gelindeste zu reden, hier ein unschickliches Wort ist, welcher Zusammenhang zwischen dem letzten Vorder- und Nachsatze! Genus ipsum prius cognoscite, sagt Cicero, d. h. Untersucht nur zuförderst, ihr Richter, was Verres gethan hat, dann wird sich der Name für sein Verbrechen von selbst ergeben. Denkt man sich das noch bey dem Deutschen? K. 2. Ea domus ante adventum istius sic ornata fuit, ut urbi quoque ornamento esset. „Dieses Haus war vor des Verres Ankunft so ausgeschmückt, daß es die einzige Zierde der Stadt war." Gleichwohl ist Meßana gemeynt, von der es unmittelbar darauf heißt, quod situ, moenibus portuque ornata sit. Doch das ist Kleinigkeit. Es kömmt besser. K. 3. Haec omnia, quae dixi, signa, judices, ab Hejo de sacrario Verres abstulit: nullum, inquam, horum reliquit, neque aliud ullum tamen, praeter unum pervetus ligneum, Bonam Fortunam, ut opinor, eam iste habere domi suae noluit. „Alle diese Kunststücke also, wie ich gesagt habe, hat Verres aus der Kapelle des Hejus weggetragen, keines demselben übrig gelassen, da er doch, wie mich dünkt, blos jenes alte, hölzerne Bild die Bona Fortuna nöthig hatte." Hat wohl ein Uebersetzer jemals mehr Unwissenheit und Unverschämtheit bewiesen, als H. Schmitt? Noch eine Stelle: dann werden hoffentlich Jünglinge und Schulmänner hinlänglich gewarnt seyn. K. 5. Neminem, qui cum potestate aut legatione in provinciam esset profectus, tam amentem fore majores nostri putarunt, ut emeret argentum; dabatur enim de publico: ut vestem; praebebatur enim legibus. Mancipium putarunt; quo et omnes utimur et non praebetur a

 po-

populo. Sanxerunt, ne quis emeret mancipium, nisi in demortui locum. Si qui Romae esset demortuus? immo, si quis ibidem: non enim te instruere domum tuam voluerunt in provincia; sed illum usum provinciae supplere. „Daß ein Prätor oder Legat in einer Provinz durch Spekulation Geld, als welches ihm das Aerarium vorschoß, daß er prächtigen Hausrath, wofür in den Gesetzen gesorgt war, zu erwerben suchte, so unverschämt glaubten unsre Vorfahren gar nicht, daß einer seyn würde. Sie brauchten also blos Vorsicht in Ansehung der Sklaven; als welche Jeder zu seinem Gebrauche hat und nicht vom Staate bekömmt. Sie verordneten: Es sollte Niemand, wenn ihm zu Rom ein Sklav gestorben wär, in der Provinz, die er zu verwalten hätte, einen Andern dafür kaufen. Denn ihre Absicht war, ein Staatsbedienter sollte nicht so wohl für das Beste seines eignen Hauses, als für jenes der Provinz sorgen." So viel Worte, so viel Fehler, und diese so grob und plump, daß es Zeitverlust wäre, sich bey der nähern Beleuchtung derselben zu verweilen. Von welchem Gehalte die wenigen hinzugethanen Anmerkungen sind, wird der Leser von selbst errathen. Unzulänglich, dürftig und mangelhaft. Wir nennen zum Ueberfluß noch die Reden, die das Unglück, verunstaltet zu werden, getroffen hat. Es sind die sämmtlichen im dritten Theile der Zweybrücker Ausgabe enthaltenen, nebst der ersten des vierten.

Phaedri fabulae selectae. Mit Anmerkungen und einem vollständigen Wortregister für Schulen. Berlin, bey Petit und Schöne. 1788. 160 Seit. 8.

Diese neue Ausgabe des Phädrus stimmt, in Rücksicht des Zwecks und der Ausführung, mit der, vor einigen Jahren von H. Jacob besorgten, fast ganz überein und giebt das Gute und Schlechte der letztern größtentheils treulich wieder. Daß beyde Editoren in ihren Erklärungen und Bemerkungen nicht selten zusammenstoßen würden, läßt sich auch ohne Vergleichung schon vermuthen. Wie wäre dieß anders möglich, wenn man bey einerley Gegenstand einerley Absicht vor Augen

hat

hat und aus einerley Quellen schöpft. Aber befremdend war es uns doch bey der Gegeneinanderhaltung wahrzunehmen, daß das Verdienst des Ungenannten oft, und wir dürfen sagen recht sehr oft, in nichts anderm besteht, als daß er seinen Vorgänger wörtlich ausschreibt. Einige Noten aus der 7. F. des 5. B. zur Probe.

H. Jacob.	Der Ungenannte.
3. Stulta levitas, d. i. levis, stultus ille.	3. Stulta levitas st. levis, stultus ille.
13 Vt genus. Sehr ungewöhnlich und hart. Es soll so viel heißen, als: Vt spectatorum, quorum genus (qui sunt) lepidum esse solet, mos est.	13. Vt spectatorum, quorum genus lepidum esse solet, (qui lepidi esse solent,) mos est.
25. Reducto nämlich Principi. Der Sinn ist, wenn die Worte so stehen bleiben: Der Chor und der gewöhnliche Gesang täuschte den Princeps, indem er sich einbildete, Er würde durch die Worte salvo Principe gemeynt, da sie auf den August giengen.	25. Reducto nämlich Principi. Sinn: der Chor und der gewöhnliche Gesang täuschte den wiederaufgetretenen Fürst, indem er sich einbildete, er werde durch die Worte salvo Principe gemeynt, da sie doch auf den Augustus giengen.
36. Die Beschreibung einer weibischen und für einen Freygebornen unanständigen Kleidung.	36. Die Beschreibung einer weibischen und für einen Freygebornen unanständigen Kleidung.

Sollte dieß alles auf die Rechnung des Zufalls kommen? Und doch muß der Ungenannte für keinen Nachbeter gelten wollen: denn sonst würde er, was das Beste an H. J. Ausgabe ist, wir meynen, die Vergleichungen der lessingischen Erfindungen mit denen des Römers, gewiß nicht verworfen haben. Uebrigens enthält diese Edition, wie auch der Titel sagt, nicht alle Fabeln, sondern nur die vorzüglichsten und dem jugentlichen Alter angemessensten. So wenig wir dieß an sich mißbilligen, so sonderbar finden wir gleichwohl hie und da die Wahl des Herausgebers. Was lesen z. B. die armen Knaben an

dem 6. Stücke des 4. B., an dieser so uninteressanten und mit Mythologie so vollgestopften Vertheidigung des Phädrus? Hier würde ihm sicher selbst der eigensinnigste Schulmann die Auslassung zu keinem Vorwurfe gemacht haben. Das Urtheil über die Aechtheit der Moralen des Dichters verräth wenig kritische Kenntniß.

Ηιεροκλεους (schreibe Ἱεροκλεους) Ἀςεια mit einem griechisch-teutschen Wortregister für Anfänger und einer teutschen Uebersezzung. Leipzig bey Gräff. 1789. in klein 8.

Hierokles Ἀςεῖα enthalten nach des Rec. Meynung so geistlose, oft so durchaus platte und abgeschmackte Einfälle und Bonmots, daß ihr Untergang weder für die griechische Litteratur, noch für den Geschmack ein sonderlicher Verlust gewesen seyn würde. Desto befremdender ist es, diese Armseligkeiten, die überdieß nichts weniger, als selten, sind, hier nicht nur abermals abgedruckt, sondern sogar verdeutscht und mit einem Wortregister zum Gebrauch für die Jugend vermehrt zu finden. Um nichts zu unterlassen, was das Büchelchen elender und zum Schulgebrauch unfähiger machen kann, hat es dem Herausgeber gefallen, ihm noch etliche Dutzende Vademecumsgeschichtchen und selbst erfundener Plattituden, anzuhängen. Fast möchte man in der Begierde, leztere an den Mann zu bringen, die eigentliche Veranlassung zu dem Abdrucke des Griechen suchen. Wenigstens hat der Verf. sich um die Vertreibung seiner Waare alle Mühe gegeben und sie zu dem Ende unter dem eignen Titel Hierocles Schnurren, nebst einem Anhange neuerer Schnurren, dem kauflustigen Leser besonders feilgebothen.

Ng.

Eclogae Ouidianae. Oder aus dem Ovid gesammlete Stücke, mit Einleitungen, und einem historisch-mythologisch und geographischen Register versehen, zum Behuf der Schulen herausgege-

gegeben von Albert Christian Meineke, Conrect. zu Osterode. Gotha, in der Ettingerschen Buchhandlung. 1788.

Weil Ovidius nicht ganz auf Schulen gelesen werden kann: so hat es der Verf. für rathsam gefunden, eine Chrestomathie aus seinen Werken auszuziehen. (Das wichtigste seiner Werke, das auch den meisten dichterischen Werth hat, seine Metamorphosen, und mit denselben, seine Elegien aus der Verbannung, werden doch gewiß auf den meisten Schulen gelesen: andre Elegien zu erklären, mißräth der Inhalt, und überdem ist der Geist der Ovidischen Elegien so ziemlich in allen Büchern gleich.) Und diese enthält denn 1) zwey Stücke aus der arte amandi, den Raub der Sabinerinnen I. Buch V. 101 — 135 und die Geschichte vom Cephalus und Procris III. B. V 687—746 (die wir aber lieber aus den Verwandlungen würden ausgehoben haben) 2) neun Stücke aus den libris fastorum, Priapis und Lotis, I. B. V. 393—440, Hercules und Cacus, I, 541—582. Arion, II, 83—118. Callisto, II, 155—192. Die Fabier, II, 195—242. Faunus und Hercules, II, 303—358. Romulus und Remus, II, 381—422. Lucretia, II, 721—852. Der Raub der Proserpina, IV, 419—618. 3) Ein Stück aus den Episteln ex Ponto. III, Eleg. 2, 45—96 — vermuthlich weil dieß Buch ohnedem in den Händen junger Leute ist: außerdem hätten sich mehrere schöne Schilderungen ausheben lassen. 4, 21 Stücke aus den Metamorphosen, nehmlich die Geschichten vom Deukalion und Pyrrha, Phöbus und Daphne, Phaeton, Battus, Aktäon, Narcißus, Pyramus und Thisbe, Leucothoe, Arethusa, von den Lyciern, von Philomela und Progne, Minotaurus, Dädalus und Ikarus, Philemon und Baucis, Orpheus, Pygmalion, Midas, Halcyone, von dem Cyclopen, der Galatee und Acis, Achämenides und Macareus, Vertumnus und Pomona, und vom Pythagoras. Ovids Meisterstücke in seinen Verwandlungen sind ohnfehlbar diejenigen Erzählungen, wo er sein vornehmstes Talent, eine angehende und fortschreitende Leidenschaft zu mahlen, ausüben kann: und von dieser Art haben wir einige vermißt, z. E. die Geschichte von der Byblis, von der Myrrha, von dem Adonis, und andere; doch vielleicht hat diese der Verf. bey aller Ueberzeugung von ihrem poetischen Werth, ihres

In-

Inhaltes wegen übergangen. Aber warum hat denn der V. seine Ovidischen Eklogen nicht aus den sämtlichen Werken des Dichters ausgehoben? Seine Bücher amorum, de remedio amoris, und am meistens seine meisterhaften Heroiden, konnten ihm noch manche schöne Stücke darbieten. Der angehängte Index hat für die Absicht des Buchs seine Brauchbarkeit. Die Einleitungen sind zu weitschweifig.

R.

Publ. Terentii Afri Comoediae sex, novissime et accurate ad optimas editiones recognitae. Manhemii cura et sumptibus societatis literatae. MDCCLXXXVIII. 252 Seiten in 8.

Ein ziemlich correcter Abdruck des Terentius, von ebenderselben Beschaffenheit, wie die andern römischen Schriftsteller, welche in diesem Verlage bereits herausgekommen sind. Voran steht des Dichters Leben von Ael. Donatus, und jedem Schauspiele ist der Inhalt aus dem Muretus vorgesezt. Auf dem Titelblatte wird gemeldet, daß dieses nur der erste Theil des Terentius ist. Denn er begreift nur die drey ersten Lustspiele, die Andria, den Eunuchus und den Heautontimorumenos. Es hätten aber leicht alle 6 Stücke in Einen Band gebracht werden können.

C. *Cornelii Taciti* de situ, moribus et populis Germaniae libellus. Ex recensione et cum selectis observationibus huc usque anecdotis *Paulli Danielis Longolii*, ex Msc. editus a *Ioanne Kappio*. Lips. sumtibus I. B. G. Fleischeri. cIↃIↃCCLXXXVIII. 176 Seiten ohne die Vorrede in 8.

In der in gutem alten Latein geschriebenen Vorrede, welche Hr. Kappe dem Werkchen vorgesezt hat, gibt derselbe Nachricht von der Entstehungsart dieses Longolischen Commentars

tars über diese dem Deutschen so schätzbare Schrift des Tacitus von den alten Germanern. Der Commentar des sel. Longolius, der sich über die Ausdrücke so wohl als die Sachen erstreckt, und worin auch die verschiedenen Lesarten und Conjecturen angeführet und zuweilen beurtheilt werden, ist nicht unbrauchbar, und wird manchen Verehrern des Tacitus und der alten Deutschen nicht unangenehm seyn. Longolius hatte sich an die 50 Jahre lang mit der Erklärung dieser kleinen Schrift des römischen Geschichtschreibers beschäftigt; und der Leser wird hier das brauchbarste von demjenigen, was er in dieser geraumen Zeit darüber bemerkt und gesammelt hatte, durch die Bemühung des Hn. Kappe zusammen getragen finden. Alles steht gleich unter dem Texte. Freilich kommen, wie auch Hr. K. selbst in der Vorrede erinnert, verschiedene, zumal die Etymologie betreffende Anmerkungen vor, die entweder wenig Grund haben, oder daran unser Zeitalter keinen sonderlichen Geschmack mehr findet. Allein die meisten sind doch so beschaffen, daß viele sie nicht ungern lesen werden; insonderheit, da sie durchgehends nur kurz sind. Die kritische Berichtigung des Textes aber hat durch diese neue Ausgabe wenig oder nichts gewonnen; welches auch ohne bessere und ältere Handschriften, als man bisher davon hat, wohl nicht zu erwarten ist. Uebrigens ist diese Ausgabe noch mit einem ziemlich vollständigen Register versehen.

Ed.

---

17) Finanz- und Handlungswissenschaft.

Etwas über Ackerbau und Landwirthschaft; die Beförderung des ländlichen Wohlstands betreffend, von Isaak Maus, Bauersmann zu Badenheim, bey Kreuznach in der Pfalz. Frkf. am M., Herrmannische Buchhandlung. 1788. 8. 68 Seit. und 10 S. Inh.

Isaak

Isaak Maus machte sich durch seine Gedichte, die in einer eignen Sammlung erschienen sind, als einen denkenden und aufgeklärten Landmann bekannt. Auch dieser Aufsatz enthält in einer guten ziemlich reinen Schreibart, manche Wahrheiten. Allein sie sind mit so vielen schiefen, halb wahren, und ganz falschen Sätzen und Behauptungen vermischt, daß sie ein neuer Beweis zu der traurigen Erfahrung werden, wie stark die Macht der Vorurtheile auch auf hellere Köpfe wirkt. Ihr Hauptzweck ist Widerlegung des auf Abschaffung der Brache gegründeten Ackerbausystems. Die Gründe sind die alten, längst widerlegten, auf mißverstandenen oder in einem falschen Lichte vorgetragenen Behauptungen der Gegner und auf mangelhafter Kenntniß der Natur, beruhenden Sätze. Sie von neuem zu bestreiten gehört nicht zum Endzweck dieser Anzeige. Wer sich eines bessern überzeugen will, findet in vielen bekannten Schriften, Hülfsmittel dazu: und wer nur für verjährtes Vorurtheil Gehör hat, wird auch durch das, was Rec. hier sagen könnte, nicht bekehrt werden. — Aber wie war es möglich, daß sich der Verfasser zur Unterstützung seiner Behauptungen einer so gehässigen Insinuation bedienen konnte, wie S. 3, daß hinter der Anleitung des Landmanns zum bessern Bau seiner Felder kameralistischer Eigennutz stecke! und wie konnte er, um nur Eine Schwäche des Beweises seines Hauptsatzes zu berühren, die S. 14. angegebene Einrichtung der Felder, wo diese nur in 2 Theile getheilt sind, und also alle 2 Jahre die Bestellungsart wiederkehrt, dem auf Abschaffung der Brache gebauten System für angemessen halten? — Viel lieber würden wir ihm zuhören, wenn er die Gegenstände des letztern Theils seiner Schrift, Vorschläge wie dem Verfall des Landmanns (ausser dem verbesserten Ackerbau und Viehzucht) aufzuhelfen sey, ausführlicher behandeln würde. — Noch ist Eine Behauptung S. 53. auffallend und der Untersuchung werth. Es ist die Rede von der vor einigen Jahren unter dem Nahmen Zungenkrebs bekannten Viehseuche. Der Verf. leugnet ganz das Daseyn einer solchen Krankheit, und versichert, daß viele Stücke Rindvieh im gesundesten Zustand die Haare auf und das Grübchen in der Zunge habe, das man zum Kennzeichen dieser Krankheit nahm. So ist es Rec freylich erklärbar, warum unter allen Hülfsmitteln, das öftere reine Abwaschen der Zunge am dienlichsten war; darum nemlich, weil es ein unschuldiges und von keiner Seite schädliches

Mit-

Mittel ist. Rec. hat weder jezt, noch zur Zeit der Seuche, die man in seiner Gegend nicht wahrzunehmen glaubte, Gelegenheit gehabt, Erfahrungen hierüber zu machen. Allein nachforschende Oekonomen werden bald im Stande seyn, uns hierüber zu befriedigen, und dadurch dem Uebel vorzubeugen, das aus mißverstandener Fürsorge in unnöthigen, dem Vieh zur Plage gereichenden und oft eine Krankheit erst hervorbringenden Hülfsmitteln, entstehn muß.

Hd.

---

18) Haushaltungswissenschaft.

Prüfung der vorzüglichen Vortheile inländischer Reisen besonders für den Feldbau und die nützlichen Künste, von Rsfrhrn. v. B* z. B* (Reichsfreyherrn von Böcklin zu Böcklinsau) in R*, Mitglied der Berliner, Burghauser, Berner und andrer gelehrten Societäten.

Man kann von Gottes Wunderwerken
Die Anmuth — Pracht und Herrlichkeit, —
Die Menge, Zier, und Unterschied
Am besten auf den Reisen merken. —

Frankfurt am Mayn, Herrmannische Buchhandlung. 1788. 8. 66. S.

Der Vorbericht dieser Schrift, die dem regierenden Landgrafen von Hessen-Cassel dedicirt ist, lautet folgendergestalt: „Gegenwärtigen Versuch, analogisch aufgeworfene ehemalige Fragen verschiedener gelehrten Gesellschaften" — (diese Gedankenstriche kommen durch alle 66 Seiten sehr häufig vor.) „und die schon glücklichst" (was hier mit schwabacher Schrift gedruckt ist, ist es auch bey dem Verf. Man sieht, worauf er einen vorzüglichen Werth legt.) „ausgefallene Bildungen mancher wichtigsten Männer und große Genien — welche

nur die Länder meistens bereisen, worinn sie wohnten; diese Gegenstände bewogen mich, unter der reinen Absicht, dadurch wenigstens einigermaßen meinen werthen Zeitgenossen nützlich zu werden, — solchen bloßen Umriß gleichsam, der Presse zu übergeben. Es soll kein Urtheil vorstellen; — sondern Stoff zu weiterm Nachdenken — und Ausführen seyn. Uebrigens, weil die Menschlichkeit und folglich das Fehlenkönnen auch die vortreflichsten Geister nicht gänzlich verläßt, — so wird man es mir, (wohl geschlossen!) zumal bey meinem aufrichtigen, gutdenkenden Herzen, (wenn dieses nemlich schlechte Bücher gut macht)" — und meinen kleinen "(wie bescheiden!) Kenntnissen, um da (!) eher, um da williger verzeihen, wenn ich, mitten unter unzählichen Beschwerlichkeiten meines Berufs, — je damit zu frühe noch aufgetreten bin; — oder dem Wunsch und der Erwartung des Publikums (gibt es in der That ein Publikum, das vom Verf. etwas wünscht, etwas erwartet?) nicht entsprochen habe." Nichts desto weniger aber, soll mir jeder Tadel hierüber allezeit willkommen heissen, — der mit Grund und Unpartheylichkeit, — aus edler Seele (dieses zu beurtheilen behält sich doch wohl der Verf. vor?) stammt. — Ueber das können die Aussprüche und die Meynungen über eine Schrift, ja eben so wenig einstimmig seyn, — als es die Gemüther und Bildungen der Menschen sind. (Sehr richtig. Auch Geißler der Jüngere fand seine Bewunderer — Unsre Leser müssen sich mit uns freuen, daß der Verf. so gut auf Tröstungen vorbereitet ist. Man höre weiter:) Allein bey dieser Ungleichheit, ist dennoch Harmonie im Ganzen — gleich wie sich das Schöne durch die Mannichfaltigkeit erhebt."

Um der treuen Mittheilung dieses (zu Nust den 20. Merz. 1788 geschriebenen) Vorberichts willen, dem die Abhandlung selbst im Styl sowohl, als in jeder andrer Rücksicht entspricht, werden unsre Leser, wie wir hoffen, uns jedes weitre Urtheil und jeden Beleg dazu, erlassen.

Jb.

Anmerkungen über einige in der aus dem Dänischen übersetzten öconomischen und statistischen Reise durch Mecklenburg, Pommern, Branden-

denburg und Holstein, geäusserte Behauptungen, welche die holsteinische Landwirthschaft und den Unterschied zwischen derselben und der mecklenburgischen Wirthschaft betreffen, von Otto Benedict Janeke. Hamburg bei Hoffmann 1788. 46 Seit. gr. 8.

Der Verf. dieser Schrift, welcher zu Eutin leben soll, bekennt sich hier als Verf. eines kleinen Buchs, welches 1783 zu Hamburg unter dem Titel: die holsteinische Landwirthschaft herauskam. Hr. Prof. Heinze hatte über dasselbe in der Vorrede zu der von ihm übersetzten, auf dem Titel der vor uns liegenden Schrift angeführten, Reisebeschreibung kein günstiges Urtheil gefället. Darüber ist denn der Verf. natürlich böse geworden, und hat sich hier zu vertheidigen gesucht. Diese Vertheidigung besteht indessen nur darin, daß er die Behauptungen in jener Reisebeschreibung, welche seinem Buche widersprechen, näher beleuchtet, und seine Meinungen dagegen zu retten sucht. Es betreffen solche die Vergleichung der holsteinischen und mecklenburgischen Landwirthschaft, wobei er die erstere sehr in Schutz nimmt, und die letztere in Vergleichung mit jener herabzusetzen sucht. Er hatte aber in seinem Buche die holsteinische Landwirthschaft auch mit der Englischen verglichen, und dabei bewiesen, daß er die neuere englische Landwirthschaft gar nicht kenne, folglich auch nicht zu einem Urtheile über dieselbe befugt sey. Darauf zielte vermuthlich auch sein Gegner an dem angeführten Orte. Aber das hat er nicht bemerkt, oder nicht bemerken wollen. Man kann Hrn. J. Kenntniß der holsteinischen Landwirthschaft nicht absprechen, und sein Gegner, den er heftig anfährt, hat dies auch gewiß nicht im Sinne gehabt; aber wenn der Verf. Vergleichungen derselben mit der Mecklenburgischen und Englischen anstellt: so kennt er solche, besonders die letztern, nicht genug, und läßt sich von einer unzeitigen Vaterlandsliebe blenden, die Vorzüge der letztern zu übersehen, und offenbare Fehler und Mängel der erstern abzuleugnen oder zu beschönigen. Und das kann man nie loben, sondern muß es um desto lauter tadeln, da die Gutsbesitzer in Holstein, wie in mehrern Ländern, nur meistens allzusehr am Alten hängen, und sich freuen,

wenn Schriftsteller ihre Vorurtheile vertheidigen. Dadurch wird Aufklärung in der Landwirthschaft nicht wenig gehindert.

Dr.

Abhandlung von Bienen für alle Landesgegenden. Nebst den Monatsverrichtungen eines Bienenmeisters des Herrn Pastor A. G. Schirachs. Mit einer Kupfertafel. Zittau und Leipzig bey J. D. Schöps, 1788. in 4. 28 Seiten.

Eine alte aufgewärmte, von wenigem Belang seyende Bienenschrift aus dem Zittauer Calender 1770 entlehnt, die ohnehin auch in den Schriften der Oberlausitzer Bienengesellschaft steht. Den Kupfern zu Gefallen, die wegen der zu großen Eyerichschen Magazinskörbe zur Nachahmung mehr zu widerrathen, als anzurathen sind, hätte der Abdruck wohl unterbleiben können.

Qo.

---

19) Kriegswissenschaft.

Ueber das Studium der militärisch mathemathischen Wissenschaften auf Universitäten. Nebst einem Vorschlage zur nützlichen Verbreitung dieser Wissenschaften bey den Regimentern der K. Pr. Armee; von Fr. Meinert, außerord. Prof. der Philosophie. Halle. Bey Hendel. 1788. gr. 8. 10 Bogen.

Herzlich gut gemeynt sind diese Vorschläge: Ob aber ausführbar? das dürfte wohl eine andre Frage seyn. Die größte Schwierigkeit liegt unsres Erachtens nicht in der Anstellung der Lehrer bey den Regimentern. Die ließe sich noch wohl

wohl übersteigen; und ist auch zum Theil bey einigen Regimentern der K. Pr. Armee überstiegen worden. Allein eine andre, die sich so leicht nicht aus dem Wege räumen läßt, kömmt von Seiten der Lernenden, oder Lernensollenden. Physische und moralische Ursachen machen es bey dem Offizierstand fast unmöglich, daß viele Glieder desselben durch einen wissenschaftlichen Unterricht in Lehrstunden gebildet werden können. Die Hauptsächlichste derselben bleibt immer die, daß der Nutzen der dazu erforderlichen Anstrengung nicht einleuchtend, nicht dringend genug ist. Jeder Stand kömmt gleich in die Lage, das was er gelernt hat, zu praktiziren, nur der Soldatenstand nicht. Der muß warten bis es Krieg giebt; und nun soll er zehn, zwölf Jahre fleißig studieren, um etwa zweymahl in seinem Leben Vortheil von seinen Wissenschaften zu ziehn; gemeiniglich nur am Ende seiner militärschen Laufbahn, wenn er Staabsoffizier geworden ist, und ihm etwas wichtiges anvertraut wird. Das ist der menschlichen Natur im Allgemeinen zuwider. Will man also die nöthige Zahl geschickter Offiziere in einer Armee haben, so muß man sie durch Erziehungsanstalten zu erlangen suchen. Da können die Menschen von Jugend auf zum wissenschaftlichen Unterricht gewöhnt werden; welche Gewohnheit sie denn beybehalten. Da kann auch ein kluger Aufseher bey der zarten Jugend solche Mittel anwenden, die ihre Aufmerksamkeit erwecken, und sie fleißig machen. Alle andre Anstalten halten wir, nach einer langen Erfahrung, für ganz unzulänglich.

So viel von dem Vorschlage des Hrn. Prof. Meinert. Was von der Nützlichkeit des Unterrichts in militärschen Wissenschaften auf Universitäten gesagt wird, das billigen wir sehr, und ist schon einigermaaßen auf den meisten in Ausübung gebracht. Freylich sind nicht immer Männer, mit den wahren nöthigen praktischen Kenntnissen, dort zu Lehrern bestellt. Selbst das was uns der Verf. über diese Wissenschaften vorsagt, verräth den Mann, der hierüber nicht ganz die gründlichen Einsichten hat, die man wünschen könnte. Z. B. Er citirt oft Bücher, blos nach dem Titel, ohne sie zu kennen, als Mauvillons Essai sur l'Influence de la Poudre à Canon dans l'Art de la Guerre moderne, unter die Artillerie Bücher, da es doch lediglich ein taktisches Werk ist. S. 23. Um die Systeme der Taktik kennen zu lernen, sollte man — Millers reine Taktik, und die taktischen Grundsätze und Anweisung mi-

 litär-

litärscher Evolutionen lesen, da diese doch nur das gegenwärtig übliche System der dünnen Schlachtordnung abhandeln, und von den andern taktischen Systemen gar kein Wort enthalten. Auch soll des Hrn. von Millers reine Taktik das nöthige von der Einrichtung und den Schwenkungen der Kavallerie enthalten; da es doch bis jetzt von den Schwenkungen noch kein Wort sagt. Ganz falsch ist es auch, wenn S. 25 gesagt wird, die gewöhnliche Stellungsart der Infanterie müsse nach Gründen der Mechanik untersucht werden, denn das würde auf die tiefe Stellung führen. Es muß auch dabey auf die moralische Beschaffenheit des Menschen gesehn werden, da der Mensch kein Stück Holz ist. Eben so falsch wird S. 29 gesagt; die Schwenkungen könnten in $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ und ganze Schwenkungen eingetheilt werden. Ganze Schwenkungen würden ja den Trupp gerade wieder auf den Fleck bringen, von wo er ausgegangen wäre, und werden daher gar nicht gemacht. Doch genug um unsre Aussage zu beweisen.

La.

Feldzüge des Prinzen Eugen in Ungern. Nebst einer historischen politischen Abhandlung von den Ursachen, die zum Bruch des Passarowitzer Friedens und zum Krieg von 1737 zwischen Oesterreich und der Pforte, Anlaß gegeben. Mit zwey Plans 1ste Abthl. vom J. 1683 — 1711. 14 Bog. 2te Abthl. Vom J. 1716 — 1718. Aus dem Französischen übersetzt. Wien und Leipzig. 1788. 8.

Ist es Unwissenheit; ist es Kniff des Uebersetzers, daß er den Verf. dieses Buchs nicht angiebt und kennen will? Wenigstens ist das doch sicher Arglist, oder wie sonst das französische Wort mauvaise foi gegeben werden kann, daß er nicht sagt, aus welchem Buche das ganze Ding genommen, und daraus ein eigen Werk gemacht worden ist. Dieses Buch wollen wir also nennen, und hiemit jeden Leser warnen, weder Zeit noch Geld an etwas zu verschwenden, was er schon be-

sitzen

sitzen oder gelesen haben mag. Es ist kein andres, als die 1750 zu Amsterdam und Leipzig bey Arkstee und Merkus herausgekommene Histoire du Prince Eugéne, die den verstorbnen Professor Mauvillon zum Verfasser hat. Aus derselben ist alles was die Kriege, worinn der unsterbliche Eugen gegen die Türken gefochten hat, herausgezogen, und wörtlich übersetzt. Das ist also weiter nichts als ein Buchhändler= oder Uebersetzer=Kniff, um bey jetziger Gelegenheit mit einer aufgewärmten Schüssel etwas zu verdienen. Vermuthlich wird es dabey nun sein Bewenden haben, und da die wahre Quelle hier aufhört, das abgeleitete Bächlein versiegen. In dem Falle wäre auch der vorn angesetzte Titel: Geschichte der Kriege zwischen Oesterreich und der Pforte, Erste Abtheilung, doppelt prahlhaft. Denn es haben ja vor und nach dem Prinzen Eugen die beyden Mächte miteinander Krieg geführt. Allein wenn nur das Werklein abgeht, so ist vermuthlich die ganze Absicht desselben erreicht. Die beyden Plans sind die von der Schlacht bey Zeuta, und von der bey Belgrad, beyde mit unbedeutenden Veränderungen, ja so gar Auslassungen sichtbarlich aus jenem Buche gezogen. Wer indeß jene Geschichte des Prinzen Eugen nicht kennt, und nur das wissen will, was dieser große Feldherr gegen die Türken verrichtet hat, der kann dieß Buch zur Hand nehmen, worinn alles ganz ordentlich und deutlich vorgetragen ist: auch haben wir beym Durchblättern die Uebersetzung ziemlich fließend und fehlerfrey befunden.

N.

---

20) Erziehungsschriften.

Der Gesindefreund. Eine lehrreiche Geschichte; allen christlichen und rechtschaffnen Dienstbothen zum Besten aus dem Englischen, der Mstrs. Trimmer, ins Deutsche übersetzt. Leipzig, 1788 in Commißion bey Georg Joachim Göschen. 152 S. 8.

Der Held dieser Geschichte, Thomas Schlichting, verliert seinen Vater, ehe er noch einigen Unterricht genießt; seine Mutter aber findet Gelegenheit, ihn in eine Armenschule zu bringen, wo er sich durch Fleiß und Frömmigkeit unter seinen Mitschülern auszeichnet. Nach Vollendung seiner Schuljahre kömmt er zu einem Oberpfarr in Dienst, wo seine Neigung zur Frömmigkeit volle Nahrung findet, sein Verstand mehr Ausbildung erhält, und seine Kenntnisse in den Geschäften eines Dienstbothens erweitert werden. In diesem Dienst bleibt er, bis sein Herr stirbt, wo er sich eine Meierei pachtet, sich mit einer Magd, die mit ihm beym Oberpfarr gedienet, verheirathet, und ein glücklicher Mann und Vater wird.

Die glücklichen, oder unglücklichen Schicksale guter, oder schlechter Dienstbothen, die Schlichting in seinem Dienst, oder sonst kennen lernte, sind in die Geschichte eingeflochten. Das Sittliche ihrer Handlungen wird auf eine anschaulige Weise als Muster zur Nachahmung, und das Unsittliche zur Warnung aufgestellt. Der V. kennet die moralischen Bedürfnisse des Gesindes genau, rüget alle seine gewöhnlichen Fehler, und prediget dagegen Gesetz und Evangelium. Er moralisiret zuweilen recht artig, oft aber stößt man auf Grundsätze der alten Orthodoxie, die dem dürftigen Verstand des Gesindes wol behagen möchten, der geläuterten Vernunft aber anstößig, und bey dem klügern Theil der Menschen außer Kurs sind. — In den Stellen aus der Bibel, Sprüchen und Psalmen, die bey allen Gelegenheiten der Seele der Dienstbothen aufgetischt werden, hat sich der V. zuweilen vergriffen, und oft füllen sie eine Lücke, wo der eigene Gedanke aussprang. Sprachfehler, Provinzialismen und Nachläßigkeiten in der Rechtschreibung sind nicht selten. z. B. S. 82 Z. 15: Grüße sie doch recht schöne. S. 62 Z 21: Dahlen. S. 71 Z. 14 zusammenknötern. S 127 Z 12: Schluderig. S. 72 Z. 15 Spaße, Z. 16 Spas. S. 88 Z. 19 Spaase u. s. w.

Uebrigens lieset sich die Geschichte gut, und Schriften, die auf eine so populäre Art niedre Volksklassen von den besondern Pflichten ihres Standes unterrichten, bleiben immer nützlich; nur Schade, daß sie den Lesern so wenig in die Hände kommen, für die sie eigentlich geschrieben sind.

Tk.

Ets

Etwas wider die Mode. Trauer- und Lustspiele ohne ärgerliche Caressen und Heyrathen, für die studierende Jugend herausgegeben von Franz Xaver Jann, Priester und Lehrer am Gymnas. bey St. Salvator in Augsburg. Dritter Theil. Augsburg, bey Matth. Riegers sel. Söhnen. 1788. 1 Alph. 11 Bogen 8.

Es ist wohl der redendste Beweis von dieses Jesuiten unheilbar elenden Geschmack, daß er Troz aller Spöttereyen des bessern Publicums, seine insipiden Schulschauspiele, die er vielleicht mit mehreren Recht: Etwas wider den gesunden Menschenverstand, als Etwas wider die Mode hätte betitteln können, bis zum dritten Theil fortsetzt. In der Vorrede schimpft er in Versen und Prosa auf seinen Nürnbergschen Recensenten und auf Hn. Nicolai, der in seiner Reisebeschreibung dieser Augsburgschen Schulkomödien auf die Art erwähnt hatte, wie jeder vernünftige Mann darüber urtheilen muß. Der wunderliche Mann fodert ihn zum Beweis auf, daß seine Schauspiele albernes, abgeschmacktes Zeug wären — eben so lächerlich, als wenn ein Sudelkoch von den Gästen Beweis verlangen wollte, daß seine Gerichte ungesalzen und ungewürzt sind. Noch mehr, Hr. Nic. hätte bey eben der Gelegenheit von P. Gassers, eines Collegen von unserm Jann, Singspiel Jakob und Benjamin, gesagt, daß die Verse ganz erbärmlich wären: den nimmt er nun auch in Schutz, und um Hn. N. dieses Urtheils wegen zu beschämen, theilt er das ganze trefliche Singspiel mit. Der Mann handelt entweder unklug oder boshaft; unklug, weil die Bekanntmachung dieser elenden Reimerey Rechtfertigung des Hn. N. und Beweis seines eignen verderbten Geschmackes ist; wahrlich, wenn es noch was schlechteres giebt, als erbärmlich, so sind es diese Verse: man kann diese Knabenübung unmöglich hinaus lesen; oder er handelte boshaft, und glaubte, seine eignen dramatischen Sudeleyen dadurch zu erheben, wenn er das, wo möglich, noch schlechtere Singspiel seines gepriesnen Collegen voransetzte. Nun zum Buche selbst: es enthält außer dieser fremden Arbeit, noch zehn Schauspiele. 1) Cyrillus der Kappadozier, der junge Märtyrer, ein Singspiel. Nur eine unlautere Klostermoral, nicht

der Geist des ächten Christenthums kann einen so unvernünftigen Drang, sich durch Schänden und Schmähen den Weg zum Marterthum zu bahnen, als nachahmungswürdig aufstellen, wie hier geschieht. Ein heydnischer Trabante, der das Stück mit der Anrede eröfnet:

Nun machet euch gefaßt, ihr Christenhunde ꝛc.

singt schon in der nächsten Arie:

Verflucht sey Jupiter,
Verflucht der falschen Götter Schaar,
Der ich so blind ergeben war!

Nun das heißt doch den Sieg des Christenthums recht leicht gemacht! 2) Joseph — von seinen Brüdern erkannt, ein Singspiel. Hier ist der Anfang. Manasse, Josephs Sohn, knüpft Freundschaft mit Benjamin, den er noch nicht kennt:

So ist es, liebster Benjamin,
Von mehr, als hunderttausend Fremdlingen,
Die wir zu dieser Theurungszeit gesehn,
Hat keiner unsern Vater so entzüket,
Hat keiner seine Sele so erquiket,
Als du! —

Joseph singt zwo Arien an seine Brüder:

Ist das der Dank, verwegne Diebe? ꝛc.

und im Augenblick der Erkennung:

Geliebte, theurste, beste Brüder
Hier seht ihr euren Joseph wieder.

Wie gut sich doch der V. auf die Oekonomie eines musicalischen Drama verstehen muß. 3) Paulinus von Nola, oder die wahre Menschenliebe, ein Trauerspiel. Genserich, König der Vandaler, hatte bey der Eroberung von Nola, viele Bürger, und unter denselben, auch den einzigen Sohn einer Wittbe, Melind, zur Sclaverey abgeführt. Die Mutter beschwöhrt den Bischof, Paulinus, den Sohn loszukaufen, der aber, weil er das Geld nicht auftreiben kann, stillschweigend seine Gemeinde verläßt, und sich zur Befreyung Melinds selbst zum Sclaven stellt. Melind eilt nach dem Tod seiner Mutter in die Dienstbarkeit zurück, um seinen Erretter durch seine

Per=

Person auszuwechseln. Abgeordnete der Stadt Nola folgen nach, um ihren Bischof loszukaufen. Beyde suchen und sprechen ihn, ohne ihn zu kennen. Der wunderliche Mann aber, der hier als ein übermenschlicher Heiliger aufgeführt wird, und schon vorher die Schwachheit hatte, eine ganze Gemeinde, der seine Gegenwart nöthiger war, um der Freyheit eines Einzigen willen zu verlassen, will nicht ausgelößt seyn, und das aus der Grille, um seinem Erlöser ähnlich zu werden, der ja gleichfalls für Knechte freywillig Knecht geworden sey, und um den Ruhm einer angefangenen Verläugnung nicht durch die Rückkehr zu verliehren. Wieder ein Beyspiel verschrobener, den Geist des Christenthums entstellender, Mönchsmoral. Genserich hat endlich die Großmuth, den fanatischen Streit zwischen Paulin und Melind, durch ihre, und aller Nolaner freywillige Losgebung, zu endigen. 4) Georgius der Martyrer, ein — sehr albernes — Trauerspiel. Der heil. Georg wird im Kalchofen gebraten — und kommt wieder aufs Theater; wird durch glühende Nägel, Haken und Klingen zerrissen — und kommt wieder aufs Theater; trinkt einen Giftbecher — und lebt fort, fordert studentisch alle Götter der Heyden heraus — und wird endlich enthauptet. Das ewige Einerley henkermäßiger Drohungen des Kaysers, einfältiger Rodomandaten der Götzenpriester, fanatischer Bitten schwärmender Alten und Knaben um Tod und Marter, als die höchste Glückseligkeit, wird bis zum Ekel durch drey Aufzüge durchgepeitscht. Wahrlich kein Busiris und Nero kann sich so an Menschenblut und Martern weyden, als hier die Christen ihren Gott vorstellen, dem sie das lieblichste Schauspiel zu geben glauben, wenn sie den Posten des Lebens in dem sie arbeiten und Gutes würken sollten, eigenmächtig verlassen, und dem Henker Kopf und Glieder zum Zerfleischen darbeiten! Und der Gott, den diese Martyrer dem Jupiter entgegen setzen, ist nicht etwan der, den Christus selbst seinen Gott und Vater nennt, sondern es heißt ausdrücklich S. 16 „es giebt nur einen einzigen, wahren, ewigen, allmächtigen Gott, und dieser ist Jesus Christus!" Welch eine Gotteslästerung! Nur noch eine Probe, wie geschickt der Mann sich in die Denkungsart der damaligen Zeit zu versetzen weiß. Der Oberpriester soll sagen: daß die Götter über die anwachsende Zahl der verruchten Christen zürnen. Da spricht er: Jupiter habe nach seinen Donnerkeilen gegriffen, Mars sein Schwerd gezückt, und Apollo

stimme schon auf seiner göttlichen Leyer Fluchlieder wider uns an. Der Exjesuite hat vergessen, daß Apollo, wenn er böse ist, nicht nach der Leyer, sondern nach dem Bogen greift 5) Martinez, oder die besiegte Rachbegierde, ein Trauerspiel. Martinez hat es in seiner Gewalt, dem Mörder seines im Duell entleibten Bruders Verzeihung zu bewürken. Rache aber und Familienstolz treiben ihn statt aller Fürbitten, vielmehr an, auf einer öffentlichen Hinrichtung zu bestehen. Endlich wird er noch durch ein Crucifix und die Schrecken der Hölle gerührt, ihn nicht nur loszubitten, sondern sogar mit ihm in ein Kloster zu gehen. Das Sujet könnte, besser bearbeitet, ein trefliches Stück geben: aber unter den Händen unsers V. verdirbt doch auch jeder gute Keim: weder der Kampf noch der Sieg ist edel und anständig genug. Und nun folgends das Ende — doch sonst taugte ja das Stück nicht auf ein Jesuitentheater! Troz seines Versprechens auf dem Titel fühlt er das Bedürfniß einer weiblichen Rolle. Daher läßt er die Braut des Martinez abwesend in einem Brief auftreten, und verdirbt dadurch eine der rührendsten Scenen. 6) Der junge Freygeist, ein Lustspiel — soll zur Absicht haben, zu zeigen, daß Freygeisterey ein liederliches Leben zur Folge hat, und nicht anders als durch Demüthigung und Schande gebessert werden könne. 7) Die väterliche Rache, ein Lustspiel. Ein Vater, den sein ältester Sohn aus der türkischen Sclaverey hätte loskaufen können, aber dargegen das väterliche Vermögen verschwendet, und seinen jüngern Brüdern, die die Befreyung ihres Vaters wünschen, Drangsale anthut, macht sich selbst nicht nur durch einen Glücksfall frey, sondern bringt auch eine ansehnliche Summe Geldes mit sich nach Haus, und vermacht diese seinen jüngern Söhnen, deren gute Gesinnung er sogleich am Hafen, unerkannter weise, kennen lernt, dem ältesten aber seinen Sclavenkittel, Kette und Sclavenbrod, und verurtheilt ihn, bey dieser Kost ein Jahr lang Matrosendienste zu thun — als wenn das ein Vater eigenmächtig thun könnte. Wir finden hier eine Bemerkung bestätigt, die wir schon beym vorigen Theil gemacht haben, daß unser V. mehr Geschicke zum Komischen habe. Dieses Stück hat einige sehr komische Situationen und Charaktere, die, wenn der V. Feinheit genug hätte, beyde gehörig zu nutzen und auszuzeichnen, viele Würkung thun müßten: sie sind aber meistens durch Plattheiten, fehlerhafte Zeichnungen oder unnatürliche Verwickelungen

gen verhunzt. 8) Der eingebildete Todte, ein Lustspiel. Was ein eingebildeter Kranker auf dem Theater thun und sprechen werde, kann man sich gleich aus dem Titel vorstellen: wie aber ein eingebildeter Todter das Sujet einer Komödie abgeben soll, kann man schwehrer errathen. Man muß das Ding erst gelesen haben, um sich zu überzeugen, daß der V. einen Narrn aufführt, der sich steif und fest einbildet, er sey todt, und auf alle diejenigen schändet und schmähet, die ihn nicht dafür halten wollen, aber doch denjenigen Ohrfeigen austheilt, die ihn als Todten behandeln, putzen und in den Sarg legen wollen. Ein Possenspiel, das inzwischen doch nicht ermangeln wird, einer Gattung von Zuschauern Lachen zu erwecken —. 9) Die jungen Räuber, eine Nachahmung der bekannten Geschichte der leipziger Knaben. 10) Der kindische Vater, ein Nachspiel. Ganz im Schwäbischen Katholickendeutsch wird ein Vater aufgeführt, der seine 14, 15 und 17 jährige Knaben hat aufwachsen lassen, ohne noch lesen zu können, sie ganz ihrem Muthwillen und Müßiggang überläßt, mit ihnen selbst auf hölzernen Steckenpferden reitet, und ihre Einwilligung, des Tags eine Viertelstunde Schule zu halten, mit neuen Spielwerkzeugen erkauft. Wenn das Ding nicht so gar pöbelhaft und plump wäre; oder man dem P. Jann so viele Welt- und Menschenkenntniß zutrauen könnte: so sollte man die Farce für eine Satyre halten, theils auf gewisse Väter, die ihre Söhnchens so gerne mit dem Sitzen und Lernen nicht betrübet haben wollen, sich die Enthaltung von Strafen zum ersten Beding des Lehrers machen, und selbst noch am Ziel der Knabenjahre ihnen nicht zumuthen wollen, in den Anreden an die Eltern das kindische Du mit einem gesittetern Ausdruck zu verwechseln; theils auf unsre philanthropischen Erzieher, die lieber mit ihren Zöglingen spielen oder wandern, als sich und sie durch zusammenhängenden Unterricht belästigen wollen. Uns noch auf die vielen Provinzialismen und pöbelhaften Schimpfwörter, wovon alle Blätter voll sind, noch besonders einzulassen, überheben wir uns dießmahls.

Lesebuch für deutsche Schulen, um der Jugend allerley nothwendige und nützliche Kenntnisse beyzubringen, von A. A. Watermeyer, Consisto-

sistorialrath und Garnisonprediger in Stade. 1. Bändchen. Bey B. G. Hoffmann. 1789. $4\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

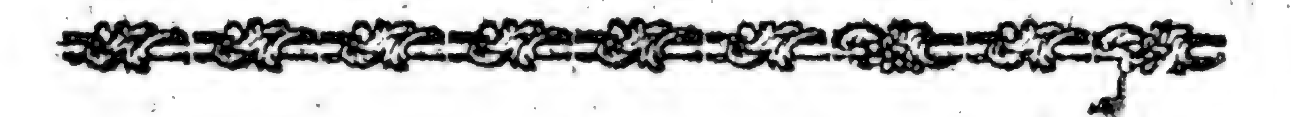
Es enthält Morgen- Abends- Tisch- und Schulgebete, (Gebeter, schreibt der V.) in der größten Schrift, als wenn sie für Greise bestimmt wären; 2) die fünf Hauptstücke des lutherischen kleinen Katechismus — deren Raum wohl für etwas bessers hätte bestimmt werden können. Nicht zu gedenken, daß dieser Katechismus ja ohnedieß in allen Häusern befindlich seyn wird, so kennen wir kein zweckloseres Formular zum ersten Religionsunterricht für Kinder; nichts verkehrters, als das Christenthum mit den zehn Geboten anzufangen, ehe das Kind auf den Begrif von Gott geführt worden ist. Soll denn das abergläubische Vorurtheil von einer besondern Heiligkeit dieses für unsre Zeiten durchaus nicht mehr hinlänglichen Religionsbuchs, so wie von der fortwährenden Bestimmung der zehn Gebote zu einem Inbegrif der christlichen Sittenlehre, ewig unterhalten werden? 3) Religionsunterricht — in Frag und Antwort; eine Kinderdogmatik in nuce. Aber in einen so kurzen Umriß der Religionslehren für Kinder würden wir wenigstens das nicht gebracht haben, was die Schrift nicht ausdrücklich sagt: z. E. daß in Einem göttlichen Wesen drey Personen sind; daß ein böser Geist durch listige Verführungen die ersten Menschen zur Sünde verführt habe; daß Christus das Gesez für uns gehalten habe, u. dgl. 4) Beobachtungen — oder Erfahrungskenntnisse, z. E. Ich wohne in einem Haus. Mein Haus steht auf der Erde, u. s. w. 5) Kleine scherzhafte Erzählungen. 6) Drey Fabeln. 7) Sprüchwörter. 8) Neun Räthsel.

Der Jugendfreund in angenehmen und lehrreichen Erzählungen für Lehrer und Kinder. Quedlinburg, bey Friedr. Joseph Ernst, 1788. 16 Bogen in 8.

Wenn jeder Schriftsteller durch seine gute Absicht Ansprüche auf Nachsicht zu machen hat, so kann die freylich auch der V. dieses Jugendfreundes erwarten, ob er gleich bey der großen

grossen Menge ähnlicher und besserer Bücher ein sehr entbehrliches Buch zusammen getragen hat, das darzu nicht das mindeste Vorzügliche vor jenen voraus hat. Aber er hat durch dieses Buch die vielen schlechten Bücher aus den Händen des gemeinen Mannes verdrängen wollen, die er in seiner Gemeinde und in benachbarten Orten in vielen Häusern angetroffen hatte. Und wenn er diese Absicht erreicht, und durch keine andre Sammlung hat erreichen können, so verdient er immer Dank. Viele Erzählungen hat er aus schon bekannten Büchern genommen, aber mit Anwendungen, und zum Theil auch mit Versen versehen, die aber beyde meistentheils sehr entbehrlich und schlecht sind. So hat z. E. die bekannte Geschichte, von dem Officier, der bey einer vermißten Dose seine Tasche nicht vorzeigen wollte, in der er Brod hatte, folgende Nutzanwendungen: 1) Einen guten Freund haben, ist eine vortrefliche Sache. 2) Wo man seine Ehre retten kann, das ist des Christen Pflicht. Einige Erzählungen von des V. eignen Erfindung, z. E. der Prediger mit seinen Kindern, der Prediger und Schulmeister und verschiedene andere, sind wirklich — gar zu fade und leer. Der Erzählungen sind in allen hundert. Der Verfasser nennt sich zum Schluß der Vorrede C. C. Plato, Pfarrer zu Meseberg.

Nm.



21) Münzwissenschaft.

Von Thalern des Churfürstlich = Brandenburgischen und Königlich = Preußischen regierenden Hauses. von Arnim. Berlin bey Fr. Maurer 1788. 282. S. 8.

Wir freuen uns über die Erscheinung eines Werks, das wir schon seit einigen Jahren mit Begierde erwartet haben. Es entspricht der Erwartung, die wir von demselben hatten, so ganz, daß wir es mit Ueberzeugung sagen können, daß es so wohl an Vollständigkeit als Genauigkeit, gegen unsre bis-

herigen

herigen numismatischen Beschreibungen, das erste Werk in seiner Art sey. Der Hr. V. hatte schon vor mehreren Jahren den verstorbenen Madai zur besondern Umarbeitung der Brandenburgischen Thaler aufgemuntert; nach dessen Tode nahm er die eigne Bearbeitung derselben nach seiner von ihm mit vieler Sorgfalt und beträchtlichen Kosten gemachter Sammlung selbst vor, und zuverlässig hätte diese Bearbeitung von Niemanden mit glücklicherem Erfolg unternommen und ausgeführt werden können, als von ihm. In der weitläuftigen sehr unterrichtenden Einleitung zeigt und beurtheilt der Hr. v. A. die Fehler, die in den bisherigen Thalerbeschreibungen geherrscht haben, ohne doch die Verdienste seiner Vorgänger zu verkennen, sehr richtig. Tenzel und Köhler waren beide Männer, die große Verdienste um die neuere Münzkenntnis hatten. Die Beschreibungen beider sind aber nicht bestimmt und unterscheidend genug. Auch der Lilienthalischen Arbeit fehlt es an Genauigkeit. Lilienthal war auf die kleinen Verschiedenheiten zu wenig aufmerksam, beurtheilte die Thaler nur nach der Uebereinstimmung und Gleichhe[illegible] der Hauptzeichen und brachte also wirklich viele Thaler unter einer Nummer zusammen, die wegen ihrer zwar kleinen aber doch unterscheidenden Verschiedenheiten gar nicht zusammen gehörten. Ueberhaupt vermißt der Hr. v. A. in den bisherigen Thalerbeschreibungen pünktliche Genauigkeit in der Anzeige der Kleinigkeiten, die doch zu ihrer Unterscheidung wichtig sind, und Prüfung der Aechtheit und Unächtheit derselben. Er ist, um in dem letztern wichtigen Stücke zu einiger Gewisheit zu kommen, der Thalerverfälschung bis auf ihren erstern Ursprung nachgegangen. Die erstre Klage über die Thalerverfälschung findet man in dem geschriebenen Leipziger Münzreceß vom 16 Jan. 1691, in dessen § 10 auf die Verrückung der Jahrzahl oder das Prägen falscher Bilder auf den Münzen Strafe gesetzt wird. In dem Hamburger Münzreceß vom 16. Sept. 1691 wird §. 14 und 15 sehr gegen die Heckmünzen geeifert. Die erstre eigentliche Schrift über die falschen Thaler, ist das Buch des Bancocassier Cunow von dem allgemein gewordenen Betrug unter den alten und neuen Reichsthalern; er selbst hatte eigne Kenntniß genug, blieb aber doch in der Festsetzung der Regeln größtentheils bey Fehlern stehen, die auch an unbescholtenen Thalern vorzukommen pflegen. Der Hr. Verf. hat sich in der Kenntniß der ächten und unächten Thaler

so

so gar durch Briefwechsel mit auswärtigen Münzkennern Licht und Gewißheit zu verschaffen gesucht. Aus einem Briefe des verstorbenen frankfurtischen Numismatikers, von Seuferheld, sieht man, daß dieser hauptsächlich das Gewicht zum erstern Merkzeichen in der Prüfung der ächten und unächten Thaler angenommen habe, weil bey Copien kaum das rechte Gewicht getroffen werden könne. So wenig es dem Hrn. Verf., wie er selbst mit vieler Bescheidenheit sagt, bis zur gänzlichen Gewisheit in dieser Sache zu kommen gelungen ist, so hat er doch in der Einleitung für Liebhaber gewisse Regeln festgesetzt, wie Güsse, falsches unächtes Gepräge und gekünstelte Abänderungen auf ächten Thalern in Nebenumständen erkannt werden können, wie wohl er das Schwankende derselben selbst nicht verkennt. Indessen hat er so warnende Beyspiele angeführt, daß sich Sammler und Liebhaber das Mißtrauen und die Zweifelsucht nicht genug empfohlen seyn lassen kann. Er bestätiget es aus einem eignen Briefe des bewährten Münzkenners zu Anspach, des Hrn. Assessor Spies, daß der verstorbene Medailleur W. in N. vermittelst eines stählernen Alphabets und des Grieffels das Wort Gloria so schiklich auf die Glockenthaler gebracht habe, daß es kaum Kenner unterscheiden konnten. Selbst in der Seuferheldischen Sammlung befand sich ein solches Stück. Im Jahre 1784 wurden in Dreßden von einem in Berlin flüchtig gewordenen und dort in Arrest genommenen Rendanten 4 Kisten mit 171 Brandenburgisch-Preußischen Medaillenstempeln abgeliefert, mit welchen dem Verlaut nach geprägt worden war. — Nach so sorgfältigen Untersuchungen über den Werth der bisherigen Thalerbeschreibungen und über die Prüfung der Aechtheit der Thaler läßt es sich nun freilich erwarten, daß der Verf. seine Vorgänger so wohl an Genauigkeit als an Scharfsicht in seinen eignen Beschreibungen übertreffen werde. Dieses wird auch so gleich sichtbar, so bald man diese mit den madaischen Beschreibungen derselben Thaler und wieder mit den Thalern selbst zusammenhält. Die Genauigkeit des Hrn. Verf. geht so weit, daß sie die kleinsten, einem andern ungeübteren Liebhaber oft unbemerkbaren Verschiedenheiten in das Auge faßt, und sein Bestreben, diese Verschiedenheiten im Ausdruck bis auf das pünktlichste darzustellen, ist so groß, daß er, wie er S. 4 selbst sagt, lieber die Thaler nicht aufführen wollte, bey deren Beschreibung ihm der bestimmte Unterscheidungsaus-

 druck

druck fehlte. Er hat auch keine andre als solche Stücke, die er selbst in Händen gehabt hat, und unter diesen wieder überaus wenige angeführt, die er nicht selbst besitzt; alle Stücke nach ihrer Aechtheit geprüft nnd dadurch seine Beschreibungen durch viele nicht gemeine Bemerkungen für den Kenner und Liebhaber noch lehrreicher gemacht Der Herr Verf. hat unsern ganzen Beifall, daß er seine Sammlung und deren Beschreibung chronologisch geordnet und die Thaler der Könige den churfürstlichen Thalern nachgesetzt hat. Die Sammlung geht, ohne die eingeschalteten ähnlichen und nachgemachten Stücke von N. 1. bis 432 fort und enthält die Thaler Joachims I N. 1—7; Joachims II. von 8—22; Johann Georgs von 23—41; Joachim Friedrichs von 42—50; Johann Sigismunds von 51—67; Georg Wilhelms von 68—178; Friedrich Wilhelms von 179—320. Friedrichs III. Churf. und I. Königs von 321—348. Friedrich Wilhelms I K. von 379—407. Friedrichs II. von 408—432. Friedrich Wilhelms II. 431 und 432. Man finder hier die Joachimer nach ihren Verschiedenheiten viel genauer bezeichnet, als im Lilienthal —.Madaischen Werke, und Verschiedenheiten angegeben, die in diesem übersehen worden sind. Die Thaler Johann Georgs, Joachim Friedrichs und Johann Sigismunds sind weit vollständiger, als von seinen Vorgängern abgehandelt. Der Thaler des erstern, Lobe den Herrn, ist hier in Gold 10 Dukaten schwer beschrieben. Die Thaler Georg Wilhelms machen hier eine vorzüglich vollständige und in ihrer Art seltene Sammlung aus. Von den Thalern mit Anfanck bedenck das Ende sind hier 25, und unter diesen der erstre von 1627 mit Anfancg, gewiß sehr selten, und ein andrer von 1630 mit verschobenen Buchstaben beschrieben. Von den Thalern Friedrich Wilhelms würden wir eine Menge hersetzen müssen, wenn wir alle diejenigen auszeichnen wollten, die hier zum erstenmal erscheinen. Vorzüglich würdig und für den Liebhaber angenehm sind die hier angezeigten Fehrbelliner Thaler, unter welchen verschiedene seltne Stücke und auch ein Thaler mit dem Commandostab vorkommen. Unter den Thalern K. Friedrichs I. zeichnet sich die vollständige Reihe der Thaler nach dem Fuess des Burgundischen Thalers besonders aus. Der Hr. Verf. hält den vom Jahr 1709 vorkommenden Ordensthaler dieses Königs für verdächtig und glaubt, daß die Zahl 8 mit Wegnehmung einer Krümmung in 9 verwandelt worden

den sey, eine Entdeckung, die er durch das Vergrösserungsglas gemacht hat. Er bemerkt, daß auf einem Thaler desselben Königs die Zahl 1712 ganz ohne Sinn in 1719 verändert worden sey. Nach seiner Versicherung soll der von Madai angeführte Emigrantenthaler Friedrich Wilhelms vom Jahr 1731 noch von Niemanden zweylöthig gesehen worden seyn. Die Münzliebhaber werden es dem Verf. Dank wissen, daß er die bekannten von Joh. Dan. Billert unter Preusischer Besitzung geschlagenen Sächsischen Thaler unter die Thaler Friedrichs II. aufgenommen hat. „Nach meinem Urtheil, sagt aber der Hr. Verf. S. 261, hat die Hand eines Variantenschmiedes auf diesen Thalern vom erstern Stempel das, was von der Perucke unter dem Brustbilde vorkommt, weggenommen und im A. den Thalern vom zweiten Stempel (auf welchen die Peruke mit dem Brustbilde aufhört) ähnlich gemacht. In der Beschreibung der Thaler dieses Königs, findet man S. 268 eine tabellarische Anzeige, wie viel Thaler in den Jahren 1750—86 in den verschiedenen Münzstädten geschlagen worden sind. Bis 1750 wurde nur in Berlin gemünzt; damals aber bekam Berlin A. Breslau B. Cleve C. Aurich D. Königsberg E. Magdeburg F und Stettin G zu Münzzeichen. Von der Seltenheit dieses und jenes Thalers hat der Herr Verf. nichts sagen wollen, um diese für die Liebhaber ohnedies kostbare Waare nicht noch theurer zu machen. Von den Thalern mit 72 Xzr. theilt er in der Einleitung einen Unterricht mit, den er dem Briefwechsel mit dem schon einmal angeführten Herrn von Seuferheld schuldig ist, und wir für unsre Leser noch hieher setzen wollen." Bis 1550. schreibt dieser, kam der Thaler (der vorher 15 löthig 2 Loth Gewicht nur 60 Xzr. galt) auf 66—68 Xzr. und 1551 kam man auf den besondern Einfall, eine neue Thalersorte zu machen mit 72 Xr., so entweder im Reichsapfel, auf dem Adler, auch unter demselben oder unter dem Wapen 72 haben zu 14 LL. 22 Gr. fein $2\frac{8}{9}$ L. ein Stück. Auch diese Einrichtung half für den Kipper und Wipper nichts. 1559 ward festgesetzt, den alten Speciesthalern auch den 72rn Abschied zu geben, dargegen lauter Reichsgulden zu prägen, welche 60 Xr. im Reichsapfel zu 14 LL. 16 Gr. fein und $9\frac{1}{2}$ Stück nur die Mark haben sollten.

Der Hr. Verf. bittet um Beiträge zur künftigen Vervollständigung dieser schäzbaren Thalerbeschreibung. Der Recensent bedauert, daß ihm seine Lage nicht mehr als nur die Vergleichung der Beschreibungen gegen gleiche Urstücke verstattet hat, wünscht ihm aber reichliche Beiträge aus den Gegenden Deutschlands, von wo er sie eigentlich allein am sichersten erwarten kann und freut sich, daß der Herr Verf. die Liebhaber der Münzwissenschaft auch mit einer eben so vollständigen Beschreibung der Churf. Brandenburgischen und Königlich-Preußischen Dukaten beschenken will.

Sz.



22) Vermischte Schriften.

Einfälle. Frankfurt und Leipzig, bei Georg Peter Monath, 1788. 7 Bog. in 8.

Hat 16. Kapitel, davon das lezte von der Hoffnung uns das Beste geschienen hat. Auch über Rec. hat die Hoffnung soviel Gewalt, daß er sich in der Folge von dem vielleicht noch jungen Schriftsteller Einfälle von mehrerer Reife als diese, verspricht.

Etwas für Dienstherrn und Diener, zur Beherzigung Erstern; von Leztern, wo möglich, Manchem, wenigstens zum Trost, gewiß zu einiger Entschuldigung verabfaßt. Languentibus omnium studiis, qui primo alacres fidem atque animum ostentaverant. Tacitus Histor. 2. Frankfurt und Leipzig. 1788. VI und 100 Seit. gr. 8.

Der

Der Titel ist etwas dunkel und soll vermuthlich heißen: Etwas f. D. u. D. Erstern zur Beherzigung; Manchem unter den Letztern zur Entschuldigung oder zum Trost. —

Der Zweck des Verfassers ist, zu zeigen, wie auf dem geradesten Wege aus einem guten Diener ein schlechter wird. Seine Abtheilungen sind folgende: 1. Der Faullenzer. 2. Die Schlafmütze. 3. Der Schneemann. 4. Der Haas. 5. Der Indifferentist. 6. Der Schelm. 7. Der Bärenhäuter. 8. Ermahnung an die Staatsdiener. Alles scheint von der bittern Erfahrung abgezogen zu seyn; und vieles ist vortrefflich und eindringend gesagt, wiewohl Nachläßigkeiten des Styls, und Wiederhohlungen öfters das Interesse dieser Lesenswürdigen Schrift schwächen; so wie wir auch ihren Inhalt unter wenigere Rubriken zu bringen dächten. Beispiele wie der Schriftsteller denkt.

§. 14.

„Wie soll nun der in einen Dienst tretende, noch so fleißige Diener, fleißig bleiben, wenn

I. Alles ihn zur Faulheit reizt? wenn ihn
1) Das Beispiel darneben, unter und über ihm, ansteckt;
2) Der Faulheitswirbel ihn mit Gewalt in sich schluckt; er
3) Sein Glück als Fauler, eben so gut, ja
4) Besser als durch Fleiß, machen kann. Da ihn

II. keine Gewalt vom Faulheitsstrudel zurückhält, ihn
1) keine proportionirte Belohnung
a) dermahlen oder
b) in künftigen Zeiten —
2) Kein Lob,
3) keine Aufsicht von oben ermuntert, ja, da ihm

III. der Fleiß noch zum Ekel gemacht wird
a) durch allzulästige Arbeit
b) durch häufige nur ihm, selten dem Faulen, zu Theil werdende Verweise. —“

§. 16.

„Was denn ein Fleißiger allein thun könnte, das können 6 Faule nicht ausrichten, dann erscheint zwar ein beträchtlicher

kaiserlicher, königlicher, kurfürstlicher, herzoglicher, fürstlicher, Addreßkalender; aber der Dienst wird dabei nicht gefördert —"

§. 59.

„Der fleißige Diener arbeitet gerne, wenn er sieht, daß seine Arbeit gesegnet ist, und auch bei seiner Arbeit ein Nutzen für den Dienstherrn herauskömmt. — Wenn er aber voraus sieht, daß alle seine Arbeit vergebens seyn wird; dann läßt sein Fleiß nach; er wird gleichgültig, hört auf, patriotisch zu denken; wird Pater Prior und thut seinen Dienst taliter qualiter, kurz, er wird indifferent. Selbst der schlechter als das Vieh genährte Sklav in Ketten arbeitet gern zu einem Zwecke, (den er für nützlich erkennt). Die Arbeit wird ihm endlich zum Zeitvertreib und stillt seine lange Weile. Wenn er aber mit einem Sieb Wasser schöpfen, Regentropfen ins Meer tragen muß, dann wird ihm seine Arbeit zur Hölle. —"

„Und §. 71. unter der Rubrik: der Schelm. Alle 6 Wochen kömmt eine neue Mode (für unsre Weiber) auf; also Putzmacherinnen, Frisörs, Juden und Christen laufen, alles will Geld: — Die kleine Besoldung geht für den Metzger, auf Holz und dergleichen unentbehrliche Artikel, auf: — Nun, wo nehmen wir Geld her in der Wüste? Ach dort steht der Bauer, der bringt: dort sendet der, der Recht haben will: — dann nimmt das Justizgemäkel seinen Anfang — dann verhandelt man seine Pflicht, sein Gewissen —"

Vorzüglich empfehlen wir die 4te Rubrik zum Durchlesen und insbesondre den §. 47. und folgende; wie durch beständige Furcht, auch beim treusten Dienst, verabschiedet werden zu können, der Diener schüchtern und muthlos wird. Eine Saite die nicht genug berührt werden kann. Wie viel glücklicher als ein Staatsdiener ist nicht darinn ein Domestike, der, wenn er brauchbar und treu ist, zu aller Zeit fortgehen und sich fortschicken lassen kann, und nicht halb Deutschland durchzuspähen braucht, um Brod, Ehre und Ruhe zu finden. Das letzte Kapitel: Ermahnung an die Staatsdiener wird schwerlich ein biedrer Mann, der einige Zeit gedient, und manche traurige Dienst-Erfahrung sich gesammlet hat, ohne Rührung lesen, und ganz ungetröstet in Gedanken wiederhohlen. Auch

Die

die Anrede an die Fürsten, im Vorbericht, ist schön. An der Schreibart wäre, wie schon gedacht, vieles zu erinnern, das bei einer zweiten Auflage verbessert werden könnte. Unter andern wünschten wir manchen verbrauchten Witz, manche unrichtige Metapher und manchen unedlen Ausdruck weg: z. B. der verfluchte Schurkengang; man speit auf die Geschäfte u. s. w.

Die Physiognomie des Drucks und der Geist des Buches läßt Rec. vermuthen, daß sein Geburthort in der Gegend von Mannheim sei; doch wir wollen nicht so indiscret seyn, den Verf. in seinem Incognito zu stöhren.

Lw.

Erfahrungen Jonas Frank, des Cosmopoliten. πολλων ανθρωπων ιδεν αςεα και νοον εγνω. Neue Auflage. Leipzig 1788 bey Gräff. $10\frac{1}{2}$ Bog. 8.

Kahles, elendes Gewäsche über allerley, oft in Folianten und Duodezbänden verhandelte Gegenstände, als: über Empfindsamkeit, Ehe, Liebe, Physiognomie u. s. f. auch sogar Seite 60 ein Geschichtchen aus dem Vade mecum für lustige Leute — Und ein solches Gemische ungahrer Aufsätze wäre würklich zweymal aufgelegt worden? — Doch, es steht ja nur neue Auflage da, und die erste Auflage ist ja auch eine neue Auflage, so lange keine neuere erscheint.

Jz.

Charlataneriein von Wien. Belgrad. 1788. 69 Seiten 8.

Eine etwas platte Rüge von allerley theils angeblichen theils auch wirklichen Inkonsequenzen in den österreichischen Reformationsanstalten, die der Verfasser unter der unanständigen, plumpen und in keiner Rücksicht passenden Benennung von

Char-

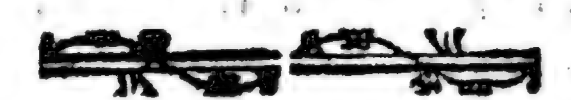
Charlatanerien aufstellt. Von der Manier des Verfassers ein paar Proben: „Charlatanerie ists wenn man von der einen Seite verordnet, daß alle Monopolien aufgehoben seyn sollen, und doch von der andern aus den öffentlichen Lehrstühlen zum Schaden der Wissenschaften und Künste ein Monopol macht.“ — „Charlatanerie ists, wenn man unter dem Vorwand Menschenblut zu schonen die Todesstrafe aufhebt, und dagegen die unglücklichen in stinkenden Gefängnissen, das sind unsre Casematten, oder beym Schiffsziehen langsam lebendig verfaulen läßt.“

Qm.

Moral in Beispielen. Herausgegeben von H. B. Wagnitz, Prediger in Halle. Zweyter Theil. Halle bey Gebauer 1788. 212 S. 8.

Wir können uns auf unser Urtheil über den ersten Theil berufen, weil wir über diesen zweyten Theil kein anderes fällen können. Herr W. schreibt frisch vor der Hand ab, und ist auf dem Wege ein allezeit fertiger Schriftsteller zu werden. Und zu diesem Ruhme wünschen wir ihm viel Glück.

K.



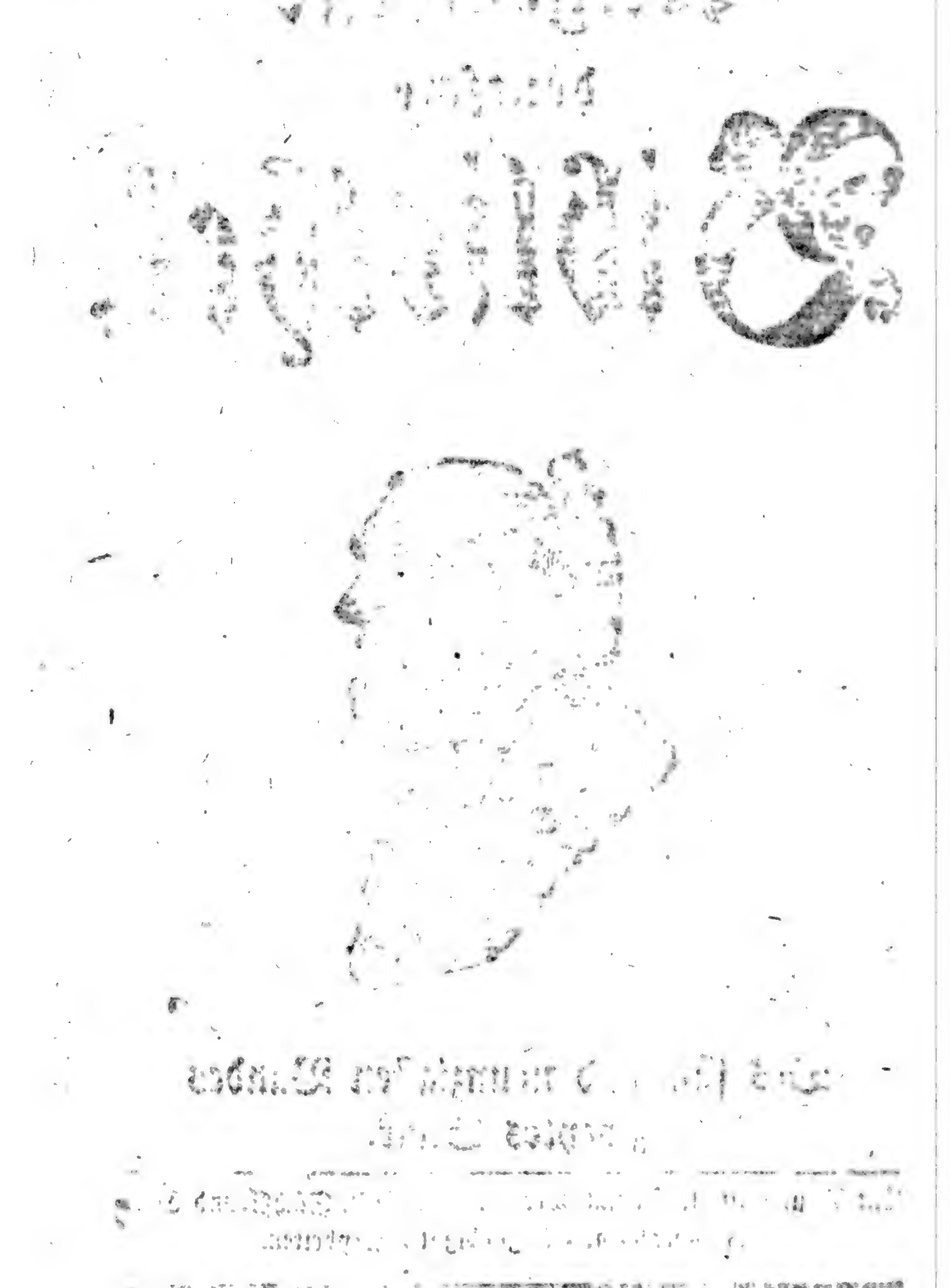
Allgemeine
deutsche
Bibliothek.



Des fünf und neunzigsten Bandes
zweytes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Chur-
Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin
verlegts Friedrich Nicolai 1790.



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des fünf und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) a) Protestantische Gottesgelahrheit.

1) b) Katholische Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Desselb.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Theater.

6) Schöne Künste; Bildende Künste.

7) Romane.

Dr:

8) Weltweisheit.

9) Mathematik.

10) Chemie und Mineralogie.

11) Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

12) Mittlere u. neuere politische u. Kirchengeschichte.

13) Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen, Statistik und Heraldik.

14) Gelehrte Geschichte.

15) Biblische, hebräische und griechische, und überhaupt orientalische Philologie, nebst der Patristik und biblischen und orientalischen Alterthümern.

16) Klaßische, griechische und lateinische Philologie nebst Alterthümern.

17) Deutsche und andere lebende Sprachen.

18) Erziehungsschriften.

Methode

19) Finanz= Handlungs= und Polizey=wissenschaft.

20) Haushaltungswissenschaft.

21) Kriegswissenschaft.

22) Vermischte Schriften.

I.

Leonhard Eulers Einleitung in die Analysis des Unendlichen aus dem Lateinischen übersezt, und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Johann Andreas Christian Michelsen Prof. der Math. und Phys. am vereinigten Berlin. und Cöln. Gymnasium. I. Band. Berlin bey Hesse 1788. 626. Octavs. ohne einige gedruckte Tafeln. II. B. 578. Octavs. 8 Kupfert. in 4.

Das Original: Introductio in analysin infinitorum auct. *Leonhardo Eulero* erschien zu Lausanne 1748 in Quart. Der Titel ist einer Misdeutung fähig. Es ist nicht Lehrbuch der Analysis des Unendlichen, sondern Vorbereitung dazu. Wahrscheinlich hat Mancher das Wort Introductio in dem ersten Verstande genommen, wenigstens weiß der Rec. einen Lehrbegierigen, der sich die Einleitung angeschaft hat, Analysis des Unendlichen daraus ausführlicher zu lernen, als aus Lehrbüchern die er schon besaß, und für seine Oekonomie zu spät erfuhr, daß Eulers Lehrbuch über die Analysis des Unendlichen mehrere Quartanten ausmacht. Diese Vieldeutigkeit konnte freylich ein Uebersetzer nicht heben. Sie findet sich auch in der Introduction à l'analyse des inf. pet. de M. E. trad. du Lat. par M. M. *Pezzi* et *Kramp*. Première partie. Strasb. 1786. 8. Diese Uebersetzung ist nicht so treu als Hrn. M. seine.

Ausser der Absicht Eulers Werk in Deutschland bekannter zu machen, hat Hr. Michelsen auch noch Erläuterungen und Zusätze beygefügt, von denen wohl eigentlich hier zu reden ist. Sie bestehen theils in Anmerkungen, die einzelnen §. beygefügt sind, theils in längern Ausführungen. Hiebey wird auf andre Schriften, besonders eulerische, verwiesen, auch theilt Hr. M. eigne Einsichten mit. Daß Hr. M. in Anmerkungen zum 35 und 36. §. des ersten Buchs schon das Unendliche, selbst mit den für dasselbe gewöhnlichen Zeichen braucht, könnte wohl da etwas zu voreilig scheinen. Freylich aber entschuldigt Hrn. M. sein Autor, der es auch, obgleich etwas später, doch eher braucht, als man in der Vorbereitung zur Rechnung des Unendlichen, billigen kann. Nähmlich diese Vorbereitung, erfodert eine andre vorhergehende, in welcher erklärt wäre, was man unter dem Unendlichen versteht, und wie der gewöhnliche Satz: daß in Vergleichung mit ihm das Endliche verschwindet, zu rechtfertigen ist.

Das wichtigste, was Hr. M. Hrn. E. Werke beygefügt hat, ist sehr billig von ihm in dem Anhange zusammengebracht worden. Beym I. B. 1. Cap. wird dieses Capitels Innhalt in einer Tabelle dargestellt. Ueber die Methode, aus zwo Gleichungen, die eine unbekannte Größe mit einander gemein haben, eine zu machen, in welcher dieselbe nicht enthalten ist. Newtons Regel Ar. univ. bewiesen. Eulers Verfahren. Beym II. Cap. wiederum tabellarische Darstellung des Innhalts. Ueber die Auflösbarkeit jeder ganzen rationalen Function, in reelle, einfache oder doppelte Factoren. Aus *Euler* recherches sur les racines imaginaires

des

des equations. Beym 39. §. umständlicher bestätiget, daß er nicht statt findet, wenn die Factoren des Nenners des Bruches keine Primgrößen unter sich sind. III. Cap. Neue Tabelle des Innhalts. IV. Cap. Erst Dito, dann beym 59. §. Erläuterung der Behauptung: die Form einer Reihe sey vor allen andern geschickt, der Seele einen deutlichen Begriff von der Natur jeder Function zu ertheilen, wenn auch die Anzahl der Glieder unendlich ist. Das paradox scheinende dieses Satzes hebt Hr. M. durch die Bemerkung: Man stelle sich bey unendlichen Reihen, nicht alle einzelne Glieder vor, welches unmöglich ist, sondern das Gesetz, nach welchem sie fortgehn. Beym 60. §. Erläuterung über die unendliche Reihe, welche der Quotient $\frac{a}{\alpha + \beta \zeta}$ giebt. (Man kann ihn sogleich in zween Factoren zerfällen, davon der veränderliche $= \frac{1}{1 + \beta \zeta : \alpha}$. Da nun der leztere sich durch die leichteste Buchstabenrechnung in eine unendliche Reihe entwickeln läßt: so wäre der Kunstgrif, eine Reihe anzunehmen, deren Coefficienten bestimmt worden, hier sehr überflüssig, wenn nicht dieses leichte Exempel eben dienen sollte, ihn kennen zu lernen.) Beym 64. §. Eulers allgemeiner Beweiß des binomischen Lehrsatzes aus dem 19. Bande der Commentarior. novor. Ac. Petropol. für 1774; führt auch andre Beweise an, die freylich durch die Analysis des Unendlichen, am kürzesten ausfallen, aber es ist immer vortheilhaft diesen ausserordentlich wichtigen Satz auf mehr als eine Art kennen zu lernen. Beym V. Cap. Nur Tabelle. Beym VI. Nach derselben, zum § 97, Anmerkun-

kungen, die so viel Rec. sieht, darauf ankommen, daß man eine Größe allgemein betrachtet, so annimmt, daß man für A allemahl + A sezen kann, und Größen positiv oder negativ deßwegen genommen werden, weil man ausser ihren wesentlichen Eigenschaften eine zufällige Beschaffenheit unter zwey entgegengesezten Bedingungen auf die Art betrachtet, daß von diesen Bedingungen bald die eine, bald die andre betrachtet wird. (Vollkommen richtig, eigentlich sollte man allemahl durch das Zeichen andeuten, ob man $+a$ oder $-a$ meynt, aber die Liebe zur Bequemlichkeit hat veranlaßt, daß man + versteht, wenn kein Zeichen vor a steht, eben wie man versteht, im Wurzelzeichen befinde sich 2 wenn sich keine Zahl darinnen befindet, wie man versteht, daß $3 = 1.3$, imgleichen die erste Potenz der 3 ist, ohne den Exponenten an die Ziffer zu schreiben, auch daß 3 ein abgekürzter Ausdruck der Verhältniß $1:3$ ist, wo man nur das folgende Glied schreibt, und das vorhergehende versteht. Diese lezte Bemerkung hebt alle die Schwierigkeiten gebrochner und verneinter Exponenten von Potenzen. Man s. in **Kästners** Abhandlung de translatis in dictione Geometrarum die Anmerkung (A) *Kaestn.* dissert. math. et phys. (Altenb. 1771) p. 83. Solche Ellipsen zu ergänzen, muß jeder Lehrer der Mathematik die Schüler anweisen, da finden sie dann nichts anstößiges bey Schriftstellern, welche solche Vorkenntnisse voraussetzen, ohne sie allemahl deutlich zu erklären.) Wenn eine Zahl ganz allgemein betrachtet, weder positiv noch negativ genommen wird, sagt Hr. M. sie werde absolute genommen. **Euler** unterscheidet die absoluten Zahlen und die positiven nicht. (Hat wohl darinnen

innen ganz recht. Weder positiv noch negativ, heißt, wenigstens in der Zeichensprache $= 0$. Man kann freylich eine Zahl denken, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie positiv oder negativ ist, z. E. 100 Thl. ohne daran zu denken, ob es Einnahme oder Ausgabe sind, aber alsdann nimmt man die Zahl stillschweigend als positiv an, und alle die zu ihr gesezt, sie vergrößern, auch als positiv; die zu gesezt (nicht von ihr weggenommen) sie vermindern, als negativ. Daher sezt Jeder 100 Thl. dreymahl genommen $= 300$, es mag baar Geld oder Schulden seyn. Das absolute heißt also nur jede Zahl so gedacht, wie jeder Mensch sie denkt, wenn er keinen Grund hat, sie auf entgegengesezte zu beziehen. Daß übrigens philosophische Spitzfündigkeit hie Wörter machen kann, selbst bey dem Weniger als Nichts, das Nichts in absolutes und relatives spalten, ist in Kästners Anfangsgr. der Arithmetik 1. Cap. 95. § erinnert.)

Einen Beweiß seiner Meynung giebt Hr. M. folgendergestalt in den Zusätzen zum 7. Cap. Er nimmt mit Eulern a als logarithmische Basis an, und braucht die Zeichen und Rechnungen des 114. §. Aus ihm folgt auch $\omega = \frac{1}{k}\psi = \log.(1+\psi)$.

Nun sezt er $1 + \psi = f^{\frac{1}{n}}$ (Der Recens. schreibt künftig ζ statt dessen, was hier rechter Hand des Gleichheitszeichens steht, um dem Setzer einige Mühe zu ersparen.) Diese Gleichung $1 + \psi = \zeta$ zu erhalten, ist allemahl möglich, wenn nur n groß genug genommen wird, und f eine absolute Zahl bedeutet, die größer als 1 ist. So wird auch $\psi = \zeta - 1$; aber, bey Eulern ist $\frac{1}{k}.\psi = \log.(1+\psi)$ folg-

 lich

lich $\frac{1}{k}(\zeta-1) = \log. \zeta$; folglich (den Werth von ζ in Logarithmen durch f ausgedruckt) log. $f =$ $\frac{2^n}{k}. (\zeta-1)$

Ist also k bekannt, (sagt Hr. M.) so hat man hierinn eine Formel, nach welcher man den Logarithmen jeder Zahl, wenn gleich auf eine weitläuftige Art, doch allemahl so genau finden kann, als man will. Da, (fährt er fort) 2^n, wenn n eine ganze Zahl ist, so wie man solches hie annehmen muß, allemahl eine gerade Zahl wird, so würde, wenn man f in ζ nicht absolute, sondern positiv nehmen wollte, ζ zwey entgegengesetzte, sonst einander gleiche Werthe haben, folglich der bejahte Werth -1 und der verneinte -1 nicht nur einander entgegengesetzt, sondern absolute betrachtet, auch um 2 unterschieden seyn. Es würde demnach jede ganze positive Zahl ausser einem positiven Logarithmen auch einen negativen, von jenem der Grösse nach unterschiednen Logarithmen haben, und die negativen Logarithmen folglich auch dann, wenn die Basis größer als 1 wäre, nicht bloß zu den ächten Brüchen gehören. Hieraus erhellet, daß man in der Lehre von den Logarithmen das Absolute von dem Positiven sorgfältig unterscheiden müsse.

Dem Rec. ist unbekannt, wo Hr. M. seine Begriffe vom Unterschiede zwischen absolut und positiv umständlicher erklärt hat. Er beurtheilt also auch nicht, wie Hr. M. darthue, daß eine Wurzel von einem geraden Exponenten, wie ζ ist, nur alsdann zween mögliche entgegengesetzte, sonst gleiche Werthe habe, wenn die Größe aus der sie gezogen wird, hier f, eine positive Zahl ist, aber nur einen

Werth

Werth, der mit Hrn. M. hiesiger Anwendung übereinzustimmen, bejaht seyn muß, wenn f eine absolute Zahl ist.

Wie aber auch Hrn. M. Theorie über das Absolute und Positive aussieht, ist sicher, daß an gegenwärtiger Stelle Hr. M. dafür nichts bewiesen hat. In der Gleichung $1 + \psi = \zeta$ von welcher er ausgeht, wird, was linker Hand steht, größer als 1 angenommen, folglich ψ positiv; daher auch ζ positiv. Hat also ζ auch einen negativen Werth, so darf der hie nicht gebraucht werden, die Hypothese der Rechnung schließt ihn aus. Wollte man in dem Ausdrucke des log. f, den negativen Werth von ζ brauchen, so brauchte man einen Werth, welcher der Gleichung $1 + \psi = \zeta$ widerspräche.

Auch in der gemeinen Algebra geschieht es wohl, wenn man die unbekannte Größe durch Erhebung auf Potenzen suchen muß, daß die Gleichung, auf die man solchergestalt kommt, Wurzeln enthält, welche von der Größe unterschieden sind, die man zu wissen verlangt, und da würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, jede dieser Wurzeln, sey die verlangte Größe, oder, wofern deutlich ist, daß sie das nicht seyn kann, darauf eine neue Lehre vom Absoluten und Positiven gründen wollte. Exempel finden sich in Kästners Diss. math. et phys. n. 3. pag. 26. und eben dess. III. astr. Abh. 797. Wenn $\sqrt{-3}$ mit sich selbst multiplicirt wird, kömmt $\sqrt{+9}$; Diese Wurzel muß hie -3 seyn, nicht $+3$ wie daraus erhellet, daß sie das Quadrat der unmöglichen Größe ist. Es ist also was ganz gemeines, daß man nicht allemahl beyde Werthe einer Quadratwurzel nehmen darf.

Welchen? entscheidet sich aus dem was, bey der Rechnung zum Grunde liegt, aus den Begriffen, die der Rechner durch Zeichen ausdruckt; das heißt: Er muß selbst wissen, was er will, und seine Sprache kennen, da entscheiden sich solche Zweydeutigkeiten so bestimmt und leicht, wie man in einer Redensart die Bedeutung eines vieldeutigen Worts aus dem Zusammenhange angiebt.

Wollte man setzen $1 - \phi = \zeta$, und die Rechnung von forne mit $1 - \phi$ so führen wie sie mit $1 + \psi$, so käme man wohl auch auf log. $f = \frac{2^n}{k} \cdot (\zeta - 1)$ und da müßte man den verneinten Werth von ζ nehmen, aber alsdann wäre auch f ein eigentlicher Bruch. Dieses mag genauer untersuchen wer da will. Wenn in einem alchymischen Processe in der That etwas Gold erhalten wird; es entdeckt sich aber, daß unter den Zuthaten eine, dem der ihn ausarbeitete unbemerkt, güldisch gewesen ist: so beweist der Proceß doch nichts für die Alchymie, wenn man ihn auch gleich nicht, mit der Zuthat zuvor vom Golde gereinigt, wiederholt.)

Bey **Eulers** 119. §. muß jedem einfallen, daß die dasige Binomialcoefficienten ins Unendliche fortgehn, und also gewiß welche vorkommen in den Factoren, was von den Vielfachen des Unendlichen abgezogen wird, gegen diese Vielfachen nicht verschwindet. Diese Einwendung hebt Hr. M. so: Das Verschwinden finde doch statt, solange die Anzahl der Glieder sich angeben läßt, und das sey genug, die Reihe und die darauf gebauten, brauchbar zu machen. (Zur Brauchbarkeit wird erfodert, daß die Glieder die ins Unendliche fortgehn, gegen die, welche man berechnen kann, unbeträchtlich werden,

das

das läßt sich aber nicht annehmen, so lange man wegen erwähnter Einwendung ungewiß ist, wie diese Glieder beschaffen sind. Man kann eine unendliche Größe in eine Reihe entwickeln, von der alle Glieder die man berechnen kann, möglich sind; Kästner Anal. endl. Gr. 19. §. Es läßt sich also von den Gliedern der Reihe die man berechnen kann, nicht auf das schließen, dem die Reihe sich nähern soll, wenn man nicht die Beschaffenheit der Glieder kennt, die man nie alle berechnen kann.) Noch über Eulers Beweiß, daß zu einer Zahl unzählich viel hyperbolische Logarithmen gehören. Mem. de l' Ac. de Pr. 1749; p. 156. E. schließt so: Wenn ω ein Unendlichkleines bedeutet, so ist log. $(1+\omega) = \omega$. Nun sey eine endliche Zahl $x = (1+\omega)^n$ so muß n unendlich groß seyn. Eine kurze Rechnung aber giebt log. $x = n. \left(x^{\frac{1}{n}} - 1\right)$ Da ist nun die Potenz von x; eigentlich eine Wurzel aus x; und für jeden Werth von n hat die Wurzel aus x vom Grade n so viel Werthe, so viel Einheiten n hat, folglich unzählich viel, wenn n unendlich ist, folglich hat hier wo n unendlich ist, log. x unzählich viel Werthe. Dagegen erinnert Hr. M. folgendes: E. schließe: „Wenn $(1+\omega)^n = x$ soll gesetzt werden können, so muß man, da nicht nur dieses, sondern auch log. $(1+\omega) = x$ statt finden soll, entweder ω blos positiv nehmen, und dann wird $x = (1+\omega)^n$ allemahl eine positive Zahl größer als 1; oder wenn man auch log. $(1-\omega) = -\omega$ setzen will, die Potenz des Grades n von $-\omega$ nicht einer Zahl die größer als 1 ist, sondern nur einem Bruche gleich annehmen. — Es gelten also Eulers Schlüsse nur in so fern allgemein, als ω positiv

positiv bleibt, und x eine Zahl bedeutet die größer als 1 und also ebenfalls positiv ist. Dieß nun vorausgesetzt, so ist auch nur in dem Falle $1+\omega = x^{\frac{1}{n}}$ und $\omega = n.\left(x^{\frac{1}{n}}-1\right)$ Wenn von den unendlich vielen Werthen die $x^{\frac{1}{n}}$ haben würde, wenn man es wie $(+x)^{\frac{1}{n}}$ betrachtete, bloß der positive Werth genommen wird, und es hat demnach, wenn man auch sonst $x^{\frac{1}{n}}$, und $n.\left(x^{\frac{1}{n}}-1\right)$ als eine unendlich vielförmige Function von x betrachten kann, doch hie jeder der genannten Ausdrücke nicht mehr als einen Werth. Da nun log. x durch den letzten Ausdruck angegeben wird, so hat keine positive Zahl mehr als einen Logarithmen.

Um zu sehen, wie Hr. M. sich verirrt hat, betrachte man eine cubische Gleichung $(1+u)^3 = b$; Wer diese annimmt, stellt sich zuerst u als eine mögliche bejahte Größe vor, b ebenfalls so. Die Cubikwurzel aus b hat aber drey Werthe, einen möglichen bejahten, und zween unmögliche (Kästners Anal. endl. Gr. 240) Folglich hat $1+u = \sqrt[3]{b}$ auch drey Werthe, einen möglichen bejahten, und zween unmögliche, folglich u selbst auch drey dergleichen Werthe. Wer also die cubische Gleichung annimmt, der nimmt drey Werthe von u an, einen möglichen und zween unmögliche. Jeder der drey statt u gesetzt, thut der Gleichung genug, versteht sich, daß wenn man den möglichen Werth von u braucht, auch dieses möglichen Quadrat und Würfel statt des Quadrats und Würfels von u gebraucht werden, und so mit jedem der beyden unmöglichen.

Die-

Diese leztre Erinnerung ist freylich für Hrn. Michelsen nicht nöthig, wohl aber für einen andern algebraischen Schriftsteller, Herrn Abel Burja, der gegen eine Recension in der allg. d. Bib. sich in der Vorrede zu seinem Unterrichte in der höhern Meßkunst, vermuthlich seinen Gedanken nach mit viel Wize, vertheidiget hat. In der Recension war erinnert worden, man könne $x-2=0$; $x+3=0$ nicht als Factoren ansehen, deren Product $x \cdot x+x-6=0$; weil x nicht zugleich $=2$ und $=-3$ seyn kann. Darüber fragt er: „Warum sollte eine veränderliche Größe x nicht mehrere Werthe annehmen können, warum sollte ein Buchstabe x nicht mehrere Größen zugleich vorstellen können?„

Bey Hrn. A. B. ist es also einerley, mehrere Werthe annehmen und mehr Größen **zugleich** vorstellen. Justus Lipsius nahm drey Religionen an, er stellte aber Lutheraner, Reformirten und Katholiken nicht zugleich vor. Das Wort Gallus kann einen Hahn bedeuten und auch einen Franzosen. Nun, in der Gleichung: Gallus + Gallus = 2. Galli muß Hrn. A. B. Vertheidigung gemäß frey stehen, den ersten Gallus durch Hahn zu übersetzen, den andern durch Franzosen. Was nun die 2. Galli sind, das mag Hr. A. B. wissen. So wird ihm doch wohl faßlich werden, was er freylich längst von Eulern hätte lernen sollen, daß man eine Gleichung als ein Product aus Factoren ansieht, die nicht alle zugleich $=0$ gesezt werden, sondern nach Bedürfniß, bald der, bald jene. Nun wiederum zu Hrn. Michelsen.

Nach Hrn. Michelsens Art, läßt sich so schliessen: Wenn $(1+u)^3=b$, und b eine Zahl größer als

als 1 seyn soll, so muß u positiv seyn. Also findet $u = \sqrt[3]{b} - 1$ nur in dem Falle statt, wenn von $\sqrt[3]{b}$ bloß der positive Werth genommen wird, obgleich diese Cubikwurzel sonst nur als eine dreyförmige Function von b betrachtet wird. Und so hat ein b nichts mehr als ein u.

Richtig nur ein mögliches, aber zwey unmögliche.

Und Euler sagt auch: Zu einer bejahten Zahl gehört nur ein möglicher Logarithme, aber unzählich unmögliche.

So folgt gerade das was E. sagt, aus den Schlüssen, durch die Hr. Michelsen, Eulers seine entkräften will, weil Hr. M. an die unmöglichen nicht gedacht hat. Oder ob etwa die Lehre von den absoluten Zahlen, den Gebrauch der unmöglichen Größe abschafft?

Ueberhaupt ist ja bekannt, daß in der Gleichung $z^n = b$, wenn b eine bejahte Größe bedeutet, z unter seinen n Werthen nur einen bejahten möglichen hat, allenfalls wenn n gerade ist, noch einen verneinten möglichen, die übrigen alle unmöglich. (Kästn. An. endl. Gr. 237.) Wenn man also n unendlich setzen darf, so hat z unter allen seinen unzählichen Werthen nur einen bejahten. Wie Hr. M. seine Meynung, daß eine Zahl nur einen Logarithmen habe, mit ziemlicher Gewißheit aus dem bloßen Begriffe der Logarithmen herleitet, und ferner bestätigt, muß man bey ihm selbst nachlesen. Er erklärt sich selbsten: was er über die Logarithmen, deren Basis nicht absolute angenommen worden ist, gesagt hat, sey bloß als ein Versuch anzusehn. Was er darüber weiter sagt, beyzubringen, verstattet hie der Raum nicht, so wie auch die Zu-

sätze

säze zu den folgenden Capiteln, deren Beschaffenheit man sich aus dem Angeführten, vorstellen kann.

(Hr. Michelsen trägt seine Gedanken, daß eine Zahl nur einen Logarithmen habe, allerdings mit gehöriger Bescheidenheit vor. Da er hierinn von der Lehre aller Analysten abgeht, hätte er wohl gethan, sich dabey folgender analystischer Bemerkung zu erinnern: Giebt es für eine Zahl nur einen Logarithmen überhaupt, nicht bloß nur einen möglichen, so ist der Logarithme x eine einförmige Function der Zahl y, das ist, wofern Herr M. nicht etwa glaubt, zu einem Logarithmen gehören unzählich viel Zahlen, so muß zwischen x und y eine algebraische Gleichung statt finden, in der x nur von der ersten Abmessung vorhanden ist: wieviel Abmessungen y hat, kömmt darauf an, wieviel Zahlen zu einem Logarithmen gehören. Gehört nur eine Zahl zu einem Logarithmen, so findet zwischen x und y nur eine Gleichung vom ersten Grade statt, und die logarithmische Linie ist eine gerade. Da wäre es doch sonderbar, daß sie allemahl krumm erscheint, was man auch für ein logarithmisches System annimmt, es wäre denn, daß man eine Reihe gleicher Größen, für die geometrische annähme.

Diese Krümmung läßt sich, wenn man Hrn. M. Gedanken annimmt, nicht anders erklären, als daß zu einem Logarithmen mehr Zahlen gehören, etwa eine bejahte und eine verneinte, wer nämlich die logarithmische Linie auf der andern Seite der Asymptote sähe, aber dabey nicht sähe, daß für sie auch die Einheit negativ ist, und also ihre Abscisse der Verhältniß $-n : -1$ so gehört, wie der obern Linie ihre Abscisse der Verhältniß $+n : +1$.

Nach

Nach der allgemeinen Vorstellung der Analysten, gehören in der logarithmischen Linie, zu einem y nur ein mögliches x, aber unzählich viel unmögliche, eben wie bey einer krummen Linie, deren Gleichung xxx=y ist, zu einem y ein mögliches x und zwey unmögliche gehören.)

Im zweyten Bande hat Hr. M. Anmerkungen, wo es ihm zur Erläuterung nöthig schien, sogleich dem Texte einverleibt, und zur Unterscheidung in Klammern einschließen lassen, mußte sich aber kürzer fassen, als beym ersten Theile, weil sonst gegenwärtiger zu stark geworden wäre. Aus eben dem Grunde mußte er den Vorsatz fahren lassen, den Inhalt tabellarisch darzustellen und manche Materie weiter auseinander zu setzen. Dergleichen Zusätze und Abhandlungen liefert er vielleicht künftig. Hr. M. Entschuldigung, sey auch die für gegenwärtige Recension, wenn sie gegen das Ende des ersten Theils und vom zweyten nicht so ausführlich ist. Sein Eifer, die Wissenschaft auszubreiten, verdient Hochachtung, und die Gründe derselben zu prüfen und zu befestigen, wendet er vielen Scharfsinn an. Vielleicht wird ihm fernere Untersuchung seiner Gedanken selbst zeigen, was dabey einer Berichtigung bedarf. Die neue Analysis, sowohl die cartesianische als die des Unendlichen, entstanden beyde durch die Bemühung, den gründlichen, aber viel Nachdenken und Zeit erfordernden Vortrag der Alten abzukürzen, und durch Gebrauch bequemer Zeichen, selbst zu Untersuchungen den Weg zu bahnen, an die sich zu wagen, Ihnen nicht einfallen konnte. Also, ob das Gebäude unsrer Analysis, sicher gegründet und fest aufgeführt ist, das zu beurthei-

urtheilen, lehrt am besten das Studium der griechischen Geometrie, und Vergleichung ihres Verfahrens mit den neuern Abkürzungen.

G.

II.

Ueber die Europäische Republik. Frankfurt am Mayn, bey Varrentrap und Wenner 1787. $13\frac{1}{2}$ Bogen.

— — — Zweiter Theil. Ebendas. 1788. 17 Bogen.

— — — Dritter Theil. Ebendas. 1788. $10\frac{1}{2}$ Bogen.

— — — Vierter Theil. Ebend. 1789. 16 Bogen in 8.

Der Titel dieses, wie es scheint, ganz verkannten Buches — wenigstens haben wir noch nirgends eine Beurtheilung desselben in irgend einer von unsern vielen Zeitungen angetroffen — läßt den Inhalt nicht errathen, oder erregt wenigstens unrichtige oder zweydeutige Erwartungen; woran hauptsächlich das Wort Republik Schuld ist. Wir dachten erst an ein Projekt, ganz Europa in eine einzige Republik zu giessen oder dazu umzuformen; etwa wie König Heinrich der 4te von Frankreich ꝛc. Deutlicher wäre der Titel gewesen: Ueber die europäischen Staaten oder, über die europäische Staatsverfassung: aber dem Inhalte

halte noch entsprechender würde er so lauten: Ueber die Geschichte der Menschheit in Europa. Vielleicht war diese Dunkelheit des Titels Schuld, daß das Buch verkannt und nicht so häufig gelesen wurde, als es dies doch in allem Betracht verdient. Denn es macht seinem Verfasser wahre Ehre, zeigt ihn als einen unsrer hellsten und denkendesten Köpfe, als einen philosophischen Historiker vom hohen Range. Eben deswegen tragen wir kein Bedenken, den Herrn Professor Vogt den jüngern in Mainz, als Verfasser zu nennen. Wenigstens hat man den Recensenten dessen versichert, und die unter den Vorreden zum zweyten und vierten Theil stehenden Buchstaben N. V. (Nicolaus Vogt) bestätigen dies. Er hat — wie er auch selbst gesteht — die Werke und Gedanken andrer Denker, z. B. des Grafen Herzberg, Montesquieu, Iselin, Möser, Stewart, Usteri, Smith, Robertson, Mirabeau, Meiners ꝛc. benutzt, aber so, daß man bald den Selbstdenker, der prüfen, sich die Gedanken anderer eigen machen und weiter fort denken kann, gewahr wird. Wir haben mit Vorsatz die Endigung des Werks abgewartet, um dessen ganze Oekonomie einsehen und unsern Lesern vorlegen zu können.

Die Hauptabsicht geht, zu Folge der Vorrede zum ersten Theil, dahin, die vielen politischen, religiösen und gelehrten Sekten zu Einem Zwecke zu vereinigen, und so die vielen Inkonsequenzen, die aus ihren Widersprüchen bey undenkenden Köpfen nothwendig entstehen, zu vermindern. Der Verf. glaubt, dies nicht besser thun zu können, als wenn er den grossen Geist und Plan Europens

in

in seinem Zusammenhange und Verbindung schildere, und damit darthue, daß alle Systeme jener Sekten in der Theorie auf Einen Zweck hinzielen, aber in der Praxis meistens diese Richtung verliehren. Dieser Zweck ist Beförderung des Menschenwohls. Der Verf. theilt die Beförderer selbst, nach der Art, wie sie diesen Zweck zu erreichen suchen, in drey Hauptklassen, in wohlmeynende Egoisten, in Patrioten und in Kosmopoliten. „Die Egoisten, sagt er, geben das wohlverstandene Interesse, die Patrioten den gutgelenkten Patriotismus, und die Kosmopoliten die geläuterte Menschenliebe oder höhere Religion als Mittel zu diesen Zweck an. — Wenn ich nun, fährt er fort, durch Schilderung des Geistes unserer europäischen Republik zeigen werde, daß das einzelne Interesse nicht besser befördert werde, als durch Patriotismus, und der Patriotismus durch Kosmopolitismus; und umgewendt, daß der Kosmopolitismus sich am festesten auf Patriotismus und dieser auf Egoismus gründe; so glaub' ich bey einem denkenden Kopfe alle die Widersprüche gehoben zu haben." Alles beruhe in der physischen und moralischen Welt auf unwandelbaren Gesetzen der Gottheit: in jener heissen sie die Anziehungs- und Zurückstossungskräfte, oder Druck und Gegendruck; in dieser, Eigenliebe und Gegeneigenliebe. Keine politische, religiöse und gelehrte Verfassung könne bestehen, wenn sie nicht auf die wechselseitigen Verhältnisse dieser Gesetze der moralischen Welt gegründet seyen. Das System unsrer grossen europäischen Republik sey auf diese Grundgesetze der Natur und Gottheit gebauet. Der Natur nach sey sie egoistisch, den Mitteln nach patriotisch,

und der Kultur und dem Zwecke nach kosmopolitisch. Sie beruhe also auf der Freyheit und dem Wohlstande einzelner Bürger und Familien; sie gehe alsdann zu Gemeinheiten, zu Ständen, zu Provinzen, zu Staaten bis zu einer großen Republik, ja zu einer großen Weltbürgerschaft hinauf.

Nach diesen metaphysischen und allgemeinen Sätzen stellt der Verfasser im ersten Theil der europäischen Republik das politische, im zweyten, das wirthschaftliche, im dritten, das sittliche, und im vierten, das gelehrte System (oder die Gelehrten-Republik) auf. Das erste Buch des ersten Theils, wo er das politische System beschreiben will, ist betitelt: die Allemannie, und meistens nach Möserischen Ideen (in der osnabrückischen Geschichte) ausgeführt. Es werden da die Europäer, besonders die Teutschen, im Heydenthum geschildert, und im zweyten Buche, im Christenthum. „Die Römer selbst, heißt es S. 7, lockten die tapfern Heermänner aus ihren Wäldern, um ihren auf den Ruinen aller (?) alten Völker aufgethürmten Koloß niederzustürzen. Sie kamen, aber nicht allein, um eine alte verdorbene Welt zu zerstöhren; sondern auch, eine neue bessere zu gründen. Aus den verschiedenen teutschen Völkerschaften, so (die) sich iezt theils in ihrer alten Heimath vereinigten, theils über die Provinzen des römischen Reichs ergossen, entstanden endlich größere Reiche; nämlich das fränkische in Gallien und Teutschland, später auch in Italien — das gothische in Italien und Spanien — die nordischen in England und Skandinavien — dann die slavischen, welche eigentlich nicht teutschen Ur-

sprungs

sprungs waren. Teutschland wurde auf die Art die Mutter und der Vereinigungspunkt der europäischen Völkerschaften; wie es noch heut zu Tage die Mutter der meisten europäischen Regenten, und der Mittelpunkt der europäischen Republik und des Gleichgewichts ist." Und nun geht der Verf. die obengenannten Reiche durch, und zeigt, wie sie entstanden sind, und wie ihre Einrichtung im Ganzen beschaffen war (das gothische Reich unter Theodorich oder Dieterich würden wir, der Zeitfolge gemäß, vor dem fränkischen Karls des Grossen gestellt haben); ferner, wie die christliche Religion auf diese wilden, kriegerischen und abergläubischen Völker gewirkt, und wie auch sie dadurch einen starken Anstrich von Rohheit, Aberglauben und kriegerischen Wesen angenommen habe, wie sie aber doch bey allen spätern und frühern Zusätzen immer ihrem Geiste treu geblieben. Kein Fürst bediente sich ihrer zur Erreichung seiner Absichten mehr, als Karl der Große, vorzüglich, um das Oberhaupt des großen christlich occidentalischen Reiches zu werden. Allein der Bischoff von Rom trat an dessen Stelle. Gregor der 7te baute sein fürchterliches Gebäude ganz auf den Geist der christlichen Republik. „Auch war diese Allmacht der Päpste ganz in dem Geiste der alten Teutschen und in der Politik der damaligen Zeiten gegründet: nur der oberste Priester hatte das Recht, den freyen Mann zu züchtigen, und durch Gottesmachtwort das Geschrey der Freyheit auf den öffentlichen Versammlungen zu stillen." Ihre Macht wuchs immer höher, und sie strebten offenbahr nach einer allgemeinen Herrschaft über die ganze Erde. Als sie aber in ihren Anmassungen zu weit giengen,

fanden sie selbst in ihrem Schoose und an den Grundsteinen ihrer Macht auch ihre Einschränkung, ja endlich ihren Sturz. „Nicht ihre Feinde waren es, welche zuerst über ihre Mißbräuche und um Verbesserung schrieen, und sie verbessern wollten, sondern ihre Söhne, ihre Bischöffe, sie selbst, ein ganzes Concilium stand auf, um zu verbessern. Später hin durfte ja nur ein teutscher Mann dem Volke die Bibel in die Hände geben, und weg war Pabstthum über halb Europa!" Der Verf. zeigt hernach noch die Verhältnisse der Christenheit zu andern Erdtheilen oder Völkern, hauptsächlich durch die Kreutzzüge.

Das dritte Buch ist besonders überschrieben: die europäische Republik. Hr. V. redet zuerst von den zwey Hauptgrundsätzen der großen europäischen Gesetzgebung: 1) man lasse ieder Gemeinheit, ieder Provinz, iedem Lande seine eignen, von ihm selbst gut befundenen Gesetze und Einrichtungen, wenn sie dem allgemeinen Wohl nicht offenbar widersprechen. (Ein Satz, an den Kaiser Joseph der 2te nicht geglaubt zu haben scheint!). 2) Man gebe nur solche Gesetze, welche in Abgang einzelner Gemeinheits- und Provinzialgesetze suppletorisch eintreten, und alle, dem Ganzen schädliche, Auswüchse der Provinzialgesetze hemmen.

Hr. V. geht hierauf ins Detail, und handelt zuerst von den Familien Europens, von den Dorf- und Stadtgemeinheiten, von den Lehen- und Religionsgemeinden, von den Provinzen, und zuletzt von den Staaten Europens, besonders von dem republikanisch-monarchischen Geist derselben. Er betrachtet hernach die europäische Republik (oder Europa) unter Philipp dem 2ten und Ferdinand

dem

dem 2ten, Heinrich dem Großen und Gustav Adolph dem Großen; dann, unter Ludwig dem 14ten und Karl dem 12ten, Peter dem Großen und Friedrich dem Großen. Aus der Menge hier vorkommender feiner Bemerkungen heben wir nur einige aus. S. 38: „Die Ohnmacht und Armuth der Könige war die Ursache des Verlustes der gemeinen Freyheit: aber die Ohnmacht und Armuth der Könige wurde auch wieder (im Mittelalter) die Mutter der gemeinen Freyheit. Es war nicht der gute, edle Wille der Könige, daß sie das gemeine Volk aus der Knechtschaft zu locken suchten, sondern ihre Herrschsucht, die Noth zwang sie, sich aus der Freyheit der Gemeinen ein tüchtiges Gewicht zu schaffen, wodurch sie die Uebermacht der Geistlichkeit und des Adels balanziren konnten. Es wird keinem scharfsinnigen Gesichtskenner entgehen, wie sich bis auf unsere Zeiten die Gewalt der Könige und die Gewalt der Geistlichkeit und des Adels durch die Volksfreyheiten das Gleichgewicht zu halten suchten. Und, was besonders merkwürdig ist, die Epoche der höchsten geistlichen und Adelsmacht war gerade auch die Epoche der Wiedergeburt der bürgerlichen Freyheit." (Der Verf. schrieb dies noch vor dem Ausbruch der iezigen Revolution in Frankreich). „In eben dem Maase, als sofort die gemeine Freyheit wieder empor stieg, in eben dem Maase wuchs auch das königliche Ansehen; ein Umstand, der sowohl die Könige, als unsere in den Tag hinein räsonnirenden Philosophen aufmerksam machen sollte." (Wir sind begierig, ob dies lezte auch bey Frankreich zutreffen werde).

S. 52 stellt Hr. V. Venedig und Nürnberg als Muster einer guten Stadtaristokratie, und

Hamburg als ein Muster einer guten Stadtdemokratie auf. Was Nürnberg betrift, so müssen ihm die seit einigen Jahren bekannt gewordenen und von Unpartheyischen gegründet befundenen Beschwerden der Bürgerschaft gegen die dortigen Aristokraten nicht zu Ohren gekommen seyn. Ueberhaupt ist die dortige Verfassung nicht sowohl aristokratisch, als aristokratisch-demokratisch, oder sollte es wenigstens nach dem alten Herkommen seyn. Gewissermassen sieht der Verf. dies selbst ein, indem er sich widerspricht; denn S. 52 sagt er, in Nürnberg hätten die Patriziergeschlechter die ganze Staatsgewalt in Händen: und S. 53, sie wäre merklich eingeschränkt. Hamburg preiset er besonders glücklich. „Keine Republik in den neuen Zeiten hat das Mittel zwischen Aristokratie und Demokratie so glücklich zu treffen, und sich gegen die Inkonvenienzien beyder Regierungsarten so sicher zu setzen gewußt, als diese.“

Der Verf. läßt sichs mehr als einmahl, besonders aber S. 60, merken, daß er einer allgemeinen Vereinigung aller christlichen Religionspartheyen nicht geneigt ist, und sein Urtheil ist deswegen, weil er dem römisch-katholischen Lehrbegriff zugethan ist, vorzüglich merkwürdig. „Vernunft und Erfahrung lehren, daß es dem Wohl und der Aufklärung unsers Geschlechts zuträglicher ist, wenn alle diese Kirchen getrennt bleiben, und so mit wechselseitigem Eifer es in Tugend und Wahrheit einander zuvorzuthun suchen, als wenn durch eine allgemeine Kirchenvereinigung wieder der Grund zu einer päbstlichen Universalmonarchie oder gar Universaldespotie gelegt würde.“ Kann wohl

wohl überhaupt ein durch Geschichte und Philosophie geläuterter Kopf anders urtheilen?

S. 87 wünscht der Verfasser, es möchte auch ein Febronius gegen die Mißbräuche und Anmaaßungen des Imperiums oder der weltlichen Thronen auftreten. — Die preußischen Staaten wären besonders unter Friedrich dem 2ten das Muster einer wohl eingerichteten Monarchie geworden: doch scheine die Regierung dieses großen Königs in manchen Umständen etwas zu hart gewesen zu seyn (S. 89). Der Verf. schrieb dies nicht lange nach des Königs Absterben. Jetzt, da man über dessen Charakter und dessen Beweggrunde bey hart scheinenden Handlungen nähere Aufschlüsse erhalten hat, würde er vielleicht anders urtheilen. Uebrigens denkt er ganz richtig von der Verfassung des preußischen Staats. „Die Vollkommenheit der preußischen Monarchie ist das Resultat von dem Guten unsers Zeitalters. Kein König unserer Zeiten wußte so dies Gute aufzufassen und anzuwenden, als Friedrich II. Er für sich suchte immer nur wahre Ehre; und daraus folgte das Glück und die Macht seiner Staaten." — Die Frage: ob es für das deutsche Reich besser sey, in seiner jetzigen Konstitution zu bleiben, oder, wie gedungene Schriftsteller eines gewissen Hofes wollen, sich einem Monarchen zu unterwerfen? beantwortet Hr. V. als ein gründlich und edel denkender Patriot (S. 98 u. ff.)

Von S. 101 an sucht er zu beweisen, daß es das Wohl und Interesse des Volks erfodere, seine einzelnen Freyheiten unter dem Schutze eines Monarchen zu decken, daß es aber auch das Wohl und Interesse eines Monarchen erfodere, die ein-

zelnen Volksfreyheiten unter seinem Oberschutze zu erhalten. „Hat ein guter König oder Gesetzgeber seine Anstalten auf die Freyheiten seines Volks gegründet; so kann er getröstet in die andere Welt übergehen, und zuverlässig hoffen, daß sein grosser Geist durch seine Gesetze noch lange sein Volk beherrschen werde. Die Freyheit, so (die) er seinem Volke gab, ist die festeste Stütze seiner ewigen Herrschaft ꝛc.“

Jetzt würde der Verf. schwerlich schreiben, was S. 124 steht: „Wer versteht es wohl unter den jetzigen Regenten Europens besser, seinen Namen geehrt und gefürchtet zu machen, und sein Volk glücklich zu regieren, als Joseph II?“ Richtiger schildert er S. 133 u. ff. König Philipp den 2ten von Spanien. „Die ganze Natur, heißt es S. 136, erbebte, als dieses Ungeheuer aus Süden (so nennte man Philippen) hervorbrach. Es war der fürchterlichste Kampf der reinen Religion, Vernunft, Natur und Freyheit gegen Bigotterie, Betrug, Unmenschlichkeit und Despotismus. Da gaben's (gab's) Grausamkeiten und Schandthaten, welche die alten Laster in Tugenden umtauften. Gift, Meuchelmord und Betrug war etwas alltägliches; das menschliche Herz war niedergeschlagen; der menschliche Geist mit dem Schlamme des Aberglaubens überdeckt; die Lebenssäfte und Mannkraft durch heimliche Wollust untergraben; die Brüder von Brüdern niedergemetzelt; Städte verwüstet; Menschen, Häuser und Felder zu Grunde gerichtet. Endlich kam ein Mann, wie die Sonne nach einem zerstöhrenden Ungewitter hervor, der mit seiner, alles erquickenden Güte und Wärme die niedergeschmetterten

Pflan-

Pflanzen und Menschen Europens aufrichtete, und dem ganzen Lande Gedeihen, Säfte und neues Leben gab. Wer merkt, wer fühlt nicht, daß ich den mannhaften Heinrich meyne? rc." Dieser französische Heinrich der 4te ist so recht des Verfassers Held; und das mit Recht. Wenn man auch noch so viel von ihm gelesen und über ihn nachgedacht hat, so thut einem doch gütlich, was Hr. V. so enthusiastisch, aber auch so wahr, von ihm erzählt. Eben dies gilt auch von dem, in unserm Auge noch grössern Gustav Adolph, in Ansehung dessen uns aber wundert, wenn der Verf. S. 159 in der Note sagt, es sey nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Herzog von Sachsen-Lauenburg die Rolle eines Ravaillac gegen ihn gespielt habe. Diese ehedem so gangbare Mähre ist denn doch in neuern Zeiten hinreichend widerlegt worden. — Wie Hr. V. unter die Vorzüge des Siécle de Louis XIV. Toleranz rechnen könne (S. 164,) begreifen wir nicht. — S. 164 kommt er wieder auf K. Friedrich den Einzigen. Ziemlich richtig sagt er wohl: „Friedrich band englische Freyheit mit französischem Witze und Monarchiengeist; die strenge Ordnung seines Vaters mit der leichtern Philosophie Voltaires; das französisch englische mit dem physiokratischen Finanzsystem; die Klugheit der Sülly und Oxenstjerna mit der List der Richelieu und Mazarin; die feste Tapferkeit Karls XII. mit der Gewandheit der Türenne und Eugeniusse, zu einer Masse zusammen, welche die meisten politischen Wunder neuer Zeiten wirkte." Wenn er aber kurz vorher vorgiebt, das Glück und der unsterbliche Ruhm wollten ihn noch zu guter letzt noch ein wenig schwächen und demüthigen;

thigen; so wissen wir nicht, wohin er mit diesen Worten zielen mag. Zwar heißt es S. 170. „Oestreich schwächte durch Hülfe der Franzosen, Russen, Schweden und der Teutschen, Preussens Uebergewicht im Hubertsburger Frieden wenigstens für die Zukunft." Da aber dies eben so wenig gegründet ist, vielmehr die preußische Monarchie seit jener Zeit, und iezt noch immer fort ihr volles Gewicht (nicht eben Uebergewicht; dies affektirte sie wohl nie) behauptet und bey mehreren Gelegenheiten an den Tag gelegt hat: so begreift man wirklich nicht, was der Verf. damit sagen wolle. Eben so wenig, als wenn es S. 171 heißt, Frankreich und Oestreich hätten sich mit England und Preussen nicht ins Gleichgewicht gesetzt, sondern vielmehr das Uebergewicht erhalten; sie überträfen die jetzige Macht Englands und Preussens; diese beyden Mächte wären aus der Klasse der ersten oder Hauptmacht zur zwoten Klasse herabgesunken. Hr. V. schrieb dies zwar im J. 1787. vielleicht gar 1786. denn jetzt würde er ohnehin anders urtheilen. Allein, auch damahls war doch Großbritannien in Rücksicht auf Reichthum und Stärke; zumahl zur See, seinem Rival Frankreich weit überlegen. Noch stehen Großbritannien und Preussen in einerley Rang mit Rußland und Oestreich: Frankreich hingegen ist tief herabgesunken. Von dem, was der Verf. S. 172 u. ff. über die Vergrösserungsabsichten dieser drey lezt genannten Mächte sagt, dürfte jezt auch manches abgehen, was damahls, als er es schrieb, wahr oder wahrscheinlich seyn mochte. Seiner Meinung nach ist es (S. 193) ganz deutlich, „daß wenigstens Oestreich und Rußland die gefährlichsten Plane für die

die Freyheit der mindermächtigern Staaten Europens haben könnten, und daß es also das Interesse, aller mindermächtigern Staaten unsers Welttheils (Erdtheils) erfodere, der weisen, und so wenig fürchterlichen Politik Preussens und Englands nachzufolgen, wenn jene Hauptmächte, wie es so leicht geschehen kann, und auch wirklich geschah, diese gefährlichen Plane nur von ferne äussern."

Wenn Hr. Vogt S. 206 sagt: es fällt auf, daß ein Mann, wie Machiavell, ein so abscheuliches Buch, wie das il Principe ist, verfertigen konnte, so fällt es uns auf, daß er nichts von dessen Rechtfertigung weiß, vermöge welcher jenes ganze Buch Ironie ist und die herrlichsten Lehren für große Herren und ihre Räthe enthält.

Im zweyten Theil, worinn sich der Verf. über das wirthschaftliche oder Finanzsystem Europens verbreitet, handelt er 1) von den Ursachen der europäischen Reichthümer, folglich von den hervorbringenden Kräften Europens, dann von den Ursachen, wodurch diese Kräfte verbessert, und erhöhet wurden, von den Wirkungen des europ. Handels auf die Verbesserungen der Manufakturen, und von den Wirkungen dieser Verbesserung auf die Verbesserung der Landwirthschaft; 2) von den Reichthümern der europ. Nationen selbst, und zwar insonderheit von Staaten, deren Reichthümer zugleich von der Natur, der Industrie und der Regierung begünstigt worden (vornämlich von Großbritannien und Preussen;) ferner, von solchen, deren Reichthümer von der Natur nicht begünstigt werden (z. B. die vereinigten Niederlande;) von solchen, deren Reichthümer durch die Rohheit des Volks gehemmt werden (wohin Ungern

er dies nur vom gemeinen Mann; so mag er Recht haben: aber dann wollen wir ihm auch in Teutschland Länder nennen, wo der Bauer, ja selbst Dienstboten in Städten kaum lesen und schreiben können. — Unrichtig ist es, wenn es S. 169 heißt, K. Ludwig der 12te von Frankreich habe schwere Kriege geführt, und doch sein Volk nicht mit neuen Abgaben bedrückt. Eben deswegen seufzten ja die Franzosen über diesen sogenannten Vater des Vaterlandes! — Jetzt würde Hr. V. folgende Worte, die S. 201 stehen, auch nicht geschrieben haben: „Aus Neckers lehrreichen Schriften wird's deutlich, daß Frankreich zwar ein zerrütteter, übelregierter, aber diesen Fehlern (dieser Fehler) und Nachtheilen ohngeachtet, noch einer der reichsten Staaten Europens sey."

Im dritten Theil, worinn Europens sittliches System aufgestellt wird, handelt das erste Buch von den allgemeinen Naturgesetzen, von den besondern Erscheinungen, welche die Natur auf unsrer Erde und unter dem menschlichen Geschlechte hervorbringt, von besondern Naturerscheinungen unter den gemässigtern Himmelsstrichen, von besondern Naturerscheinungen bey den Polen, und bey dem Aequator. Bekannte Sachen, geschickt zusammen gedrängt! Der Verf. will damit beweisen, daß das Menschengeschlecht zwar eine Haupt-Leibes- und Geistesform habe, daß aber doch jedes Volk, ja jeder Mensch in gewissen Nebenzügen und Meynungen von andern abweiche; und daraus zieht er folgenden pragmatischen Schluß: „Unsere Gesetzgeber, Regenten und Philosophen sollten, wenn sie Menschen bilden und glücklich machen wollten, hierinn der Gottheit und Natur

nach-

nachahmen, und nur in solchen Wahrheiten allgemeine Gesetze aufstellen, worinn alle Völker und Menschen einig sind, im übrigen aber jedem Menschen und Volke überlassen, wie es sehen, hören, empfinden und geniessen will. Sieht doch kein Mensch dem andern recht gleich: wie sollte ein Mensch dem andern ganz gleich denken und fühlen!" Und nach dieser Einleitung folget das zweyte Buch, überschrieben: Europens sittliches System. Hr. V. behauptet hier, so wie anderwärts, und, wie uns dünkt, höchst wahrscheinlich, daß die ursprüngliche Barbarey und rohe Festigkeit der Europäer eine Haupturſache ihrer nachherigen so hoch gestiegenen Kultur gewesen sey, und daß dies auch zu so vielen kleinern Staaten und freyen Verfassungen Anlaß gegeben habe, welche den allgemeinen Geist der Betriebsamkeit und des Wetteifers würkten und unterhielten, wodurch nicht nur allein die Wissenschaften und Künste überhaupt, sondern nach der verschiedenen Verfassung und Lage dieser Staaten insbesondere, und fast alle auf die mannigfaltigste Art ausgebildet wurden. Der Verf. setzt hinzu, jene rohe, feste, wilde, freye und starke Anlage der Barbaren sey durch orientalische Kunst und Ueppigkeit bis zur Vollkommenheit gebildet und verschönert, nicht aber entnervt und verkleingeistert worden. Um zu beweisen, daß Europa von jeher sich durch einen grossen Geist vor andern Erdtheilen ausgezeichnet habe, stellt er die Sitten und Fortschritte der alten Europäer mit jenen der neuern in eine geschickte Vergleichung. In Ansehung der alten Geschichte Europens hält er sich hauptsächlich an die Griechen. England und Hamburg stellt er dem athenienſischen, und Preussen dem

spartanischen Staate an die Seite. An der Verfassung dieser drey neuen Staaten, sagt er, sieht man, was für ein schönes Gebäude der bürgerlichen Verfassung auf die feste Grundlage des gothischen Feudalsystems errichtet werden konnte. — Nach der Vergleichung der bürgerlichen Gesetzgebung des alten und neuen Europa (S. 39) folget (S. 44) eine witzigscharfsinnige Vergleichung der olympischen Spiele mit den Turnieren; alsdann (S. 46) Vergleichung des Fortschritts der ernstern und nützlichen, hernach auch der schönen Künste und Wissenschaften im alten und neuen Europa. S. 54 u. ff. findet man eine artige Parallele zwischen dem Zweck und den Begebenheiten vor Troja und zwischen denen der Kreutzzüge, besonders in Palästina, woraus erhellet, daß der Stoff zur Gierusalemme liberata feiner und erhabener war, als derjenige zur Iliade. Es folget hierauf (S. 64) noch eine besondere Vergleichung des Zugs gegen Troja mit den Kreutzzügen und beyder Folgen, vorzüglich in Rücksicht auf Handlung u. s. w. Endlich, Vergleichung der allgemeinen Verbindung und der Sitten im alten und neuen Europa. Zwischen dem Zeitgeist und den Revolutionen der letztern griechischen Geschichte, besonders des griech. Kaiserthums, und unsres Jahrhunderts findet der Verf. grosse Aehnlichkeit; wobey er uns aber doch der neuern Zeit hier und da Tort zu thun scheint.

Im dritten Buch des dritten Theils zieht der Verf. einige niederschlagende Resultate aus dem, was er bisher abgehandelt hat, giebt dann Mittel an, wodurch Menschenglück leichter befördert werden könnte, und überläßt sich endlich noch einzelnen Betrachtungen über das Glück sowohl des wil-

den oder natürlichen als des bürgerlichen oder civilisirten Menschen; wo dann, nach seinen Vorstellungen, jener in einem weit beneidenswerthern Zustand sich befindet, als jener. Das ist so ziemlich Rousseauisch und sehr disputabel. Es kommt hauptsächlich wohl darauf an, was für einen Begriff von Glückseligkeit man dabey zum Grunde legt. Ist feinere und immer fortschreitende Ausbildung oder Vervollkommnung der Seelenkräfte und Erwerbung mannichfacher Kenntnisse das Ziel, nach dem wir hier ringen müssen, das uns vor unsern minder ausgebildeten Mitmenschen Vorzüge verschaft, und uns zu einem höhern Genuß der Freuden jenes Lebens führt: so ist die Frage wohl entschieden, und wir werden das Glück der Barbaren und Halbbarbaren mit unserm Verf. nicht beneiden. Doch, eigentlich nennt er die Menschheit im Ganzen genommen nur in demjenigen Zustande aufgeklärter und glücklicher, wo der größte Theil der Menschen seinen praktischen Verstand in den meisten und nöthigsten Fällen des menschlichen Lebens ausgebildet hat rc. Was dort (S. 94) weiter hin **Himmelskörper riegen** bedeute, können wir nicht errathen. Vermuthlich ein Druckfehler, dergleichen sehr viele vorkommen! Der Verf. beschließt jene ganze Betrachtung mit diesen Worten: „Was ich bisher zum Vortheile des natürlichen wilden Zustandes niederschrieb, soll nur unsere Apostel, Seefahrer und Kultivirer darauf aufmerksam machen, daß sie der Menschheit kein grösseres Wohl erweisen können, als wenn sie den noch so großen Theil der Wilden mit ihrer Kultur und bürgerlichem Glücke **ungeschoren** (wie unedel! wie roh! wie wild!) und nur Gott und der Natur,

 als

als den Gebern alles Glückes, überlassen." Wie übertrieben!

Es folgen noch besondere Betrachtungen über den bürgerlichen Menschen, über Schönheits- oder Kunstgefühl, über die bürgerliche Religion und Ehre, über das System des Gleichgewichts (worüber er schon 1785 eine uns unbekannte Schrift herausgegeben,) über das Wucherersystem, über das Tyrannensystem, und über das Pfaffensystem. Diese drey Systeme nennt er die Zeughäuser des Betrugs und des Despotismus, wovon das letztere die geheimsten, giftigsten, folglich gefährlichsten Waffen enthalte. Ueber alle aber äussert er seine Gedanken sehr freymüthig. S. 148 u. ff. stellt er Friedrich den Einzigen als ein Regentenmuster auf, und enumerirt die Grundsätze und Fähigkeiten, die jeder Regent haben sollte, und die sich Friedrich in seinem ganzen Regentenleben vorzüglich eigen zu machen suchte.

Endlich im vierten Theil verbreitet sich Hr. V. über Europens Gelehrten-Republik. Sehr ehrenvoll gleich im Anfange von Gelehrten überhaupt. „Sie bestimmen immer den Willen der Völker, der Wille der Völker giebt ursprünglich Gesetze und Gewalt; folglich kommen alle Gesetze und Gewalt von den sonderbaren Meinungen der Gelehrten und Weisen. Und ihnen gebührt auch diese Ehre. Sie haben ihre Weisheit und Gewalt nicht, wie die meisten Fürsten, dem Glücke oder der Geburt zu danken, sondern ihrem Fleiße, ihrem Nachdenken, ihrem Genie ꝛc." Es versteht sich, daß nur von Gelehrten im eminenten Sinne dieses Worts die Rede ist. Und diesem nach behauptet sogar der Verfasser, daß es viel schwerer sey,

einen

einen Esprit des loix zu schreiben, als vieles zu leisten, was Friedrich der Einzige that. — Nach der allgemeinen Schilderung der Gelehrten geht Hr. V. die besondern Systeme der Gelehrten durch, jedoch nur die vorzüglichsten, die er unter drey Hauptklassen bringt. Zur ersten rechnet er die Anhänger der heiligen oder geheimen oder hierarchischen Philosophie. Dieser Philosophie, sagt er, sind besonders Religions= Sekten= Ordens= und Brüderschaftsstifter, Priester, Theophanten und Mönche, endlich auch Schwärmer und geheime Weisheitssucher zugethan. „Diese Philosophie wirkt meistens nur entweder unter ganz rohen, oder erst halb kultivirten Völkern, wo die Menschen noch in ihrer Kindheit leben. Doch erwacht sie auch zuweilen wieder unter aufgeklärten Völkern durch geheime Orden und Gesellschaften.“ Die zweyte Art nennt er die sophistische Philosophie, welcher meistens halb aufgeklärte, spitzfindige, wollüstige und ausschweifende Menschen anhängen. Sie herrscht meistens in einem schief aufgeklärten, üppigen Zeitalter. Die dritte Art nennt er die Philosophie der Starken oder Freyen, welche nur rechtschaffene, mässige, weise und wahrhaft aufgeklärte Menschen finden, welche noch nie ganz geherrscht und vielleicht nie ganz herrschen wird.

In Ansehung der ersten Art oder Klasse beschäftiget sich der Verf. am längsten mit dem ungeheuern hierarchischen System des Mittelalters, das unser ganzes Europa umfaßte, bildete und durchdrang, und dessen Aeste sich sogar über andere Erdtheile erstreckt haben. Er geht dabey bis an dessen Quelle, an die erste Ausbreitung der christlichen Religion zurück, und betrachtet hernach

ihren Geist und ihre Wirkungen, besonders auf Wissenschaften, Künste, Sitten, und überhaupt auf die Erziehung und Bildung Europens.

Das 2te Buch des 4ten Theils ist besonders überschrieben: Europens Gelehrten-Republik. Er fängt bey ihrer Untersuchung wieder, wie im ersten Theile, mit den Familien und der häuslichen Erziehung an, und steigt alsdann durch Trivial- und Realschulen, Gymnasien, Universitäten, Akademien rc. hinauf bis zu dem großen Gemeinwesen, das durch die Wissenschaften und Gelehrten in unserm Europa, ja beynahe in der ganzen Welt gestiftet wurde.

Die Erziehungsgrundsätze des Verf. sind auch sehr Rousseauisch oder lax. „Laßt, sagt er S. 95, Jünglinge und Jungfern ihre Jugend recht geniesen, dann werden sie auch ächte Männer und Weiber werden. So will's die Natur. Ein rechter Jüngling wird auch ein rechter Mann." Dies ist die Sprache derer, die glauben und behaupten, man müsse die Jugend austoben lassen. Eine heillose Maxime, die schon viele Jünglinge und Jungfern auf ihre ganze Lebenszeit verdorben, die eine Menge Taugenichtse erzeugt hat! daß man doch auch hierinn der goldenen Mittelstraße so sehr verfehlt! die Jugend pedantisch einschränken, ihr keine Freyheiten und Lustbarkeiten vergönnen, ist eben so unrecht und abscheulich, als sie nach Phantasie handeln oder nach Herzenslust austoben lassen. Aber freylich, jene Mittelstraße zu treffen, ist eben die schwerste Aufgabe in der Pädagogik; es läßt sich auch hierinn im Allgemeinen nichts vorschreiben: sondern jeder Erzieher muß sich nach der Verschiedenheit der ihm untergebenen Subjekte,

jekte, nach ihren Temperamenten ꝛc. richten. Uebrigens können wir uns hier nicht in den ganzen Detail des Verf. über die Beschaffenheit der niedern und höhern Schulen und über ihre Verbesserung einlassen, sondern versichern nur, daß er auch in diesen Materien von einer vortheilhaften Seite erscheint, und daß auch dieser Theil seines Werks Aufmerksamkeit und Achtung verdient; besonders auch weiter hin noch, was er unter der Rubrik: **Die Gelehrten Republik durch Ignaz von Lojola und Machiavel, durch den Spinoza den Weisen und Montesquieu den Weisen**, als ein unbefangener Beobachter vorträgt. Nicht minder, was er von S. 228 an über die **Gelehrten Republik durch Voltaire und Rousseau, Cagliostro und Weishaupt**, erzählt und urtheilt. Man erblickt überall den helldenkenden Mann und Kosmopoliten, dem alle Schleichwege, Aufklärung zu verbreiten, verdächtig und Greuel sind. Sehr wahr, wenigstens ganz mit der Denkart des Recensenten übereinstimmend, sagt er zum Beschluß S. 237. „Die besten Mittel, zur Aufklärung und Geistesfreyheit zu gelangen, sind Selbstdenken, Publicität und die Buchdruckerkunst. Alle geheime oder gewaltsame, oder zu schnelle Aufklärung führt wieder zur Sklaverey, weil sie nicht auf Selbstständigkeit, sondern auf Autorität oder Resignation gegründet ist. Ich glaube, daß das wechselseitige Kämpfen und Prüfen, unterstützt durch Publicität und Buchdruckerkunst, die Aufklärung und Freyheit mehr befördert, und mehr im Plane Gottes und in der Natur ist, als alle Weisheitsschulen und einseitigen Systeme.“

Im dritten Buch dieses vierten und letzten Theils stellet noch der Verf. kurz sein Ideal der politischen und litterarischen Verfassung auf, unter dem Titel: die Republik der frommen Wünsche. So idealisch sie auch ist; so meynt er denn doch, sie könne durch ächte Aufklärung und durch das dadurch wieder hergestellte Gleichgewicht menschlicher Kräfte realisirt werden. Nun begreift er zwar wohl, daß es wohl nicht möglich sey, alle Menschen ächt aufzuklären und sie an physischen und moralischen Kräften einander gleich zu machen: aber er meynt doch, die Aufklärung, und folglich die Freyheit und Gleichheit unter den Menschen würde schon viel gewinnen, wenn nur die Häupter der Völker und Gemeinden ächt aufgeklärt, folglich gleich kräftig gegen einander wären. Er freuet sich auch recht herzlich, daß er unter dem Menschengeschlechte, besonders in unserm Europa, Anlage dazu findet.

Von der Schreibart oder Einkleidung dieses Werks sagen wir nichts; man wird sie aus den von uns mitgetheilten Stellen erkennen. Hr. Professor **Vogt** schreibt eben so edel und männlich, als er denkt. Kleine Sprachunrichtigkeiten kommen bey einem solchen Schriftsteller nicht in Anschlag!

Lk.

III.

Staatsgeschichte der Markgrafschaft Burgau, in Bezug auf die zwischen Oesterreich und und den burgauischen Insassen obwaltenden Streitigkeiten, von Joseph Edeln von Sartori. Nürnberg bey Grattenauer 1788. 8. 2 Alphab.

Bekanntlich streitet sich das Erzhaus Oesterreich mit den Eingesessenen der Markgrafschaft Burgau seit fast 300 Jahren über die Hauptfrage: ob die landesfürstliche Hoheit des Hauses Oesterreich sich über die ganze Markgrafschaft, d. i. über alle Eingesessene und Begüterte, so wie über das Land selbst, erstrecke? Oesterreich behauptet dieselbe im Ganzen aus folgenden Gründen zu haben: a) aus dem Erwerb der ganzen Markgrafschaft Burgau, mit Inbegrif aller Gerechtsamen, b) vermöge der dem Erzhause zuständigen besondern Privilegien, c) aus dem ältesten und unwidersprechlichen Besitzstande der vornehmsten Regalien in der ganzen Markgrafschaft. Die Insassen widersprechen dieser österreichischen Behauptung, ebenfalls aus dreyfachen Gründen, a) weil das Haus Oesterreich die Landeshoheit bey seiner ersten Besitznehmung nicht über das ganze Land erworben, sie hingegen b) durch ihre Reichsstandschaft und Unmittelbarkeit, durch Privilegien, Herkommen und Verträge, auch die Landeshoheit über ihre eigenthümlichen Besitzungen erhalten, und c) alle Ef-

fecte derselben fast 300 Jahre hindurch ausgeübt hätten. Sowohl das Erzhaus Oesterreich als die Insassen haben durch Streitschriften in diesem Jahrhundert ihre Gerechtsame vertheidigt: aber noch immer ist die Sache unentschieden geblieben; Der Hauptgrund aller dieser Irrungen beruht darinn, daß man, nach der Verfassung dieses vermischten Landes, den wahren Unterschied zwischen der landesfürstlichen Hoheit und dem Territorialrecht nicht gemacht hat. Die österreichischen Schriftsteller eigneten alle Effecte, die an und für sich zum Territorialrecht gehörten, der landesfürstlichen Obrigkeit zu und behaupteten über die ganze Markgrafschaft Burgau eine alles umfassende landesfürstliche Hoheit. Die Insassen widersprachen dieser Behauptung, und glaubten, daß die Ausübung aller Effecte des Territorialrechts für sich auch die landesfürstliche Hoheit schon entscheide. Beyde Theile giengen aus offenbarem Mißverstande zu weit, und die Irrungen darüber konnten nie beygelegt werden, so lange der Begrif der landesfürstlichen Hoheit mit dem Territorialrecht vermischt wurde. Beyde sind von einander wesentlich verschieden, und sowohl dieses, als jene, hat seine besondern Wirkungen, so, daß die österreichische landesfürstliche Hoheit in ihrer Maaße neben dem insassischen Territorialrecht wohl bestehen kann. Die landesfürstliche Hoheit steht dem Erzhause Oesterreich über die ganze Markgrafschaft Burgau zu: das Territorialrecht hingegen ist zwischen den Insassen und dem Hause Oesterreich getheilt, in soweit es die Verträge, in denen das alte Herkommen und besondere Concessionen zum Grunde gelegt sind, bestimmen.

Dieß

Dieß ungefähr ist der Gesichtspunct, aus dem Hr. v. Sartori diese alte berühmte Streitsache betrachtet und zu erörtern sucht. Schon im Jahr 1782. hatte er die burgauische Staatsgeschichte entworfen und zum Abdruck gefertiget, aber eine mißgünstige Cabale hemmte, laut der Vorrede, seine Unternehmung: das Mspt wurde ihm von dem Churf. von Trier, als Bischofe von Augsburg und damaligem Coadjutor zu Ellwangen, abgefordert, unter dem Anführen, weil darinn vieles zum Nachtheil der insassischen Gerechtsame enthalten wäre; und alle deßwegen gethane Vorstellungen waren fruchtlos. Nach erhaltener Unabhängigkeit nahm Hr. v. S. die Ausarbeitung nochmals zur Hand. Und da weder in der österreichischen Deduction vom J. 1768, noch in dem von J. J. Moser gestellten rechtlichen Gutachten, die burgauische Geschichte im Zusammenhange dargestellt, und die Geschichte der ältern Zeiten in beyden Schriften für unnöthig angesehen worden war: so unternahm es Hr. v. S., seinen Gegenstand sowohl historisch als publicistisch zu bearbeiten und so darzustellen, daß man die ganze Sache in ihrer Verbindung genauer übersehen und beurtheilen könne. Das ganze Werk zerfällt daher in zwey Theile. Im ersten Theil wird, in fünf Abschnitten, das Verhältnis der Markgrafschaft Burgau von ihrer Entstehung an bis zur Besitznehmung des Hauses Oesterreich im J. 1301, und sodann die Vorfallenheiten und Irrungen bis auf gegenwärtige Zeiten historisch dargestellt. Der erste Abschnitt enthält folgende Hauptsätze: die Markgrafschaft Burgau sey von den ältesten Zeiten her und so weit die Nachrichten von ihrer Entstehung reichen, ein durch bestimmte

Grän-

Gränzen ausgemarktes Reichsland gewesen; die von den sächsischen Kaisern hier angeordneten Markgrafen haben nicht nur die vornehmsten Regalien, sondern auch die Civil-Jurisdiction ausgeübt; es sey unerweislich, daß in der Markgrafschaft Burgau, außer den alten Markgrafen, noch andere Landesherren vorhanden gewesen, wohl aber werde durch alle zusammentreffende Nachrichten bestätigt, daß die alten Markgrafen von Burgau, sowohl ihrer Person als auch ihres Landes wegen, den Fürsten gleich gehalten worden. Aus dem 2ten Abschnitt ergiebt sich, daß im 14ten und 15ten Jahrhundert, außer dem Markgrafen, zwar keinem andern Eingesessenen und Begüterten in der Markgrafschaft einige Landesobrigkeit zugestanden habe, weil der markgräfliche Gehorsamsbrief vom J. 1457 (S. 133. ff.) an alle Insassen des Landes Burgau ohne Unterschied erlassen worden: hingegen zeige sich, daß die Eingesessenen schon im 13ten und zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, theils durch kaiserliche und österreichische Freyheitsbriefe (S. 120. und 128. ff.) theils auf andere Art, sich verschiedene Freyheiten und Rechte erworben haben. Auch lasse sich, besonders aus den vielen Privat-Güterverkäufen, (S. 150.) mit Zuverlässigkeit bestimmen, daß die meisten Eingesessenen die vollkommenen Vogteygerechtsame oder die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Güter und Leute hergebracht und ausgeübt; weßwegen sich auch die Insassen selbst, bey Bezahlung des Feuerstäteguldens, (S. 172. f.) mit dem besten Grund auf die Bestätigung und Erhaltung ihrer Freyheiten, Vogteyrechte und Herkommen berufen hätten (S. 173. f.) Im 3ten Abschnitt, der die Staatsgeschichte und

Ver-

Verfassung der Markgrafschaft Burgau von 1492. an bis zum J. 1559. enthält, wird aus Urkunden erwiesen, daß dem Hause Oesterreich die landesfürstliche Hoheit in der ganzen Markgrafschaft ursprünglich zwar zustehe, in Ansehung der Gerechtsamen aber, besonders der Civilgerichtsbarkeit und Besteuerung, in so fern getheilt sey, als die durch Privilegien, Verträge und altes Herkommen von den Insassen erworbenen Rechte entgegen stehen, da sich besonders die, den Insassen zuständige, bürgerliche Gerichtsbarkeit immer höher zur Eigenschaft des Territorialrechts hinauf geschwungen habe. Aus dem 4ten Abschnitt, der den Zeitraum von 1559 bis 1587 begreift, erhellet, wie das Haus Oesterreich auf der einen Seite zwar die Erklärung gethan, daß es niemals gesonnen gewesen, den eingesessenen Ständen und reichsunmittelbaren Gliedern der Markgrafschaft Burgau ihre persönlichen Reichsunmittelbarkeits-Rechte zu nehmen oder durch seine Beamten kränken zu lassen, aber auch auf der andern Seite nicht gestatten wollen, daß die Insassen sich in Ansehung ihrer Güter und Leute von der österreichischen Landeshoheit zu eximiren befugt wären. Ueberhaupt aber habe der Erzherzog von Oesterreich den Privilegien und Freyheiten der Insassen die Privilegien seines eigenen Hauses entgegengesetzt, wodurch dann die äußerst schwere Untersuchung veranlaßt worden, welche Privilegien älter wären, und ob die Kaiser, zum Nachtheil eines dritten oder gar ihres eigenen Hauses und auch älterer Freyheiten, den Insassen der Markgrafschaft Burgau neue Freyheiten und Rechte hätten ertheilen können? und, wenn die Eingesessenen ihre Landeshoheitsrechte aus dem Grunde ihrer

ihrer Reichsstandschaft und Unmittelbarkeit auf ihre Besitzungen in der Markgrafschaft auszudehnen befugt wären, ob nicht dem Erzhause aus einem hoch weit zulänglichern Grunde zustehe, die Freyheiten seines Erzhauses geltend zu machen? Aus diesen Collisionen habe nothwendig alle Hofnung zur Vermittelung der obwaltenden Irrungen verschwinden müssen. Der 5te Abschnitt betrift das Verhältnis der Markgrafschaft Burgau nach Errichtung der sogenannten Interimsmittel von 1587 bis auf itzige Zeiten. Daraus ergiebt sich, daß das Haus Oesterreich sich der Landeshoheit über die ganze Markgrafschaft Burgau niemals begeben, sondern solche vielmehr sich jederzeit vorbehalten und bey vorkommenden Fällen standhaft behauptet habe; daß Oesterreich sich immer auf seine Hausprivilegien bezogen, sich auch niemals bey einem fremden Gericht eingelassen habe, und daß selbst die zu Vollziehung des westphälischen Friedens niedergesetzte Reichsdeputation und der Reichshofrath die Rechte des Erzhauses in der Markgrafschaft Burgau, als einen Theil seiner Erbländer, erkannt haben. Nichts desto weniger bewähre aber die Geschichte, daß die burgauischen Insassen fast alle Effecte des Territorialrechts durch Privilegien, Verträge, Concessionen und Herkommen erhalten und sich im Besitz einer vieljährigen Ausübung befunden haben und noch befinden. Bey diesen Umständen müsse nothwendig entweder die Frage, wem die Landeshoheit in der Markgrafschaft im Ganzen zustehe, entschieden, oder ein Auskunftsmittel zur Hand genommen werden, wodurch alle Weiterungen auf einmal und für immer, zur beyderseitigen Beruhigung, entfernt würden.

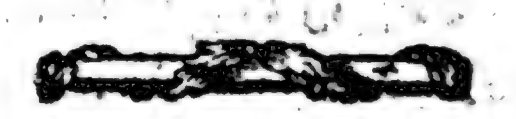
Im

Im zweyten Theil tritt der Verf. der ganzen Streitsache näher, und sucht die beyderseitigen Gründe der österreichischen Behauptung und des Widerspruchs der Insassen aus ihren eigenen Quellen publicistisch zu erörtern. Seine Betrachtungen hierüber zerfallen in fünf Abtheilungen. In der 1sten untersucht er, was für Gerechtsame die alten Markgrafen von Burgau bis auf die österreichische Besitznehmung gehabt haben. In der 2ten zeigt er, in was für einem Verhältnis die Insassen unter den alten Markgrafen gestanden. In der 3ten wird dargethan, was für Gerechtsame das Haus Oesterreich durch die Besitznehmung der Markgrafschaft Burgau erlangt und bis auf unsere Zeiten ausgeübt habe. In der 4ten wird gezeigt, was für Befugnisse die Insassen während des österreichischen Besitzes und der noch fortdauernden Streitigkeiten erworben und ausgeübt haben. Die 5te Abtheilung enthält einen, wie der Verf. es nennt, zweckmäßigen Vorschlag, wie alle obwaltende Irrungen vollkommen gehoben werden können. Dem Verf. scheint eine Afterbelehnung das einzige und füglichste Mittel zu seyn, so, daß das Erzhaus Oesterreich, welches die Markgrafschaft Burgau als ein Reichslehn im Allgemeinen mit aller hohen Obrigkeit besitzt, die sämmtlichen Insassen der Markgrafschaft, die den Feuerstäteguldeu bezahlt und sich des Freyheitsbriefs (S. 322. f.) theilhaftig gemacht, mit dem Territorialrecht ins besondere belehnen solle; wobey aber zum Hauptgrunde angenommen werden müsse, daß dem Erzhause Oesterreich über die ganze Markgrafschaft Burgau die landesfürstliche Landeshoheit, den Insassen hingegen das Territorialrecht auf ihren

ren Gebieten zustehe: die in der Mitte liegenden Verträge würden zum Grunde eines neuen Vertrags dienen, auf den man sich in dem Lehnsinstrument ganz allein beziehen könnte. Allerdings wäre der Vorschlag sehr einfach: auch weiß der Verf. die Vortheile desselben, sowohl für Oesterreich als für die Insassen, ins Licht zu setzen. Dennoch durfte er in der Folge noch größere und gefährlichere Streitigkeiten veranlassen, als die bisherigen gewesen sind. Zwar schlägt der Verf. sechs Modificationen vor, die bey dieser Afterlehnschaft nothwendig getroffen werden müßten, wodurch aber alle Bedenklichkeiten schwerlich gehoben werden möchten. Ueberhaupt wollen wir, da Hr. v. S. seine „Privatmeynung einer höhern Beurtheilung und der Ermäßigung jener vortreflichen Männer unterwirft, denen die Leitung dieses wichtigen Geschäfts von beyden Seiten anvertrauet ist," unser Urtheil über die ganze Streitsache und des Verfassers Vorschläge suspendiren, ob uns schon der Unterschied zwischen Landeshoheit und Territorialrecht, worauf sich der Verf. hauptsächlich gründet, weiter nichts als ein Wortstreit zu seyn scheint; wenigstens in Instr. Pac. Osnabr. Art. VIII. §. 1. ist jus territoriale mit superioritas territorialis einerley. Sonst müssen wir gestehen, daß uns der historische Theil dieses Werks viel weniger, als der publicistische, gefallen hat. So muß es z. B. jeden Kenner der deutschen Geschichte befremden, wenn S. 32 sehr entscheidend behauptet wird, „daß das eigentliche Wort pagus oder Gau nur bis auf das 4te und 5te Jahrhundert gebraucht worden, vom 5ten bis auf das 11te in alten Urkunden selten und von dieser Zeit fast gar nicht mehr vorkomme."

me.“ Ganz unerweislich ist, daß man, wie S. 49 gesagt wird, „schon unter Karln dem Großen die vier hohen Markgrafschaften Brandenburg, Mähren, Meißen und Baden gekannt habe.“ Das Amt eines Markgrafen unter den Karolingern wird S. 51 nicht richtig bestimmt. Auch damals schon hatte der Markgraf, außer der Justizverwaltung, das Commando über die zusammengerückten Truppen seines Gebiets, die Vertheidigung der Gränze und die Handhabung des Landfriedens. Nach S. 64. soll Oesterreich durch Kaiser Heinrich IV. im Jahr 1058. erst zu einem Markgrafthum erhoben worden seyn. Sollte der Verf. nie etwas von der Reihe der Markgrafen von Oesterreich aus dem Geschlecht der Grafen von Bamberg, die sich bekanntlich schon um das Jahr 984. anfängt, gehört haben? Wir enthalten uns, mehrere historische Versehen zu bemerken, ungeachtet wir Stoff genug dazu hätten.

Fw.



sen sichereren Weg nicht gleich anfangs? Noch mehrere Mängel und Unvollständigkeiten giebt er zu, und verspricht ihre Verbesserung in einer folgenden Auflage, so daß also diejenigen, die bereits die erste mit der gegenwärtigen vertauscht hatten, zum voraus wissen können, daß das möglichst vollständige Lexicon erst in der folgenden dritten Auflage werde zu erwarten seyn. Er hatte sich Beyträge zur Verbesserung seines Lexicons ausgebeten, und bekennt dankbar, solche von dem Hrn. Rect. Irmisch zu Plauen erhalten zu haben; versichert aber auch zugleich, daß er wegen Kürze der Zeit viele derselben nicht einmahl habe durchlesen können. — Demohnerachtet aber hat der V. schon so viel gethan, daß sein Lexicon das vollständigste und richtigste Handlexicon ist, das wir kennen, und selbst vieles vor dem Gesnerschen Thesaurus voraus hat. Das hauptsächlichste Verdienst desselben, worin wir keines mit ihm zu vergleichen wissen, ist die Vollständigkeit, und gleichsam genealogische Herleitung und deutliche Darstellung aller Bedeutungen eines Wortes. Eigenthümlichkeiten aber der gegenwärtigen Auflage, sind nicht blos eine Menge Wörter oder Bedeutungen, die in der ersten fehlten, sondern hauptsächlich ein ungewöhnlicher Reichthum von Beweisstellen für jede Bedeutung, aus den besten Schriftstellern, vorzüglich des goldnen Zeitalters, genommen. Sie sind nicht etwan aus Fabern oder Gesnern blos abgeschrieben, sondern wie man bald bemerkt, größtentheils selbst gesammlet und gewählt. Die Stellen sind so genau angeführt, daß wir auch nicht einmahl auf eine falsche Zahl gestoßen sind. Größtentheils

sind

sind sie, wo die allgemeine drüberstehende Bedeutung hinreichte, unübersezt geblieben; zuweilen aber, wo es nöthig war, übersezt und erklärt worden. Auf unsre Erinnerung bey der ersten Ausgabe, wegen völliger Vorbeygehung der Quantitätszeichen zum Behuf der lateinischen Prosodie, hat er, doch wie es scheint, ungerne, Rücksicht genommen, und meynt, wer lateinische Verse machen wolle, werde die Quantität der Sylben lieber aus den alten Dichtern, als aus Wörterbüchern lernen — als wenn dem, der über die Quantität einer Sylbe ungewiß ist, jederzeit ein lateinischer Vers im Gedächtniß wäre: und dann hätte der V. lieber selbst jedem Worte einen solchen Vers, woraus sich die Quantität erkennen ließe, beyfügen sollen, welches aber überaus selten geschehen ist. Hier hat nun der V. über manche Sylben, wo sie vorher fehlten, die Quantitätszeichen gesezt: aber bey weit mehrern Wörtern fehlen sie noch izt, so daß man nicht errathen kann, nach welcher Wahl er gehandelt habe. So fehlen z. B. diese Zeichen über foueo, faueo, ferio, sepelio, stipes, solum, rete, teres, rudimentum, comis und unzähligen andern. Auf die Etymologie der Wörter versichert er dießmahlen Rücksicht genommen zu haben: allein bey sehr vielen fehlt sie noch immer, ohne daß sie, wie er sich entschuldigt, entweder zu einleuchtend oder zu dunkel wäre, z. B. bey suffragari, desidero, u. a. oft hätte nur das griechische Wort genannt werden dürfen, wie bey lemma. Mißbilligen müssen wir es, daß der V. nicht bey den Wörtern, wo es nöthig war, welches sonderlich bey Zeitwörtern der Fall ist, die richtige Con-

 struc-

struction gerade zu angegeben hat; zumahl da die beygefügten Exempel selten so gewählt sind, daß sich alle Arten der Construction eines Wortes daraus abziehen ließen. Auch ist es bey dem Gebrauch dieses Lexicons eine große Unbequemlichkeit, daß viele unmittelbar abgeleitete Wörter, als Nomina, Participia in adjectiver Bedeutung und Adverbia nicht einzeln angegeben, sondern unter ihrem Stammwort, und zwar zur Ersparung des Raums, ohne Absatz, mit angebracht und erklärt worden sind: daher man denn wohl zwey, drey Seiten klare Schrift, Zeile vor Zeile durchlesen muß, um das verlangte Wort zu finden. Refert muß man z. E. unter dem 9 Columnen langen Artikel refero mühsam suchen, wohin es doch nicht einmal gehört, da es lang ist. Von fehlenden Bedeutungen sind uns aufgestoßen, Satyrus, eine Art Schauspiel, worin Satyrn erscheinen; magnanimus, bey den Dichtern, tapfer; nimbus, ein Götterschein; offerre, vorwenden; praetorium (beym Virgil,) von einem Bienenstock; bey ambitiosus fehlt die Bedeutung zu ambitiosa recidet Ornamenta, Hor. A. P. 447; bey discursus die discursus vibrati spiritus ignei, Plin. VI, 20. Coenatiuncula kann bey ebendemselben IV, 30. unmöglich ein Speisezimmer bedeuten. An fehlenden Wörtern haben wir während des kurzen Gebrauchs bemerkt menstrum, cimelium, os confusum (Plin. IV, 7, 4.) attabala, Cethegus (Hor. A. P.) opus diaglyphum, u. einige andre. Zuweilen bekennt auch der V. bey Erklärung mancher Stellen mit lobenswürdiger Bescheidenheit seine Unwissenheit, z. E. bey dem Wort torus u. a.

Dem

Dem deutsch-lateinischen Theil können wir weniger einen uneingeschränkten Beyfall geben. Er ist um 30 Bogen stärker als in der vorigen Ausgabe, und folglich sehr vollständig: auch druckt sich der V. in der Vorrede, (in der ihn übrigens eine gewisse Redseligkeit viel Unnöthiges sagen läßt) über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Lateinschreibens, zu dessen Beförderung dieser Theil bestimmt ist, sehr richtig aus. Allein der Lateinschreiber erwartet zuvörderst in einem solchen Lexicon die Uebersetzung aller deutschen, auch fremden in die deutsche Sprache aufgenommenen, Benennungen, von Titeln, Moden, Fabricaten, auch der Zeitungsausdrücke und Modewörter, in gutes Latein, welches nun größtentheils nicht ohne Umschreibungen geschehen kann. Da nun aber der V. einmahl den Glauben hat, daß alles Latein, es sey alt oder neu, aus dem goldnen oder spätern Zeitaltern, wenn es nur eine Idee ausdrücke, gleichgut sey, und aller Vorzug des Ciceronianischen Lateins blos in der Einbildung bestehe: so hält auch der V. auf diese eleganten Umschreibungen nicht viel, außer wo sie unvermeidlich sind, übersezt daher größtentheils die Wörter ganz kurz und gut, z. E. Secretär, Secretarius; Superintendent, Superintendens; Consistorium, Consistorium; Malter, Maltrum; Bataillon, batalio; Kammerrath, consiliarius cameralis, u. s. w. Der V. erlaubt sogar principissa und ducissa zu schreiben, als wenn es nicht in jedem Fall möglich wäre, durch einen Zusatz das Geschlecht von dux und princeps auszudrücken. Ueberdieß haben seine Umschreibungen alle eine gewisse Einförmigkeit; und die Uebersezungen

tzungen sind so einfach und dürftig, als wenn die lateinsche Sprache nicht verstattete, einen Begrif auf mehr als eine Art auszudrücken, so daß also dieser deutsch-lateinische Theil zur Uebung der Mannichfaltigkeit und des Reichthums der lateinischen Sprache nicht sehr behülflich ist, und dem Bauerschen, und selbst dem Nierembergerschen deutsch-lateinischen Wörterbüchern weit nachsteht.

R.



Kurze

Kurze Nachrichten.

1) a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Predigten von M. Johann Bernhard Behr, Pastor an der Jacobi-Kirche in Freyberg, Freyberg, in der Barthelschen Officin 1788. 14 Bogen 8.

Gönner und Freunde haben den V. dieser Predigten mehr als einmal dringend aufgemuntert, sie drucken zu lassen. Diese so gangbare Entschuldigung mag wahr seyn oder nicht, so verlieren und gewinnen die Predigten an sich selbst betrachtet nichts dadurch. Rec. weiß wie leicht gute Freunde zu befriedigen sind, und wie vorschnell sie oft mit der Bitte sind, daß ihr Favoritprediger seine Vorträge möge drucken lassen. Gott verhüte es, daß nicht alle Prediger diese Bitten als unbezweifelte Merkmale von dem entschiedenen Werth ihrer Predigten ansehen mögen. Herr B. hätte ebenfalls sehr wohl gethan, wenn er diesen Bitten seiner guten Freunde nicht nachgegeben hätte. Er mag sich auf der Kanzel recht gut ausgenommen haben, denn dazu gehört oft nichts mehr, als ein gutes Spiel der Hände und Modulation der Stimme. Aber als Schriftsteller in diesem Fache fehlt ihm noch so viel, daß Rec. mit gutem Gewissen diese Predigten nicht einmal unter die Mittelmäßigen rechnen kann. Sieht man auf die abgehandelten Materien, so hätte der V. allerdings eine weit bessere Auswahl treffen können, besonders da das ganze Probestück nur aus 12 Predigten besteht, und eine so kleine Anzahl ja wohl keinen Prediger verlegen machen kann. Und die fast durchaus unwichtigen Hauptsätze sind noch dazu schlecht ausgeführt, man

mag auf die Disposition, oder auf die Einkleidung oder auf die Sprache an sich selbst sehen. Wie uninteressant ist das Thema der 5ten Predigt: „Was berechtigt den Christen, die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu zu vertheidigen?“ Wie trivial die Eintheilung: „1) Einige Umstände seines Begräbnisses, 2) das Betragen seiner damaligen Freunde und Feinde, 3) die heilige Schrift.“ Hat denn Herr B. die Umstände seines Begräbnisses und das Betragen seiner Freunde und Feinde aus andern Urkunden in Erfahrung gebracht, als aus der heiligen Schrift? Zu dieser unlogikalischen Anordnung eines höchst unwichtigen Hauptsatzes rechne man nun die allertrivialsten Gedanken, die abgedroschensten Beweise, die schülerhafteste Sprache, und urtheile, was daran sey. Rec. wohnt in einer Stadt, wo es leider den Schülern der Stadtschulen erlaubt ist, zwar nicht in der Stadt selbst, aber in allen Dörfern auf die Kanzeln zu laufen, und er hat Gelegenheit gehabt, manches Konzept zu sehen, welches mit Nonsens angefüllt war. Aber schwerlich möchte ein Schüler, der nur etwas Kopf hat, eine schlechtere Predigt machen, als diese Behrsche ist. Und von allen übrigen ist fast keine einzige viel besser.

Ik.

De Decalogo, scripsit M. *Joannes Christophorus Pflücke.* Dresdae ex officina Harpeteria. 1788. pag. 32. 8.

Die Abhandlung zerfällt in drey Capitel. Cap. I. De decalogo etiam nunc obstringente. Cap. II. De decalogo omnium praeceptorum summa. Cap. III. De decalogi divisione. Im ersten Cap. versieht es der V. hauptsächlich darin, daß er keinen bestimmten Begriff vorausschickt, was er darunter verstehe, „daß der Decalogus uns noch verpflichte.“ Daher kommt es, daß man, nachdem der V. alle Gründe für die Verbindlichkeit des Decalogus zu widerlegen gesucht hatte, auf das unerwartete Resultat stößt: „die zehn Gebote verpflichteten uns also nicht in so fern sie Mosaisches, sondern in so fern sie Naturgesez und auch im N. T. enthalten wären“ ganz wie sich schon Luther über diesen Punkt erklärte. Allein dies ist ja die Meinung aller vernünftigen Theologen, welche

Nicht-

Nichtverpflichtung des Decalogus, wie des Mosaischen Gesetzes überhaupt vertheidigen. Wie kann also der V. bey dieser Behauptung sich als einen Vertheidiger der Verbindlichkeit des Decalogus aufwerfen? Hätte sich drum der V. erst seine Behauptung vorher deutlich gedacht, so hätte dies ganze erste Capitel gewiß eine andre Wendung bekommen. Ein anderes Versehen begeht der V. in Anführung und Widerlegung der Gründe, durch welche man Nichtverbindlichkeit des Decalogus zu beweisen sucht. Einmal trägt der V. die Gründe für die Nichtverbindlichkeit des Decalogus nicht in ihrer ganzen Stärke vor. So ist z. B. der erste Grund, welchen er vorträgt, folgender: „der Decalogus, sage man, verpflichte uns nicht mehr, weil er nur praeceptum mere rituale de *Sabbatho celebrando* enthalte." Ein solcher Grund ist freilich bald mit Triumph widerlegt. Allein wer hat je den Satz von der Nichtverbindlichkeit des Decalogus mit einem so morschen Pfeiler unterstützt? Unseres Wissens keiner. Und wenn es jemand that, so stürzte dieser Pfeiler durch seine eigne Schwäche, ohne Hand anzulegen. Vielmehr mußte dieser Grund seinem ganzen Umfange nach wohl so gefaßt werden: „die Cerimonial- und politischen Gesetze Mosis, zu welchen auch der Decalogus gehört, sind zunächst dem Locale Palästinens angepaßt, beziehen sich auf Clima, Nahrungsart, Beschaffenheit des Landes, damalige Cultur der Israelitischen Nation, jüdischen Gottesdienst u. s. w. Da nun dies bey uns wegfällt, so müssen auch die Gesetze wegfallen." Folglich ist jener Grund nur ein kleiner Theil dieses weitläuftigern Arguments. So wie der V. ihn vorträgt, kann freilich nur Nichtverbindlichkeit des dritten Gebots im Sinne Mosis daraus hergeleitet werden. Ferner hätte der V. die Gründe der Vertheidiger der Nichtverbindlichkeit des Decalogus auf allgemeinere Gesichtspunkte zurückführen sollen; nämlich auf die beiden: 1) Locale Palästinens, und 2) biblische Stellen. Endlich sind auch die Widerlegungen der besonders aus einzelnen Stellen des N. T. hergenommenen Gründe für die Nichtverbindlichkeit des Decalogus, nicht bündig genug. So beruft sich der V. z. B. für die fortdaurende Gültigkeit des Decalogus auf Matth. 5, 17. wo es heißt: *μη νομισητε, ὅτι ηλθον καταλυσαι τον νομον η τους προφητας· ουκ ηλθον καταλυσαι, αλλα πληρωσαι.* Allein, daß diese Stelle nicht so wohl auf den ganzen Zweck der Sendung Jesu, sondern nur auf seine persönliche Sendung für sein Leben Bezie-

hung

hung habe, beweiset der Zusatz v. 18. ἕως ἂν πάντα γένηται. (bis die Weissagungen an mir erfüllet worden sind.) wodurch die Dauer der Mosaischen Gesetze offenbahr begrenzt wird. Eben so, meint auch der V., schärfe Christus die Mosaischen Gesetze in der Bergpredigt von neuem ein. Nichts weniger als das. Er führt die Mosaischen Gesetze, samt den Zusätzen der alten Commentatoren vielmehr an, um ihnen seine eignen Vorschriften entgegensetzen und zeigen zu können, daß er uns gleich mehr auf innere Herzenstugend dringe, als jene. — Im zweiten Cap. zeigt der V. auf das deutlichste, daß der Decalogus für keinen Inbegriff aller Pflichten zu halten, und nicht extensive zu erklären sey, worin ihm jeder beypflichten wird. Vielleicht hätten die gewöhnlichen canones, nach welchen man die zehn Gebote zu erklären pflegt, hier kürzlich geprüft werden können. Doch hätte dies den V. vielleicht zu weit geführt. — Im dritten Cap. trägt er die Gründe für die bekannte Origenische und Augustinische Eintheilung vor, wagt aber keiner den Vorzug zu geben.

Uebrigens zeigt sich der V. in dieser Schrift als einen bescheidenen und selbstdenkenden Mann, der sich nicht eher für eine Meynung erklärt, bevor er nicht selbst geprüft hat. Er schreibt überdem einen reinen und fliessenden lateinischen Styl, so daß man diese Bogen, ungeachtet der gerügten Versehen, mit Vergnügen liest.

Qr.

Ein Gespräch zwischen den Herren Freret und Athanasius über den Hierokles. Leipzig, bey Sommer. 1788. 39 Seiten in 8.

Hätte ohne Verlust können ungedruckt bleiben, da beide redend eingeführte Personen in keiner vortheilhaften Gestalt erscheinen. Der durch den Hierokles genugsam bekannte Freret bringt keinen einzigen Beweis wider die christliche Religion vor; und der orthodoxe Athanasius keinen für dieselbe: sondern ersterer spottet; lezterer wird hitzig und schimpft. Endlich scheiden beide von einander, ohne das geringste aufzuklä-

ren.

ren. Was war denn also des Verf. Absicht bey der Entwerfung dieses Gesprächs?

Pm.

Kurze Erklärung einiger Wörter und Redensarten, welche in dem Schleswig-Holsteinischen Gesangbuche vorkommen. Von J. Jochims, Königl. Dän. Consist. Rath, Probst und Hauptpastor zu Meldorf. Flensburg, Schleswig und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung und bey Reinhold Jacob Boie. 1788. 8 Bog. in Octav.

Der Verf. dieser Erklärung erkennt in einer Vorerinnerung die Verdienste des sel. Canzlers Cramer zu Kiel, zu welchen auch die gehören, die er sich um die Herzogthümer Schleswig-Holstein, und zugleich um viele Leser in andern Gegenden, durch das Gesangbuch erworben hat, welches auf Königl. Befehl von ihm verfertigt worden ist. Er wünscht nur den Nutzen dieses Gesangbuchs zu vermehren, da die Erfahrung lehrt, daß viele Worte und Redensarten in demselben für Andre als für Bücherleser nicht verständlich sind. Wirklich es wäre zu wünschen, daß der Dichter, welcher seine Gesänge für jedermann bestimmt hat, vornämlich mit dahin strebte, mit Würde und Kraft und Schönheit der Gedanken, Bilder und Worte, Popularität, allgemein verständliche Deutlichkeit, zu verbinden. Es ist unleugbar, daß die meisten vom Verfasser erklärten Worte keinem andern, als dem geübterem Leser guter Dichter verständlich, einige auch dem selbst dunkel sind; wenn er nicht die biblische Sprache und biblischen Redensarten studirt hat. Vorausgesetzt, daß diese kleine Schrift von solchen Leuten angeschaft werde, für welche sie vorzüglich bestimmt ist, kann man ihren Nutzen nicht leugnen. Nur müsse nicht in unsern schreibseligen Zeiten diese Art Gesänge zu erklären von andern nachgeahmt werden! Am besten wird es seyn, wenn Prediger in der Kinderlehre Gelegenheit nehmen, was in Gesängen dunkel seyn mögte, zu erklären; oder auch nur den Schulmeistern zur Einsicht in den richtigen Sinn der Worte Anleitung geben. Predigern in Holstein mögte

man

diesem Leben, immer vollkommner werden soll. N. 341, 5. Baue Zions Mauern, die da trauern, heißt wohl nicht: Erhalte und bewahre deine Kirche; sondern: Dein Verehrer finde in jeder Noth und Widerwärtigkeit Trost und Beruhigung und Stärke in deinem Exempel, deiner Lehre und deinen Verheißungen. Dieß zeigt das Vorhergehende und Folgende. 886, 3. erklärt der Verf. die Worte: Mittler, in mein Zittern mischt oft sich sanfter Ahndung Schauer, so: Ich fürchte zwar das Schlimmste, (es ist von der Frage des Christen nach V. 2. die Rede, ob er zu den Auserwählten gehören;) und bin desfalls sehr beunruhigt; doch hoffe ich noch, daß es nicht so schlimm ausfallen werde, und empfinde in dieser Hoffnung, Trost und Beruhigung. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß in diesem Gesange V. 1. 2. nicht der Gedanke, daß Wenige zur Seligkeit auserwählt seyn, vorkäme. In der Schrift steht Erwählung nur von der Bestimmung zum Bekenntnisse Jesu, und die Worte: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt, gehen offenbar auf die Zeiten Jesu, wo so vielen Juden die Lehre von Jesu kund gemacht, aber dieselbe nur von Wenigen angenommen ward. Doch würden die angeführten Worte nicht so, wie der Verf. will, zu erklären seyn. Der Christ braucht nicht das Schlimmste zu fürchten. Das wäre Undank gegen Gott und Jesum. Selbstprüfung muß ihm es sagen: ob er 1) wirklich an Jesum glaubt und das durch seinen Sinn und Wandel beweiset; 2) ob er täglich fortfährt mit Eifer an seiner Besserung zu arbeiten, um in allem Guten immer weiter zu kommen. Unter diesen beyden Bedingungen kann er als Christ seiner Seligkeit gewiß seyn, denn an Kraft wird ihm die Lehre Jesu es nimmer fehlen lassen. Also etwa so: Mittler, wenn ich auch noch zittre, bey dem wichtigen Gedanken an Tod und Ewigkeit: so durchdringt doch die frohe Empfindung der Hoffnung und des Vertrauens auf dich, auch dann mein Herz. Dir will ich folgen und nachahmen: so werd' ich selig seyn! N. 296, 7. Zweyter Tod ist durch Hölle und ewige Verdammniß erklärt. Besser: Elend des ungebessert sterbenden Sünders nach diesem Leben.

Lv.

Antritts-

Antritts-Predigt gehalten am 3ten August 1788 in der teutschen Hof-Capelle zu St. James von G. J. H. Röhrs zweitem Hofprediger bei der teutschen Hofgemeinde in London. 17 S. 4.

Diese Predigt ist über das Evangelium am neunten Sonntage nach Trinitatis gehalten und handelt von dem Zweck der gottesdienstlichen Zusammenkünfte. Der V. der vor kurzem als hannöverischer Kandidat nach London ging, sagt in einer guten Ordnung und gebildeten Sprache das Nothwendigste, was sich über diese Materie sagen läßt, ohngeachtet man nirgends auf neue Gründe und neue Einkleidungen stößt. Den Namen Gottesdienst möchten wir lieber vom Tempeldienst der Juden herleiten, die Gott im Tempel eben so bedienten, wie ein orientalischer Despot in seinem Pallaste bedient wurde. Im neuen Testament wird es auf Religiosität angewendet, und bezeichnet das ganze Verhalten eines Menschen, wodurch er das Wohlgefallen Gottes erlangt.

K.

Die ewige Vorherbestimmung aller unserer Schicksale, oder die wichtige Wahrheit: Alles, was uns begegnet, ist schon längst von Gott zuvor bedacht. Von Joh. Heinr. Voß, Pastor an der St. Nikolaikirche in Stade. Detmold und Meyenberg, bei den Gebrüdern Helwing. 1788. 80 S. in 8.

Den auf dem Titel angezeigten Hauptsaz, und den praktischen Einfluß desselben auf vernünftige Gottesverehrung führt der Verf. hier, in einer am Neujahrstag 1786 gehaltenen, bei 5 Bogen langen Predigt, gut und erbaulich, nur etwas zu weitschweifig aus, und bringt daher auch Wahrheiten mit hinein, deren Zusammenhang mit der Hauptwahrheit eben nicht allen seinen Lesern leicht und geschwind einleuchten wird. —

Br.

thums, die er selbst vorher dafür angab, und die an sich kein Christ leugnet, scheint er doch unveränderliche und unfehlbare Vorstellungsarten als evangelische Wahrheit festgesetzt wissen zu wollen; scheint er vergessen zu haben, daß die Vorstellungsarten von diesen christlichen Grundwahrheiten von je an in der Kirche abgewechselt haben, daß die gegenwärtig herrschenden auch von Menschen erdacht und festgesezt sind, und daß bis itzt der Streit darüber ist: Ob selbige durch die Bibel nothwendig als die einzig wahren und seligmachenden bestimmt sind; oder ob das, was sie darüber lehrt, auch eine andere Vorstellungsart zulasse, wobei die Grundwahrheiten im Grunde immer dieselben bleiben. — Die verschiedenen Stellen, welche der V. gegen das Ende der Predigt aus Luthers Schriften anführt, sind ausnehmend gut gewählt. Sie bestätigen das Resultat seiner ganzen Untersuchung. Jeder lutherische Christ muß daraus sehen, daß Luther gerade so gedacht habe, wie Hr. Th. seine Gemeine darüber denken lehrt. —

Me.

Ueber reine Lehre und wahre Gottseligkeit. Zuschriften ans Publikum. Erster Band, von R. F. Schulze. Zwote Auflage. Magdeburg. 1788. 2 Alph. in kl. 8.

Diese höchst mittelmäßige Schrift erscheint hier leider noch einmal in einer zweiten, wie auf dem Titelblatt stehet, durchaus verbesserten Auflage. Worinn diese Verbesserungen bestehen, wird nicht gesagt, und es ist wohl keinem Recensenten zuzumuthen, sie in einem solchen Buche aufzusuchen. Wer indessen dieses, auch nach der gegenwärtigen Auflage, noch immer seichte armselige Geschwätz für einen vernünftigen christlichen und dem gemeinen Manne brauchbaren Unterricht halten kann; muß wohl nicht wissen, was dem gemeinen Mann verständlich und nützlich ist. Vom Stuhle des Lammes, sagt der Verf., wird sich über den der da glaubt, ein Strom ergießen, wovon sich seine Seele laben wird — und in solchen Ton ist das meiste.

Ds.

George Ehrhard Westphals, ersten Inspektors des Saalkreises und Oberpastors zu U. L. Fr. zu Halle, Predigten über einige Sonn- und Festtagsabschnitte. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke. 1788. 382 S. in 8.

Diese Predigten dürfen sicher mit unter die besten und erbaulichsten, die seit einiger Zeit im Publikum erschienen sind, gezählt werden. Sie enthalten reine, gesunde Nahrung, beedes sowol für den Verstand als für das Herz, und sind in einem Ton und Geist abgefaßt, der den Hrn. Verf. nicht nur in dem Wirkungskreiß seiner Gemeine, sondern auch außer demselben, bei allen, die eine gründliche Erbauung suchen, grossen Nuzen mit Recht hoffen läßt. Sowol die Hauptsäze dieser Predigten, als auch ihre Ausführung, sind größtentheils praktisch, auf Belebung wahrer Religion und Tugend abzwekkend, und dem wahren Sinn und Geist der Lehre Jesu ganz angemessen. Es würde zu weitläuftig seyn, den Innhalt aller dieser Predigten hier anzuzeigen. Am besten aber haben uns gefallen, die 7te: Wie man aus seiner Art zu beten, sein Christenthum beurtheilen könne; die 12te von der Vorsichtigkeit in unserm Christlichen Wandel; die 13te von der Glükseligkeit eines stillen und eingezogenen Wandels; die 14te Christliche Ermunterungen zur Zufriedenheit mit der Art und Mühe unsers Berufs; die 15te über den grossen Christenberuf, ohne Gepränge und nur vor Gott Gutes zu thun; die 16te von den Fehlern und dem daraus entstehenden Verderben der gegenwärtigen Zeit, u. a. In allem sind es 23 Predigten. Wenn Rec. ja etwas an denselben aussezen darf, so ist es blos der gar nicht populäre, oft zu sehr verwickelte, schwere und gedehnte Periodenbau, der hie und dort den Sinn der Rede etwas unverständlich macht; — und dann die etwas schielende und zweydeutige Vorstellung des Worts Tugend. S. 127. da Nicodemus ein rechtschaffener tugendhafter Mann heißt, und dann doch sogleich von ihm gesagt wird: „er habe noch zu viel von Werkheiligkeit der Juden und von jenem geheimen Stolz auf eigenes Verdienst an sich gehabt." Ey, wer noch Stolz auf eigenes Verdienst und Werkheiligkeit an sich hat, — an dem wollen wir auch

 nicht

nicht einmal den ehrwürdigen Namen eines Rechtschaffenen oder Tugendhaften entweyhen.

Br.

Die Hauptstücke der christlichen Lehre. Leipzig bei Crusius 1788. 5½ B. 8.

Der Verf. sagt, daß er einen Abriß der christlichen Lehre darstellen wolle, wie eine uneingenommene treue Auslegung sie aus ihren Urkunden schöpfe. Dem gemäß sind drei Personen, obgleich nur ein Gott. Jesus Christus ist Gott über alles. Die Schöpfung und Regierung der Welt hat Gott mit seinem Sohne in Gemeinschaft veranstaltet. Ueber den Ursprung der Sünde drückt sich der Verf. ziemlich unbestimmt aus; daß die ersten Eltern durch den ersten Ungehorsam, mit allen ihren Nachkommen verderbte und elende Geschöpfe geworden wären. In der beigefügten Erklärung des fünften Cap. an die Römer aber sieht man, daß die Sünde Adams allen Menschen zugerechnet werden müsse: wie es der Verf auch selbst weiter erklärt, und das Verderben der menschlichen Natur in der fehlerhaften Beschaffenheit seines Herzens setzet, aus welcher eine Schwäche und Trägheit des Verstandes, Unmäßigkeit unsrer natürlichen Triebe, und Gemüthsbewegungen, ein starker Hang zur Sinnlichkeit zur Eitelkeit und zur Sünde entspringt. Daraus entstünden sündliche Lüste, Gedanken, Worte und Handlungen: daraus aber ihre Schuld und Strafwürdigkeit. Wenn nemlich der Mensch aus vermeidlicher Unwissenheit oder Unachtsamkeit (wie stimmt denn dies mit der fehlerhaften Beschaffenheit der menschlichen Natur!) wissentlich, vorsezlich und muthwillig solche Gedanken hege, und solche Handlungen vollbringe. (Wenn man eine unfreiwillige Zerrüttung und fehlerhafte Beschaffenheit der Natur annimmt, und denn doch die daraus so natürlich entstehenden bösen Gedanken und Handlungen mit Strafe und Strafwürdigkeit bezeichnet, da muß wol der Fehler in der untreuen, oder misrathenen Auslegung der christlichen Urkunden liegen.)

Was soll es heissen? Gott habe Jesum gewissermaßen an der Menschen Statt, den Tod eines Missethäters leiden

lassen.

lassen. Warum denn gewissermaßen? zumal da der V. es nachher so positiv ausdruckt, damit uns Gott von seiner Gerechtigkeit und Gnade desto stärker überzeugete. Gab hier etwa das System dem V. einen Fingerzeig, dem er nicht widersprechen wolte?

Daß die Taufe zur Reinigung von Sünden diene, hätte der V. näher entwickeln müssen; denn das, was der V. hinzusetzt, daß die vor der Taufe begangenen Sünden vergeben würden, ist schwankend, und kläret den Begrif nicht auf.

Im Abendmal soll der, für uns gekreuzigte Leib, und das für uns vergossene Blut Jesu uns zuerkannt werden. Aber was heißt denn das?

Glauben wir, sagt er, daß Gott uns begnadige, ohne daß wir an Jesum und dessen Tod glauben, oder auch ohne daß wir uns bessern: so ist unser Glaube falsch und eitel. Das letztere mag gelten, aber wer getrauet sich den ersten Stein gegen diejenigen aufzuheben, die den Grund ihrer Begnadigung in der Güte und Liebe Gottes finden?

Was der V. über christliche Besserung, und Beharrlichkeit im Guten sagt, hat uns wohl gefallen. Er rechnet dahin Bekehrung, Erleuchtung, Wiedergeburt, Erneuerung, Heiligung. Bei den christlichen Pflichten gehet der V. gar nicht ins Detail, welches doch so nöthig gewesen wäre.

Wir sind in der Anzeige dieser kleinen Schrift etwas weitläuftig gewesen. Dazu gab uns aber die uneingenommene treue Auslegung der christlichen Urkunden, wie der V. anfänglich sie verspricht, die nähere Veranlassung. Wir wollen den V. nicht beschuldigen, als ob er diejenigen für partheiische Menschen erklären wolle, die die von ihm gedenteten Sprüche einer anderweitigen Deutung fähig achten: aber unvorsichtig ist der Ausdruck doch. Das sagen alle christliche Partheien von sich, daß sie uneingenommen sind. Folglich ist dies Prädikat nicht hinlänglich zur Bestimmung dessen, was christlich ist. Es gehören dazu viel Vorerkenntnisse, nach deren Verschiedenheit die Resultate selbst so verschieden ausfallen. Dies muß uns in der Beurtheilung anderer stets duldsam machen, sonst erheben wir leicht das Maaß unsrer Erkenntniß, zum einzig richtigen Maaße für alle.

Mußestunden eines Landpredigers, von Georg Heinrich Lang, Superintendenten. Zweiter Band. Nördlingen. Bei Beck 1788. 26½ B. 8.

Enthalten Aufsätze und Recensionen. In dem ersten Aufsatze, der eine Einführungsrede des V. enthält, drucket sich derselbe zuweilen zu lebhaft aus, wenn er z. B. die Tugend eines Menschen, der sich von Uebelthaten zu enthalten gezwungen wird, mit der Tugend eines Hundes vergleicht, der niemand anfällt, weil er an der Kette liegt. Eine solche Sprache ist der Kanzel durchaus nicht angemessen, so wahr sie auch immer seyn mag.

Ueber den Einfall des Hr. Campe, daß die Prediger Dorfärzte werden möchten, bringt er zwei Briefe bei, in deren letztern das Unstatthafte davon gezeiget wird: welches auch der V durch einige Zusätze noch bestätiget, die von den hellen Einsichten des V., und seiner richtigen Beurtheilung der Verhältnisse des Landvolks gegen den Prediger zeugen.

Was möchte wohl Hr. C. als er ehemals noch Prediger war, dem geantwortet haben, der ihm den Vorschlag gethan hätte, Kliniker und Chirurgus zu werden? Hat der Mann wohl bedacht was er schrieb? Denn das darf man ihm wohl nicht beimessen, daß er den Landprediger verächtlich machen wollte. Vermuthlich sahe er den Stand der Landgeistlichen als eine rohe Materie an, der erst durch die Einfälle der Kosmopoliten gebildet werden müsse. Aber der Landprediger, wenn er seinen Wirkungskreis ausfüllet, ist gewiß einer der nützlichsten Staatsbürger.

Der Einfall des Ritters von St. Florian, Geßners Werke beim kirchlichen Unterrichte vorzulesen, kann nur als ein witziger gelten.

Das Fragment über Arbeiten am Sontage ist vortreflich.

Von S. 243 gehen die Bücheranzeigen an, die meistens theils richtig beurtheilt werden, so daß diese Arbeit des Verf. überhaupt genommen Empfehlung verdienet.

Was ist populaire Schrifterklärung — in Rücksicht auf gegenwärtige Zeiten — von M. Philipp Hein-

Heinrich Schüler. Tübingen bei Heerbrandt 1788. S. 124. 8.

Der Verf. sagt S. 4. „Er könne aus Ehrfurcht gegen die göttliche Offenbarung nicht glauben, daß auch der aufgeklärteste Philosoph unter den Christen sich je das Recht zueignen dürfe, keiner Autorität blindlings zu glauben, auch nicht der Autorität des Jehova, Jesu Christi — in Sachen, wo kein Menschenverstand, kein Licht der Vernunft hinreichen kann. Die Vernunft sei allerdings das schäzbarste Geschenk unsres Schöpfers; wir seien verbunden dasselbe zwekmäßig zu gebrauchen und anzuwenden: aber es sei eben so unleugbar, daß auch die stärkste Vernunft ihre Grenzen habe, und die Einsichten derselben meistens ein Gemisch von Wahrheiten und unerkannten Irrthümern sind."

Das Wort Aufklärung ist ein Modewort. Jeder verbindet damit einen andern Begriff, und so gibt es vielen unnüzen Wortstreit. Was ist wahre Aufklärung? was ist falsche Aufklärung? Dieß ist noch wenig erörtert. Soll wahre Aufklärung, ich verstehe darunter den eigenen freien Gebrauch meiner Verstandeskräfte in Dingen die zu meiner Glückseligkeit gehören, frei von Muthwillen und Unbesonnenheit, statt haben, und sich verbreiten, so muß sie sich auf Wahrheit gründen, oder der Mensch muß Freiheit haben, bei allgemeinen Wahrheiten selbst zu untersuchen und sich zu überzeugen, ob etwas wahr oder falsch ist, ohne Zwang von außen. Sonst hängt er in jedem Augenblick von den Urtheilen andrer Menschen ab, deren Willkühr er sein Urtheil unterwirft, sie mögen ihn richtig oder unrichtig führen, Menschenerhaltung oder Menschenzerstörung predigen. Ja warum glaubt man der christlichen Offenbarung? da es der Offenbarungen so viele giebt? Doch ohne Zweifel darum hauptsächlich, weil man der christlichen die meiste Uebereinstimmung mit den von uns durch die Vernunft anerkannten Wahrheiten zuschreibt. Wo kein Licht der Vernunft kein Menschenverstand hinreichen kann, das gehört auch in Dingen, wo es auf meine Glückseligkeit ankommt, nicht für mich. Denn die Foderung an unbegreifliche Dinge zu glauben, kann sich nur gar zu leicht auf Gegenstände erstrecken, die meine Glückseligkeit zerstören, und mich für die menschliche Gesellschaft untüchtig machen. Gott von

dem das Licht der Vernunft selbst herkommt, gab es den Menschen zum Führer auf dem Wege zur Glückseligkeit, und verband es aufs innigste, mit dem auch von ihm herrührenden Lichte der näheren Offenbarung, folglich muß es dem Menschen damit gelingen, und eine Autorität von aussen kann mich innerlich nicht bestimmen, wo weder Menschenverstand noch Licht der Vernunft mein Führer seyn soll. Man nehme mir diesen Maaßstab, dann habe ich gar keinen, wornach ich das Christenthum selbst, als Gottes höchstwürdig abmessen kann. Sonst wird blinder Glaube, und mit ihm alles Unheil wieder aufs neue geheiliget.

Mithin giebt es keine Autorität, der man blindlings glauben müsse. Wie kann denn nun der V. sagen, daß auch der aufgeklärteste Philosoph nicht das Recht habe, keiner Autorität blindlings zu folgen.

Freilich hat auch die stärkste Vernunft ihre Grenzen, warum es aber der V. ihr zum Vorwurf macht, daß ihre Einsichten meistens ein Gemisch von Wahrheiten und Irrthümern seyn, begreifen wir nicht. Denn auch der vielglaubende Christ selbst ist nicht frei davon, und selbst des Apostels Wissen war nur Stükwerk. Wer soll nun über Wahrheit und Irrthum entscheiden? die Vernunft nicht, sagt der V., denn ihre Einsichten sind ein Gemisch von Wahrheit und Irrthum. Also die h. Schrift? aber über den Sinn derselben, selbst deutlicher Stellen, sind ja noch immer die Urtheile so sehr verschieden: Dem einen ist dieser, dem andern jener Sinn der wahrscheinlichere. Allen von einander noch so sehr abweichenden christlichen Systemen dienen Stellen der Bibel zu Belegen.

Welches System darf hier übermäthig genug sagen: es ist Bosheit, wenn diese Stelle von andern nicht eben so erklärt wird, als sie von mir erklärt worden ist? Und daß sie selbst auf diese Weise erklärt worden ist, das ist ja auch die Wirkung der Vernunft, die freilich bei dem einen stärker, bei dem andern schwächer wirkt. Es ist also aus der Bibel ein Princip vorhanden, und muß auch vorhanden seyn, welches über Wahrheit und Unwahrheit entscheidet, und hier giebts gar kein andres als die Vernunft. Aber diese gewähret ja größtentheils nur relative Begriffe: Gut! vervollkommne nur deine Vernunft durch redliches, unpartheiisches, unermüdetes Forschen, dann werden deine Begriffe allmählig richtiger und heller werden. Veräußerst du dies Palladium, dann hast du gar keins,

was

was dich schüzen kann, und es wird immer bei der Dämmerung und bey Glaubensvorschriften bleiben.

Dies kommt auch bei der populären Schrifterklärung, worüber der V. viel Gutes sagt, in Betrachtung. Wenn ferner mit einer philosophischen Hermenevtik, gesunde Kritik und Sprachkenntniß verbunden wird, dann dürfen wir mit Recht Fortschritte darin erwarten.

Ueber den Werth schriftmäßiger Predigten können wir mit den Begriffen des V. nicht völlig einstimmen, weil der Glaube ohnmöglich allein Dienste leisten kann, wenn man den Verstand nicht schon durch Vernunftgründe gewonnen hat.

Kr.

Erinnerungsbuch für Christen, denen ihr Glaube und ihre Seligkeit am Herzen liegt. Königsberg bey Hartung. 1788. 227 S. 8.

Ein sehr langweiliges Selbstgespräch über verschiedene Gegenstände aus der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, wobey größtentheils nicht verstandene und schief erklärte Bibelstellen zum Grunde gelegt sind. Man braucht nur die S. 18. f. befindliche Beschreibung vom Glauben gelesen zu haben, um den Geist des Buchs und seines Verfassers ganz zu kennen. „Der Herzensglaube (heißt es S. 19. 20) und zwar ein solcher, der den Namen eines lebendigen Glaubens verdient, ist nach den Beschreibungen, die davon im Wort Gottes gemacht werden, ein vom heiligen Geist gewirktes und auf das Verdienst Jesu Christi sich gründendes starkes Vertrauen auf die Gnade des versöhnten Gottes u. s. w. Wem diese Erklärung gefällt, der mag das ganze Buch lesen.

Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens, zum Unterricht der Lernbegierigen und zur Befestigung und Stärkung der Tugendfreunde. Seiner Gemeine vorgelegt von Johann Christian Riedel, Prediger bey der Kirche zu Domnau. Königs-

Königsberg, 1788. In der Hartungschen Buchhandlung. 158 S. 8.

Der Verfasser erklärt sich über die Absicht seines Buchs im Vorbericht mit löblicher Bescheidenheit. Seine Arbeit, sagt er, habe nach seiner Einsicht nichts vorzügliches: aber er habe seiner Gemeine gern zeigen wollen, wie der Glaube, den er predige, zur Belehrung, Besserung, Tröstung angewendet werden könne. Dies hat er denn mit vieler Wärme des Herzens und mit nicht schlechten Einsichten geleistet. Sein ganzer Unterricht ist praktisch. Er handelt in drey Abschnitten von Christenglauben, Christenpflichten, Christenglück. Ungeachtet wir nicht alle seine Schrifterklärungen und geäusserte Meynungen als wahr unterschreiben können: so glauben wir doch, daß das Buch seinem Zwecke nach Nutzen stiften wird. Etwas mehr Sorgfalt in der Schreibart hätten wir dem Verf. gewünscht. S. 7. 8 heißt es: Sollen die Menschen durch die Lehre Jesu recht würdige und glückliche Menschen werden: so müssen die Menschen u. s. w. Wie sehr wird hier das Ohr beleidigt!

Adl.

---

1) b) Katholische Gottesgelahrheit.

Des Vater (s) von Orleans, Priesters der ehemaligen Gesellschaft Jesu, Predigten und christliche Unterweisungen über verschiedene Gegenstände. Aus dem Französischen übersetzt. Zweiter Theil. Breslau bey Löwe. 1788. 336 Seiten gr. 8.

Die Bedürfnis in der katholischen Kirche muß sehr groß seyn, daß man die Predigten eines so wüsten Kopfes zu übersetzen

setzen fortfährt. Gleich, ohne alle Auswahl: Die erste Predigt. Ueber die Empfängnis der seeligen Jungfrau.

„Wer immer den Zustand des Menschen bey seiner Geburt, und in dem Augenblick seiner Bildung recht erweget, der wird es dem Job gar leicht vergeben, daß er diese unglückseligen Tage verfluchet hat. Er wird dem Salomon beyfallen, welcher behauptet: wenn der Mensch sich eben so gut bey seiner Geburt sehen könnte, wie er sich im Tode siehet: so würde auch jedweder vernünftige Mensch viel lieber sich sterben sehen, als geboren werden. Traurige Tage, da der Mensch als ein Feind seines Schöpfers geboren wird, und seinen eignen Eltern so sehr zur Last fällt, als sich selbst, und dies darum, weil er von sich nichts weiß. Hievon ist die Braut des heil. Geistes ausgenommen. Du bist ganz schön, meine Freundin, und kein Flecken ist in dir. Sonderbar war die Sorgfalt Mariä, eine Gnade zu bewahren, die sie nicht verlieren konnte. (Das war wirklich sonderbar.) Auch ihre Betriebsamkeit, eine Gnade zu vermehren, deren Fülle sie besaß. Den Eingang in das Paradies ließ Gott bewachen durch einen Cherub mit einem feurigen Schwerdt, aber es geschahe zu spät. (Ey! Ey! P. Orleans! ist das nicht propositio haeresin sentiens!) die Schlange hatte den Eingang gefunden, und die Sünde eingeführt. Diese zween Ungeheuer hatten mit ihrem Gift sogar die lebendige Quellen angesteckt. (Ey! Schade!) Um ein ähnliches Unglück in der Wonung des neuen Menschen zu vermeiden, kahm Gott dem Herzen der Maria mit allem nöthigen Beystande zuvor, um die Sünde auszuschließen, und die seelige Jungfrau in der unbefleckten Empfängnis zu erhalten. Die zweite Gnade war, die Tödtung des Zunders der Begierlichkeit. So war der Geburtsort des neuen Adams die bewässerte Quelle, ein versiegelter Brun, in der Mitte des verschlossenen Gartens. darum befielt der himmlische Bräutigam, daß man seine Geliebte soll schlafen lassen, bis sie von selbst erwachet. Ihr Töchter von Jerusalem wecket die Geliebte nicht auf. Der heilige Gregor sieht die Welt als eine ofne Straße an, die voll Straßenräuber ist, man muß also seinen Schatz nicht zur Schau ausstellen. Maria zitterte bey dem Besuch eines guten Engels, sie besuchte nie Gesellschaften, worin sich Mannspersonen befanden. Maria würde sogar, wenn ihr Gott die Wahl gelassen hätte, auf den Vorzug der Mutter Gottes Verzicht gethan haben, um der Jungfrauschaft

nicht verlustig zu gehn." Dritte Predigt: Ueber die Himmelfarth der seeligen Jungfrau. „Unsre Gottesgelerte geben keine andere Ursache ihres Todes, als ihre Liebe an. Die geheimnißreiche Braut wird vor Zärtlichkeit ihrer Liebe schwach. Sie besiegte den Tod, da ihr jungfräulicher Leib herrlich aus dem Grabe stieg, in welches er vor kurzer Zeit war gelegt worden, sie wurde nicht Speise der Würmer, noch Raub der Verwesung, es heist von diesem beseelten Heiligthum der Gottheit: du wirst deinen Heiligen nie die Verwesung sehen lassen. „Lobrede auf den heil. Franz Xavier." Seitdem ich die Laufbahn dieses Apostels verfolget, habe ich gesehen, daß Xavier weit geschwinder, als der Engel, der den Ezechiel von Jerusalem nach Babel gebracht, gewesen; daß seine Thätigkeit von einem weit ausgebreitetern Umfange, als jene des Schutzgeistes der Perser und Assyrer. Er kannte keine andere Grenzen, als die Gott dem Erdkreise bestimmt hat. Er war der Hölle und den Mächten der Finsterniß weit schrekbarer, als nie der Würgengel weder dem Heer des Sennacherib, noch den Egyptern gewesen. Man sagt: Xavier sey zu Einer Zeit an vielen Orten gesehen werden. Es ist ein Werk der Allmacht, ein Geschöpf zu vervielfältigen. Er hat Kranke geheilet, und Todte erwecket, und ob gleich sein reiner Leib zweimal mit ungelöschtem Kalk überschüttet worden, bleibt er noch bis jezt unverwesen.„ Ave Maria! O ihr arme mißgeleittete katholische Christen, die ihr euch von den Jesuiten noch immer solch dummes Zeug von P. Xavier müßt vorpredigen lassen.

Sammlung einiger Reden über verschiedene Gegenstände der Religion und Sittenlehre für einige Sonn- und Festtage von Johann Nepomucan Felckel. Canonico regulari im Sandstift zu Breslau. Breslau. 1788. bey Korn. 192 Seiten gr. 8.

Diese Sammlung enthält folgende Reden: Ueber den Gebrauch der Trübsale. (Eine mönchische und unerbauliche Uebertreibung der menschlichen Unvollkommenheit) Ueber die Verleumdung. Ueber die Auferstehung Jesu. (Sind

(Sind beyde noch so ziemlich gerathen. In der letztern hat des Verf. unbändiger Eifer ihn zu unschicklichen Ausdrücken z. E. Gottesmörder verführt.) Ueber die heiligste Dreyfaltigkeit. „Ihr schönen Geister, ihr witzigen aufgeklärten Männer, die ihr zu Vernünfteleyen den Ton angebt, und eure Begriffe mit den Begriffen des Pöbels nicht vermengen wollt, es euch zur Unehre rechnet, daß ihr nicht mehr als der gemeine Mann wissen dürft, ich will euch der Verlegenheit überheben: denket über dies Geheimnis, wie die größten Männer dachten, ein Augustin, Dionysius, Apollinaris, Justinus, Athenagoras! Mögten wir doch unsere Vernunft an den Altären opfern! (dann müßte der Apostel seine Forderung zurücknehmen, daß unser Gottesdienst vernünftig seyn soll.) Die anbetungswürdige Dreyeinigkeit entschloß sich, aus ihrem Heiligthum heraus zu gehn, und sich in ihrem Betragen äußerlich sehen zu lassen." (Was P. Felckel doch nicht weiß!) Vom guten und strafbaren Gewissen. Die Gnade Gottes an Petrus und Paulus. „Ach du heiliger Petrus, wenn wir so unglücklich sind, in Sünde zu fallen: so gönne uns deinen Blick! Ach du heiliger Paulus erflehe uns ꝛc." Ueber die brüderliche Bestrafung und Liebe der Feinde. Ueber die Huldigungsfeyer Friedrich Wilhelms ꝛc. (Ist noch so ziemlich die beste Rede.) Am letzten Tage des Jares. Herr Felckel möchte noch den bessern Kanzelrednern seiner Kirche beygesellet werden. Er hat auch gute moralische Stellen. Wenn er in der Vorrede sich mit der Erklärung zu schützen sucht: „Was die Grundsätze einer Religion anbetrift, deren Diener ich bin: so hoffe ich, daß es Niemand mit mir als einem einzelnen Mitgliede aufnehmen wird, weil es zu den wesentlichsten Grundsätzen der Aufklärung gehört, Jeden nach seiner Ueberzeugung wandeln zu lassen; — so ist das freylich an sich ganz richtig: Aber eben deßwegen haben auch wir das Recht nach unserer Ueberzeugung es zu sagen, daß unschriftmäßige Dogmen unschriftmäßig, und schlechter Vortrag schlecht ist.

Predigten auf alle Festtäge, die in der katholischen Kirche durch das Jar gefeyert werden, nebst einigen Lob- und Gelegenheitsreden, verfasset

und

und vorgetragen von Johann, Nepomuc, Felckel, Canonico Regulari im Sandstift zu Breslau. Breslau und Hirschberg 1789. bey Korn, dem Aeltern. 517 Seit. gr. 8.

Herr Felckel sagt in der Vorrede folgendes: „Mit Gelegenheits- und Lob-Reden ist es eine eigene Sache. Da sie nun unsere Kirche allein angehen: so können sie folglich auch nur unsere entscheidende Grundsätze enthalten, und vernünftige Richter beurtheilen aus dem Gesichtspunkte, aus welchem man schreibt." — Diese Erklärung, dünkt uns, macht einen Kontrast mit einer andern, nemlich daß Hr Felckel überspannte Begriffe seiner Kirche herabstimmen will. Ist dies Letzte sein wahrer Ernst, will er als ein Biedermann nur Wahrheit lehren: so muß er dieienigen Lehrsätze seiner Kirche, die durchaus nichts mehr und nichts weniger, als überspannte Menschensatzung sind, wenigstens unberürt, unempfohlen lassen, wenn man ihn auch von der Pflicht, sie zu widerlegen, frey sprechen wollte. Das hat er aber wirklich nicht gethan, und wir wollen es ihm beweisen. Gleich in der ersten Rede am Neuiarstage drückt er sich also aus: „Solte es nicht eure Verwunderung rege machen, daß sich ein Gott, der der heiligste und unschuldigste ist, einem iüdischen Gesetze unterzieht, das für Sünder eingesezt ist, und nicht ohne die empfindlichsten Schmerzen erfüllet werden kann." (Sollte ein Mann, wie Herr Felckel nicht die ersten Grundsätze aller menschlichen Erkentnisse von Gott kennen, nach welchen er absolut aller Leiden und Schmerzen unfähig ist!) Er hat sich nicht etwan übereilt, sondern Seite 14 heißt es wieder: „Gott hat sich um unsers Heils willen sein Blut kosten lassen; Seite 10, Gott hat sein Leben dreißig Jare im Schweis seines Angesichts, und in Tränen durchgebracht. — (Hr. F. sollte doch wohl wissen, daß selbst in seiner Kirche zwischen dem Menschen Christus Jesus und seiner höhern Gottessohnsqualität ein steter Unterschied gemacht worden ist.) Eben so wenig finden wir die überspannten Vorstellungen von der Maria herabgestimmt. Seite 33. „In einem Zeitpunkt, wo wir noch Sklaven des Satans sind, innig mit ihrem Gott vereint, betet sie die allmächtige Hand desjenigen an, dem sie als eine Tochter Adams den ruhmvollen Vorzug ihrer

Reinigkeit zu danken hat." — Wie sticht dieser Menschenwahn mit folgender Erklärung ab: „Sie äußert eine blinde Unterwerfung bey den Schwierigkeiten die sie machen konnte, die ihr nicht einmal erlaubt, selbige zu untersuchen. Seite 222. Gott betrachtete sie aus keiner andern Ursache, als seine geliebteste Tochter, als weil er sie schon in ihrer Geburt, durch seine Gnade von der Erbsünde befreiet hatte. (Die elende Lehre von der unbeflekten Empfängniß Mariä, kann gewiß auch ein Katholik überspannt heißen; denn sie ist nicht Lehre der Kirche.) Ungeachtet Gott erst aus ihrem Stamme solte geboren werden, so ist doch gewiß, daß Gott die Vorfahren dieser heiligen Jungfrau, die Uebertreter, Ruchlose und Götzendiener waren, verworfen hat." (Also: ehe Gott geboren war, hat er schon seine eigene ruchlosen Vorväter bestraft! Was sind das für überspannte Begriffe!) Wie gesagt, es thut uns leid, daß ein Mann, der unter den katholischen Predigern die Gabe eines vorzüglichen Vortrages hat, solche grobe Ideen noch äußert.

Die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, am Himmelfahrtstage Mariä, die Vorschriften vom rechten Gebrauch der Zunge, am Ostermontage; vom Vertrauen auf Gott, am Feste der Himmelfahrt Jesu, und Mehrere sind sehr gut. Noch bitten wir den Verf., einige Unrichtigkeiten in der Sprache sorgfältiger zu vermeiden, „Wir wollen das Jar für (vor) uns nehmen," und sich künftig nicht mehr, wie er in der Vorrede sagt, in das Lebensiar des Heiligen zu versetzen, von dem er redet, sondern den iezigen Zeiten und Einsichten gemäs zu reden; denn er prediget ia nicht den abgeschiedenen, sondern den lebendigen Seelen.

Qs.

Tugenden und Geschichte Jesu. Für Kinder. Salzburg bey Oberer. $3\frac{1}{2}$ Bogen 8.

Der V. mag es recht gut gemeint haben, aber dieses Gutmeinen kan seinen jungen Lesern nichts nützen. Ob er es denn gar nicht gewußt hat, daß die deutsche Christenheit schon mehrere Leben Jesu für Kinder von ganz anderm Werth, als das Seinige, aufzuweisen hat? Dieses trockne Gerippe der evangelischen Geschichte hätte also recht gut ungedruckt blei-

bleiben können. Die eingestreuten Reflexionen und Nutzanwendungen für die Kinder sind höchst unbedeutend, und das Ganze überhaupt so beschaffen, daß es der V. stans pede in vno gemacht zu haben scheint. Wenigstens sollte es Rec. nicht schwer werden, eine ähnliche Tugend- und Lebens-Geschichte Jesu einem Geschwindschreiber fast eben so schnell zu diktiren, als er diese durchgelesen hat, und doch würde er gewiß keine einzige solche Stelle, als folgende ist, diktiren. Sie ist der Anfang des Abschnitts, welcher die Demuth Jesu überschrieben und in 16 Zeilen abgethan ist, wovon die zwey ersten also lauten: „Von seiner Geburt an bewies er diese große Tugend." Frägt man, wie Jesus von seiner Geburt an Demuth beweisen konnte, so antwortet unser V: „Er hatte sich arme, geringe Aeltern erwählt." Welche Vorstellungen!!

Jk.

Die göttliche heilige Schrift des neuen Testaments in lateinischer und deutscher Sprache, durchaus mit Erklärungen nach dem Sinne der heiligen römisch-katholischen Kirche, der heiligen Kirchenväter und der berühmtesten katholischen Schriftausleger, nebst eignen Bemerkungen erläutert von Heinrich Braun, der Gottesgelehrtheit Doktor, Sr. päpstlichen Heiligkeit Consultor S. Congregationis indicis, Sr. churfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern wirklich geistlichen, und Büchercensurrathe, des hohen Maltheser-Ritterordens Kommenthur zu Aham, Kapitularchorherrn bey dem churfürstl. Collegiatstifte zu U. L. Frau in München, der churfürstl. Akademie der Wissenschaften in München und verschiedener anderer gelehrter (gelehrten) Gesellschaften Mitgliede. Mit Erlaubniß eines hochwürdigen Ordinariats. 3 Bände. Augsburg bey Matthäus Riegers sel. Söhnen 1788.

1ster

1ster B. S. 719. 2ter B. S. 699. 3ter B. 519. 8.

Wir rechnen diese Arbeit unter die verdienstlichen der Römischkatholischen Geistlichkeit. Dem Texte der lateinischen Vulgata stehet eine deutsche Uebersetzung in einer andern Spalte gegen über. Die Uebersetzung hält sich an die Vulgata, ist indessen in einer reinen und würdigen Sprache geschrieben, und wird nur an den Stellen, wo der Uebersetzer sich zu sehr an die Vulgata anschmiegte, unverständlich. Die Anmerkungen die gleich unter den Text gesezt sind, enthalten zwar keinen zusammenhangenden Kommentar, übergehen aber selten eine dunkle Stelle, und da sie auch den moralischen Endzweck der biblischen Bücher nicht aus den Augen lassen, so können sie von Geistlichen in ihren öffentlichen Vorträgen mit Nutzen gebraucht werden. Daß der Verf. den Dogmen seiner Kirche treu geblieben ist, zeiget schon der Titel an. Neue Erklärungen hat man also hier nicht zu suchen, weswegen auch das dicke Buch mit einer kurzen Recension abgefertiget werden kann.

Novum Jesu Christi testamentum ad exemplar Vaticanum accurate revisum. Pars prima continens quatuor Evangelia et acta Apostolorum. Pars altera continens epistolas canonicas et apocalypsin beati Joannis Apostoli. Monachi sumptibus Joann. Bapt. Strobl MDCCLXXXVIII S. 426. u. 318. 12.

Ein sehr sauberer und correcter Abdruck der lateinischen Vulgata, welchen Hr. Prof. Sailer zu Dillingen, dessen Namen wir am Ende der Vorrede lesen, besorgt hat. Was in der Vorrede zur Erläuterung einer Sentenz aus dem Buch de imitatione Christi, daß man die heil. Schrift in dem Geiste lesen müsse, mit welchem sie abgefaßt ist, gesagt wird, unterschreiben wir von ganzem Herzen. Das können wir aber nicht ungerügt lassen, daß der Verf. die Erlernung der Hülfswissenschaften zum Verstande der heil. Schrift (er versteht doch wohl

darunter Kritik, Historie, Antiquitäten u. s.) mit einer sehr frömmelnden, und hochmüthigen Miene verwirft, wenn er von ihnen sagt — optimus quisque abhorret a splendidis illis mendaciis, quae de subsidiariis scientiis tanto strepitu praedicantur, non aliter ac si de ipsa rei substantia ageretur.

Az.

---

2) Rechtsgelahrheit.

Gegenbeleuchtung der vorläufigen Beleuchtung des an Se. Churfürstliche Gnaden zu Maynz in Betref der Embser Punkte von Sr. Fürstlichen Gnaden zu Speyer erlassenen Antwortschreibens. 1788. S. 157. 8.

Das Fürstbischöfliche Speyerische Schreiben über die Embser Punktation ist bekannt. In der Maynzischen Beleuchtung ward vornemlich das Benehmen des H. Fürstbischoffen in seiner ehmaligen Proceßsache, so er als Domdechant gehabt, und worinnen er wider die Zudringlichkeit des römischen Stuhls Hülfe bey dem Metropolitangerichte nachgesucht, in Rückerinnerung gebracht, und mit den jetzt geäußerten Grundsätzen gegen die Erzbischöflichen Unternehmungen in eine etwas gehäßige Vergleichung gestellt. Hierauf folgte nun diese Gegenbeleuchtung, die unter beyden Theilen wohl nicht ganz ohne Interesse seyn mag, für jeden dritten aber so unerheblich ist, daß er sie wohl ungelesen lassen kann.

Xz.

Allgemeine Anmerkungen über Berichte, nebst etlichen Exempeln. Eisenach bei Joh. Georg Wittekind. 1788. 8. 167 S.

Der Verf. unterschreibt sich in dem Vorberichte: Joh. Henrich Gottlieb Herrmann, H. S. Meiningischer Rath und

und Amtmann zu Altenstein: und man sieht es seinen Anmerkungen, die sich hauptsächlich nur mit allgemeinen Regeln beschäftigen, ohne, in Ansehung der verschiednen Gegenstände der Berichte, genau ins Besondre einzugehen, an, daß sie von einem praktischen Manne herrühren, der Ausübung mit Nachdenken verbunden hat, dessen Begriffe die Bestimmtheit haben, welche thätige Erfahrung giebt, ohne deßwegen, unter dem einschläfernden Einflusse des Schlendrians, an der nöthigen Klarheit Mangel zu leiden. Das Buch ist also für den angehenden Geschäftsmann allerdings brauchbar, wäre es auch nur, um ihn, falls er über die, freilich nicht sehr schwer zu entdeckende, Regeln dieser Art von Aufsätzen noch nicht nachgedacht hat, vor den Irrwegen zu bewahren, auf die er, durch die schlechte Muster seiner Collegen oder Vorfahren, geführt werden könnte. Nach einer Einleitung (§. 1—6.) über den Begriff des Worts Bericht — wobei der Verfasser mit dem Verf. der „Anweisung zu Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände. Leipzig 1786." (S. A. d. Bibl. B 68. S. 1) in eine, ziemlich unerhebliche Controvers geräth, die zum Theil auf bloßen Wortstreit hinausläuft — wird (§. 7—12) von den allgemeinen, sowohl inneren als äußeren Eigenschaften der Berichte, gehandelt: und nun kommen (§. 13 — 30) nähere Bestimmungen dieser allgemeinen Anmerkungen und Regeln in Absicht auf die verschiedne Veranlassungen der Berichte. Sie werden erstattet: entweder von Amtswegen, oder auf besonderes Erfordern des Oberen. Erstere ergehen entweder 1) um eine Ereigniß anzuzeigen, oder 2) um nähere Verhaltungs-Maaße (Verhaltungs-Befehle) einzuholen, oder 3) um eine Resolution zu erinnern. Die zweite Art wird ebenfalls nach verschiednen Unterabtheilungen abgehandelt. Berichte, deren sich die Berichtfordernde Obere Stelle als Beilagen eines Exhibiti bei den Höchsten Reichsgerichten bedienen will. Berichte auf Beschwerden der Unterthanen, die gegen den Berichtsteller gerichtet sind. (Der Unterrichter soll, wenn er gefehlt hat, den Fehler nicht zu vertheidigen suchen, sondern bekennen, und, wo möglich, abstellen. Eine Lehre, die sehr viele Beamte und Unterrichter zu Herzen nehmen sollten!) Gutächtliche Berichte. Berichte zu Ablehnung eines Auftrags. Vorbitte-Berichte — Erinnerungs-Berichte. Verantwortliche (Verantwortungs-) Berichte. Handschreiben statt Berichte. Angehängt sind 10 Formulare, als Beispiele.

Die Schreibart, sowohl in diesen Mustern als in der Abhandlung selbst, ist fließend und rein, zuweilen etwas weitschweifig und mit, zum Theil ziemlich abgenutzten, Zierrathen (z. B. S. 71 77 ꝛc.) verbrämt. S. 127. kommt, in einem Amts-Berichte, der bestimmt ist, dem, auf eine Reichs-Gerichtliche Klage der Unterthanen, zu erstattenden Berichte der Höheren Stelle beigelegt zu werden, folgende Stelle vor:

„Sehr lustig würde es herauskommen, wenn man die Untersuchung und Bestrafung solcher Fälle den Unterthanen überlassen wollte ꝛc."

Die Unordnungen die nun, als Folgen hiervon gezeigt werden, scheinen gegründet zu seyn: aber sie sind nicht von lustiger, sondern von sehr ernsthafter Art. Der Ausdruck, welcher das Ungereimte der gegenseitigen Fordrung bezeichnen soll, ist also übel gewählt: und es muß nothwendig eine widrige Empfindung bei dem Richter machen, wenn er bei einer Gelegenheit, wo überall nichts zu lachen, und wo es auch dem Schriftsteller selbst nicht so ums Herz ist, zum Lachen aufgefordert wird. In Aufsätzen, die man als Muster vorlegt, sollten solche wesentliche Fehler des Styls nicht stehen bleiben. In jeder Gattung der Schreibart ist Richtigkeit das erste Erforderniß, und diese muß nie der Zierlichkeit oder der Stärke des Ausdrucks und der Wendungen aufgeopfert werden.

Zm.

Johann Heinrich Christian von Selchow. Neue Rechtsfälle, enthaltend Gutachten und Entscheidungen, vorzüglich aus dem teutschen Staats- und Privatrecht. Zweyter Band. Frankfurt und Mainz, 1788. 218 S. in 4.

In dieser Fortsetzung ist nicht mehr die genaue Auswahl belehrender und besonders merkwürdiger Fälle gemacht, wie sie der V. mit dem ersten Band versprochen und geliefert; doch sind noch einige merkwürdige Ausführungen in diesem Band enthalten, unter welchen vornemlich die aus Anlaß des Lippisch und Paderbornischen Rechtsstreits über das aufgehobene Kloster Falkenhagen geschriebene erste Deduction: Rechte der Landeshoheit in Ansehung der Güter des aufgehobenen

Je-

Jesuiterordens sich auszeichnet. In der Vorrede verspricht der V. den Abgang der Bögen, um welche dieser Theil schwächer als der erste ist, im dritten Band, welcher sich durch einige interessante Stücke auszeichnen soll, zu ersetzen, dem vierten Band ein vollständiges Register beyzufügen, und überhaupt eine dem Geschmack der Leser mehr angemessene sorgfältigere Auswahl zu beobachten.

Im.

Juristische Handbibliothek oder Verzeichniß von Büchern aus allen Theilen der Jurisprudenz. Mit Preißen. Erlangen bey J. J. Palm 1788. 8. 108 S.

Nichts anders als ein Buchhändlerskatalog von alten und neuen Büchern v. J. 1784. „nach dem Alphabet eingerichtet," mit der Anzeige, um welchen Preis die darin stehende Bücher bey dem Verleger zu haben sind, welcher ein neues täuschendes Titelblatt erhalten hat.

Fa.

Beleuchtung der im Druck erschienenen Privatgedanken über die Eintheilung der Senate bei dem Kaiserl. und Reichs-Kammergericht. Erfurth und Leipzig. 1788. 4. 107 S.

Von dem Gegenstande dieser Schrift hat die A. D. Bibliothek schon an andern Orten (B. 88. 2. S. 101. B. 89. 2. S. 359.) ausführliche Nachricht gegeben. Sie betrift nehmlich abermahls die durch den Reichsschluß von 1785 veranlaßte berühmte Frage, ob an den, bei dem K. Gericht vorkommenden Definitiv-Entscheidungen alle Mitglieder der 8 (und respect. 9) stimmigen Senate, oder schlechterdings nur 6 Beisitzer Theil nehmen sollen? Der Verfasser der im Titel erwähnten Privatgedanken, (deren Inhalt, im Auszuge, hier abgedrukt ist,) vertheidigt die leztre, der Verfasser gegenwärtiger Beleuchtung aber, indem er den Sätzen jener Schrift von Schritt zu Schritt folgt, und sie mit sehr viel Sachkennt-

niß und Gründlichkeit widerlegt, die erstere Meinung, welche seitdem auch durch einen Reichsschluß vom August 1788, von der gesetzgebenden Gewalt angenommen worden, und also zu gesetzlicher Kraft gediehen ist.

Der Vortrag des Verfassers ist gelehrt und gründlich: aber seine Schreibart ist ein wenig weitschweifig und steif, und wird durch ziemlich häufige, im Geschäftsstyl freilich noch immer nur allzugewöhnliche, Sprachfehler entstellt.

Zm.

Antonius Hoffmann de vectigalium iure in genere, in specie vero de vectigalibus subsidiariis, vulgo von Wehrzöllen. Moguntiae 1788. 60 S. 4to.

Der Verfasser handelt zuvörderst von den Zöllen und den Rechten in Ansehung derselben überhaupt, sowohl nach den Grundsätzen des allgemeinen, als auch insbesondere des deutschen Staatsrechts. Beydes ist aber mit zweckmäßiger Kürze vorgetragen, desto ausführlicher aber der Hauptgegenstand dieser Abhandlung entwickelt. Wehrzölle, vectigalia subsidiaria, sind eigentlich diejenigen Zölle, welche auf Nebenwegen angelegt werden, um den Mißbrauch der letztern zum Nachtheile des Hauptzolls zu verhüten. Der Verfasser geht die Sache erstlich historisch durch, mit Bemerkung verschiedener darüber entstandenen Streitigkeiten, und sucht hierauf die Rechtmässigkeit dieser Art Zölle, als erlaubter Mittel gegen die Unterschleife, zu vertheidigen.

Ef.

Der Erwerb des Pfandrechtes durch die Verjährung; erwogen von Ernst Gottfried Schmidt d. R. D. und des Herzogl. Sächs. gem. Hofgerichts zu Jena Advocat. Jena 1788. 6 Bogen in 4.

Die

Die Meynungen der Rechtsgelehrten über die in den Gesetzen unentschieden gelassene Frage: ob ein Pfandrecht durch Verjährung erworben werden könne? sind bekanntlich sehr getheilt. Zu denen, welche sie bejahet haben, gehört auch der gelehrte Vater unsers Verf. in Jena. Er hat diese seine Meynung besonders bey Gelegenheit eines dahin einschlagenden merkwürdigen Rechtsfalls, und darüber im Namen des jenaischen Schöppenstuhls von ihm ausgefertigten Rechtsspruchs, der in dessen öffentlichen Rechtssprüchen Nr. 68 befindlich ist, mit Gründen ausgeführt. Dagegen erschien eine von dem Herrn D. Jo. Baptist Bernard Wankel zu Gießen 1786 vertheidigte Streitschrift de pignore usucapto, worinn dieser die Entscheidungsgründe der jenaischen Sentenz zu widerlegen sucht, ohnerachtet er derselben, jedoch nur blos aus dem Grunde der vertilgenden, nicht der erwerbenden Verjährung, beypflichtet.

Der Verf. gegenwärtiger Schrift zeigt aber in der Einleitung, daß dieß ein bloßer Mißverstand sey, daß in gedachtem Rechtsfalle offenbar nur von der vertilgenden Verjährung die Rede sey, und die Entscheidung desselben nur von dieser hergenommen worden, und daß sein Herr Vater in der erwähnten Abhandlung die Frage: ob das Pfandrecht sich auch durch eine Verjährung erwerben lasse? in eine vollständige Erwägung zu ziehen, gar nicht zur Absicht gehabt habe. Durch diesen Widerspruch ist jedoch unser V. veranlaßt worden, in gegenwärtiger Schrift auch diese von seinem Herrn Vater nur obenhin berührte Frage genau zu erörtern, sich gleichfalls bejähend dafür zu erklären, und die in der Wankelschen Streitschrift enthaltenen Verneinungsgründe zu widerlegen. Dieß thut nun unser V. mit aller der einem jeden Gelehrten so anständigen, leider bey manchem zu wünschenden! Bescheidenheit, die von jeher bis jetzt den Bekennern der Themis, nur wenige Fälle ausgenommen, bey allen ihren gelehrten Streitigkeiten wirklich vorzüglich eigen gewesen ist, wie ihnen diesen Ruhm niemand leicht absprechen kann. Möchten sie ihn doch stets bewahren!

Hier haben die Leser also die Veranlassung und Absicht dieser kleinen Schrift. In den 12 ersten §§. handelt der V. von der Verpfändung überhaupt, besonders der verschiedenen Art und Weise derselben einer dem Schuldner nicht zugehörigen Sache, bey welchen aus jedem Compendium bekannten Grund-

sätzen Rec. sich nicht aufhalten will. Hierauf kommt er im 13 u. f. §. auf die eigentlich abzuhandelnde, und folgendermaßen bestimmte Frage: ob die Verpfändung einer fremden Sache, in welche ihr Herr auf keine Weise gewilliget hat, durch eine erwerbende Verjährung gültig werden könne, und zwar dergestalt, daß der Gläubiger nach vollbrachter Verjährung nicht nur wider den Herrn der Sache die Retention, bis er in Ansehung seines Pfandschillings befriedigt werden, ausüben, sondern auch, wenn er nach geendigter Verjährung etwa den Besitz derselben verloren, und selbige wieder an den Herrn derselben gelangt ist, gegen diesen die hypothekarische Klage anstellen könne? Der V. bejahet sie. Sein Grund für diese Meynung ist allein der; weil selbst das Eigenthum einer fremden Sache durch Verjährung erworben werden könne, folglich dieß um so viel mehr noch von dem Pfandrechte, als einem minderen Rechte, behauptet werden könne, zumal auch hier die übrigen zur Erwerbung eines Rechts erfoderlichen fünf bekannten Eigenschaften ebenfalls Platz griffen. Diese geht der V. zur Begründung seines Satzes durch. Zuletzt führt er die in der Wankelschen Streitschrift aufgestellten fünf nicht unwichtigen Gegengründe an, und sucht solche zu widerlegen.

Der V. hat in dieser kleinen Schrift seine abzuhandelnde Materie mit Deutlichkeit und Ordnung dargestellt, ob man gleich darinn keine neue Aufschlüsse, und tiefe Forscherblicke antreffen wird, und dieser Rechtsstreit dadurch wohl schwerlich ganz abgethan seyn möchte. An einigen Stellen hätte der Vortrag wohl etwas weniger weitschweifig, und gedrängter seyn, und die mehrmaligen Wiederholungen eines Satzes, wie z. B. S. 22. 25 und 28 geschehen, abgeschnitten werden können, obgleich im Ganzen Sprache und Styl gut sind.

Qf.

Primae lineae successionis legitimae in feudo masculino. Auctore *Bernh. Frideric. Lauhn*, Jurium Doctore Potentissimi Saxonum Elector. Aulae Consiliario. Misenae 1788. 24 S. in 8.

Wenn

Wenn man gleich in dieser kleinen Schrift nichts neues findet, so wird doch darinn die wichtige Lehre von der gesetzlichen Lehnsfolge deutlich und nach richtigen Grundsätzen vorgetragen Den Text II. F. 50 erläutert der Verf. nach einer, aus Hommels academischen Reden S. 329 entlehnten, genealogischen Tafel.

Dl.

D. *Joh. Ferdinand Moeller*, de causis quae privilegium dotis inutile reddunt. Helmstadt. 1788. 30 Seiten 8.

Die Ursachen, welche hier weiter ausgeführt werden, sind 1) wenn die Ehefrau durch begangenen Ehebruch sich ihres Brautschatzes verlustig macht; 2) Wenn sie durch ihre eigene verschwenderische Lebensart und üble Wirthschaft den Verfall der Vermögensumstände des Mannes mit verschuldet hat; Reichsschluß v. J. 1670 in d. Samml. der R. A. IV. 79. wovon aber der Fall ganz verschieden ist, wenn sie wissentlich einen Verschuldeten heirathet. 3) Wenn sie vermöge der Gütergemeinschaft nach statutarischen Rechten zur Bezahlung der Schulden des Mannes verbunden ist; 4) Wenn sie ihren gesetzlichen Befugnissen und Vorzügen gültig entsagt hat; in so fern nemlich diese Entsagung nicht auf eine unverbindliche Uebernehmung fremder Verbindlichkeiten, oder auf eine den Rechten nach immer wiederrufliche Schenkung unter Eheleuten, oder sonst auf einen verbotenen Vertrag hinausgeht, L. 12. §. 1. L. 16. de pact. dotal. L. 3. C. de pact. convent. 5) Wenn von den Güttern des Mannes nichts mehr vorhanden ist; wohin aber der Fall nicht gerechnet werden kann, wenn das Vermögen des Mannes confiscirt wird. 6) Wenn das Pfandrecht der Frau durch Verjährung aufhört. 7) Wenn nicht die Ehefrau oder ihre Kinder, sondern andere Erben den Brautschatz zurückfordern. — 8) Wenn die Ehefrau eine Ketzerin ist. Nov. 109. C. 1. Diese Vorschrift ist aber auf die Judenweiber nicht anzuwenden, weil sie zu den Ketzern, wovon in der Novelle die Rede ist, — qui, *licet nomen christianorum sibimet imposuerint*, tamen a fide eorum et communione se separarunt, — nicht gehören. Noch weniger

niger kann die Verordnung auf solche Religionspartheyen, welche im Staate öffentlich geduldet sind, angewandt werden. Ueberhaupt wäre es vielleicht nicht undienlich, wenn einmal die sämtlichen Verordnungen, welche das römische Recht wider die Ketzer enthält, in Rüksicht auf den heutigen Gebrauch etwas genauer geprüft würden. Aberglaube, und Verfolgungsgeist gegen die Ketzer, als eigentliche Verbrecher, haben diese Gesetze erzeugt, und Justinian, dem die Orthodoxie überaus am Herzen lag, hat, durch gleiche Triebfedern geleitet, seine Gesetzsammlung mit einer Menge solcher Vorschriften verunstaltet, die zu unsern Zeiten, wo die Ketzerey, als solche, nicht mehr zu den Verbrechen gehört, vernünftiger weise nicht angewandt werden können.

ILF.

Joh. Henr. Christ. de *Selchow* elementa juris Germanici privati hodierni ex ipsis fontibus deducta. Edit. Septima prioribus auctior et emendatior. Goettingae apud Albr. Vandenhoekii vid. 1788. 656 S. 8.

Die Materie von den Bauergütern ist in dieser Ausgabe völlig umgearbeitet, auch in der Lehre vom Leibgedinge sind hier und da Zusätze und Verbesserungen gemacht. Die Litteratur ist vermehrt. Wir hätten gewünscht, daß auch die Lehren von der Vertragserbfolge, und den Rechten eines Nachfolgers ex pacto et providentia majorum, der Revision nicht entgangen wären. Von der Gültigkeit der Erbverträge liest man noch immer nichts mehr, als (§. 623) die wenige Zeilen: facile est animadvertendum, conventiones de hereditate in alterum transferenda, quae ab antiquissimis inde temporibus constanti Germaniae usu obtinuerunt, etiamnum valida esse, etiamsi juramento non confirmata fuerint. Die auch unter den neuesten Rechtslehrern noch streitige Frage, ob die Dispositiverbverträge über die Erbschaft eines dritten nach deutschen Rechten gültig sind, ist nicht berührt. Die Hebenstreitische schöne Abhandlung über diese Materie ist nicht, wenigstens da nicht, wo man sie sucht (§. 623) an-

angeführt. Die Lehre von den Rechten und Pflichten eines Successoris ex providentia majorum fehlt ebenfalls ganz, und jeder welcher diese Materie studiert, wird doch begierig seyn, die Gedanken des V. darüber, sowohl überhaupt, als über das von einigen neueren aufgestellte Paradoxon: daß ein solcher Nachfolger, wenn er gleich Erbe des Verstorbenen ist, dennoch dessen facta zu prästiren nicht gehalten sey, zu wissen. In der Vorrede bricht der V. mit Hn. Fischer in Halle eine Lanze. Da geht es scharf her.

Mf. —

Die vertheidigten Gerechtsamen der Bischöfe in Bemerkungen über die Gerechtsame des Regenten, nach dem Bedürfniße des Staats, eigene Landesbischöfe zu ernennen, verfaßt vom Kilian Schwarzbart B. R. L. Frankfurt und Leipzig. S. 76. 1788. 4.

Daß dem katholischen Landesherrn in unserm deutschen Reich der auswärtige Diöcesan ein sehr unbequemer H. College sey, ist wohl leicht zu erachten. Man muß mit demselben das Regiment über Land und Leute theilen; hat dabey mancherley Collisionen zu gewarten, welche Streitigkeiten erregen, die um so verdrieslicher sind, als der Diöcesan ein gleich unmittelbarer Fürst des Reichs, Stand des Reichs, und von der Seite der Hierarchie betrachtet, Bischoff ist. Dieser Umstand ist nun freylich blos zufällig; nur der besondern Staatsverfassung des deutschen Reichs eigen, und in andern Reichen, wo es außer dem König keinen andern Regenten des Landes giebt, giebt es auch keine Bischöffe, die mit dem Landesregenten in so manchfaltiger Parallele stünden. Sie sind nun einmal doch Unterthanen des Reichs, und haben sie auch immer in einem katholischen Staate vermöge der Hierarchie einen ausgezeichneten mit manchen Vorzügen begabten Stand im Staate, so sind sie gleichwohl Unterthanen, und mit dergleichen Landes- oder Reichsbischöffen hat der König und Regent des Landes nicht so viele Collisionen zu besorgen, zumalen heutiges Tages, wo man die geistliche Immunität so ziemlich in ihre Schranken

ein-

eingewiesen, und durch das Jus Majestaticum circa sacra das ganze Kirchenwesen des Landes der weltlichen Oberherrschaft untergeordnet hat. Die Landeshoheit im katholischen Deutschland scheint hierinn den andern Reichen nachzueifern, und in beträchtlichen Fürstenthümern glaubt man durch Aufstellung eigener Landes-Erzbischöffe und Bischöffe das immer mehr ausgebildete Staatssystem nun erst vollends zu seiner Vollkommenheit bringen zu können. Seit einiger Zeit haben mehrere Privatschriftsteller in Bayern angefangen, für die Sache zu schreiben. Einer derselben unter der Aufschrift: Gerechtsame des Regenten nach dem Bedürfnisse des Staats eigene Landesbischöffe zu ernennen, auf die pfalzbayerischen Staaten und die dazu gehörigen Bistümer angewendet — scheint vornemlich Sensation gemacht zu haben: und diese Schrift ist es, die nun in der angezeigten widerlegt werden will. Der V. folgt seinem Gegner von einem Abschnitt zum andern, und beantwortet alle dessen manchfaltige Gründe, womit dieser die landesherrliche Befugniß, eigene Landesbistümer anzuordnen, hat erweisen wollen. Die Hauptsache dieser Widerlegung geht auf den bekannten Saz hinaus, daß die Diöcesanrechte der deutschen Bischöffe so gut wie die landesherrlichen Rechte durch die Reichsverfassung verbürgt und gewahrt seyen: wobey der V. nicht nöthig gehabt hätte, „die Bischöffe wohl gar vor dem kayserlichen Throne mit dem Diözesanrechte belehnen zu lassen." (S. 58.)

Xz.

Bemerkungen über die neueste Geschichte der deutsch-katholischen Kirche und besonders über die Frage: in wie fern die Basler Decrete heut zu Tage noch gültig seyen? verfaßt von B. F. Mohl b. R. Doktor. Frankfurt und Leipzig. 1788. 195 S. in 8.

Der Verf. welcher in dieser gründlich abgefaßten Schrift, die neuesten Streitigkeiten der deutsch-katholischen Kirche mit dem päbstlichen Stuhl nicht in politischer sondern rechtlicher Rücksicht behandelt, untersucht hauptsächlich folgende drei

Fragen

Fragen, auf deren richtige Entscheidung bey dieser Materie fast alles ankommt. Erstlich, ob zwischen dem Pabst und der deutsch-katholischen Kirche würklich Verträge existiren, und welche sind es? Zweitens, ob sich besondere Gründe denken lassen, warum die vorhandenen Verträge nicht gültig seyn können? Drittens wie man die katholische Kirche, aber auf eine rechtliche Art, von dem Druck des päbstlichen Stuhls befreyen könne? Dieses leztere kann nach dem Vorschlage des Verf. durch neue Verträge, oder durch ein Concilium am bestem bewürkt werden. Die Frage: in wie fern die Basler Decrete heut zu tage noch gültig sind? wird sehr umständlich und dabey scharfsinnig untersucht. Die vom Prof. Spittler im 2. und 3. Stück des 1. B. vom Göttingschen Magazin dagegen vorgebrachten Zweifel sucht der Verf. zu widerlegen, ohne gerade der Horixischen Hypothese: daß die Basler Decrete die Regel; der Aschaffenburger Receß aber nur die Ausnahmen bestimme, beyzutreten.

Dl.

Vom Recht über Leben und Tod, ob und in wie fern es dem Staat über einzelne Bürger und Unterthanen zustehe. Ein Versüch von Johann Adolph Kühn. Leipzig. 1788. 40 S. 8.

Unerachtet wider die Dedication, und die Rechtschreibung des V. manches einzuwenden wäre, so hat uns doch der V. durch den innern Gehalt seiner Abhandlung vollkommen wieder ausgesöhnt; er führt es sehr gründlich, mit Widerlegung aller scheinbaren Einwendungen aus, wie das Recht des Regenten, Todesstrafen zu verordnen und zu vollziehen, aus der ihm aufgetragenen Vertheidigung, nicht gegen einzelne Personen der Verbrecher, sondern gegen Verbrechen fliesse, und also die Todesstrafen gerecht seyen.

Fd.

Ueber

Ueber die Ehebeförderungs-Gesetze der Alten und insbesondre das sogenannte Hagenstolzen-Recht der Deutschen. Eine historisch-juridische Abhandlung. Herausgegeben von Melchior Ruef, D. der Rechte. Freyburg im Breyßgau, 1788. 55 S. in 8.

Der Verf. bemerkt vorzüglich und kurz die Sitten der Babylonier, Juden, Griechen, Römer und Deutschen, und besonders, daß das Hagenstolzen Recht als kein Ehebeförderungs-Gesetz angesehen werden könne.

Zum Schluß äußert er noch: „Ob es auch noch in unsern Zeiten, oder vielleicht itzt mehr als jemals nöthig, wenigstens nützlich und dem gemeinen Wesen zuträglich sey, die Bürger und Unterthanen durch Gesetze und Belohnungen zur Ehe und Kinderzeugung aufzumuntern, die Ehelosigkeit hingegen durch Strafen und Entziehung gewisser Vortheile zu vermindern; und wenn diese Frage mit Ja zu beantworten:" wir dächten der erste Theil der Frage entscheide sich von selbst mit Ja, der zweyte aber mit Nein: „welche Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche Anstalten zur Erreichung dieses Endzwecks getroffen werden müssen; ob das Hagenstolzen Recht den Regeln der politischen Klugheit, und überhaupt in wie fern die hier angeführte Ehebeförderungs-Gesetze der Alten der Verfassung der heutigen europäischen Staaten, insbesondere Deutschlands angemessen seyn, oder ob an deren Stelle zweckmäsigere gesetzt werden könnten. — Diese Probleme, die allerdings einer Untersuchung werth sind, wage ich itzt nicht aufzulösen; doch könnte ich mich vielleicht in der Folge dazu entschließen, wenn dieser erste kleine Versuch so glücklich wäre, nicht ohne Beyfall aufgenommen zu werden."

Diese Probleme (in so fern die aufgestellte Fragen würklich Probleme sind:) erfordern nun eine vielfährige Erfahrung, reife Meditation und einen äußerst scharfen Blick. Ob Herr R. diese Eigenschaften habe? können wir, wenigstens in diesem kleinen Versuch nicht finden. Vielmehr müssen wir aufrichtig bekennen, daß nur das, was Harpprecht an dem von ihm selbst angeführten Ort vom Hagenstolzen-

Recht

Recht sagt, uns noch heute zehnmal mehr behagt hat, als das was diese Blätter darüber enthalten.

Kurze Uebersicht der Theorie der Rechte, des Prozesses, und der juristischen Praxis, nebst einem Plan, wie der Prozeß auf Universitäten gelehrt, und die Kandidaten zu wahren Praktikern gebildet werden sollen. Von Franz Janson B. R. D. Mannheim in der Schwan- und Götzischen Hofbuchh. in Kommission, 1788. 39 S. ohne Titel und 2 S. Vorrede in 8.

So viel auf so wenigen Blättern! Rec. staunte lange den Titel und die dritthalb Bogen an. Als er sie aber gelesen gehabt hatte, wunderte er sich nicht mehr. Von der Theorie der Rechte erfährt man nichts, als daß man, ehe man practiciren wolle, jene vorher studieren müsse! — Von der Theorie des Prozesses bekömmt man Eintheilungen und mit unter Reflexionen zu lesen, über die sich manches sagen ließe. — Bey der Theorie der Praxis lehrt der Verf. daß ein Kurzsichtiger folgende Gattungen des Styls wahrnehmen werde: den erzählenden, den beweisenden, den widerlegenden, den richterlichen oder decretirenden, den extrahirenden und contrahirenden!!! — Wer Zeit und Geld hat, nach dem Plane des Verf. den Prozeß und die Praxis auf den hohen Schulen zu lernen, dem wünschen wir, wenn er rechtschaffene tüchtige Lehrer hat, Glück. Jedoch ist zum Glück geldloser junger Männer auch das richtig, daß noch auf andern wohlfeilern und bessern Wegen sich die Praxis erlernen läßt, wenn gleich der Verf. glaubt, nur sein Plan werde vollkommene Praktiker bilden.

Ow.

Godofr. Hesselii Reip. Norimb. Advocati extraord. Commentatio de Iuribus civitatum mediatarum in Germania, Altorf. et Norimb. apud G. P. Monath 1788. 4. 44 S.

Schon aus der Zueignung an den Magistrat der Reichsstadt Nürnberg, worin der Verf. sie ein Specimen inaugurale nennt, und aus den S. 43 f. abgedruckten Thesibus ergibt sich, daß eine Diss. inaug. jur welche zu Altdorf erschienen ist, nur mit obigem Titelblatt versehen worden. Da nun die A. D. B. sich mit der Anzeige der Streitschriften, welche auf den deutschen Universitäten alljährlich erscheinen, nicht einläßt: so verweisen wir unsre Leser, welche sich mit dem Inhalt dieser Abhandlung bekannt zu machen wünschten, auf Klüber's kleine juristische Bibliothek V. Band.

Fa.

Etwas über die Wahlkapitulationen in den geistlichen Wahlstaaten. Aus Veranlassung des Entschlusses, eine beständige Wahlkapitulation für das Maynzische Erzstift zu errichten. Von der Feder eines Unpartheyischen. Frankfurt am Mayn. 1788 bey Varrentrapp und Wenner. S. 146. 8.

Dem Vernehmen nach sollen wir dis Etwas ꝛc. dem Maynzischen Hofrath und Prof. Frank zu verdanken haben; und hat gleich der bescheidene V. seiner Schrift eine eben nicht viel versprechende Aufschrift gegeben, so ist doch darinne gar viel mehr als nur so ein Etwas enthalten: und wäre wohl zu wünschen, daß die Wahlherrn unserer deutschen Reichsstifte diese vortrefliche Gedanken eines sachkundigen Schriftstellers beherzigen möchten. Seine Hauptabsicht geht dahin, von dem Kapitulationsrechte den Misbrauch von dem rechtmäßigen Gebrauch sorgfältigst zu unterscheiden, den eigentlichen Rechtsgrund desselben zu erörtern und ins helleste Licht zu stellen, und so dann aus demselben die richtigen Principien herzuleiten, wornach der rechtmäßige Gebrauch desselben nach seinem ganzen Umfange zu bestimmen seyn dürfte. Er betrachtet zuerst das geistliche und so dann das weltliche Regiment unserer deutschen Reichsbischöfe. In groben Misbräuchen der Regentengewalt auf Seiten mancher Bischöfe älterer Zeiten — findet er die erste Veranlassung zu dergleichen

Ca-

Kapitulationen; das Kapitulationsrecht selbst im §. 17 Art. V. des Westph. Fr. J. stillschweigend bestätiget; den eigentlichen Rechtsgrund desselben aber in der den Kapiteln zustehenden Repräsentantschaft der ehmaligen Presbyterie, in Ansehung des geistlichen; und in deren Repräsentantschaft des Volks, in Ansehung des weltlichen Regiments. Den rechtmäßigen Gebrauch von solchem Kapitulationsrechte im Geistlichen bestimmt so dann der V. näher durch folgende drey Grundregeln, wornach alle Artikel als erlaubt und rechtsverbindlich anzusehen seyen, welche entweder auf Erhaltung und Befestigung unstreitiger Rechte, oder auf Abstellung offenbarer Misbräuche und eine genaue Erfüllung der klar bestimmten bischöflichen Pflichten, oder endlich auf eine zum unleugbaren Besten der Kirche abzweckende nähere Bestimmung dessen, gerichtet wären, was die allgemeine Gesetze bisher noch unbestimmt gelassen hätten: und auf ebendieselben Grundregeln läuft auch die Bestimmung des rechtmäßigen Gebrauchs vom Kapitulationsrechte im Weltlichen hinaus. (S. 83 u. f.) Zuförderst sey hierinne das Augenmerk auf die Handhabung und Befestigung der, dem Domkapitel so wohl als den übrigen Klassen der Unterthanen, aus reichs- und landesverfassungsmäßigen Rechtstiteln zuständigen weltlichen Rechte und Freyheiten; — so dann zweytens, auf Abstellung offenkundiger Misbräuche, vornemlich der etwa sich angemaßten Territorialdespotie und orientalischen Bedrückungen; — und endlich, auf eine den Rechten eines dritten unnachtheilige und auf das gemeine Beste abzweckende nähere Bestimmung solcher Regierungs-Verhältnisse zu richten, welche durch die Reichsverfassung unbestimmt, und vom Ursprunge der Landeshoheit her der eigenen Bestimmung und Auskunft zwischen den Landesherrn und ihren Unterthanen oder deren Repräsentanten überlassen geblieben wären. (S. 106 107) Nachgewiesen, zum Beyspiele, um etwa Materialien zu einer solchen in das Detail gehenden Wahlkapitulation zu finden, — sind die osnabrückische perpetuirliche Wahlkapitulation; der Würtenbergische Erbvergleich v. J. 1770; der Meklenburgische v. J. 1755 und die Erblandesvereinigung der Erzstift-köllnischen Landschaft in Westphalen. Die von den beeden Oberhäuptern, dem Geistlichen und dem Weltlichen, über das stiftische Capitulationswesen im deutschen Reiche erschienenen und dem Capitulationsrechte nachtheilig scheinenden Verordnungen; als

die Bulle Innocenz XII. von 22 Sept. 1695. die allgemeine Resolution K. Leopolds an den päbstlichen Nuntius v. 9. Febr. 1695 und dessen Cassationsrescript an den Bischof von Würzburg v. 11. Sept. 1698 — welche Ickstadt so gar tauglich in seinen armseeligen Kram gefunden, — sind vom V der über die Sache nicht Etwas, sondern was Ganzes sagen wollte, nicht vergessen, sondern S. 23. 44. 53 64. treflich erläutert. Auch über die sogenannte Erb- und Grundherrschaft der deutschen Domkapitel findet man S. 67 u. f. eine eigene Betrachtung, und die richtige Bemerkung, daß Mißverständnisse und unrichtige Begriffe, woraus sodann ungebührliche Anmassungen gefolgert worden, den Anlaß zu den vielen Streitigkeiten darüber gegeben hätten. Doch scheint dem Rec. der V. über das, was den Domkapiteln unter diesem Titel von Rechtswegen gebühren mag, zu leicht weggegangen zu seyn. Im übrigen ist auch der V. der Meynung, daß dergleichen Wahlkapitulationen, was besonders das weltliche Regiment betrift, ungleich mehr als die so genannten Landesverträge, ein Gegenstand der auffsehenden Gewalt seyen; daß sich solches von obgedachter Erklärung K. Leopolds herschreibe; und daß, weil es mit den Artikeln über die Weltlichkeiten weit eher als mit denen über das Geistliche, zu Streitigkeiten zu kommen pflege, es zu den Regeln der Klugheit gehöre, die Wahlkapitulation, um sie, als Landesgrundgesetz respektabel zu machen, dem kayserlichen Hofe zur Bestätigung einzuschicken. S. 80. Note 6. So viel von dem Inhalt dieser vortreflichen Schrift, worinn der V. die Sache aus einem eigenen Gesichtspunkte dargestellt, auch nach solchen Grundsätzen und auf solche Weise behandelt hat, daß ihm wohl jeder biedere und sachkundige Leser dafür Achtung und Dank erwiedern wird. Nur hat Rec. in dem, was der V. zur Grundlage seines sonst so schön in die Augen fallenden Systems voran geschickt hat, hie und da etwas bemerkt, was noch eines strengeren Beweises bedürfen möchte, und nun zur weiteren Prüfung ausgehoben zu werden verdient. Die beschöfliche Gewalt mit dem geistlichen Regimente rührt nach Maasgab der Hierarchie aus einer göttlichen Anordnung her. Ist wohl aber hierinne das Presbyterium mit begriffen, und gegen den Bischoff aus der Hierarchia juris *divini* erweißlich, daß er ohne den Rath und Genehmigung seines Presbyteriums nichts wichtiges unternehmen solle und könne? das Letztere hält schon schwer, auch nur

aus

aus den Kirchensatzungen und der Observanz zu erweisen. Die Einschränkungen, welche das Cap. 4. X. de his quae fiunt a Praelato — leidet, sind wohl auch dem V. genug bekannt. „Nie beugte sich der deutsche Freyheitsgenius, schreibt der V. an einem andern Orte in seiner kraftvollen Sprache, unter den unumschränkten Willen eines Einzigen. Im Gegentheile waren unsere Könige von je her bey Ausübung ihrer Hoheitsrechte durch Reichs-Stände und Herkommen sehr eingeschränkt. Nun ward zwar Deutschland nach und nach in so viele besondere Staaten — umgestaltet: aber die Angelegenheit der deutschen Freyheit unserer Reichseinwohner litt dadurch keine Stöße. — So wie zur rechtlichen Entstehung der landesherrlichen Gewalt in Deutschland nicht blos die kaiserliche Einwilligung, sondern auch die Einwilligung der freyen Landeseinwohner nach vernünftigen Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts erfoderlich war: — so gewis ist es auch, daß die der Freyheit gewohnten Reichsunterthanen nur zur Entstehung einer sehr eingeschränkten landesherrlichen Hoheit ihre Einwilligung gaben." (S. 47. 48.) Dieß alles klingt dann nun vortreflich: und wird manche weitere Geist- und Herzerhebende Wahrheit daraus gefolgert: S. 57. 59. 60. 67. 73. 74. besonders S. 75 wo es von den Landständen heißt: „was sie sind, sind sie nicht durch sich selbsten, sondern der ausdrükliche oder stillschweigende Volkswille erhob sie zu dieser Volkswürde. Daraus fließt, daß ursprünglich selbst die gesammte Unterthanschaft zur Ausübung aller der Befugnisse berechtiget sey, worinne sie durch Reichs- oder Landstände vertreten wird; und daß die Gränzen der Volksbefugnisse auch nothwendig die äussersten Gränzen der ständischen Befugnisse oder der Repräsentanten des Volkswillens, seyn." O möchte doch dieser biedere philosophische Staatslehrer im deutschen Israel bey dessen Landesherrn, deren Landesherrlichkeiten, hergebrachte Regalien, Freyheiten und Privilegien ihren Unterthanen so schwer aufliegen, Glauben finden! Möchten doch die deutschen Landesherrn in diesem Glauben an diese ächte und menschenbeglückende Staatrechtsphilosophie ihre althergebrachte minder schimmernde Landeigenthumsgerechtsame um den Preis ihrer jetzigen glänzenden Regentenwürde ihren guts- und dienstpflichtigen Leuten als ihren jetzigen Staatsunterthanen erlassen! Möchten sie doch ihr ehmaliges Landeigenthum, das jetzt ihr Staat geworden ist, nicht mehr nach

der Strenge der Gutsherrlichkeit, sondern nach der Würde des ächten Staatsrechts behandeln, und ihr Volk, das es mit ihrer erlangten Staatshoheit aus dem ehmaligen großen Haufen von Gutsleuten geworden ist, nun auch als ein freyes Volk mit Nationalrechten erkennen, und hiernach Repräsentanten desselben entstehen lassen. Möchten endlich auch in denen Landen, wo schon Landstände sind, diese einmal aufhören, bloß als Gutsherrn und Landsassen auf dem Landtage zu erscheinen, und als Repräsentanten der Nation wahre und freymüthige Sprecher des Volks werden! Allen deutschen Staaten wäre diese neue Schöpfung zu wünschen. In den Stiftslanden könnte sie wohl am ersten bewerkstelliget werden.

Sonderbare Fragmente aus dem päbstlichen Rechte. Fürsten zur Beherzigung, Blindgläubigen zur Aufhellung, Allen zur Lehre oder Belustigung. S. 340. 1788. 8.

Es sind Uebersetzungen aus dem canonischen Gesetzbuche, und zwar, eines Theils (Abschn. I.) solcher Stellen, von der Bibel, von Menschensatzungen, vom Pabste, vom Priesterorden, von der Ehe, von Vergebung der Sünden, vom Abendmahl und der Vorbitte der Heiligen — die da beweisen sollen, daß die protestantischen Religionsmeynungen ächte canonische Lehrsätze seyen: und andern Theils solcher, (Abschn. II.) welche von der römischen Kirche, Clerisey und Kirchenzucht, vom Cölibat, Klosterleben und Jesuitismus handeln, und die Verwerflichkeit solcher Verordnungen, und den schnöden, unverantwortlichen Misbrauch der gesetzgeberischen päbstlichen Hierarchie und Kirchengewalt darthun sollen. Die Stellen sind zweckmäßig gewählt, auch mit guten Anmerkungen begleitet, und können, da es besonders darauf angelegt ist, die Sache zur gegenwärtigen Zeit in größern Umlauf bringen, auch das Ihrige mit zu der großen Revolution beytragen, welche der päbstlichen Hierarchie und wohl dem Katholicismus überhaupt zu bevorstehen scheint. Nur sollte sich der V. weniger mit dem aufgehalten haben, was schon längst verrufene Waare ist; so würde das Volu-

men

men kleiner geworden seyn, und eine größere Anzahl von Lesern gefunden haben.

Nk.

Ge. Carol. Forsteri, Reipublicae Norimberg. Advocati extraordinarii Commentatio de appellationibus ad suprema imperii iudicia secundum Privilegia et statuta Civitatis Norimbergensis. Norimbergae apud Ge. Petr. Monath. 1789. S. 38. 4.

Der V. hat die Appellations-Materie nach ihren Hauptpunkten gut ausgeführt: nur mag diese Abh. den auswärtigen Leser nicht viel interessiren, wenn er auch gleich daraus lernt, daß von einigen niedern Gerichten, mit Uebergehung des Senats, als des einheimischen Appellationsgerichts, unmittelbar an Eins der höchsten R. Gerichte appellirt werden dürfe.

Lb.

---

3) Arzneygelahrheit.

Des Herrn Johann Andreas Murray, D. rc. Arzneyvorrath oder Anleitung zur praktischen Kenntniß der einfachen, zubereiteten und gemischten Heilmittel. Vierter Band. Aus dem Lateinischen übersezt von L. F. Seger. d. A. W. D. Braunschweig im Verlage der Schulbuchhandlung. 1788. in 8. 704 Seit.

Der gegenwärtige Band hebt mit der sieben und dreyßigsten Abtheilung an, und enthält: Markige Pflanzen — 38. Drey-

Dreynarbige Pflanzen — 39. Dreyknöpfige Pflanzen — 40. Pflanzen mit geballter Blüte. 41. Rauhe Pflanzen. 42. Pflanzen mit gefärbten Kelchen. Die Zusätze begreifen die Gummi Guttä und die Benzoes. Wir wiederholen hier was wir schon bey Gelegenheit der Anzeige des dritten Bandes gesagt haben, nemlich: daß es den Herrn Ritter gefallen haben möchte, verschiedene Pflanzen und Gewächse aus dem Verzeichnisse des Arzneyvorraths wegzulassen, von welchen schon entscheidend gesagt worden, daß selbige gar keine Arzneykräfte besitzen, wie z. B. Myrobal. emblica, Bezetta coerul. mercurialis, Buxus, Bonus henricus, Botrys vulgar. Atriplex satiua, Herniaria, centumnodium, anacardium occid. u. s. w.

Cf.

Maximiliani Stoll S. C. R. A. M. Conf. Nosocomii S. S. Trinit. Physici ord. et Profess. prax. med. O. Dissertatio de materia medica practica. Opus posthumum. 1788. 6½ Bogen gr. 8.

Ordnung und Präcision, zwey wichtige Vorzüge einer guten Schrift, welche die Werke des verewigten Stolls alle besitzen, zeichnen auch diese kleine Abhandlung vortheilhaft aus, der man es aber ansieht, daß der Verf. selbst, so wie sie hier ist, sie dem Druck nicht würde übergeben haben, indem ihr die Vollständigkeit fehlt, welche man alsdann gewiß nicht in ihr würde vermißt haben. Doch auch jedes Skelet eines Buchs, von der Hand dieses Meisters entworfen, ist dem lesenden Publicum angenehm; und als solches betrachtet, zeigen wir es unsren Lesern an, denen es gewiß willkommen seyn wird, da auch aus dieser Schrift manche schöne practische Blicke hervorleuchten.

Folgendes Buch —

Maximilian Stoll, vormaligen K. K. Raths und Physicus an dem H. Dreyfaltigkeits-Hospitale, dann

dann öffentlichen Lehrers auf der hohen Schule zu Wien. Lehrbegriffe von den äußerlichen Arzneymitteln, oder deutsche Materia chirurgica. Angehenden Wundärzten zum Besten übersezt, von J. G. Essich, D. der A. und Mitglied des med. Colleg. in Augsburg. Augsburg bey Wolff. 1789. 73 Bogen gr. 8.

— Ist aber keine Uebersetzung der eben angezeigten Abhandlung, sondern das Product einer schreibseligen Feder, welches der Arbeit eines Stoll gar nicht ähnlich sieht, voll von unbestimmten, ganz falschen und halbwahren Sätzen. — Zur Probe geben wir unsern Lesern die Abschrift, von ein Paar Paragraphen, wie sie uns in die Hände fallen, denen das Ganze ziemlich ähnlich ist. — Die erste Abtheilung, besondere Lehre der zum äußerlichen Gebrauch bestimmten Heilmittel, überschrieben, hebt folgendermaaßen an; „In Anbetracht der Bestandtheile, oder der in die Sinne fallenden innerlichen Eigenschaften, können die äußerlichen Heilmittel in folgende Classen abgetheilt werden" u. s. w. — S. 9 heißt es von den alkalischen Salzen: „Legt man diese Salze pur, so wie sie aus dem Feuer kommen, auf die weichen Theile unsers Körpers auf, so fressen sie dieselben an. Hieher gehören besonders das Weinsteinöhl, (wie kann der Verf. Weinsteinöhl im Feuer erhalten?) die Pottasche, das Salpetersalz." Wir anderen ehrlichen Aerzte pflegen den Salpeter zu den Mittelsalzen zu zählen, und ihn, oft mit wohlthätigen Erfolg nicht nur an die weichen, sondern auch die empfindlichsten Theile des menschlichen Körpers, z. B. als Gurgelwasser in Halsentzündungen, anzubringen. — Von der Fieberrinde sagt der Verf. S. 32. „Diese Rinde erhält man von einem Baum welcher im Königreich Peru im spanischen Westindien wächst. Sie hat einen bittern Geschmack, welcher lange auf der Zunge, zugleich mit einer Art von gewürzhaften Wärme bleibt, und einen leichten, gewürzhaften, etwas dumpfigten, doch nicht unangenehmen Geruch. Ihre Güte erkennt man daran, wenn sie inwendig eine glänzende Zimmetfarbe hat, sich zwischen den Zähnen leicht zermalmen läßt und einen starken Geruch und Geschmack hat" — Eben sollte sie ja einen leich-

leichten und dumpfigen Geruch haben? — Wie passend, bestimmt und lichtvoll dieß alles gesagt sey, werden unsre Leser selbst beurtheilen. — Hrn. E. Zueignung an die Herren Bürgermeister in Biberach, ist noch als Muster eines Empfehlungsschreibens merkwürdig.

Journal für Geburtshelfer. 2tes Stück. Frankfurt und Leipzig. 1788. 288 S. in 8. mit 2 Kupfertafeln.

Die vortheilhafte Meinung, welche wir bey der Anzeige der ersten Nummer dieses Journals (Allg. d. Bibl. B. 86. 1. S. 94.) von den Kenntnissen und guten Eigenschaften des uns genannten Herausgebers desselben äusserten, wird durch dieß vor uns liegende 2te Stück völlig bestätigt. Es enthält kleine Abhandlungen, Beobachtungen und Anzeigen, welche dem Geburtshelfer gewiß willkommen seyn werden — nehmlich 1) Beschreibung einer neuen von Hrn. Lauverjat in Paris (sehr unrecht steht hier beständig Lauverjal) angegebnen Methode den Kaiserschnitt zu machen. Hr. Lauv. will, daß man den Unterleib nicht, wie bisher, der Länge nach aufschneiden, sondern den Einschnitt in der Queere an derjenigen Seite des Unterleibs machen solle, nach welcher der Gebärmuttergrund am mehrsten hingekehrt ist. — Weil die Gebärmutter von dem Grund (fundus) an, bis zu ihrem Hals (collum) sich am stärksten ausdehne und, im ausgeleerten Zustande, auch am geschwindesten nach dieser Richtung hin zusammen ziehe: so würde dadurch eine der Länge nach in dieselbe gemachte Wunde eher von einander gehalten als zusammengedrückt, und die Ergießung der Lochien in den Unterleib befördert: bey einer Queerwunde müsse das Gegentheil erfolgen; zweimal habe er, Hr. Lauv. den Kaiserschnitt nach dieser Methode, mit glücklichen Erfolg verrichtet. — Gegen diese beiden glücklichen Operationen des Verf. hat Rec. nichts einzuwenden, bey der vorgeschlagnen Verfahrungsart würden wir aber, erstlich eine tödliche Verblutung aus der äusserst leicht zu verwundenden arteria epigastrica, und zweitens noch den Vorfall der Gedärme und die schwer erfolgende Zusammenheilung der nach dieser Richtung getrennten Bauchmuskeln mit Recht befürchten.

Wenn

Wenn Rec., welcher auch praktischer Geburtshelfer ist, sich je entschließen sollte, diese fast immer tödlich ausfallende Operation zu unternehmen: so würde er sie eben so wenig nach der, von Hrn. Deleury an der Linea alba, als nach der hier vorgeschlagnen, sondern nach der alten Art verrichten; und um den Ausfluß des Geblüts durch den gewöhnlichen Weg, nehmlich die Mutterscheide, sicherer zu leiten, (welches allerdings zum glücklichen Erfolg viel beyträgt) neben den, von Hrn. Lauverjat auch vorgeschlagnen erweichenden Einsprützungen, ein Haarseil von der Wunde durch den Muttermund und die Scheide durchziehn und so lange daselbst erhalten als die Umstände es zu erfordern, die Zufälle es zu erlauben scheinen. — 2) Beschreibung der (vorzüglich schönen) Accouchiranstalten in Wien — mit eingestreuten Bemerkungen über die gute Behandlungsart der Geburten im sogenannten Schwangerhofe, einem Flügel des allgemeinen Krankenhauses, in welchem Hr. Zeller Oberaccoucheur ist; dessen Verfahren, indem es der Natur völlig gemäß ist, Rec. sehr loben muß, nur seine Vorliebe zu dem Hebel, und die große Abneigung gegen die Zange können wir nicht begreifen. — 3) Denmans Aphorismen über die Application und den Gebrauch der Zange bey widernatürlichen Geburten, und über die, bey Entbindungen vorfallende Blutstürzungen; aus dem Engl. — 4) Einige (aufrichtig erzählte) Beobachtungen, von verschiednen Verfassern, unter welchen auch diejenige des Hrn. Douglas über den Gebärmutterriß mit übersetzt ist. — Nach diesen folgen ausführliche Recensionen, neuer, zur Entbindungskunst gehöriger Bücher und kleine Anzeigen.

Auf der ersten der angehängten Kupfertafeln werden verschiedne neue Mutterkränze von Jüville, Aitken und Bernard erfunden, abgebildet, auf welche die im folgenden Stücke dieses Journals versprochne Abhandlung über die Mutterkränze hinweisen wird. Auf der 2ten Tafel ist die Abbildung des von Lowder in London gebrauchten Hebels befindlich, der in einen hölzernen Handgriff eingeschroben wird, in welchen, der Bequemlichkeit wegen, ein stumpfer und ein scharfer Haken gleichfalls können eingeschroben werden.

Bd.

Diss. inaug. med. Sistens quaedam de glandulosi oculorum systematis inflammatione, Praes. D. *Phil. Frid. Meckel* etc. Auct. *Joh. El. Pulvermacher* def. Halae apud Francke et Bispink. 1788. 8. p. 117.

In dieser beyfallswürdigen Streitschrift wird eine oft übergangene oder doch oft nicht bestimmt genug vorgetragene Krankheit ausgehoben und weiter aus einander gesetzt. Auch giebt sie einen Beweiß, wie der Dissensus Autorum über den Nutzen mancher Heilmittel beygelegt werden kann. Voraus etwas von der Entzündung überhaupt, besonders nach Macbride. Kurze Beschreibung der hieher gehörigen Drüßen, als; der Meibomischen, der Caruncúlae, der Thränendrüße, der Drüßen der Thränenwege. Zweifel gegen die von Janin angenommenen Drüßen der Coniunctivae, und ihre Entzündung. Kurze tabellarische Nosologie der häutigen und drüßichten Augenentzündungen. Aetiologie der letztern. Von den Folgen der Entzündungen hätten nur drey hier Statt, Zertheilung, Ausschwitzung und Scirrhus, aber keine Gangräna. Besonders bezweifelt der V. die wahre Vereiterung und will den ähnlichen Zustand lieber, nach Macbride, exsudatio genannt wissen. Als verschiedene Stadia der Krankheit erkennt der V. das Stadium 1) oscillationis, 2) relaxationis s. exsudationis, 3) indurationis et exulcerationis. Darnach werden die Heilanzeigen richtig angegeben, und die ableitenden, erweichenden und lindernden Mittel in den ersten Zeitraum; die anziehenden, stärkenden 2c. in den zweyten; die zertheilenden, auflösenden 2c. so wie die Extirpation in den dritten verwiesen. In der Exulceration müsse bey der Reinigung des Geschwühres, besonders auf die mitwürkende Schärfe gesehen werden. Als Beyspiele werden kürzlich die vorzüglichsten hieher gehörigen Krankheiten nach den obigen Eintheilungen der Drüßen und der Zeiträume angeführt, wo der V. bey der Thränenfistel am längsten verweilt, und für diese so verschiedentlich beschriebene Krankheit den Nahmen Blenorrhoea viarum lacrymalium vorschlägt. Eine allgemeine Anzeige der wichtigsten Heilmittel macht den Schluß.

As.

Elis

Clinische Anekdoten über die Sanitäts-Beschaffenheit der Königl. Freystadt Segedin, herausgegeben von Martin Joseph Knie d. A. K. Dr. Pest, bey Landerer. 1788. 24 S. 8.

Der Verf. tritt ganz gravitätisch mit dem Hallerschen Motto auf: Ins Innre der Natur ꝛc.; aber, leider! versteht er das Aufknacken gar nicht. Er mag sich also zeitlebens an den Schaalen gnügen lassen, nur künftig das Publikum damit verschonen. Diese praktische (Alltags-) Beobachtungen, die hier mitgetheilt sind, und die der Verf. als Segediner Stadt-Physikus in sechs Jahren sammeln konnte, betreffen das drey- und viertägige Wechselfieber, die Lungensucht, den Blutschwär, und die Starrsucht, und dies alles in nuce auf anderthalb Bogen.

Om.

D. G. Ziegenhagen, geschwornen Wundarzt in Straßburg, gründliche Unterweisung alle venerische Krankheiten praktisch zu behandeln, auf Erfahrung der in diesem Fach ältern sowohl als neuern berühmtesten Schriftsteller gegründet, mit einigen Anmerkungen, und aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzten Recepten versehen, von Johann Gottfried Essich D. d. A. und Mitglied des medicinischen Kollegiums in Augsburg.

Es ist die nehmliche, besonders angezeigte, Schrift, nur, wie der Titel schon angiebt, mit einigen Anmerkungen des Herausgebers und aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzten Recepten versehen. Die Anmerkungen z. E. über die Natur des venerischen Gifts sind gut und wichtig. Wir wollen nur einer ausführlich gedenken.

Bey der Paraphimosis fügt der Herausgeber folgende Anmerkung bey.

Daß

Daß auch, sagt er, ohne Ansteckung eine Zusammenschnürung der Vorhaut hinter der Eichel möglich sey, wenn man gar zu eng geschlossenen Frauenzimmern beywohnet, und daß man in dergleichen Fällen nie behutsam genug handeln könne, soll folgendes Beyspiel lehren. Ein iunger vollblütiger Kavalier heurathete ein dreyßigiährige Fräulein, und mußte, um ihr beywohnen zu können, die erste Nacht so viele Gewalt brauchen, daß sich das Blut in der zurückgezogenen Vorhaut anhäufte, und eine brennende schmerzhafte Geschwulst und Entzündung verursachte. Ein unlängst angekommener Arzt, den der Kavalier um Rath fragte, erklärte dieses für einen spanischen Kragen, und der neue Ehemann schickte seine keusche Gemahlin wieder zu ihren Aeltern zurück, mit dem Ausdruck: er sey häßlich betrogen worden. Die Aeltern ließen einen ebenfalls iungen aber sehr geschickten und berühmten Accoucheur rufen, und als dieser bey der Untersuchung den Eingang in die Mutterscheide außerordentlich enge fand: so wunderte er sich im geringsten nicht über diesen Zufall, sondern verfügte sich sogleich zu dem iungen Kavalier, um ihn von dem Ungrund seines Argwohnes zu überzeugen, und sagte ihm alles, was er dienlich glaubte ihm einen Schmerz erträglich zu machen, den ihm seine Gemahlin gewiß würde erspart haben, wenn sie weniger keusch gelebt hätte. Fürwahr, fährt der D. Essich fort, ein sehr seltenes Beyspiel! Heut zu Tage hört man wenig solche Klagen mehr.

Medicinische Fragmente aus der Verlassenschaft des Dr. Thomas Knigge in Regensburg. Nebst dessen Lebenslauf und Schattenriß, herausgegeben, von Dr. Joh. Jac. Kohlhaas. Regensburg 1788.

Nebst der Lebensbeschreibung finden sich in diesem Werk folgende Abhandlungen: 1) von den ungewissen Kennzeichen des Todes und der Gefahr, lebendig begraben zu werden. Hier werden einige merkwürdige Beyspiele angeführt. 2) Von den Temperamenten und ihren verschiedenen Arten. 3) Vermischte Aufsätze aus der theoretischen und praktischen Arzneywissenschaft, wo aber nur der Plan vorgelegt wird, den

der

der Verfasser zu bearbeiten sich vorgenommen hatte. 4) De Medicorum contra iniquas criminationes defensione. 5) Examen hypothesium, quibus infantis deformitates, post matris gravidae pathemata obortas et nonnunquam ad similitudinem obiecti animum maternum afficientis, accidentes, explicare conantur. Sodann folgen Recensionen über verschiedene Werke.

Em.

Gründliche Unterweisung alle venerische Krankheiten praktisch zu behandeln, auf Erfahrung der in diesem Fach ältern sowohl als neuern berühmtesten Schriftsteller gegründet, von D. G. Ziegenhagen geschwornen Wundarzt. Strasburg im Verlag des Verfassers 1788.

In der Vorrede scheint der Verfasser manche Ausfälle auf einen dortigen Lehrer zu thun. Das Werk enthält übrigens, wie der Titel verspricht, die Erfahrungen älterer und neuerer Schriftsteller über dieses Uebel, hier und da auch eigene Bemerkungen.

Bey seinem Aufenthalt in dem Hotel Dieu zu Rouen hat er von dem daselbst gewesenen Oberarzt David Gelegenheit gefunden, viele glückliche Curen des venerischen Beinfraßes zu bemerken. Alles schadhafte hat derselbe mit dem schneidenden Messer zu entblösen gesucht, sodann den angefressenen Knochen in tiefen Beinfäulen mehrmalen mit den glühenden Eisen berührt, deren immer einige zum Abwechseln bereit waren, auch wiederholte er dieses Brennen nach Gestalt der Umstände mehr oder weniger. Die gebrannte Stelle verband er mit dem Balsamo persico, das schwammichte Ebisch mit einem gewöhnlichen Digestiv, mit dem Oleo Quaiaci vermischt, und wo nicht alle hohle Gänge und Fisteln hinreichend entdeckt werden konnten, machte er mehrmalen des Tags Einspritzungen mit Terpentin im Gelben vom Ey aufgelößt und aufs genaueste mit einer Decoctione aristolochiae et Scordii vermischt und mit der Tinctura myrrhae verbunden.

Em.

Wen-

Wenzel Trecka von Krzowitz — Geschichte der englischen Krankheit. Aus dem Lateinischen nebst einigen praktischen Anmerkungen. Leipzig bey Böhm. 1789. gr. 8. auf 372 Seit.

Bedarf für unsre Leser weiter nichts als der trocknen Anzeige, daß es eine gut gerathene Uebersetzung eines schon von uns beurtheilten Originals ist, damit wir ihnen rathen, Cappels Schrift über eben diese Materie zu vergleichen.

Bg.

Christian Friedrich Jördens, weiland der Arzneykunst Lizentiaten, Stadtphysikus zu Hof und des dasigen Gymnasiums Scholarch, wie auch der kaiserlichen Akademie der Naturforscher Mitglied, Kern der Chirurgie oder gründlich, deutliche und vollständige Anweisung zur Wundarzneykunst. Drittes Bändgen, neue vermehrte und verbesserte Auflage. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 1788. 158 Octavs.

Wir bestätigen unser Urtheil, welches wir von dem ersten und zweyten Bändchen schon gefällt haben. Alte verlegene Waare in neues Papier gewicket. Sehr bequem um gute Schriften damit zu emballiren.

Rz.

D. Valentin Kräutermanns Lehre, von den untrüglichen Kennzeichen des Urins, des Pulses, der Temperamente und des Blutes. Mit Anmerkungen versehen und verbessert von Johann Gottfried Essich, Doktor der Arzneygelahrtheit und Mitglied des medicinischen Collegiums in Augs-

Augsburg. Augsburg in der Joseph Wolfischen Buchhandlung. 1788. 280 Seiten in 8.

Wozu die Herausgabe dieses, eben nicht vorzüglichsten, semiotischen Schriftstellers nützen solle, ist nicht abzusehen: Zwar hat der Herausgeber einige Kapitel eigener Fabrikwaare eingeschaltet, als vom Pulse, dem Blutlassen, auch am Ende ein Verzeichniß von sogenannten dienlichen Hülfsmitteln angehängt, welche aber alle keine strenge Censur aushalten dürften. — Sogar das Recipe zu dem päbstlichen Wundwasser S. 246 hält uns nicht schadlos: Jeder Anfänger der Chemie und Pharmacie wird bey dem ersten Blicke die Angabe für stümperhaft und zweklos erkennen; Hr. Geheimderath Baldinger wird keinen Anstand nehmen, sie in seine Sammlung elender Recepte aufzunehmen. Wir setzen es her, da es so allgemein bekannt noch nicht seyn möchte: Nimm den frischen Saft vom wilden Majoran, Sanikel, Betonienkraut, Eisenkraut, Hauswurzeln, Bibernel, Schafgarben, von jedem ein halbes Pfund, Edelmajoran drey Unzen, alcalisches Salz, Steinsalz, von jedem ein halbes Pfund, präparirten Weinstein vier Unzen, destillirten Weinessig ein Pfund. In dem Weinessig werden anderthalb Unzen Aloe, in dem Betoniensaft das Steinsalz, in dem Eisenkraut- und Schafgarbensaft das alcalische Salz, und in dem Bibernelsaft der Weinstein aufgelöset; man setze alles in einen Kolben, und lasse es drey Tage bey gelinder Wärme zergehen und ziehe es nach den Regeln der Kunst ab. Den Todenkopf stößt man in einem Mörser, läßt es neuerdings drey Tage stehen und zieht es wiederum ab. Also verfährt man zum drittenmal, und verwahrt es in einem wolverwahrten Glase zum Gebrauche.

Kositzki's der A. D. Abhandlungen von dem Schaden des Einwickelns und des Tragens der Kinder, wie auch der Schnürbrüste. Frei übersezt und mit Anmerkungen vermehrt von — Jördens. Erlangen, bey Walter. 1788. 103 Seit. in 8.

Wenn ein gutmüthiges Publicum es als Verdienst erkennen will, wenn man ihm längst bekannte, bis zum Ekel widerholte Dinge nochmals ohne allen neuen Zusatz, selbst ohne nur eine Decoration hinzuzuthun, verkäut, so kann dieser Verf. mit seinem Uebersetzer Anspruch auf Dank machen — Auserdem wüßten wir hievon kein Wort mehr zu sagen.

Hl.

Ueber den Nutzen und Gebrauch der Eidechse in Krebsschäden, (in) der Lustseuche und (in) verschiedenen Hautkrankheiten. Gesammlet und herausgegeben von Johann Jacob Römer, der Medicin und Chir. Doct. Aus verschiedenen Sprachen übersetzt und mit ungedruckten Aufsätzen und Anmerkungen versehen. Leipzig bei Jacobäer 1788. 8. 126 Seiten.

Die Geschichte der Arzneymittellehre zeigt, daß der Geist der Mode und der Hang zu Neuigkeiten auch in diesem Theile der Arzneykunde vielfache Revolutionen verursacht, und die Aerzte mehrmals veranlaßt habe, immer neue Arzneyen an die Stelle der alten zu setzen, in kurzem aber wieder jene zu vergessen, und die vergessenen aufs neue in Umlauf zu bringen. Wir fürchten, daß dies neue Arzneymittel, Troz der derben Aeußerung (Vorr.) des Uebersetzers? werde vorerst von vielen Aerzten und Nichtärzten angestaunt, von einigen Kunstrichtern unbedingt empfohlen, von einigen nach Neuerung lüsternen Praktikern versucht, und vom lieben eigensinnigen Publikum, selbst in der größten Noth, verschmähet werden: denn der Deutsche zieht wenigstens sein Gefühl und den Geschmack zu Rathe, und braucht kein Arzneymittel, das ihm beym ersten Anblick gerechten Abscheu und Widerwillen beybringt. Die alten Aerzte hatten in ihrem Arzneyvorrathe Vipern, Vipernbrühen, Vipernpulver u. s. w. und rühmten dieselben in hartnäckigen Hautkrankheiten, im Aussatze u. d. und die Neuern schenkten ihnen großmüthig diese praktischen Alterthümer. Sollte dies wohl die erste Veranlassung zur aber-

abermaligen Entdeckung des gegenwärtigen analogen Mittels gewesen seyn?

Die Eidechsen sollen die kräftigste Arzney gegen unheilbare Krankheiten seyn; welcher Menschenfreund wird nicht wünschen, daß dieselben sich hinlänglich bewähren möchten. Also Verdienst genug für den Uebersetzer, wenn er durch dies kleine Büchelchen zur Bestätigung oder Verwerfung etwas beygetragen hat! Denn eigentlich enthält dasselbe die hier und da zerstreueten Blätter, und wir wollen deren Inhalt kürzlich anzeigen.

Außer einer Beobachtung des Hn. D. Aepli, der dadurch einen verhärteten Hoden zertheilt haben will, und außer den Vorreden des Turinschen Verfassers, findet sich in dieser Sammlung

1) Kurze Nachricht von den Eidechsen, welche nahe bey dem Flecken St. Christoval Amatitan im Königreiche Guatimala gefunden worden, nebst etwas von ihrem Gebrauch in der Medizin. Die Indianer brauchen das Fleisch der rohen Eidechsen, als ein specifisches Mittel gegen die Lustseuche, und hier stehet eine Beobachtung, vermöge welcher denselben auch ein hartnäckiger Mundkrebs wich.

2) Art und Weise, wie sich die Indianer an der Lustseuche und venerischen Geschwüren curiren. Sie schneiden Kopf, Schwanz und Füße ab, nehmen die Eingeweide heraus, ziehen die Haut herunter, und essen das noch warme Fleisch nüchtern sechs Tage lang. Hierbey wird die Pillenform zu Verminderung des Ekels empfohlen.

3) Beschreibung der Eidechsen von Amatitan. Es sind die kleinen: inzwischen haben die übrigen Arten, besonders die grünen, gleiche Heilkräfte.

4) Copie eines Schreibens einer glaubwürdigen Person aus Mexico vom J. 1782. Ist ein neues Creditiv für die Wirksamkeit des Mittels gegen Krebsgeschwüre, gegen Aussatz und gegen andere bösartige Geschwüre.

5) Beweis der Heilkräfte dieses Mittels. Ist aus Cadix vom J. 1783. Auch hier wurde der Brustkrebs, nebst eilf angeschwollenen Halsdrüsen, glücklich geheilt.

6) Anhang des D. Meo. Lobt dieselben gegen eine scirrhöse Geschwulst in der rechten Brust: Binnen sechs Tagen war alles gut!! Gegen das Zittern vom zurückgetretenen

 Ge-

Aussatze schienen dieselben nicht viel zu fruchten. Anbey der Gedanke, daß vielleicht ein daraus gefertigter Breyumschlag dürfte in exulcerirten Krebsgeschwüren zuträglich seyn.

7) Copie eines Briefes aus dem *Journal de Paris* 1783. Erst die Geschichte der Entdeckung, und dann patriotische Wünsche.

8) Copie eines Briefes von Hn. Fontana. Betrift die chemisch untersuchten Bestandtheile der Eidechse, und diese sind — ein flüchtiges Salz, das sich sehr leicht mit dem Magensafte vermischen läßt. Wenn aber, wie er behauptet, das flüchtige Laugensalz in allen drey Naturreichen einerley ist, so scheinen dieselben nichts mehr zu thun, als was bereits der Alcali-Volatil-Fluor in Krebsschäden gethan hat.

9) Anhang von einigen glücklichen Curen in Piemont. Wiederum ein exulcerirter Krebs und zwey bösartige Leistenbeulen durch die wunderthätige Kraft der Eidechsen in Asti bezwungen.

10) Geschichte einer allgemeinen Flechte, die durch Eidechsenfleisch, und einer Lustseuche, die durch die Viperncur ist geheilt worden. Die erste Kranke war durch eine venerische Amme angesteckt worden, und auf diese Arzeney folgte anfänglich ein schneller Puls, Unruhe, starker ermattender Schweiß, dann große Hitze, fieberhafter Puls, stinkender Urin, und weniger Schweiß, sechs Stunden nachher gelbgrünlichter stinkender Stuhlgang, am zehnten Tage merkliche Veränderung der Weichen, der Hautfarbe, reichlicher Schweiß, stinkender Urin und starke Leibesöfnung, am zwölften starke Unruhe, Fieber und ein reichlicher Speichelfluß bis zum sechszehnten, dann Abnahme desselben, und am 32. Genesung mit Abschuppung der Haut. Der andere Kranke, der voller venerischer Geschwüre war, verzehrte aus Armuth das von Bereitung der Vipernsuppen übrig gebliebene Fleisch, und wurde gesund.

11) Nachricht von einem dadurch geheilten Aussatze. Der D. Mo in Turin, führt einen scorbutischen Ausschlag an, wobei dem Mädchen von der geringsten Bewegung Blut aus Mund und Nase floß, die Haut bleyfarbig aussah, und mit Schorfen bedeckt war. Täglich wurden drei Eidechsen verschluckt, und in 40 Tagen erfolgte vollkommene Gesundheit.

12) Dr. Rasers Beobachtungen über den heilsamen Gebrauch der grünen Eidechsen. Die grünen vertrieben den Lippenkrebs, und krebshafte Ohrendrüsen, und die grauen die gum-

gummösen Auswüchse, Chankers, stinkende Rachengeschwüre und Unbeweglichkeit der Arme.

13) Baldini Beobachtungen und Untersuchungen über die Heilkräfte der Eidechsen. Das Resultat ist — dieselben sind im Brustkrebse, in der häßlichsten Lustseuche und im schmerzhaften Salzflusse von großem Nutzen, wirken durch die Belebung des Blutumlaufs und durch Beförderung der Ausleerungen, können vielleicht auch in Cachexien, in der Englischen Krankheit und in chronischen Convulsionen, heilsam werden, lassen sich verschiedentlich auflösen, und als Liquor, als Pomade, brauchen, allenfalls mit Eßig dämpfen.

14) Von den Eidechsen — Sind Lobpreisungen aus Italien, Schweden, Spanien und England. Wer da noch zweifelt, der mache die Versuche nach, und belehre die Welt. Vielleicht bestätigt sich das Gute, das durch den allgemeinen Posaunenton verdächtig wird; vielleicht findet der kaltblütige Beobachter mehr Geschrey, als Wahrheit, und dann legt sich der Wind von selbst. Wollten doch unsere Beobachtungsschreiber sich erst die nöthige Zeit nehmen, alle Umstände gehörig zu prüfen, und dann an die Mittheilung ihrer Entdeckungen denken. Die Arzneykunde würde dabey gewiß sehr viel gewinnen.

Historisch-kritische Abhandlung der von den Alten sowohl, als Neuern in der Anatomie gemachten Entdeckungen. Aus dem Franz. des Herrn Lassus übersetzt von Johann Heinrich Crevelt. Zweyter Theil. Bonn, gedruckt auf Kosten der typographischen Gesellschaft und in Kommission zu Frankfurt bey Herrmann 1788. 8. 208 Seiten.

Auch dieser Theil hat das Gute und Böse mit dem erstern gemein. An eine kritische Behandlung der anatomischen Entdeckungen ist nicht zu denken, und hier und da sind sogar einige Unrichtigkeiten vorgefallen, zumal wenn die Rede von den strittigen Erfindungen ist. Allein wer die Sache nicht so genau nimmt, (und das sind die meisten praktischen Anatomisten) der wird hier immer eine angenehme Unterhaltung finden.

Der Verf. giebt wenigstens treulich wieder, was er in seinem Autor oder in seinem Gewährsmanne vorfand.

Enthalten ist der Zustand der Anatomie des siebenzehnten Jahrhunderts. Wie billig, findet sich hier die Harveiische Entdeckung des Blutumlaufs, die Infusion und Transfusion, die Sanctorische Ausdünstung, des Asellius Milchgefäße, der Pecquetsche Behälter, der Bartholinische Brustgang, die Lymphatischen Gefäße des Rudbecks, die Knochenbleiche des Pauli, die Swammerdammische Aussprützungskunst, die Wachspräparate des Deseoues, die Hirnentdeckungen des Willis und Vieussens, die Stenonische Gänge, die Eustachische Röhre, die Schneidersche Haut, die Speichelgänge, die Malpighische Schleimhaut, Douglas richtige Beschreibung des Zellengewebes, die Werkzeuge des Athemholens, der Bau des Herzens, des Milzes und Pancreas, der Därme und Hoden, das System der Zeugung — aber nur von allen das Nothwendigste, zum Theil nur einseitig.

Das achtzehnte Jahrhundert ist viel zu kurz ausgefallen, immaßen nach den neuesten Versicherungen in demselben mehr Entdeckungen gemacht seyn sollen, als in allen vorhergehenden Jahrtausenden. Der Verf. giebt (von S. 167 bis 200) die Bewegung des Gehirns, die Durchkreuzung der Nerven, die knorpelartige Platte der Hornhaut, worüber sich die Herren Demours und Descemet stritten, die Wachendorfische Augenhaut, die Theorie der Schlag- und Blutadern, der Haargefäße, der Ursprung und die Verbreitung der lymphatischen Venen, den Wachsthum der Knochen- und Muskellehre, die Hallersche Reizbarkeit — nur, leider! zu wenig. Am Ende S. 200 stehen noch Anmerkungen d. i. einige biographische Erläuterungen der oben angeführten Schriftsteller z. B. des Harvei, Asellius, Pecquet, Rudbeck, Bartholin, Quarre, Stenon und Ruysch, geben aber dem neugierigen Forscher sehr wenig Befriedigung. Daher bleibt noch immer der Wunsch nach einer kritischen Geschichte der anatomischen Entdeckungen übrig, die aus den Quellen, nicht aus unsichern und trüben Bächen geschöpft würde, worinnen alles nach chronologischer Ordnung gestellet, und mit gewissenhafter Treue, ohne einige Vorliebe oder Partheylichkeit, erzählt würde. Die Sache selbst müßte viel dabey gewinnen.

Hf.

Erweis

Erweis der Möglichkeit, Gold zu machen. In einem Schreiben an den Herrn Doktor Joseph Lenhardt. Im Anfange des Jahrs 1788. 32 Seiten in 8.

Eine Kritik der Lenhardtschen Arzneyen ohne Maske, datirt von Kiel im Jenner 1788, deren Titel auf Hn. L. gepriesenes Pulver gegen den Aerger anspielt. Sie ist sehr wahr, nur gar zu gegründet, und dabey in einem nicht unedlen Tone abgefaßt: aber Recensent bleibt bey allem, was Hn. Lenhardt betrift, des Sprüchworts eingedenk: wer Pech angreift, besudelt sich.

T.

Ueber Viehverhexungen, Mittel wider schädliche Thiere, Gewächse und Witterung und zur Beförderung des Wiesenbaues. Ein Nachtrag zur Vieharzneykunst für den Landmann, vom Verfasser des Veterinarius. Salzburg 1788. Auf Kosten des Verfassers und in Kommisson der Mayerischen Buchhandlung.

Der eben angezeigte Titel ist hinreichend, den Lesern einen Begriff von diesem ganz nützlichen Buch zu geben.

Nützliche Beschreibung gewöhnlicher Krankheiten nebst Vorschlägen und Mitteln sie zu heilen. Ein Hausbuch für alle Stände von J. C. Schiller der Arzneywissenschaft Doctor und ausübenden Arzt in Quedlinburg. Im Verlage des Verfassers und in Commission des Herrn Buchhändler Ernst 1788.

Gegen diese gewöhnliche Krankheiten schlägt der Verfasser zwey Medicamente vor, nehmlich ein Polychrest Pulver

und eine stärkende Tinktur. Recensent muß gestehn, daß er von solchen allgemeinen Mitteln nichts hält, und wer den Umfang der wahrhaftig schweren Heilkunde, und die große Verwickelungen der Krankheiten, besonders in unserm Jahrhundert, nur einigermaaßen kennt, der wird solche Absichten, wie die gegenwärtige unsers Verfassers ist, so gut sie auch sein möge, nicht loben, und ihnen eben so wenig Nutzen versprechen können, als Tissots noch weit wichtigern Anleitung für das Landvolk.

Em.

Das Glaubensbekenntniß. Ein Actenstück aus der medicinisch-chirurgischen Fehde. Kopenhagen, 1789. bey Holm 3 Bog. in 8.

Herr Martini in Kopenhagen ist der Verfasser dieser elenden Brochüre, welche von Anfang bis zu Ende mit den niedrigsten Scheltworten ausgeziert ist, und über keine einzige Sache ein consequentes Urtheil liefert. — Da der unter den Aerzten und Wundärzten in Kopenhagen allgemein herrschende, durch Brodneid und Privatinteresse veranlaßte Streit unsern deutschen Lesern von keiner Wichtigkeit ist: so werden sie sich desto leichter abrathen lassen, mit dem Durchlesen dieser Blätter ihre Zeit ja nicht zu verderben.

Dissertat. inaugural. medico-physica de aere corrupto eiusque remediis, auctore *C. F. Ehmbsen* Osnabrugensi. Goetting. 1789. apud Dieterich $4\frac{1}{2}$ Bog. 8.

Eine mit Gründlichkeit, Ordnung und bestimmter Kürze abgefaßte Inauguralschrift, in der der Verfasser die verschiednen Ursachen herzählt, welche dazu beytragen die Luft ganzer Gegenden, einzelner Städte, und endlich der eingeschlossenen Oerter, als grosser Schiffe, Gefängnisse u. s. w. zu verderben, und auch die Mittel anzeigt, welche dieses, zum Leben so nothwendige, Fluidum gesund zu erhalten und es zu verbessern im Stande sind. — Auf der 15ten Seite

hat

hat der Verf. einen Druckfehler übersehen, welcher den wahren Sinn der Periode grade umkehrt.

Gregors Uiberlachers Doktors der Arzneykunde, und Physikuses in der Leopoldstadt in Wien, Abhandlung vom Scharlachfieber. Wien, bey Stahel. 1789. 5½ Bog. gr. 8.

Weder als praktischer Arzt noch als Schriftsteller vortheilhaft zeigt der Verfasser sich durch diese seine Abhandlung. In der Zueignung an Hrn. v. Quarin, diesen grossen Arzt, an welchen freilich wohl alle kleine Aerzte Wiens so gerne sich andrängen, — sagt der Verf. Hr. v Q. hatte die Gnade diese Schrift des Drucks würdig zu „achten;" hätte Recens. sie aber im Manuscript gelesen, und dem Verf. seine Meinung frey darüber sagen sollen: so würden wir ihm gerathen haben, diese Arbeit, so wie sie hier ist, ungedruckt zu lassen, denn das Mehrste von dem Vorgetragnen ist allen praktischen Aerzten schon bekannt, einiges nur halb wahr, und das Ganze sehr unbestimmt und unvollständig abgehandelt. Die Schreibart werden unsre Leser nach dem Titel, den wir unverändert abgeschrieben haben, beurtheilen können.

Untersuchung über die Ursache und Heilart der Fieber von Garret Hussey. Aus dem Englischen. Mainz in der Universitäts-Buchhandl. 1789. 151 S. in 8.

Nachdem der Verf. über den Einfluß der Luft, der Nahrung, der Leibesübung, des Schlafs und Wachens, der Leidenschaften, der gehörigen Se- und Excretionen auf die Gesundheit das gewöhnliche angeführt hat; giebt er seine eben so unvollständige als fehlerhafte Theorie der verschiednen Fieberarten und eine, auf diese gestützte gleichfalls mangelhafte Heilart derselben an, welche wir also zur Nachahmung gar nicht empfehlen können. — So kann z. B. die grosse Vorliebe des Verf. welche er zum Blutlassen in derselben blicken läßt, nicht ohne Schaden für viele seiner Patienten ausfallen,

und die Lanzette, welche er als das einzige sichere Unterscheidungszeichen der Entzündungs und Faulfieber anwendet, wird gewiß kein guter praktischer Arzt zu diesem Endzweck nach ihm gebrauchen. — Die Güte der Uebersetzung werden unsre Leser schon aus dem Titel „Untersuchung über u. s. w." beurtheilen können.

Dissertat. inaugural. de electricitatis in medicina usu et abusu auctore *F. C. Kitz* Westphalo. Goetting. 1787. 6 Bog. in 4.

Nachdem der Verf. die hauptsächlichsten Eigenschaften der elektrischen Materie und ihre Würkungen auf leblose und lebendige Körper kurz beschrieben hat; giebt er die Veränderungen an, welche sie in kranken Körpern hervorbringet, lehrt die Fälle unterscheiden, in denen ihre Würkungen heilsam seyn können, und die verschiednen Arten ihrer vorsichtigen und zweckmäßigen Anwendung gehörig beurtheilen.

T. Ehrhart, M. D. liberae S. R. I. civitat. Memmingensis Physici extraordinar. etc. tractatus de asphyxia neophytorum. Memming. apud Seyler 1789. 50 S. in 8.

Mittel die Ertrunknen wieder zu sich selbst zu bringen, wenn sie nur noch einen Funken von Daseyn haben. Nebst Anweisung zum Gebrauch der, in dem Hülfskasten enthaltnen Arzneyen. Ferner Mittel die durch Kohlen oder andre Dämpfe, auch durch Gewitter erstickte zu sich selbst zu bringen. Neuwied, mit Hauptischen Schriften. 1787. 2 Bog. 8.

Nummero 1 ist die, mit vieler Ordnung und Belesenheit geschriebne, Dissertation des Verfassers; welche er, wenn wir uns nicht sehr irren, in Erlangen, zu Erhaltung der Doctorwürde vertheidigt hat.

Die

Die zweite Schrift scheint Recensenten eine, nicht meisterhaft gerathne, Instruction zur Behandlung der Scheintoden irgend einer Obrigkeit zu seyn, aus welcher unwissende Wundärzte höchstens einige Belehrung schöpfen können.

Etwas über die Kenntniß und Heilung der Wasserscheu, der Folge eines tollen Hundes Bisses, von J. B. Keup, d. A. D. und Arzt der Stadt Solingen. Düsseldorf bey Dänzer 1788. 4 Bogen in 8.

Ob gleich der Verf. sehr bescheiden auf dem Titel nur Etwas über die Wasserscheue zu liefern verspricht: so giebt er doch in diesen vier Bogen, mit vieler Deutlichkeit und Ordnung, 1) ein vollständiges, treues Bild dieser fürchterlichen Krankheit, wie sie in ihrem ganzen Verlauf sich zeiget, 2) die verschiednen Meinungen über die nächste Ursache jenes schrecklichen Abscheues vor alles helle Getränk, und endlich auch die Vorbauungs- und Heilungsmittel derselben an; ganz so wie es der Fassungskraft der Wundärzte angemessen ist, zu deren Belehrung insbesondere der Verf. diese Schrift abgefaßt hat; indem sie (wie er richtig anmerkt,) gewöhnlich die erste Instanz sind, an welche, von wüthenden Thieren Gebissene sich wenden, und von der ersten Behandlung des Bisses doch fast alles abhängt, was die, nach der einmal ausgebrochnen Wuth beinahe immer ohnmächtige, Kunst zur Erhaltung des Patienten auszurichten vermögend ist.

Libellus pharmaceuticus, composita et praeparata praecipua, praeparandi modum et encheireses exhibens; cui accedunt tabulae pro compositionum pharmaceuticarum prospectu faciliori, edidit *J. B. Keup* M. Dr. urbis et satrapiae Solingensis, in ducatu montensi medicus ordinarius. Duisburgi ad Rhenum in commissis fratrum Helwing. 1789. 13 Bogen in 8.

Die

Die Tabelle welche diesem kleinen Apothekerbuche vorgedrukt steht, ist aus Herrn Baldingers Journal übersetzt und enthält die Zusammensetzung der verschiednen Salze, — die metallischen nicht ausgenommen. — Die Arzneyformeln, welche den übrigen Theil des Buchs anfüllen und bey denen ihre Gebrauchsart und Kräfte mit angezeigt werden, sind zwekmäsig, aber allgemein bekannt und größtentheils aus der Würtenberger und aus Hrn. Baldingers Pharmacopoea Edinburgensi wörtlich abgeschrieben.

Von den Eigenschaften des ächten Geburtshelfers. Eine Skizze; zur besondern Beherzigung für meine Landesleute von D. P. G. Jördens. Leipz. 1789. bey Dyk. 52 S. in 8.

Seine Absicht bey der Bekanntmachung dieser Bogen, sagt der Verf. schräncke sich darauf ein, seinen Mitbürgern die Wichtigkeit der Geburtshülfe durch die Darstellung der nothwendigen Eigenschaften desjenigen, welcher sich ihrer Ausübung im höheren Grade widmen will, anschaulich zu machen, und sie davon zu überzeugen. — In dieser Absicht also, zeigt er hier kürzlich so wohl die äusserlichen, oder körperlichen; als auch die innerlichen Eigenschaften — des Herzens und Verstandes nehmlich — an, welche zu der glücklichen Ausübung der Geburtshülfe erfordert werden; und äußert am Ende seiner Schrift denn auch den so gerechten Wunsch, daß jede Obrigkeit, allen ungeschikten Hebammen und Geburtshelfern in ihrem Lande die freie Ausübung dieser so wichtigen und wohlthätigen Kunst verbieten, und ihre Stellen mit tauglichen, besseren Subiecten besetzen mögte.

J. J. J. Serre, Zahnarzten (s) und Mitglieds d. K. K. Universität zu Wien, wie auch der K. Akademie der Wundärzte zu Metz. Geschichte oder Abhandlung der Zahnschmerzen des schönen Geschlechts in ihrer Schwangerschaft. Wien, bey Kurzbeck. 1788. 10½ Bog. in gr. 8.

Der

Der Verfasser, welcher mehr Geschicklichkeit im Zahnausbrechen als schriftstellerisches Talent verräth, beweist ekelhaft weitschweifig und undeutsch (man merkt leicht, daß er ein Franzose seyn muß) aus seiner vielfältigen Erfahrung, daß in Wien auch das schöne Geschlecht die nöthige Sorgfalt für ihre Zähne gänzlich vernachlässige, daher fast durchgängig faule Zähne habe, welche zur Zeit der Schwangerschaft (wenn das Blut ohnedem mehr nach den obern Theilen hingetrieben wird) gewöhnlich heftige Schmerzen verursachten, und, auch bey diesen Umständen, ohne alle Gefahr, von einem geschikten Zahnarzte ausgezogen werden dürften.

Da schwerlich irgend ein Arzt an der Wahrheit dieser Behauptungen zweifeln wird, und der Verf. also — wie man es auch deutlich aus der langweiligen Erzählung seiner vielen großen Zahnkuren ersehn kann — nur vorzüglich für seine nichtstudirte Mitbürger diese Brochüre geschrieben haben kann: so hätte er um desto mehr sich befleißigen sollen, seinem Vortrage die Kürze, Bestimmtheit und Anmuth zu geben, welche ihm so ganz und gar fehlen. Denn auf diesem Wege nur hätte er, glauben wir, sich Leserinnen verschaffen, von diesen, in den vorkommenden Fällen, eher Folgsamkeit gegen seine Vorschläge sich versprechen, und so seinen Endzweck, sich und andren nützlich zu seyn, erreichen können.

Abriß der Scharlachfieberepidemie, wie solche zu Hohenstein im Schönburgischen und auf den umliegenden Dörfern vom Anfange des 1786 bis in das 1787. Jahr herrschte. Von J. G. Grundmann, prakt. Arzt zu Hohenstein und Ehrenmitglied der H. S. W. deutschen Gesellschaft zu Jena. Gera 1788 bey Beckman. 5 Bog. in 8.

Obgleich der Verfasser, schriftstellerisches Talent in dieser Beschreibung nicht viel verräth: so müssen wir doch sein Verfahren als praktischer Arzt in dieser beschriebnen Epidemie recht sehr loben. Dieses in mehreren Orten Deutschlands epide-

epidemisch herrschende Fieber war, auch nach des Verf. Bemerkungen, mehrentheils mit Unreinigkeiten in den ersten Wegen vergesellschaftet und erforderte den fortgesetzten Gebrauch gelinde auslerender Mittel. — In der Gegend in welcher Recens. als praktischer Arzt lebt, herrschten die Scharlachfieber seit 1786 gleichfalls sehr allgemein, doch waren sie gewöhnlich gutartig und ließen neben den andern angezeigten Arzneyen, fortgesetzt gegebne abführende Mittel nicht nur zu, sondern machten sie nothwendig. Auffallend war es Recens. während der Dauer dieser Scharlachepidemie, den sonst gewöhnlichen Keichhusten in seinem Würkungskreise ganz verschwunden zu sehn. — Sehr richtig eifert der Verf. in dieser Schrift auch gegen jene schädlichen Vorurtheile, welche einige gegen das Aderlassen in Ausschlagsfiebern und gegen den häufigen Genuß wässerigter Getränke bey Wassersuchten so fälschlich hegen.

Commentatio chirurgico-medica de vteri procidentia usuque pessariorum in hoc morbo, auctore *J. H. W. Klinge*, med. et chir. Doct. cum tabul. aeneis. Goettingae apud Bossigel. 1789. 6 Bog. 8.

Ist ein wiederholter Abdruck der in Göttingen vor einem Jahre vertheidigten und mit Beyfall aufgenommnen Inauguralschrift des Verfassers, welcher jezt zu Osterode als Arzt lebt. — Nachdem er die verschiednen Grade des Muttervorfalls, die Ursachen und die Kennzeichen angegeben hat, welche ihn von den ähnlichen Krankheiten dieser Theile unterscheiden; lehrt er die Behandlungsart kennen, durch welche der vorgefallene Theil zurück gebracht und in seiner Lage erhalten werden kann; Und, da die Anlegung eines schicklichen Mutterkranzes das Hauptsächlichste der Cur ausmacht, so beschreibt er denn auch umständlich die, von den berühmtesten Geburtshelfern für die vorzüglichsten gehaltenen Instrumente dieser Art, deren Kenntniß er seinen Lesern durch die beygefügten Kupfer noch anschaulicher zu machen sich bemüht. Auf diesen Tafeln nun, ist 1) eine Muttersprütze von elastischen Gummi, 2) ein Levretscher Mutterkranz von Kork mit Wachs überzogen, 3) ein,

von

von Juville erfundnes Pessarium von elastischen Gummi, 4) ein von Bernhard angegebnes von derselben Materie, aber ganz anderer Form, und endlich 5) das Juvillesche Pessarium mit der Leibbinde abgezeichnet, welches unter allen eines der vorzüglichsten ist. — In dem 2ten Stück der ausgesuchten Beyträge für die Entbindungskunst steht diese Schrift mit abgedruckt.

Bd.

4) Schöne Wissenschaften.

Ueber das Erhabene. Göttingen und Leipzig, bey J. D. G. Brose. 1788. 231 S. 8.

Der V. handelt in 3 Kap. von dem Begriff, der Natur und Würde des Erhabenen, dem Erhabenen in der Natur und den Sitten, und im 4ten theilt er einige Fragmente von der Erziehung zum Erhabenen mit.

Die dem Buche vorgesetzte Einleitung hebt sich also an: „Wer von dem Erhabenen schreiben will, mußte es oft schmekken und immer schmackhaft finden; er muß es besser kennen, als Sphärengesang, als Geister- und Elfen-Tänze, und alle die Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon der Schwärmer und der Dichter nur weiß. Ihm muß die Natur Amme seyn, und die Einsamkeit seine Geliebte. An ihrem Busen muß er gesehn haben, wie der Nebel der Welt die Dinge verkleinert, vergrößert oder verhüllt; in ihren Umarmungen muß er gelernt haben, das Gesicht von der Maske, das Mädchen von der Schürze, die Erziehung vom Affentanz, den Kopf von der Parrücke zu trennen, zu sehen den Heiligen ohne Glorie, aber auch den Narren ohne Kappe. — Vieles, was ich schrieb, ist freywilliger Erguß einer schwärmenden Phantasie, der keine Antichambre die Flügel beschnitt, und kein tändelndes Getümmel toller Höflinge; die kein sumsender Zirkel glücklicher Damen lähmte mit ihrem ewigen Frühlinge im Gesichte, die Einsamkeit stärkte und kräftiger Selbstgenuß. Alles, was ich schrieb,

schrieb, das spricht mein Herz und spricht es nur zu erwärmten Herzen. Und wenn dieß Buch in Vergessenheit sinkt, wenn der Sturm der Zeit meinen Nahmen verwehet u. s. w."

Fürwahr, das ist nicht sehr lockend, und Rec. würde schwerlich einen Bogen ganz gelesen haben, wenn es lange in diesem Ton fortginge. Zur Ehre des Verf aber müssen wir sagen, daß sein Vortrag immer ruhiger und simpler wird, wenn gleich nichts weniger als ganz frey von leeren Declamationen und schwülstigen Ausdrücken. Neue Bemerkungen haben wir nicht gefunden. Aus allem leuchtet es sehr deutlich hervor, daß der Verf. noch ein Anfänger im Denken, Beobachten und Schreiben ist. Seinen Ideen fehlt es an Klarheit, Richtigkeit und Zusammenhang. Er scheint viel gelesen, aber noch bei weitem nicht alles verdaut zu haben. Vielleicht leistet er mit der Zeit etwas Vorzügliches, wenn er bei kritischen und philosophischen Untersuchungen weniger seiner Phantasie als seinem Verstande folgt, und mehr für den Kopf als für das Herz schreibt. Wer versteht folgende Stelle: „Nicht blos starke Empfindungen wirkt das Erhabene, nicht allein Anspannung der Seelenkräfte: denn auch die niedrigsten von diesen können eine außerordentliche Höhe erreichen, sondern eine Anspannung der Kräfte, die für das Menschenwohl wirken, die selbst erhaben sind, weil sie auf allgemeines Glück oder Unglück einen unermeßlichen Einfluß haben." Was sind die niedrigsten Seelenkräfte, die gleichwohl eine außerordentliche Höhe erreichen können? Sind denn die Kräfte, die für das Menschenwohl wirken, nicht auch Seelenkräfte? Wir können unmöglich errathen, was der V. damit haben will. Eben so wunderlich ist seine Definition des Erhabenen, welcher zufolge es dasjenige ist, was edle Kräfte zu einer ungewöhnlichen Thätigkeit mit Wohlgefallen reizt. Gegen Burke behauptet der V. das Schrecken sey keine Quelle des Erhabenen. „Denn, sagt er, der Schrecken verschließt die Seele krampfhaft, wie die Furcht." Recht gut: aber eben dieses Verschließen, diese Beraubung der kalten Besonnenheit wird dadurch zur Quelle des Erhabenen, daß Ein, oft so gar ein kleiner Gegenstand die Seele ganz füllt, und so die Idee des Unermeßlichen hervorbringt.

Nw.

Ge-

Gedichte von J. D. Funk. Berlin und Königsberg, auf Kosten des Verfassers und in Commission bey Lagarde und Friedrich. 1788. 13 Bog. 8.

Obschon das deutsche Publikum seine Gleichgültigkeit gegen dichterische Produkte überhaupt, selbst gegen den bessern Theil derselben, deutlich genug an den Tag zu legen anfängt: so erscheinen doch immerfort von Messe zu Messe eine Menge Sammlungen von Gedichten, die aber größtentheils in Katalogen und höchstens in gelehrten Zeitungen ein paar mahl genannt, und dann für immer vergessen werden. Auch verdienen die meisten kein besseres Schicksal. Man kann zehn, ja zwanzig solcher Sammlungen durchgehen, und findet oft nicht ein Einziges Stück, das der Vergessenheit entrissen, und in eine poetische Bibliothek zur Ehre der Deutschen aufgenommen zu werden verdiente. In diese Klasse gehört denn auch die hier angezeigte Sammlung. Der Verf. ist kein schlechter, aber ein sehr mittelmäßiger Dichter. Eine sehr leichte, fließende Versification, natürliche Gedanken, und meistens natürliche, reine Sprache sind seine Hauptverdienste. In den Ideen und Bildern herrscht eine große Einförmigkeit; sehr oft kehren sie fast ganz in derselben Gestalt zurück, in der wir sie schon einmahl oder mehrmahls gesehen hatten. Die meisten Stücke sind moralischen Inhalts, und haben gute und richtige, aber gemeine, nicht neue oder hervorstechende Gedanken, auch selten eine geschickte Verbindung derselben. Das macht, daß man das Ganze schwer mit einem Blick übersieht, und noch schwerer im Gedächtniß behält. Wir finden kein Stück, das ganz, von einem Ende zum andern, gut oder schlecht genug wäre, die Mühe des Abschreibens zu belohnen. Hier sind einige Strophenzur Probe:

Fürstenthätigkeit.

Wer spricht ihn aus, den Umfang jener Sorgen,
Ins Diadem des Fürsten eingewebt,
Der in des Tages erstem Strahl verborgen,
Und in der Nächte Dunkel ihn umschwebt?

Ihm gibt die Macht, die Völker zu beglücken,
Ein Gott unmittelbar in seine Hand;
Und diese Macht soll, an des Grabes Rand,
Ihn einst mit Ruhe lohnen, oder drücken.

Diese Strophe hat gleich eine Menge Flecken, ohne Eine Schönheit zum Erfolg zu haben. Die Participialconstruction im 2. V. macht beym ersten Lesen eine große Dunkelheit, und ist in so fern doppelt gegen die Grammatik. Ist der Umfang in das Diadem eingewebt, oder sind es die Sorgen? die natürlichste Idee wäre das letztere; aber nein! das der im 3. V. zeigt, daß es der Umfang seyn soll. Ein eingewebter Umfang! Wenn es unsern Dichtern und resp. Versemachern doch beliebte, sich ein wenig mehr auf Rhetorik zu legen. Nach der Grammatik bezieht sich das der im 3. V. nicht auf Umfang sondern auf Fürsten, als das nächste Substantiv, eben so ihm im 5. V. nicht auf Fürsten, sondern auf Dunkel. Das seine im 6. V. wird durch das ihm im 5. V. vollkommen pleonastisch, und macht den Ausdruck prosaisch und schleppend. In wie fern man sagen könne, daß die Fürsten ihre Macht unmittelbar aus Gottes Hand bekommen, begreifen wir nicht. Noch unbegreiflicher aber ist es, wie diese Macht am Rande des Grabes mit Ruhe lohnen könne. Nicht die Macht selbst vermag das, sondern das Bewußtseyn, diese Macht nach seiner Pflicht gebraucht zu haben.

Ein Fürst, der sich auf Rosenlager betten
Und ohne Sorgen froh regieren kann,
Wird seine Völker nur zu Sklaven ketten,
Und wird aus ihrem Vater ihr Tyrann.
Die Krone wird auf seinem Haupte wanken;
Ihm wird sein Volk, indeß er prangt und praßt,
Zu bald nur von des Mangels Arm umfaßt,
Auf seinem Grabe nur mit Flüchen danken.

Ketten hat im Hochdeutschen nie so viel als in Ketten legen bedeutet. Ueberhaupt ist der Gedanke der ersten Hälfte der Strophe falsch. Und wie verträgt sich das Grab mit dem: indeß er prangt und praßt? Im Grabe prangt und praßt wohl niemand. Hier und da läuft auch ein bischen Nonsens mitunter; S. 101.

Siehst du (der Schlaf) in der Nächte Stille
Der Entfeßlung grausen Flug, (einen Sterbenden)
O! dann geuß des Schlummers Fülle
Auf den letzten Herzensdruck.

S. 74.

Unschuld schwebt um deine Wiege,
Als dein Schutzgeist, sanft und mild;
Gräbt in deine holden Züge
Der Erschaffung erstes Bild.

Pk.

Gedichte von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke. Bernburg. 1788. Gedruckt bey J. L. Starke und C. L. Bergemann, in Commission in der Hemmerdeschen Buchhandlung in Halle. 9 Bog. 8.

In dem kurzen Vorbericht zu dieser Sammlung Gedichte spricht der Verf. in einem sehr bescheidenen und zweifelnden Tone von dem Werthe derselben, und fordert die Kunstrichter auf, ihm ihre Meinung aufrichtig zu sorgen, ob er sich mit Recht oder Unrecht unter die Zahl der Dichter gemischt habe. Diese lobenswerthe und an angehenden Dichtern so seltene Bescheidenheit hat dem Recens. ein günstiges Vorurtheil für Hrn. St. beygebracht, desto mehr bedauert er, daß sein aufrichtiges Urtheil über den Werth dieser Gedichte nicht sehr günstig ausfallen kann. Er hat diese neun Bogen von Wort zu Wort durchlesen, ohne sich für diese Mühe, nur durch Einen hervorstechenden Zug entschädigt zu finden. Der Verf. sieht man wohl, hat viel, vorzüglich alte, Dichter gelesen, aber er hat nur sie, nicht von ihnen die Natur kopiren gelernt. Alles was man findet, ist hie und da ein bischen poetische Phraseologie, und eine Reihe verbrauchter Bilder, nirgend eine Spur von ächter Empfindung. Auch der Versbau ist meist sehr ängstlich und unharmonisch. Folgende Zeilen gibt Hr. St. für Verse aus:

Sophie hatte einen Bräutigam:
Den rief der Krieg aus ihren Armen, und
Sie welkte, wie die Rose welkt, von der
Man die mit ihr verwachsne Rose reißt.

Oft hat sich der Verf. so gar die Mühe gespart, den Ausdruck nur im geringsten von gemeiner Prose zu unterscheiden, und schreibt nachlässiger, als man sichs in dem flüchtigsten Aufsatze erlauben sollte. S. 21.

Brief an einen Freund.

Wird er sich noch fernhin winden unser schöner Weg,
Den wir gern noch lange mit einander wandern,
Oder ruft uns bald der Trennung fern gewünschter Steg,
Daß wir unsre Wallfahrtspfade einsam gehen sollen?
Kommen wird der Scheideweg. Wir haben uns vielleicht
Unsers Weges bunten Faden weit hinausgesonnen,
Plötzlich steht die ernste Pflicht dann und gebeut und reicht
Uns die Hand, und ach! er war uns kürzer zugesponnen.
Dann verfärbt sich unsrer Jugend morgenrother Traum
In des Tages ernstre, kältere Geschäftsgedanken:
Viel der Last am Tage dann und Ruhe wird uns kaum,
Wenn wir in des Alters Abendschatten wanken.
Frage jetzt noch nicht, ob wir dann Wasser oder Wein
Trinken, Brod mit Salze oder Braten essen, lachen
Oder weinen werden, laß es, wie es seyn soll, seyn
Und alles nur, wie wir es machen können, machen u. s. w.

Diese letzten Zeiten vorzüglich sind doch gar zu elend. Aber so bequem macht es sich der große Haufe unserer neuesten Versemacher, und selbst viele der bessern Dichter werden täglich nachlässiger, und gehen den übrigen mit bösem Beyspiel vor. So werden nicht blos die Gedanken, die natürliche Verbindung derselben, die Richtigkeit der Figuren u. s. w. son-

sondern auch der poetische Ausdruck überhaupt, und noch mehr das Mechanische des Versbaues vernachlässigt. Man erspart sich, wie jener Epigrammatist sagt, Reim und Denken, macht Verse ohne alles bestimmte Sylbenmaas, ohne Abschnitt, Mensur, Wohlklang — und das Publikum, statt blos den Stümper verdienterweise mit Verachtung und Vergessenheit zu strafen, wird gegen die Poesie überhaupt und so auch gegen seine besten Dichter noch lauer und gleichgültiger, als es je gewesen ist.

Details von den größten Ärmseligkeiten, deren sich sonst der mittelmäßigste Reimer geschämt haben würde, bringt man jetzt in Hexameter, und so wird ein schönes Idyll im neustem Geschmack daraus. Man beschreibt wie bey einer bevorstehenden Bauernhochzeit (S. 27.)

— Die geschäftige Mutter
Und die Gevatterinn — mit Fleiß das Haus und die Stube
Fegen, mit Sande bestreuen, und Teller und Näpfe und Schüsseln
Emsiglich scheuern, Gläser spülen, — — —

und wie:

— — Enten und Hähne
Nebst dem fettesten Kalb geschlachtet, jähriger Landwein
Reichlich gekauft und Kuchen mit vielen Rosinen gebacken

worden. Zu solchen Versen gehört doch wahrlich nicht mehr, als daß man 13 bis 17. Sylben zählen kann, und es ist ganz unbegreiflich, wie sich noch Käufer zu solcher Waare finden, die jeder mit der leichtesten Mühe von der Welt selbst fabriciren könnte.

Der Anhang enthält die Uebersetzung einzelner Stellen aus Horazens Epistel an die Pisonen. Sie ist durchaus höchst undeutsch, steif, dunkel und unerträglich hart versificirt.

Pinselte einst ein Mahler an einen menschlichen Kopf des
Roßes Nacken — — — es ist schwer, im

weiten Gebiete der Dichtung eigenthümlich zu seyn
und
Sicherer Dramatisirst du eine ilische Fabel,
Als du zuerst darstellst, was keiner noch kannte und
vortrug.

— — — —

Priams Schicksal besing' ich, und jenen verherrlichten
Krieg, wie
Kann er seinem Posaunen aus vollem Backen
Genüge
Leisten? es kreißen Berg und gebähren ein schnurriges
Mäuschen.

Diese wenigen Stellen beweisen wohl schon hinlänglich, daß es dem Verf. an allen zu einer solchen Arbeit unentbehrlichen Kräften und Talenten fast ganz fehle, und daß er sehr unrecht hatte, diesen Versuch blos deshalb nicht zu verwerfen, weil er ihm viel Mühe gekostet.

Tm.

Gedichte von Filidor. Mit Musik. Leipzig, bei G. J. Göschen. 1788. 8. $6\frac{1}{2}$ Bogen.

Unter dem Namen Filidor hat sich Herr Senf bereits durch einige Gedichte in den Bürgerischen Almanachen bekannt gemacht. Rec. hat diese Gedichte durchgelesen, und auch die Musik durchgespielt. Die Letztere ist sehr mittelmäßig. Die Gedichte zeigen keinen sehr feurigen und sehr korrekten Dichter, aber es herrscht darin eine ruhige Empfindung, die dem Leser nicht mißfallen kann.

Gedichte von Joseph Friedrich Engelschall. Marburg und Leipzig, in Commission der neuen akademischen Buchhandlung. 1788, 8. 24. Bogen.

In der 2 Bogen starken Vorrede belehrt der V. seine Leser über die Bildung und die Entstehungsart seiner Produkte,

weil

weil seine Schicksaale, und die Art, wie er über sie zu herrschen suchte, seiner Meynung nach der Aufmerksamkeit des Menschenbeobachters nicht unwürdig sind. Rec. hat eben nichts merkwürdiges darin gefunden, als das gewöhnliche Schicksaal junger Dichter und das Loos so vieler anderer Menschen, denen es Anfangs nicht nach Wunsch gehen will; und glaubt, daß man sich nur alsdann für die frühere Schiksaale und das ganze Leben eines Dichters interessiren könne, wenn der Dichter selbst ein Mann von Bedeutung ist; und die Auftritte seines Lebens einen besondern Einfluß auf sein Genie nnd auf den Charakter seiner Werke gehabt haben. Das Ganze enthält Oden, Lieder, Erzählungen, Episteln, flüchtige Poesien, Sinngedichte, und einen Anhang von einigen Gedichten, davon nur die Hälfte dem V. gehört, und der füglich aus dieser Sammlung wegbleiben konnte. Zu Liedern und flüchtigen Poesien besitzt der V. das meiste Talent, aber den Oden gebricht es an Feuer, den Erzählungen an raschem Gang, den Episteln an Interesse, Leichtigkeit und Laune, und den Sinngedichten größtentheils an Stacheln, obgleich der Verf. unter den letztern, wie er sagt, eine sorgfältige Auswahl getroffen hat. Mehrere dieser Sinngedichte sind verunglückte Nachahmungen und äußerst gezwungen; mehrere fallen in's Gemeine und zuweilen gar in's Platte, und andere bedürfen der Hülfe eines Oedips. Zur Probe will Rec. einige hersetzen:

Der vergebliche Schwur.

Melisse schwört, die Hand auf ihre Brust,
Daß sie fast dreyßig Sommer zähle:
Ich habe das, bei meiner armen Seele,
Vor dreyzehn Jahren schon gewußt!

An zwei Schwestern bey ihrem Abzuge.

Als euer Abschied euch das Lebewohl erwarb,
Da weinten alle Charitinnen:
So sah man, als Herodes starb,
Gebeugter Mütter Thränen rinnen!

An Glyke
gekleidet en couleur boue de Paris.

Dies dein Pariser neu Gewand
Ists, was ich dich zu loben wähle:
Es zeiget deinen hohen Stand,
Und auch die Farbe deiner Seele.

Nach so vielen vortreflichen Mustern, die unsre schöne Litteratur in den angeführten Gattungen aufzuweisen hat, bleibt wohl den Gedichten des V. kein grösseres Verdienst übrig, als daß sie nicht sehr verwöhnte Leser ein Paar Stunden unterhalten, und einige gute Empfindungen in ihnen erwecken können.

Qk.

Spukereyen des Teufels in Prosa und Poesie 1788. 15½ Bogen 8.

Es ist eine ganz neue Idee, ein schlechtes Buch heraus, und den Teufel als Verfasser anzugeben. Da aber in unsern Zeiten der Glaube an die Würkungen dieses bösen Feindes wieder einreißt; so könnte es freylich vielleicht ein Mittel abgeben, ihn um allen Credit zu bringen, wenn man mehr so abgeschmacktes Zeug, als in diesen Blättern steht, auf seinen Namen drucken liesse. Man würde dann schon sehn, daß er ein sehr dummer Teufel ist, der nicht einmal Menschen-Verstand hat. Dieses Satans-Product nun besteht: zuerst aus einer unerträglich elenden Dedication an die alte Schlange, in schleppenden Jamben; sodann aus einigen schiefen langweiligen Geschwätzen über die Existenz des Teufels und über die Quellen, aus welchen die Tradition von seinem Daseyn entsprungen. Hierauf folgt eine der Feder des bösen Feindes in so weit ganz würdige Romanze, als dieselbe voll unflätiger Schilderungen ist: dann folgen Sinngedichte von der Art, wie nachfolgendes, Seite 190:

„Claus brüstet sich sehr gern auf sein Hochwohlgebohren;
„Doch seinen wahren Stand entdecken seine Ohren!"

Und

Und zuletzt liefert uns dieser Widersacher einen kleinen Roman, der, wenn er ihn in der Hölle vorlesen läßt, die Quaalen der Verdammten unendlich durch Langeweile vermehren muß.

Jz.

Lectures on Rhetoric and Belles Letters by *Hugh Blair*, D. D. one of the Ministers on the high Church, and Professor of Rhetoric and Belles Letters in the University of Edinburgh: in three Volumes. Basil, printed by J. J. Tourneisen, 1788. alle 3 Bände zusammen 3 Alph. 9 Bog. gr. 8.

Die Deutlichkeit und Präcision womit diese Vorlesungen über die schönen Wissenschaften geschrieben sind, haben ihnen allgemeinen Beifall erworben, und rechtfertigen vollkommen diesen ausländischen Nachdruck. Zur wörtlichen Uebersetzung ist dieses Buch gar nicht gemacht, denn es bezieht sich nicht nur allenthalben auf das Eigne der Englischen Sprache, sondern hat auch von deutscher schönen Litteratur nicht ein Wort; welches freilich einigermaßen weniger zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß eigentlich diese Vorlesungen schon vor vier und zwanzig Jahren gebohren worden sind: und so lang ist es nicht, daß unsre schönen Geister bei den Ausländern einiges Aufsehen machen. Ein Auszug aus diesem Werke mit Anwendung auf unsre Sprache, könnte wohl nicht schaden; und dann sollte sich der deutsche Kritiker die edle Freimüthigkeit des Britten, der auch die größten Nahmen, bei Anführung von Fehlern des Styls, nicht verschweigt, zum Muster dienen lassen.

Lehrbuch der deutschen Schreibart für die obern Klassen der Gymnasien, von Christian Wilhelm Snell, Prorektor des Gymnasii zu Idstein. Frankfurt am Mayn, bei Herrmann, 1788. 21½ B. 8.

Hr. S. fand die ihm bekannten Lehrbücher der deutschen Schreibart für seinen Schulunterricht eines Theils zu weitläuftig und andern Theils zu kurz, und hat hier hauptsächlich das Adelungische Werk genutzt, doch ohne sich ganz an dasselbe zu binden. Rec. ist nicht im Stande, eine Vergleichung dieses mit andern dergleichen Schul-Lehrbüchern anzustellen, weil er deren keines bei der Hand hat, und ist überhaupt der Meinung, daß viel Regeln in diesem Fache dem Jüngling theils unverstanden beim Ohre vorbeisausen, theils, wenn sie ihm auch noch so gut erklärt werden, seine Aufmerksamkeit nicht fesseln. Eine kurze Anweisung, wie er gute Muster lesen, und welche Fehler er bei ihrer Nachahmung vermeiden soll, kann vorangehen; Lesen und Schreiben nachfolgen; und dann, wenn man schon eine Zeitlang mit Gefühl gelesen, und mit Glück gearbeitet hat; aber dennoch einsieht, daß man hier und da auf Abwege gerathen sei: fängt die Regel an, uns deutlich und wichtig zu werden.

Der Verf. hat übrigens, nach unserm Geschmacke, ein gutes Buch geschrieben. Die beigefügten Exempel sind wohl gewählt. Unter den Rubriken von Sprachreinigkeit und Richtigkeit hat er sich in Ansehung einiger Wörter in seinem Urtheil geirret. Die Eintheilung seines Werks ist folgende:

Einleitung — Erster Theil Allgemeine Eigenschaften der guten deutschen Schreibart — Zweiter Theil. Besondre Arten des Styls für einzelne Seelenkräfte — Figuren für die Aufmerksamkeit — Schreibart für die obern Seelenkräfte — für die untern — (diese Ausdrücke haben uns nie behagt; lieber die Seelenkräfte gleich genannt, als Verstand, Einbildungskraft u. s. w.! man erspahrt wenigstens einige Worte) Schreibart fur die Einbildungskraft — für die Empfindungen — die den Empfindungen eigenthümliche Figuren — (die Spezifikation der Figuren überhaupt raubt, nach unserm Dünken, viel überflüßige Zeit. Ihre kurze Erklärung kann freilich noch dazu nützen, die ältern Kritiker zu verstehen: aber wie viel stärker und besser gebraucht oft nicht der natürlich beredte Bürger und Bauer, das leidenschaftliche Weib u. dgl. Figuren von denen sie weder Existenz noch Nahmen wissen, als der gelehrte Redner!) Schreibart der schwachen oder sanften Empfindungen — der heftigen Empfindungen, oder vom Pathos — Schreibart großer und erhabner Empfindungen — für den Witz — Figuren für den Witz — muntre — und ko-

komische Schreibart. Dritter Theil. Verschiedene Schreibart nach ihrem Stoffe. Styl der Geschäfte — historischer Styl — didaktische Schreibart — Vierter Theil. Verschiedene Schreibart nach der äußern Form. Gespräch — Brief — feierliche Rede — Eintheilung der Schreibart in prosaische und poetische —

Ag.

Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen von *Gottfr. August Bürger*, D. der Philos. Erstes Blatt. Göttingen, bei Dieterich, 1788. 3 Bogen in gr. 8.

Gleich Anfangs wird in ziemlich derben Ausdrücken, die dadurch, daß sie mitten unter poetischen Bildern von der Lade des Herrn, den Cherubim, der Weihe, dem Heiligthum u. dgl. stehen, desto greller abstechen, wider die Verächter des Schönen, die Brodstudenten, den Hans Hagel des Vorhofs, die Butter- und Brodbeflissenen, u. s. f. geeifert, weil sie die Schönheit für kein so wichtiges Erforderniß ihres Studiums halten, als die Wahrheit. Alle diese, und ihres Gleichen, sehen indeß, wie der Verf. glaubt, die Nothwendigkeit einer guten Schreibart in ihrer Muttersprache ein, ob ihm gleich „kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachläßig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches so liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk." — Die Ursache davon glaubt der V. zunächst in den sonderbaren Begriffen zu finden, die sich der große Hanfe von deutscher Sprache und Schreibart macht, und in dem gewöhnlichen Unterschiede zwischen gemeinen Deutsch, und schönen Deutsch. Jenes lernt man, der herrschenden Meinung nach, leicht von selbst, und dieses hält man für bloße Galanterie. Die Schuld an dergleichen verkehrten Vorstellungen giebt der Verf. zum Theil selbst denen, die über die Theorie der Schreibart geschrieben haben. Von Schönheit,

heit, einem so unbestimmten Begriffe, sollte, seiner Meinung nach, in der Lehre vom Style lieber gar nicht die Rede seyn; und man sollte das Grundgesetz derselben lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennen, weil diese nichts anders sey, als Uebereinstimmung der Mittel zum Zwecke — Das ist dann doch wohl kein neuer Vorschlag; vielmehr ist er von den besten ältern und neuern Rhetorikern schon oft und längst befolgt worden — Uebrigens sind die Klagen nur leider! allzu gegründet, welche der Verf. über die Vernachläßigung der Bildung des Styls auf Universitäten mit der ihm eignen eifervollen Lebhaftigkeit führt. Und so gar übertrieben ist es auch wohl nicht, wenn er S. 16 behauptet, daß mehr als Ein Dutzend hochberühmter Professoren durch ganz Germanien eben so wenig grammatisch richtig schreiben könne, als vielleicht neunzig unter hundert Studenten. Daher geht denn im Ganzen, alles seinen barbarischen Schlendrian fort! — Die Eigenheiten und das Brauchbare des Kanzleistyls in manchen Fällen verkennt der Verf. nicht; aber er eifert nur wider die Greuel des Ausdrucks, welche hier unter dem Vorwande der Unentbehrlichkeit beibehalten und in Schutz genommen werden. Denn freilich ist es ein höchst seltner, ja vielleicht, meint der Verf. ein ganz unmöglicher Fall, daß ein vollkommener Lehrer der Rechte auch zugleich ein vollkommener philosophischer Lehrer des guten Geschmacks sey. An einem Beispiele wird S. 21 ff. das Sprachwidrige und Geschmacklose gezeigt, wodurch man den juristischen, und überhaupt den Geschäfts-Styl gemeiniglich verunstaltet. Und will man bessern, so pflegt man über Schöngeisterei und dergleichen hönisch die Nase zu rümpfen. Auch hiewider sagt der Verf. S. 30 ff. viel Gutes und Wahres. Am Ende ergiebt sich aus allem, daß sich von Juristen und Geschäftsmännern keine Vollkommenheit in der Schreibart lernen lasse, sondern daß es hiezu eines besondern Unterrichts bedürfe. Und dieser ist nicht etwa bloß für die Schulen, sondern, in seiner ganzen Fruchtbarkeit und Zweckmäßigkeit, auch noch für Universitäten. Um dieß darzuthun, redet der Verf. noch zuletzt von der Wichtigkeit und dem mannichfaltigen wohlthätigen Einflusse dieser Kenntnisse und Uebungen.

Dm.

Ueber

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen; von *Karl Philipp Moritz.* Braunschweig, in der Schulbuchhandlung, 1788. 3 Bogen in gr. 8.

Der Verf. geht von der Bemerkung aus, daß Nachahmen nicht immer einerlei bedeute, und daß es z. B. ganz etwas anders sey, wenn der griechische Schauspieler dem Sokrates auf der Bühne, und wenn ihm der Weise im Leben nachahmt. Jener sucht die persönliche Individualität darzustellen, die für diesen gar nicht in Betrachtung kommt. Nachahmen, im edlern moralischen Sinn, ist mit den Begriffen von Nachstreben und Wetteifern fast gleichbedeutend; und um nun noch den Unterschied des Nachahmens in den schönen Künsten von dem im moralischen Sinn, oder den Unterschied der Nachahmung des Schönen, von der Nachahmung des Guten und Edeln, festsetzen zu können, zergliedert der V. den Unterschied der Begriffe Schön und Gut. Im Sprachgebrauche bezeichnen die vier Ausdrücke: gut, nützlich, edel und schön vier sehr nahe an einander gränzende, sehr fein von einander abgestufte Begriffe; indeß steht das bloß Nützliche dem Schönen und Edeln mehr, als das Gute, entgegen. Schön bezeichnet mehr die äussere, edel die innere Schönheit; in so fern aber jene zugleich mit ein Abdruck von dieser ist, faßt sie auch das Edle in sich. Dieß letztre können wir, so wie das Gute, in uns selbst nachbilden; da hingegen das Schöne, wenn es von uns nachgeahmt werden soll, nothwendig wieder aus uns heraus gebildet werden muß. Die eigentliche Nachahmung des Schönen unterscheidet sich also von der moralischen Nachahmung zuerst dadurch, daß sie, ihrer Natur nach, streben muß, nicht, wie diese, in sich hinein, sondern aus sich heraus, zu bilden. Hieraus läßt sich auch der Unterschied einer edeln und schönen Handlung entwickeln. — Wie das Gute zum Edeln, eben so muß sich auch das Schlechte zum Unedeln verhalten; das Unedle ist der Anfang des Schlechten, so wie das Gute der Anfang des Schönen und Edeln ist. Die Begriffe von unedel, schlecht und unnütz, steigen eben so herab, wie die Begriffe von nützlich, gut und schön, hinaufsteigen. Der vom Schönen und der vom Unnützen stehen hier am weitesten von einander ab. Und doch schließt sich dieser

ser letztre Begriff wieder am willigsten und nächsten an den Begriff des Schönen an, in so fern dasselbe auch keines Endzwecks, keiner Absicht, warum es da ist, ausser sich bedarf. In so fern aber das Unnütze nicht zugleich auch schön ist, fällt es auf einmal wieder bis unter das Schlechte hinab; da es sich hingegen, wenn es zugleich auch schön ist, auf die höchste Stufe, bis über das Gute und Nützliche, emporhebt, indem es eben deswegen keines Endzwecks ausser sich bedarf, weil es in sich so vollkommen ist, daß es den ganzen Endzweck seines Daseyns in sich selbst hat. — Die Vorstellung von dem, was das Schöne nicht zu seyn braucht, kann uns auf einen nicht ganz unrichtigen Begriff des Schönen führen. Das Nützliche nämlich ist es, was bei demselben überflüssig, oder noch wenigstens zufällig ist. Eine Sache wird freilich dadurch doch nicht schön, daß sie nicht nützlich ist, sondern dadurch, daß sie nicht nützlich zu seyn braucht. Um nun die Beschaffenheit solch einer Sache näher einzusehen, wird S. 15 der Begriff des Nutzens von dem Verf. näher entwickelt, und daraus gefolgert, daß eine Sache, um nicht nützlich seyn zu dürfen, nothwendig ein für sich bestehendes Ganze seyn müsse, und daß dieser letzte Begriff also mit dem Begriffe des Schönen unzertrennlich verknüpft sey. Zu diesem letztern Begriffe aber gehört noch, daß es als ein für sich bestehendes Ganze in unsre Sinne fallen, oder von unsrer Einbildungskraft umfaßt werden könne. — Wenn das Schöne sich an dem Nützlichen befindet, muß es sich auch demselben unterordnen; es wird zur bescheidnen Zierde, zur simpeln Eleganz. — Aus der höchsten Mischung des Schönen mit dem Edeln erwächst der Begriff des Majestätischen. Messen wir das Edle in Handlung und Gesinnung mit dem Unedlen, so nennen wir das Edle groß, das Unedle klein. Und messen wir das Große, Edle und Schöne nach der Höhe, in der es uns kaum noch erreichbar ist, so entsteht der Begriff des Erhabenen. — Jedes schöne Ganze aus der Hand des bildenden Künstlers ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen in dem großen Ganzen der Natur. — Der Sinn aber für das höchste Schöne liegt unmittelbar in der Thatkraft des bildenden Künstlers selbst, die nicht eher ruhen kann, bis sie das, was in ihr schlummert, wenigstens irgend einer der vorstellenden Kräfte genähert hat. Denkkraft und Einbildungskraft müssen sich dabei zum öftern wiederholen; sie fassen nicht auf einmal, sondern nach und neben einander;

und

und so ist auch der äussere Sinn ein immerwährendes Wiederholen seiner selbst. — Der Horizont der thätigen Kraft muß bei dem bildenden Genie so weit, wie die Natur selber seyn; und hier entsteht dann nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wägenden Kräften. Um die Verhältnisse des grosen Ganzen sichtbar, hörbar, oder wenigstens der Phantasie faßbar zu machen, muß die Thatkraft sie nach sich selber, aus sich selber, bilden. Und da wählt die bildende Kraft irgend einen sinnlichen Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen im verjüngenden Maßstabe überträgt. — Der einzige höchste Genuß des Schönen bleibt immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber; unser Nachgenuß ist nur eine Folge seines Daseyns. — Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sey? ist es schön; und das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht, oder empfunden werden. Hier kommt uns der Geschmack zu Hülfe, welcher die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzt, und ihr so nahe als möglich kommt, ohne doch sie selbst zu seyn. Ueber dieß Empfindungsvermögen des Schönen muß man die weitern Bemerkungen des Verf. S. 27 ff. bei ihm selbst nachlesen. „Bildungskraft und Empfindungsvermögen, sagt er S. 32, verhalten sich zu einander, wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber." — In der Folge geräth der Verf. noch auf den Begriff des Schädlichen und Zerstörenden, und dessen Nothwendigkeit in der Natur, und sagt zuletzt: „Tod und Zerstörung selbst verlieren sich in dem Begriff der ewig bildenden Nachahmung des über die Bildung selbst erhabenen Schönen, dem nicht anders, als, durch immerwährend sich verjüngendes Daseyn, nachgeahmt werden kann."

Die ganze Abhandlung ist ein rühmlicher Beweis von dem denkenden Kopfe, und dem wahrlich nicht alltäglichen metaphysischen Scharfsinne ihres Verfassers. Es giebt wenig so genaue und so tief verfolgte Zergliederungen, oder vielmehr Zerspaltungen der Begriffe, und ihrer feinsten Unterschiede, als diese wenigen Bogen in Menge enthalten. Freilich wird daraus zuweilen, wie auch der Verf. selbst gesteht, ein Ideenspiel,

das aber immer sein Anziehendes für den Geist hat, und mit dem sich auch der ästhetische Philosoph gern beschäftigt, wenn es ihm auch mehr nur für den Augenblick unterhaltend, als zu fruchtbaren Resultaten beförderlich werden sollte. Ist es aber Ermüdung des Lesers, oder Verflechtung des Verf. in sein Labyrinth, wenn der Schluß dieser Abhandlung minder fein durchdachte und minder deutlich gefaßte Vorstellungen zu enthalten, und etwas verworren gedacht und vorgetragen zu seyn scheint?

Fr.

Erzählungen für Jedermann. Kopenh. und Leipz. bey Proft. 1788. 126 S.

Der ungenannte Verf. wie es scheint, ein gutmüthiger und gesitteter junger Mann, und der sicher etwas Besseres vorzunehmen weis, als Bücherschreiben, wozu er sich durch vorliegendes Product nicht legitimirt, liefert hier Neun Erzählungen ohne Vorrede, ohne irgend eine Anmerkung, die uns benachrichtigte, in welcher Rücksicht diese Erzählungen für Jedermann seyn können. Ist man recht billig, so läßt man Nro. 5 als die reuevolle Klage eines eigennützigen Vaters über die eigenmächtige Verheurathung seiner Tochter, zur Warnung für andere Väter; — Nro. 6. als Warnung vor Verzärtlung der Kinder; — Nro. 7. als ein Kinderstück; und — Nro. 8. für Jünglinge — — zur Lectüre noch mit durchgehen. Diese, obgleich über ganz bekannte, alltägliche Gegenstände, sind so noch am erträglichsten. Die übrigen, wovon Nro. 3. von vier Feyerlichkeiten zu Madrid, man weis nicht, aus welchem Tröster abgeschrieben ist, und dadurch mit den andern sonderbar absticht, machen sich durch ihren Gang und Sprache — der V. denke hiebey an den Titel! — ganz unerträglich. Die Sprache ist uncorrect, voll Affectation, matter Süßlichkeit, unterdurch nonsensicalisch, und überhaupt, wie sie seyn muß — in Erzählungen für Jedermann — zur Beförderung des Schlafs! — Dies Urtheil mit Beyspielen zu belegen, wäre Mißbrauch des sonst so nöthigen Raums. Wer Lust hat, mag lesen und sich auf einen 2ten Theil freuen,

wo

wo die — wie der V. selbst sie nennt, zu langgedehnte 4te Erzählung sich erst noch endigen soll.

Gb.

Abhandlungen über die Preisfrage von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack. Berlin, 1788, bei Kunze; 8 Bogen in kl. 8.

Zuerst die Abhandlung über diese Materie, welche von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1788 den Preis erhielt. Ihr Verfasser ist Herr Johann Christoph Schwabe, Professor der Philosophie auf der Akademie zu Stuttgard. Die Preisfrage war: Wie kann die Nachahmung sowohl alter als neuer fremder Werke der schönen Wissenschaften den vaterländischen Geschmack entwickeln und vervollkommnen? Der Verf. geht von der Bemerkung aus, daß eine sich selbst aus ihrem rohen Zustande entwickelnde Nation leicht, und besonders in Werken der Dichtkunst — auf welche er in der ganzen Abhandlung vornehmlich Rücksicht nimmt — eine gewisse Originalität erhalten kann. Ganz anders aber sey es bei einer Nation, die ihre höhere Geisteskultur von einer bereits gebildeten erhalten hat, und der das meiste schon vorgearbeitet ist. Den Dichtern einer solchen Nation haben die fremden Muster wenig zu erfinden übrig gelassen; sie können beinahe nichts, als nachahmen. Gewöhnlich behauptet man den Satz zu allgemein, und ohne seine gehörigen Einschränkungen, daß die Natur unerschöpflich sey. Der Verf. untersucht ihn genauer; und er bemerkt unter andern, daß er schon durch den Anblick der Geistesprodukte zweifelhaft gemacht werde, welche in der Periode zum Vorschein kommen, wo eine Nation bereits Meisterstücke in allen Arten besitzt. Welche Anstrengungen, welche verzweiflungsvolle Mittel, um neu zu seyn! — Wenn nun aber unter diesen Umständen der Nachahmung nicht wohl auszuweichen ist, so fragt sich ferner: ob und wie weit Genie mit Nachahmung bestehen könne? da Eigenthümlichkeit doch immer eine vorzügliche Eigenschaft aller Geistesprodukte bleibt. Hier muß erst

der Begrif des Genies genauer bestimmt werden. Dem Verf. ist es nichts mehr und nichts weniger, als ein hoher Grad von Einbildungskraft, verbunden mit einem hohen Grade von Verstand; und er zeigt sehr gut, daß die Verbindung beider Fähigkeiten in einem Genie nothwendig sey. — Man muß hier denn doch wohl beide Begriffe in ihrem weitesten Umfange nehmen, und unter der Einbildungskraft das ganze untre Erkenntnißvermögen, und in dem Begriffe Verstand das ganze höhere zusammennehmen; dann käme aber des Verf. Definition mit derjenigen im Grunde auf Eins hinaus, die den Inbegrif aller Seelenkräfte, und einen vorzüglichen Grad ihrer Fähigkeit und Wirksamkeit, unter Genie verstehen. — Hierauf wird auch der Begrif der Nachahmung näher erörtert. Der Verf. unterscheidet drei Stufen derselben. Die erste und niedrigste, wo der Dichter die Gedanken, Bilder, Beschreibungen, und dergl aus der fremden Sprache des Musters getreu in die seinige überträgt. Die zweite, wo er sie, nach seinem Zweck oder Bedürfniß, abändert, umformt, und nicht selten verschönert. Die dritte und höchste Stufe ist die, wo das fremde Muster bloß die Veranlassung zu den Gedanken, Bildern, Beschreibungen, Gleichnissen des Dichters ist, welches alles übrigens als sein wahres Eigenthum muß angesehen werden. Es ist daher schwer, zwischen dem nachahmenden und dem originalen Genie eine genaue Gränzlinie zu ziehen; indeß lassen sich doch von beiden einige charakteristische Züge angeben. Das Originalgenie muß nicht nur mehr Lebhaftigkeit, sondern auch mehr Charakter haben, als das nachahmende. Jenes ist dagegen meistens etwas eingeschränkt; dieses hat eine Geschmeidigkeit, die es geschickt macht, alle Formen anzunehmen; auch ist sein Gefühl des Schönen ausgebreiteter, und erschöpft sich nicht so leicht, als das originale. Jedes hat also seine Vorzüge, die einander am Ende aufwiegen. — Wer also glücklich nachahmen will, der muß selbst Genie besitzen. Wenn die Geisteskräfte einer durch Luxus, Despotismus, oder andre unglückliche Umstände entnervten Nation nachzulassen anfangen, oder wenn sich ihre Geistesanlagen noch nicht hinlänglich entwickelt haben: so müssen alle ihre Versuche, die großen Muster nachzuahmen, nothwendig verunglücken. Hieraus erklärt unser Verf. die sonderbare Erscheinung in der Geschichte des menschlichen Geistes, daß allemal, wenn die ersten Dichter unter einer Nation aufgestanden waren, die Poesie eine Art von

Still-

Stillstand machte, der oft ein und mehrere Jahrhunderte dauerte, nach welchem sie sich erst in ihrem vollen Glanze zeigte. Die Einbildungskraft entwickelt sich nämlich zuerst; und da entsteht die rohe und einfache Poesie. Die Entwickelung des Verstandes geht langsamer, zieht eine Veränderung der Sprache nach sich, und die Gährung, während welcher weder die Ideen, noch die Sprache einer Nation gehörig fixirt sind, muß nothwendig in ihrer Poesie einen Stillstand verursachen. Kurz, zwischen den zwei Perioden der Dichtkunst, deren eine die einfache, die andre die künstliche, heissen könnte, liegt die philosophische mitten inne, wodurch die letztere vorbereitet wird. Sehr gut wird diese Bemerkung auf die Geschichte der deutschen Poesie angewandt. — Die Anlagen einer Nation müssen bereits bis auf einen gewissen Punkt, und zwar durch eigne Anstrengungen, entwickelt seyn, wenn ihr die Nachahmung der fremden Muster gelingen soll. Alsdann werden durch diese Nachahmung ihre Fortschritte auf der Bahn des guten Geschmacks beschleunigt. Ihre Ideenmasse wird dadurch vermehrt; die Sprache wird bereichert und ausgebildet; es entsteht größere Mannichfaltigkeit der Geistesprodukte, und Reichthum der schönen Litteratur; auch ist solch eine Nation nicht in Gefahr, sich durch die Originalitätssucht aus dem Gleise des guten Geschmacks zu verlieren. — Die Hauptregel der Nachahmung ist die, daß sie nicht absichtlich seyn muß. Ferner muß man über der Nachahmung großer Muster der Natur nicht vergessen, und bei seinen Nachahmungen dem Charakter seiner Nation, und dem konventionellen Schönen treu bleiben. — In der Geschichte unsrer deutschen schönen Litteratur lassen sich drei Perioden unterscheiden. In die erste fällt die sklavische, in die zweite die glückliche Nachahmung, und in die dritte das Bestreben, Original zu seyn. Dieß letztere hat manche nachtheilige Einflüsse gehabt: Vernachlässigung der Kenntnisse; das Unvollendete, und der Mangel an Korrektheit, und die Vielschreiberei. — Der Schluß dieser mit vielem Scharfsinn geschriebenen Abhandlung verdient noch eine Stelle in dieser Bibliothek: „Wenn nur, sagt der Verfasser, Berlin für uns bleibt, was es uns bisher gewesen ist: die sichere Führerin in der Philosophie und in dem Geschmack! — Es ist gewiß der Bemerkung werth, daß unter der nicht geringen Anzahl großer Schriftsteller, die in dieser berühmten Stadt gelebt haben, und noch leben, keiner sich durch eine auffallende Originalität aus-

 zeichnet.

zeichnet. Die Ursache davon ist ohne Zweifel, weil in Berlin die Vernunft herrscht, und die Vernunft, wie die Wahrheit, ihr Objekt, im Grunde immer dieselbe ist. Möchte sie ewig daselbst herrschen, und ganz Deutschland ihr huldigen!" —

Der Verf. der zweiten Abhandlung, die das Accessit erhielt, sieht die Nachahmung als eine nothwendige Folge des Verkehrs mehrerer Völker mit einander an, weil sie angeschaffener Naturtrieb ist. Soll aber Nachahmung den Nationalgeschmack verbessern, so muß dabei Rücksicht auf unsre einheimische Lage genommen werden. Ueberhaupt bedarf es dabei sorgfältiger, moralischer und politischer Rücksicht. Auch bei dem nicht Heterogenen muß man wohl unterscheiden, was entweder nur zum Theil, oder was nicht anders als ganz paßt. Und wie überhaupt die Nachahmung fremder Denkart die einheimische färbt, so thuts, ausser der sittlichen und bürgerlichen, besonders auch die religiöse. Bei der Nachahmung des Ausländischen kommen nicht nur Sachen, sondern auch ihre Form, in Betrachtung. Geschmack am Schönen ist nicht weniger von wohlthätigem Einflusse, als Geschmack an dem Guten und Wahren. Weniger Schwierigkeit scheint die Nachahmung gelehrter und philosophischer, als ästhetischer Werke der Ausländer, zu haben. Zur Entwickelung und Veredelung des Geschmacks dient das Studium der auswärtigen Schriftsteller noch weit mehr, als eigentliche Nachahmung, im engern Sinne des Worts.

Fr.

Lottens Briefe an eine Freundin, während ihrer Bekanntschaft mit Werthern. Zwei Theile. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin und Stettin, bei Nicolai, 1788. 11 Bogen in 8.

Man weiß, daß Werthers Leiden, seitdem sie ins Englische übersetzt wurden, auch in England eine Sensation machten, die im Ganzen diesem Meisterwerke, so viel es auch in der Dolmetschung verloren hatte, überaus günstig war. Aber auch dort fehlte es nicht an Kritiken über die, wie man glaubte, allzu gefährliche Tendenz dieses Buchs; nicht an Erzählungen von dadurch veranlaßten oder doch beförderten Selbstermordungen,

gen, wodurch man jenen Tadel noch geltender zu machen suchte. Auch dort versuchte man es, aber, wie gewöhnlich, mit keinem sonderlichen Glücke, dieß vermeinte Uebel wieder gut zu machen; und selbst die hier übersetzten Briefe gehören mit unter diese Versuche. Sie erschienen schon im J. 1786 unter der Aufschrift: Letters of Charlotte, during her Connexion with Werther; und in der Vorrede, die bei dieser Uebersetzung weggelassen ist, behandelte man den Verfasser von Werthers Leiden sehr hart, und nahm ihm von Seiten der Moral eben so viel, als man seinem Genie einräumte. Im *Critical Review* (Vol. LXI, p. 357.) fand man diesen Tadel so gerecht, daß man wünschte, jene Vorrede möchte künftig „dem gefährlichen Buche selbst vorgedruckt werden, welches Gift in einer vergoldeten und verführerischen Schale enthalte.“ — Der deutsche Uebersetzer dieser Nachahmung oder, wenn man will, Besserung des Göthischen Originals, ließ hingegen selbst hier die gedachte Vorrede weg, weil er die darin enthaltenen Beschuldigungen für ganz unbillig und unüberlegt hielt; und was er dawider sagte, wird hoffentlich jeder vernünftige Leser für desto billiger und überlegter halten.

Was die Briefe selbst betrift, die dieser ungenannte Engländer Lotten in die Feder gab, so darf man nur einige davon lesen, um gar bald den großen Abstand von der Vollkommenheit des Göthischen Meisterwerks zu fühlen. Wäre diese Vergleichung nicht zu natürlich und unvermeidlich, so würden sie, für sich genommen, immer noch einen nicht unbedeutenden Rang unter den bessern Arbeiten dieser Art behaupten können. Einer Uebersetzung waren sie allemal werth, und der Verfasser derselben schreibt ihnen mit Recht manche schöne Stellen, manche rührende Situationen zu; ob er gleich auch selbst die Ueberlegenheit des deutschen Romans an Wärme und Stärke des Gefühls sowohl, als des Ausdrucks, anerkennt. Er that auch sehr wohl, daß er manche lange Deklamationen abkürzte, und dagegen einige Zeilen einschaltete, wo es Deutlichkeit, Interesse oder Zusammenhang foderten. Die Uebersetzung selbst verräth viel Fleiß und Geschmack, auch in den hie und da eingewebten poetischen Stücken.

Dm.

5) Theater.

Anton Cremeri sämmtliche Lustspiele. Frankfurt und Leipzig, 1788. 19 Bogen in 8.

Mit vieler Treuherzigkeit legt der Verf. dieser Lustspiele von denselben in der Vorrede das Geständniß ab, daß seine Arbeiten, und der wiederholte Beifall, den sie bey ihrer Aufführung erhalten haben, kein Gewinn für das deutsche Theater seyn, und daß er selbst zur Genüge seine Unfähigkeit erkenne, Meisterwerke zu liefern. Ihm scheint es indeß, daß selbst auf Unkosten der Lumpen, es erlaubt seyn müsse, mittelmäßig seyn zu müssen — was nun freilich Horazen, und mit ihm Göttern, Menschen und Buchhändlern nicht so scheint! — wenn man das Publikum, folglich den größten Theil Menschen, mit seiner Mittelmäßigkeit zur Belehrung und Bildung unterhalten könne. Die Sammlung selbst besteht aus vier Lustspielen: 1) Don Juan, oder der steinerne Gast, ein Kassastück in fünf Aufzügen. Es ist Herkommens, am Armenseelentage im Oesterreichischen dieß Stück zu geben und das Publikum hielt es nicht für Ersatz, daß man andre Gespensterstücke, die Semiramis, den Hamlet oder Macbeth, in dessen Stelle nahm. Der Verf. glaubte also der Kasse — und er setzt, etwas inkonsequent, hinzu: folglich der gereinigten Schaubühne selbst — einen Dienst zu leisten, wenn er jenes Molierische Volksstück neu bearbeitete; und dabei sorgte er, wie er selbst sagt, recht sehr für die Erschütterung des Zwergfells. Volk und Kasse, für die er das that, mögen also ihr volles Behagen daran gefunden haben. 2) Mesmer der Zweite, oder, die Ehen werden im Himmel geschlossen; ein Lustspiel in drei Aufzügen. Der Verfasser protestirt dawider, daß dieß Stück keine verwerfliche Nachahmung des Schinks seyn sollte, der Gaßner den Zweiten schrieb; auch warnt er die Schauspieler, aus seinen Aerzten keine Narren zu machen, weil sie nur Männer mit menschlichen Schwachheiten sind. 3) Die Ohnmachten, oder, Heute bleiben wir auf der Gasse; ein Lustspiel in einem Aufzuge. Läuft als Posse

Posse noch immer mit durch. 4) Der Auditor, oder, Alles in Schuh und Strümpfen; ein militärisches Schauspiel in fünf Aufzügen, von sehr abentheuerlicher Zusammensetzung, und doch, wie der Verf. bezeugt, eins von den Glücklichen, welche bei der Vorstellung sehr gefielen.

Dm.

Tagebuch der Mainzer Schaubühne. 1788. 208. S. 8.

Einen der sonderbarsten Contraste, die sich denken lassen, macht von der einen Seite die immer zunehmende Gleichgültigkeit des deutschen Publikums gegen das Theater, und von der andern die täglich wachsende Menge theatralischer Arbeiten aller Art. Fast jede, noch so unbedeutende Bühne hat ihre eignen Dichter, und allmählich gewinnt es das Ansehen, als ob in kurzem jede auch ihren eignen Dramaturgen bekommen werde. Die kurze Dauer der meisten vorzüglich periodischen Schriften, das Theater betreffend, schreckt gleichwohl weder die Verfasser, noch die Verleger ab: Der Geist der Speculation ist bis zur Ausschweifung thätig: das, was unter einer Form von dem Publikum verschmäht wird, hoft man ihm unter einer veränderten annehmlich zu machen u. s. w. — Zu diesen Betrachtungen wurde Recens. ganz natürlich durch die angezeigte Schrift veranlaßt. Schon mit dem dreyzehnten Stücke sah man sich genöthigt, den Titel zu ändern. Die Fortsetzung erschien unter dem Titel: dramaturgische Blätter — mit welchem Erfolge? davon zu seiner Zeit. Jetzt von dem Tagebuch, dessen Verf. allerdings nicht ohne gute Kenntnisse und Anlagen zu seyn scheint. Allein zu einem dramatischen Kunstrichter gehört mehr, als er wenigstens vor der Hand zu geben im Stande ist. Sein Räsonnement ist in den meisten Fällen viel zu allgemein, viel zu superfiziell, als daß es viel dazu beytragen könnte, den Geschmack des Schauspielers oder des Parterrs zu bilden und zu fixiren. — „Ehe man sagen könne, die deutsche Nation habe ihr Schauspiel, meint der Verf. müßten wir wenigstens ein Dutzend Theaterstücke aufzuweisen haben, welche das Gepräge vollendeter Kunstwerke trügen" — und so viel sollen wir nicht besitzen.

 Ja,

Ja, wenn er Recht hätte, besäßen wir nicht ein einziges. Vermuthlich glaubt er sich durch solche Aussprüche die Miene eines sehr feinen Kenners zu geben; allein der Gaumen, dem nichts schmeckt, ist eben so stumpf, als derjenige, dem alles behagt. In Emilia Galotti soll kaum ein Charakter — der des Marinelli — ausgezeichnet seyn. Was nennt der Verf. auszeichnen? Bey welchem Dichter welcher Nation findet er ausgezeichnete Charaktere? — Die Frage: was ist Natur auf der Bühne? wird so beantwortet: „Natur bey dem Künstler ist Darstellung des Wirklichen oder Möglichen. (Sehr tiefsinnig, sehr bündig!) Was über diese Linie hinausgeht, hört auf Natur zu seyn, und wird entweder schönes Ideal oder Karrikatur.“ Nicht, was über die Wirklichkeit hinausgeht, sondern die höchste Wahrheit selbst ist das Ideal des Schauspielers; Karrikatur nicht das, was unmöglich, sondern was übertrieben ist. — Die Kritik über den Charakter Hamlets (S. 12) ist gar kläglich. Die Situation Hamlets soll nicht von der Art seyn, daß sie einen vernünftigen Menschen auf den Gedanken des Selbstmords bringen könne. Der Monolog Seyn oder Nichtseyn sey nicht natürlich oder motivirt genug. — Daß die deutsche Nation noch weit vom Ziele des guten Geschmacks entfernt wäre, glaubt der Verf. dadurch zu beweisen; daß wir bey der Vorstellung des besten französischen oder griechischen Stücks gähnen würden. Vielleicht, aber dann wahrlich nicht ganz, und nicht immer mit Unrecht. Auch in dem besten griechischen oder französischem Stücke ist viel, sehr viel local, conventionell, und kann oder konnte seine volle Wirkung nur auf Griechen und Franzosen thun. Schönheiten dieser Art können wir zwar durch den Verstand einsehen, aber vor unserm eignen Theater wollen wir mehr, als das; wir wollen auch fühlen, alles soll unmittelbar auf unser Gefühl wirken, alles sich unmittelbar auf uns beziehen, und deswegen ziehen wir jenen fremden mit Recht deutsche Stücke vor, wären sie auch im Allgemeinen minder vollkommen. — Göthens Mitschuldige nennt der V. „ein verdorrtes Reis unter seinen übrigen Lorbern.“ Es soll einen neuen Beweis liefern, daß der Reim vom Theater verbannt zu werden verdiene. Wirklich? — Den Schauspielern in Mainz sagt der V. bisweilen derbe Wahrheiten: „die wenigsten Mitglieder unserer Bühne verstehen deutsche Sprache; dies fällt vorzüglich in den Beugungen und Endungen der Wörter auf, wogegen

alle

alle Augenblicke gesündigt wird. Ich möchte ihnen rathen, sich Adelungs Sprachlehre anzuschaffen, um ihrer Sprache wenigstens Richtigkeit zu geben. Dieß ist doch wohl die kleinste Forderung, die man an einen deutschen Schauspieler machen kann — daß er deutsch sprechen lerne!" — Da der V. viele der berühmtesten dramatischen Werke so keck, oft so gar etwas frech tadelt, so wollte er wenigstens die Ungerechtigkeit gegen die verdienten Dichter dadurch nicht auf das höchste treiben, daß er höchst mittelmäßiges Zeug (z. B. eine gewisse Operette Fernando und Lenore) in ungemässigten Ausdrücken lobt. Doch, wir müssen den V. auch von seiner beßren Seite zeigen. Das Urtheil über den Figaro (S. 154.) hält Rec. für das richtigste und gerechteste, das vielleicht je über dieses Stück gefällt worden ist. Sehr gut ist ferner der Aufsatz, in welchem er die Frage: sollen Geistliche das Schauspiel besuchen? mit Ja beantwortet. Eine Kritik über Schillers Kabale und Liebe enthält manchen gegründeten Tadel, und einige gute Bemerkungen. — Die eingerückten Gedichte scheinen meist Lückenbüsser zu seyn, nur wenige zeichnen sich aus, wie S. 79 und 109. — Wir haben uns etwas lange bey diesen Blättern verweilt: denn erhalten gleich die Urtheile, die sie liefern, weder durch den Mann der sie aussprach, noch durch die Gründe, womit sie unterstützt sind, Gewicht; so macht sie doch die Gegend, aus der sie kommen, in gewisser Rücksicht der Aufmerksamkeit werth.

Hf.

Der Marschall Herzog von Luxemburg auf dem Sterbebette. Eine Tragi-Comoedie in fünf Aufzügen, aus dem Französischen übersetzt. Mit des Uebersetzers Anmerkungen und Anecdoten, nebst einer von demselben entworfenen Biographie der Prinzen von Oranien. Offenbach bei Weiss und Brede 1788. 24 Bogen 8.

Dies ist eine im Jahre 1695 in Frankreich herausgekommene witzlose Satyre, auf den Hof Ludwig des vier-

zehnten, dergleichen die politischen Kannengiesser zu Kriegszeiten und sonst bey Gelegenheit von Staatsbegebenheiten in der Form von Gesprächen im Reiche der Todten, oder auf andre Weise herauszugeben pflegen. Es ist gar nicht zu begreifen, was für Interesse dies elende Ding jetzt für uns in dieser schlechten Uebersetzung haben soll; was die Biographie der Statthalter dabey zu thun hat; und wie der jetzige Prinz von Oranien zu dem Unfalle kömmt, sich dies Gewäsche dediciren lassen zu müssen.

Unbesonnenheit und Leichtsinn, oder der fälschlich angegebene Todte. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. rc. Freyberg bey Barthel, 1788. 3 Bogen. 8.

Diese artige kleine französische Posse ist bekannt genug. Die Uebersetzung ist nicht weit her, und mit leichter Mühe hätte sich der Schauplatz in eine große deutsche Stadt verlegen lassen.

Hg.

Der Ton oder Thorheiten nach der Mode. Ein Londner Sittengemälde für das Theater. Von Lady Wallace. Aufgeführt im Coventgarden 1788. Uebersetzt von N. Tübingen bey Heerbrandt 1788. 7 Bogen 8.

Dies Stück ist in London ausgepocht und ausgepfiffen worden; nicht etwa, wie die Verfasserinn in der Vorrede sagt, weil die Cabale derer, welche sich getroffen fühlten, sich dagegen verschworen hatte, sondern weil es ein höchst elendes, plattes Stück ist, ohne Handlung und Interesse, voll grober pöbelhafter Zweydeutigkeiten, die man aus der Feder eines Frauenzimmers am wenigsten erwarten sollte — Scenen, ohne Ende, in welchen die scandaleuse Chronik der Stadt, unter erborgten Namen, erzählt wird, und, um das Maaß voll

zu geben, hier so schmählich übersetzt, so voll Anglicismen, daß jeder Leser Eckel dabey empfinden muß.

Jz.

Graf Wolf von Hohenkrähen. Eine Ballade aus den Fehdezeiten. Berlin bey Meyer. 1 B. 8. (ohne Jahrszahl.)

Nichts auszeichnendes, weder im Ton, noch Erfindung. Der V. hat viele altdeutsche Wörter gebraucht; die, wenigstens für den Rezensenten, nicht immer die beste Würkung thaten.

Ueberhaupt sind diese nur ein kümmerlicher Behelf, um den Leser in ein fernes Zeitalter zu versetzen, wenn nicht Genie, und Geschmack dies Costum gehörig zu nutzen weiß.

Sie sind, wie ein Panzer, der nur dann wohl steht, wenn man den ächten Ritter darin wirken sieht.

Sr.

---

6) Schöne Künste; Bildende Künste.

Beschreibung des fürstlichen Anhalt-Dessauischen Landhauses und englischen Gartens zu Wörlitz; von *August Rode*. Mit 5 Kupfern. Dessau, auf Kosten des Erziehungs-Instituts, und in Commission bei Crusius in Leipzig, 1788. 14 Bogen in gr. 8.

Es war für Rezensenten eine überaus angenehme Erneurung der erfreulichsten Eindrücke und Vorstellungen, die Schönheiten und in ihrer Art äußerst seltnen Reize von Wörlitz, die er ehedem in der Natur sah und bewunderte, hier mit der größten Genauigkeit, und zugleich mit einer des Gegenstandes vollkommen würdigen edeln und anspruchlosen Einfachheit und Würde beschrieben und abgebildet zu sehen. Nach einigen vorläufigen historischen Nachrichten, liefert der Verf. im ersten Theile, S. 13 — 92, die Beschreibung des Schlosses, welches als Muster edler Baukunst, und als das vollkommenste Gebäude in seiner Art und Bestimmung, selbst von Reisenden, die Italien sahen, anerkannt und gepriesen wird, sowohl nach seinem Aeußern als Innern. Sodann enthält der zweite Theil die Beschreibung des durch Umfang, Anlage, Geschmack und Mannichfaltigkeit sich eben so sehr auszeichnenden englischen Gartens. Zuerst von demselben überhaupt; wobei zugleich S. 97 — 120 ein Verzeichniß der vorzüglichsten, in diesem Garten befindlichen, ausländischen Gewächse mitgetheilt wird; und dann von den einzelnen Parthieen desselben, mit genauer Anführung und Beschreibung der einzelnen Anlagen, Gebäude, Pavillon's, Verzierungen, Grotten, Statuen, Denkmäler, und dergl. Ein besondres Kapitel ist der so angenehmen Wasserfahrt bei diesem Garten, und den vielen wirksamen Beförderungsmitteln ihrer Annehmlichkeit, gewidmet. — Die fünf großen, von Probst gestochenen, Kupferblätter sind Abbildungen von dem Grundrisse des Gartens; von dem Grundrisse der ersten und zweiten Etage des Schlosses; ein orthographischer Aufriß der Hauptansicht des Schlosses; ein Profil der langen und kurzen Hälfte desselben; und ein Aufriß des Gebälkes, der Säulen, der Thüren, Fenster und Nischen. — Unter den, großentheils von dem edlen regierenden Fürsten selbst so glücklich erfundenen als ausgedrückten Inschriften setzen wir nur die auf der rechten Aussenseite des Schlosses befindliche hieher, da sie zugleich das Andenken des verehrungswürdigen und geschmakvollen Mannes erhält, der sich um Anlage, Bau und Einrichtung dieses schönen Lustschlosses und seines Gartens am meisten verdient gemacht hat:

EINGEWEIHET
MDCCLXXIII DEN XXII MAERZ

MDCCLXIX DEN V APRIL
LEGTEN HIERUNTER DEN GRUNDSTEIN
FRANZ FÜRST ZU ANHALT
LOUISE DESSEN GEMAHLIN
UND VON ERDMANNSDORF
ALS BAUMEISTER.

Uebrigens ist diese ganze Beschreibung so eingerichtet, daß sie denen, welche Wörlitz, sie in der Hand, besehen, den Genuß ihres Vergnügens gar sehr erhöhen wird.

Notices Générales des Graveurs, divisés par Nations, et des Peintres, rangés par écoles, précédées de l'Histoire de la Gravure et de la Peinture, depuis l'Origine de ces Arts jusqu'à nos jours; et suivies d'un Catalogue Raisonné d'une Collection choisie d'Estampes; par *M. Huber.* à Dresde et à Leipzig, chez Breitkopf, 1787. (1788) XLVIII. und 710 Seiten in gr. 8.

Durch dieses mit eben so vielem Fleiße als Sachkenntniß ausgearbeitete Werk wird eine Lücke ausgefüllt, die sich bisher noch sowohl in der Geschichte als Theorie der Kupferstecherkunst fand, und zu deren Ergänzung die bisherigen Versuche dieser Art nur sehr unvollkommen beitrugen. Hr. Prof. Huber in Leipzig machte seit zwanzig Jahren das Studium der Kunst zu seinem Lieblingsgeschäfte. Auch gab er seit mehrern Jahren jungen Studirenden in demselben Unterricht. Er selbst legte eine sehr zahlreiche und mit Rücksicht auf die Geschichte der Kunst gewählte Kupfersammlung an, welche die Grundlage des hier gelieferten raisonnirenden Katalog's ausmacht, und die Kunstliebhabern auch aus dem zu Anfange dieses

ses Jahrs angestellten öffentlichen Verkaufe derselben, und dem dazu besonders gelieferten Rostischen Verzeichnisse bekannt ist.

In dem *Discours Préliminaire* giebt Hr. H. zuerst von der Einrichtung dieses Buchs nähere Rechenschaft, und beurtheilt kurz und treffend diejenigen Bücher, welche bisher in dieser Art erschienen sind. Hierauf handelt er von der Kupferstecherkunst überhaupt, von der Unkunde des Alterthums in derselben, von ihrem mannichfaltigen Nutzen, und von den Vorzügen und Mängeln, welche Kupferstiche in Vergleichung mit Gemählden haben. Sodann kommt er auf die verschiedenen Arten von Kupferstichen und den verschiedenen Manieren in der Ausübung der Kunst selbst; ferner auf die vortheilhaften Einflüsse des Geschmacks an dieser Kunst, und die dabei nöthigen Kenntnisse. Hier findet der Liebhaber und Sammler eine Reihe sehr dienlicher Vorschriften, die ihm zur zweckmäßigen Richtung seiner Liebhaberei, und zur nöthigen Behutsamkeit bei der Auswahl und dem Ankaufe der Kupferblätter behülflich werden können.

Das Werk selbst zerfällt, wie schon der Titel angiebt, in zwei Haupttheile, indem der Zweck des Verf. nicht bloß auf Ertheilung einer Notiz von Kupferstechern und ihrer Werke, sondern auch von Mahlern, und ihrer vornehmsten Gemählde gieng. Man findet hier indeß nicht etwa nur einen trocknen Katalog von beiden; sondern von den Kupferstechern ist der Abtheilung jeder Nation, und bei den Mahlern dem Abschnitte jeder Schule eine historische Einleitung vorausgeschickt, worin die Entstehung und der Fortgang der Kunst näher erörtert, und zugleich der Charakter der vornehmsten Künstler und ihrer Arbeiten umständlicher entworfen wird. Selbst dem Kenner gewähren diese Einleitung eine angenehme Uebersicht und Wiederholung; und der Verf. hat auch hier nicht nur aus den besten Quellen geschöpft, sondern überall seine eigne Kenntniß und Erfahrung benutzt.

Die Geschichte der Kupferstecherkunst und der Künstler in derselben hat der Verf. in folgender Ordnung abgehandelt. Zuerst von dieser Kunst in Italien, wohin er ihren Ursprung setzt; Hierauf von ihrer Geschichte in Deutschland, wobei zugleich von ihrer Grundlage, der Formschneiderei, gehandelt wird: sodann von den niederländischen, und endlich von den französischen Kupferstechern. Von den englischen findet man

die

die Nachrichten am Ende des Buchs mit denen von den englischen Mahlern beisammen.

Auch vor dem zweiten Theile, welcher die Mahlerei und deren Künstler betrifft, steht eine kurze vorläufige Abhandlung über die Schicksale dieser Kunst bei den Alten und Neuern. Sodann folgt die Notiz der Künstler und ihrer Werke nach den Schulen, über deren jede wieder eine kurze allgemeine Betrachtung vorausgeschickt ist. Zuerst über die vier bekannten italiänischen Mahlerschulen, darauf über die spanische und neapolitanische, die genuesische, deutsche, holländische und flandrische, die französische und englische.

QI.

Versuch über den Geschmack in der Baukunst. Leipzig, 1778. in 8. 40 Seiten.

Diese kleine gutgeschriebene Abhandlung rüget in bündiger Kürze, einige der Hauptfehler der heutigen Architektur, und zeiget die Quellen an, woraus sie entstehen. Es ist gewiß, daß der Hang zu überflüßigen Verzierungen den Baumeister, von dem wesentlichen Schönen der Kunst entfernet. Der V. glaubet aber diesen Fehler nicht allein an den Bauwerken unserer Zeiten, sondern schon an Gebäuden welche vor einigen Jahrhunderten aufgeführet sind, zu finden. Indessen giebet er zu, daß noch hin und wieder Gebäude von reinen ächten Geschmack in neuern Zeiten sind erbauet worden, worunter er besonders das Schloß in Worlitz rechnet, worinnen man was das äussere betrift, die Goldmännische Architektur nicht verkennet. Die bekannten Epoken der Baukunst bey den Griechen und Römern, werden kürzlich angeführet, und die merkwürdige Epoke, da unter Papst Leo dem Zehnten die schönen Künste, und auch die Baukunst wieder aufzuleben anfingen, besonders bemerket. Der V. stellet (Seite 20) eine Vergleichung zwischen der Griechischen und so genannten Griechisch-Römischen Baukunst an, und zeiget wie man in letzterer die Schönheiten der Säulenordnungen der ersteren gemißhandelt habe. Man verließ die schöne Säulenverjüngung der ersten, und machte sie nach einer etwas gebogenen Linie, man gab dem ganzen Gebälke oft Vorlagen und Verkropfungen, durch die

es das Ansehen der Festigkeit verlohr, man machte die Säulenstellung an den Thüren weiter, verunstaltete die Säulen durch Postementer, stellete verschiedene Ordnungen, die nach einem richtigen und guten Geschmack eine ganz verschiedene Wirkung machten, über einander, führete die verwerfliche Manier die Säulen zu kuppeln ein, und zuletzt arteten die Säulenstellungen in Spielereyen aus, indem man sie in Zimmer von unbeträchtlicher Größe anbrachte. Dieses letztere ist besonders bey unsern Herrn Nachbahren, den Franzosen, welche man leider hin und wieder nachäffet, sehr üblich. Der V. hält die Säulen für keinen schicklichen Zierath an Privathäusern. Er zeiget endlich das Wiedersinnige mancher Bauzierathen; der runden Giebeln, oder gebrochenen in Schneckenlinien sich endenden Giebeln, da sie doch die Sparren des Daches vorstellen sollen. Man bringet Kragsteine an, wo nichts zu tragen ist, und Schlußsteine wo keine Gewölbe sind. Der V. empfiehlet dem Künstler, die übergebliebene Werke der griechischen Baukunst in den Abrissen eines Stuart, Revelt, Chandler, le Roy zu studieren, den Gebäuden darnach einen schicklichen Charakter, und ein mahlerisches Ansehen zu geben Durch hervorspringende Theile soll der Baumeister auch das tiefere, durch Licht und Schatten, diese Würkung zu erhalten suchen und das kleine und unbedeutende möglichst vermeiden. Hiermit wird wohl jeder vernünftige Baumeister einstimmen. Ein besonderes Schicksal der Baukunst ist es doch, daß sie bloß in den Werken der Alten das non plus ultra der Kunst finden sollte? da wir es doch in so manchen der schönen Künste weiter als die Alten gebracht haben: es ist also befremdend, daß wir in dieser noch so weit zurück stehen, und noch nicht einmahl die Zeit absehen können, den Alten gleich zu kommen. Fast sollte man glauben, daß hierin noch zu viel Vorliebe für die Alten oder zu viel ängstliches, wie gemeiniglich bey allen Nachahmungen, herschet. Der erste Entwurf eines jeden Gebäudes ist gemeiniglich freye Handzeichnung, und öfters drücket diese Skizze den Charakter des Gebäudes kenntbarer aus, als wenn sie durch die Kunst ausgeeilet wird.

Lm.

7) Romane.

Sagen der Vorzeit. Von Veit Weber. Zweyter Band. Berlin, 1788 bey Fr. Maurer. 444 Seiten in 8. (Mit einem Titelkupfer von Chodowiecki.)

Der Verf. hat sich die undankbare Mühe gegeben, von dem Geschrey einiger empfindsamen Leute, denen es nicht gemüthlich ist, daß er „so viele schreckende Scenen, verzerrte Mönchsfratzen, drohende Ritterbilder, und grinsende Todtenköpfe malte," Notiz zu nehmen, und öffnet ihnen zu Anfang dieses 2ten Bandes in einer Note das Verständniß. Nicht die Note, sondern ihre Veranlassung ist sonderbar. Sollte man sichs vorstellen, daß es Leute geben kann, die aus jenen Ritterzeiten Pegnitzschäfer, oder Siegwarte und Theresen erwarten, und zwar Leute, die eine öffentliche Zurechtweisung verdienen? — Veit Weber darf sich getrost in sein Verdienst hüllen. Gerade daß er die Mönchsfratzen ꝛc so treffend malet, daß kundige Leser sich oft in jene Jahrhunderte zurückversetzet glauben, — gerade daß er unvermerkt, und ohne eingeschaltete Homilien, aus diesen schreckenden Scenen viel gesunde und bessernde Sittenlehre in die Herzen mancher Leser zu senden weiß, die mit Süßigkeit überladen waren, gerade das macht ja den Werth dieser Sagen aus; und wem nach Mondenschein und Vergißmeinnichtchen, nach schaaler Liebeley und sauersüßen Syrupbrühen, lüstet, der weiß ja, in welchen Buden er bis zum Ueberdruß mit solcher losen Speise bedienet werden kann. Durch unberufene Tadler, die von einem Philipp Wouwermann Rosen und Mückenfüße fodern, oder Bataillenstücke von einem Ottomar Ellinger, muß ein Virtuose, der sein wahres Talent fühlt und kennet, sich nicht irre machen lassen.

Rec. beziehet sich übrigens bey der Anzeige dieses zweyten Bandes auf sein Urtheil über den ersten. Bey eben den sehr wesentlichen Vorzügen findet hier dieselbe beyläufige Veranlas-

sung zum Tadel Statt, von der wir aber wohl einsehen, wie schwer es sey, ihr **völlig** auszuweichen. Göthe vermogte es freylich in seinem Götz von Berlichingen. Sonst wetteifern hier vier Erzählungen um den Vorzug: **Wolf; das heilige Kleeblatt; der Müller des Schwarzthals;** und **der graue Bruder.** Bey dieser letzten Erzählung hat der Verfasser den Ton des Frauenlob nachzuahmen gesucht. Ob wir ihn wohl fragen dürften, zu welchem Ende: — War dieser Ton besser als der unsrige: so wäre es kein großer Beweis unseres geläuterten Geschmackes, daß wir ihn verlassen haben; war er schlechter: so ist es kein Verdienst, ihn in ganzen Erzählungen nachahmen zu wollen, — denn beym Willen bleibt selbst Veit Weber nur, wenn man den Frauenlob neben den grauen Bruder hält, und muß wohl dabey bleiben, weil das dreyzehnte Jahrhundert, in welchem Frauenlob blühete, kein Wörterbuch für unsere vermehrten und verfeinerten Begriffe, noch für die raffinirten Sentiments des 18ten Jahrhunderts haben konnte. Rec. getrauet sich zu behaupten, die Leser von ächtem und bewährtem Geschmacke, und jeder dem daran liegt, die Bücher so er kauft, mehr als einmal lesen zu können, werden sich gern mit ihm zu dem Wunsche vereinigen, daß der Verf. es bey diesem Versuche bewenden lassen wolle. Ferner gestehet Rec. (der sichs zum heiligen Gesetze gemacht hat, **niemals** sein Urtheil über ein Buch nach einer einzelnen Lektüre niederzuschreiben, wenn auch seine Anzeigen sich dadurch etwas verspäten sollten,) offenherzig, daß es ihm etwas sauer wurde, den grauen Bruder, so gut diese Sage gewandt, und so schön sie von der dichterischen Seite bearbeitet ist, zum zweyten mal zu lesen. Ueberhaupt wünschten wir, daß Herr W..... künftig den obsoleten Styl nur den Vorfahren in Mund und Feder legen, und wo er selbst das Wort führet, im heutigen guten Tone sprechen möge, ohne Phöbus, ohne Blümeley, ohne Kraftsprache. Zugleich würden seine Schriften sehr gewinnen, wenn er den Vortrag ein wenig mehr nach dem Stande und den präsumtiven Fähigkeiten der redenden oder schreibenden Personen modificirte. Anders drückt sich der ritterliche Graf, anders ohne Zweifel dessen Bube aus. Wir überlassen diese Winke der Prüfung des Verfassers, dessen Buch wir einer schönen Antike gleich schätzen, an welcher eine spätere Hand die zertrümmerten Glieder ergänzet hat. Hoffentlich ist sein Vorrath noch lange nicht erschöpft? Wiewohl also unsere

sere Stimme ein wenig spät kommt, so wird er, wofern sie ihm so bemerkenswürdig scheinet, als sie aufrichtig zu seiner wahren Ehre zwecket, immer noch bey der künftigen Fortsetzung, zu der wir ihn auffodern, Gebrauch davon machen können. Vor Nachahmern wird ihn die Schwürigkeit des Unternehmens wohl schwerlich bewahren; desto mehr Ehre für ihn, wenn er nichts vernachlässiget, sich zum unerreichbaren Muster empor zu arbeiten.

Lo.

Die Geschichte meines Vaters, oder wie es zugieng, daß ich gebohren wurde. Ein Roman in zwölf Kapiteln von A. von Kotzebue. Reval und Leipzig in Commißion bey P. G. Kummer. 1788. 164 S. 8. Mit einer Titelvignette.

In der Vorrede erzählt der V. die Geschichte der Entstehung dieses kleinen Romans. In einer Unterredung mit einem Freunde über die Boutrimes, gerieth er auf den Gedanken, dieß Spiel des Witzes weiter auszudehnen Er bat seinen Freund, ihm die ersten zwölf Wörter, die ihm einfallen würden, in die Feder zu diktiren, und machte sich anheischig, aus diesen 12 Wörtern einen kleinen Roman zusammenzusetzen. Die Wörter, die er ihm gab, waren folgende: Feuerspeyender Berg, Priester, Käfer, Strauß, Gewitter, Bergwerk, Ozean, Wolf, Bley, Feigherzigkeit, Hölle und Bestechung. Darnach entwarf er einen Plan, und liefert hier die Ausführung desselben. (der V. nennt seinen Freund und sichert sich dadurch gegen den Verdacht, in dem man weiland den guten Menage hatte, daß seine Endreime, auf die er sich so viel zu gute that, hinter drein gemacht wären.) „So viel, setzt er hinzu, scheint mir gewiß, daß diese Beschäftigung des Witzes, jungen Schriftstellern sehr nützlich werden könnte, denn sie lehrt Ideen an einander knüpfen, Verbindungen von Wahrscheinlichkeiten erschaffen, und Dinge zusammen fügen, die beym ersten Anblick durch Berge und Thäler von einander getrennt schienen." Hierinn können wir dem V. nicht beystimmen. Der Vortheil einer solchen Uebung würde den Nachtheil,

den sie unvermeidlich nach sich ziehen müßte, bey weitem nicht aufwiegen. Ein guter Kopf freylich, wie der V. wird sich immer mit ziemlich leidlicher Art durch die Schwierigkeiten hindurchwinden: indeß leidet es wohl keinen Zweifel, daß er, ohne diesen Zwang, noch etwas weit besseres geliefert haben würde. Allerdings zeigt die Verbindung, in welche die 12 Hauptszenen, die sich um die 12 gegebenen Wörter drehen, gebracht sind, Witz und Phantasie: ein paarmahl aber sieht sie doch gezwungen genug aus. Die Manier und Laune des V. ist nicht original — er kopiert Sterne ziemlich sichtbar — aber immer sehr unterhaltend. Er hat Menschen- und Weltkenntniß, und eine glückliche Anlage zur Satyre. Nur rathen wir ihm, nicht zu ängstlich nach Witz zu haschen, nicht jeden gemeinen Gedanken in ein neues, schimmerndes Gewand kleiden zu wollen. So bald das Bestreben eines Dichters nach Witz sichtbar wird, so bald misfällt es: gesetzt auch, das Bestreben ist ihm nicht ganz mislungen. Eine andere Klippe, für die sich, unsers Bedünkens nach, Hr. v. K. mehr hüten sollte, ist die Uebertreibung. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, das Komische in jedem Falle durch Uebertreibung verstärken zu können. Durch den zu häufigen Gebrauch dieses Kunstgriffs wird eine ermüdende Monotonie hervorgebracht. Dieser Flecken ohnerachtet haben wir den kleinen Roman mit Vergnügen gelesen, und fodern den V. auf, diese Laufbahn weiter zu verfolgen. Komische Szenen glücken ihm besser, als empfindsame: die Schilderung der wirklichen Welt besser, als der idealischen. Statt selbst die Skizze der Geschichte zu entwerfen, setzen wir die kurze Nachschrift her, aus der die Leser ohngefehr errathen können, mit welchem Glück der V. die sich selbst gemachten Schwierigkeiten überwunden hat. „So kettet im menschlichen Leben sich eine Begebenheit an die andere, so hängt oft von der scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeit unser ganzes Schicksahl ab. Wäre meine Großmutter nicht auf dem feuerspeyenden Berge entbunden worden, so hätte mein Vater nie das Glück genossen, von einem frommen Priester erzogen zu werden; hätte der Sieger der Perser nicht den Käfer zu hitzig verfolgt, so würde er nie der Mörder eines Straußes worden seyn, und nie nöthig gehabt haben, in der Jägerhütte vor einem Gewitter Schutz zu suchen; hätte er in den Schachten des Bergwerks nicht den Kobold verspottet, so hätte der Hunger ihn nie gezwungen, den Ozean zu besiegen;

gen; der Wolf mußte die spanischen Schafe fressen, und ein Gedicht mit Fenster-Bley geschrieben meinen Vater aus dem Gefängnisse retten, um ihm Gelegenheit zu geben, auf die Feigherzigkeit zweyer Buben sein Glück zu gründen; die Hölle setzte ihn in den Besitz eines Rittergutes, die schändlichste Bestechung in den Besitz meiner schwarzaugichten Mutter; und wäre das Alles nicht geschehen, so wäre ich auch nicht geboren worden."

Qw.

Ildegerte, Königin von Norwegen. Historische Novelle von A. von Kotzebue. Reval und Leipzig in Commißion bey P. G. Kummer. 1788. 264 S. 8. Mit zwey Kupfern von Mechau und Geyser.

Thora, verwitbete Königin von Norwegen, führte während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Swend die Verwaltung des Reichs mit großem Ruhme Der martialische Geist der Nation erstreckte sich auch auf das weibliche Geschlecht. Thora war von einer Menge edler Frauen und Mädchen umringt, die sämtlich streitbare Amazonen und in allen ritterlichen Uebungen erfahren waren. Unter ihnen zeichnete sich vorzüglich Ildegerte durch Schönheit, Stärke, Tugend und männlichen Verstand aus. Swend wuchs heran und fieng an, Neigung für Ildegerten zu empfinden, die nicht unerwiedert blieb. Indeß kam Ranfried, König der Schweden, an den norwegischen Hof, und verliebte sich gleichfalls in Ildegerten. Er ward aber, da ihr Herz schon vergeben, und er überdieß eben so unangenehm von Figur als von Sitten war, mit Verachtung zurückgewiesen. Dieß machte ihn wüthend, er verließ Norwegen eilig, und kehrte bald mit einem Heer zurück, sich Ild. mit Gewalt zu bemeistern Swend zieht ihm an der Spitze seines Heers entgegen, wird aber geschlagen und getödtet. Wie Ild. diesen Unfall erfährt, stellt sie sich an die Spitze von 6000 Amazonen, und zieht dem Barbaren entgegen. Ihr zur Hülfe eilt herbey Theodorich König der Dänen und nächster Erbe der Krone: sie greifen Ranfried gemein-

schaftlich an, der geschlagen wird, und selbst von Ildegertens Hand fällt. Theod sieht Ild. verliebt sich in sie, und setzt sie neben sich auf seinen Thron. Harald, Theods Vetter und Freund, nährt gleichfalls eine Leidenschaft für Ild. die er endlich auch entdeckt. Allein er wird, so wie er es verdient, abgefertigt, und sinnt auf Mittel, seinen Zweck durch Verrätherey zu erreichen. Er wiegelt Herrmanfrieden, Ranfrieds Nachfolger auf, mit einem zahlreichen verbündeten Heere einen Einfall in Dännemark zu thun. Harald übertreibt gegen seinen Vetter die Gefahr, und bewegt ihn dadurch, Ildegerten, zu der seine Liebe ohnedieß schon etwas lau worden war, zu verstoßen, Luitgardis, Herrmanfrieds Schwester zur Gemahlin zu nehmen, und sich dadurch den Frieden zu erkaufen. Ildegerte entflieht mit ihrem Sohne Haldan nach Norwegen. Dieß zerstört Haralds boshaften Plan, und nöthigt ihn zu einem andern Mittel. Er beredet Theod. zu einer Reise durch seine Staaten, in seiner Abwesenheit bringt er die Armee und die Nation auf seine Seite, und wirft sich zum König auf. Theod. kann kaum eine Handvoll Leute gegen ihn führen, wird von dem Heere des Verräthers umringt, und ist hart am Rande des Untergangs, als Ildegerte, die von allem Nachricht bekommen, mit einem Heer Norweger und ihren Amazonen zur Hülfe herbey eilt. Die Herzen der Nation hingen ihr immer noch an. So wie sie erschien, ging der größte Theil von Haralds Heere zu Ild. über, sie befreyt Theod. und Har. sieht sich gezwungen zu fliehen. Der reuige König will sie wieder zur Gemahlin annehmen, allein sie schlägt es aus, bedingt sich nur für ihren Sohn die Krone von Norwegen, und kehrt, geliebt, bewundert und angebetet in ihr Vaterland zurück, die Erziehung ihres Sohnes zu besorgen. — Dieß ist der Gang dieser historischen Novelle, oder wie man sie vor 50 Jahren genannt haben würde, dieser Helden- und Liebesgeschichte. Daß dieses sonderbare Paar, dieser weibische Mann, und dieses männliche Weib den Lesern sehr behagen werde, glauben wir kaum, aber vor den Augen der Leserinnen wird es vielleicht mehr Gnade finden. Einzelne schöne Stellen und Situationen haben uns indeß die Zeit nicht ganz bereuen lassen, die wir auf die Lectüre dieses Büchelchens wendeten. Man stößt hier und da auf recht artige Schilderungen und feine Bemerkungen: den Ausdruck der Leidenschaften aber fanden wir selten der Natur ganz gemäß. Die Sprache

des

des Heroismus und der Empfindung ist schon, jede einzeln für sich, nicht leicht zu treffen, aber noch größer wird die Schwierigkeit, wenn beyde sich in Einem Subjekt vereinigen, wenn der Dichter einen solchen Charakter schildern, die Modificationen, die immer eine Eigenschaft durch die andere erhält, und wie unter den verschiedenen Situationen, bald die bald die andere wirksamer ist und die Oberhand erhält, nach dem Leben darstellen soll. Es ist nichts schwerer, als Helden durch Politik nicht zu frostigen Apathisten, oder durch Liebe nicht zu seufzenden Schäfern zu machen. Daß der Verf. hier immer die rechte Mittelstraße getroffen habe, glauben wir nicht. Die nordische Mythologie ist gut genutzt, seltsam genug aber stechen daneben ab die Anführung eines Lessing, Montesquieu, der Ausfall auf Meiners, Büsching, und das Gleichniß von „der Schadenfreude des Teufels, wenn er Fromme sündigen sieht."

Pk.

Johanna von Castilien, eine Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert, Stellenweise sehr lehrreich für das achtzehnte. Madrid, 1788. 5½ Bogen 8.

Die Novelle scheint zwar beim ersten Anblick etwas zu französiren, hat kurze abgebrochene Perioden: ist aber doch sehr gut geschrieben; und der originelle Uebersetzer, der Stellenweise seinem Ausdruck Adel und Stärke giebt, scheint kein Stylist vom gemeinen Schlage. Die Begebenheiten werden am Ende höchst romantisch, doch lassen sie sich mit dem Genius der Nazion und der Zeit reimen.

Ag.

Der Thurm von Samarah. Eine warnende Geschichte für Astrologen, Zeichendeuter, Magier und alle Liebhaber geheimer Wissenschaften.

Aus dem Arabischen. Leipzig. 1788. 253 Seiten 8.

Man würde sich sehr irren, wofern man unter diesem Titel mehr nicht, als ein gewöhnliches arabisches Mährchen, erwartete. Erfindungsgeist und Sprache vereinigen sich, ein angenehmes Ganze zu bilden, das eben so wohl belehrt, als vergnügt und den Leser stets mit sich fortführt. Ein arabischer Kalife, der die Schranken, die der Schöpfer den Einsichten der Sterblichen gesetzt hat, gern überschreiten möchte, erfährt die gerechte Strafe seines Dünkels. Statt sich Kenntnisse zu erwerben, die allein reinern Geistern aufbewahrt sind, verfällt er in sinnlosen Hochmuth und vergißt, daß manches nicht zu wissen, die Bestimmung des Menschen auf Erden ist. Vielleicht würde das Ganze noch vollkommener ausgefallen seyn, wenn der Verf. dieses Zwecks, der, so viel wir wissen, noch in keinem Roman ausdrücklich beabsichtiget worden und für die Geschichte unsrer Tage so anziehend ist, mehr eingedenk gewesen wäre, wenn er verschiedene Scenen, die hierauf keinen Bezug haben, weggelassen, manche Gemählde, die nicht blos furchtbar, sondern schauderhaft sind, gemindert und das Gegenbild des eitlen Kalifen, den zufriedenen, sanften Gulchenruz, mehr in Thätigkeit gesetzt, ihn nicht blos gut und leidenschaftlos geschildert hätte. Der Kalife wüthet wirklich zuweilen, ohne daß man einsieht, warum, da nichts seiner Gewalt widersteht, und begeht Grausamkeiten, die man beym Mangel aller Gegenwirkung zu unnatürlich finden muß. Ungeachtet dieser kleinen, nicht leicht zu verkennenden, Flecken interessirt die Geschichte gleichwohl und ersetzt, was ihr von der einen Seite abgeht, durch den Zauber der Phantasie und Darstellung aufs reichlichste. Von ganz entgegengesetztem Charakter ist

Orlando und Seraphine, eine türkische Geschichte, in zwey Theilen. Leipzig. 230 S. 8.

Es ist wirklich sonderbar, wie verschieden zuweilen Dichter und Kritiker urtheilen. Der Verf. dieser türkischen Geschichte glaubt, laut der Vorrede, durchgehends interessant zu seyn und entschuldigt die eingemischten bilderreichen Scenen damit,

mit, daß doch zuweilen ein Ruheplatz für das Gemüth seyn müßte, weil es nicht im Stande sey, eine unabläßige Anstrengung sympathetischer Empfindungen zu ertragen: und Rec. hat ihn durchgehends langweilig und bis zum Eckel ermüdend, auch nicht etwa hie und da ein, sondern auf jeder Seite zwey und drey Ruheplätzchen zum Einschlafen gefunden. Weder reich an Situationen, noch durch Charakterzeichnungen gehoben, schleicht die an sich dürftige Geschichte den trägsten Schneckengang fort, und es wäre unbegreiflich, wie sie in achtzig Briefen hätte ausgedehnt werden können, wenn der Verf. nicht die Kunst verstünde, auch den gemeinsten Gedanken und die alltäglichste Empfindung seitenlang zu zergliedern und auszuzieren.

Ng.

Nina's Briefe an ihren Geliebten. Von der Verfasserin der Geschichte Amaliens. 1788. 11¼ Bog. gr. 8.

Mit aller Achtung gegen die Urheberin der Amalie — diese Briefe, originell (?) und wahr, oder nicht, mögen als Modelle zu Billets doux eines liebetrunknen Mägdchens an ihren Zukünftigen, ihren Werth haben, auch dem jetzigen Hrn. Gemal heut und in diesen Tagen noch behagen; aber das Publikum interessiren sie wirklich sehr wenig.

Rm.

8) Weltweisheit.

Cicero's Gedanken über den Geist des Naturrechts, übersetzt von D. Christian Wilhelm Wehrn, Kurmainzischen Provinzial-Gerichts-Assessor, und Lehrer der Rechte in Erfurt. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1788. 46 Seiten in 8.

Cicero, in seinen Büchern von den Gesetzen, gehört ohne Zweifel zu denjenigen Schriftstellern, die am tiefsten in die Quellen des Rechts und den allgemeinen Geist der Gesetze eingedrungen sind. Um darauf zur gegenwärtigen Zeit, wo man allenthalben mit Verbesserung der Gesetze beschäftiget ist, wieder aufmerksam zu machen, übersetzte Hr. W. einige Capitel aus den beyden ersten Büchern jenes vortreflichen Werks. Diese Absicht ist allerdings löblich und verdient Ermunterung. Wir wünschten daher, daß Hr. W. seine Uebersetzung, die ziemlich richtig, nur nicht frey und fließend genug ist, von Neuen durcharbeiten und vollenden; aber ihr auch mehr Geschmeidigkeit und zugleich einige Anmerkungen zur Erläuterung mitgeben möchte. Und da riethen wir dann auf dem Titel den Geist des Naturrechts in den Geist der Gesetze zu verwandeln; weil man den Ausdruck Geist nicht sowohl vom Recht als von den Gesetzen zu brauchen pflegt.

System der bürgerlichen Gesellschaft: oder natürliche Grundsätze der Sittenlehre und Staatskunst. Nebst einer Untersuchung über den Einfluß der Regierung auf die Sitten. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil, 224 Seiten, Zweyter Theil 172 Seiten in gr. 8. Breslau, bey Ernst Gottlieb Meyer. 1788.

Dieß

Dieß Buch war gewiß einer Uebersetzung nicht unwerth; und diese ist denn auch so fließend gerathen, daß man es nicht merkt, daß sie nur Uebertragung eines fremden Werkes in eine andre Sprache ist. Schade indessen, daß der V. gegen die christliche Religion, die er gewiß nicht aus den rechten Quellen kennen gelernt haben muß, in Beziehung auf Sittenlehre und Staatswohl so sehr eingenommen ist, und darüber hin und wieder unglimpflich urtheilt. Wenn man ihm dieses Vorurtheil, das doch keinen wesentlichen Einfluß auf sein System zu haben scheint, übersehen will, welches man aus dieser Ursache wohl kann; so wird man sein Buch nicht ohne Vergnügen lesen und wenn man auch hie und da einige Bestimmung nöthig finden sollte, es doch nicht ohne belehrt zu seyn weglegen. Sein großes Thema ist: „die Sittenlehre und die Staatskunst sind offenbar mit einander verbunden: sie können sich ohne Gefahr ihres Intresses nicht trennen, noch aufhören sich einander die Hand zu reichen. Dieß Thema hat er vortreflich ausgeführt und dabey manche große Wahrheiten auf eine solche Weise gesagt, daß man dadurch auf eine angenehme Art zum weitern Nachdenken gereizet wird.

Des Freyherrn von Martini Lehrbegriff des Naturrechtes. Zweyte in vielen Stücken verbesserte Uebersetzung. Wien, bey Johann David Hörling, Buchdrucker und Buchhändler 1787. 333 Seiten in gr. 8.

und

Desselben allgemeines Recht der Staaten. Zweyte in vielen Stücken verbesserte Uebersetzung. Wien 1788. Bey ebendemselben. 324 Seiten in gr. 8.

Beyde Uebersetzungen sind ziemlich rein, leicht und deutlich, folglich zweckmäßig und verdienen daher um so mehr empfohlen zu werden, als sie gewiß an dem Orte, wofür sie zunächst bestimmt zu seyn scheinen, dazu beytragen werden, daß die gemeinnützigen Wahrheiten der Originale, deren Ver-

breis

breitung sonst durch die Sprache der letztern eingeschränkt gewesen seyn würde, in ausgedehntern Umlauf kommen.

Wz.

Des Herrn Bergier, der Gottesgelartheit Doctor, Domherrn der Kirche von Paris, der Academie zu Besançon und der königl. Societät zu Nancy Mitglieds, Prüfung des Materialismus, oder Wiederlegung der Schrift: System der Natur. Erster Theil Aus dem Französischen übersetzt. Bamberg und Wirzburg, im Verlage bey Tobias Goebhardt. 1788. 488 Seiten 8.

— Zweyter Theil — 446 Seiten.

Herr Bergier, der sich uns in dem Vorberichte seines Buchs als einen auf den Gang der Ungläubigen aufmerksamen Vertheidiger der Religion bekannt macht, hielt sich berechtigt, das berüchtigte System der Natur zu widerlegen, weil er schon früher den Deismus bestritten, und weil er den Materialismus und Atheismus nur als einen Fortschritt des Deismus unter den Philosophen (in Frankreich) betrachtet. Recensent kann, da diese Widerlegung des Materialismus ein ausländisches Product ist, sich um so viel eher der Mühe überheben, den Lesern dieser Bibliothek durch eine weitläuftige Prüfung dieses Werks Rechenschaft davon zu geben, wie weit Hr. Bergier seine Absicht, das Systeme de la nature zu widerlegen, erreicht habe. Er könnte überhaupt sagen, daß dies Werk dem grösten Theil der philosophischen Schriften, die über den Rhein seit einiger Zeit zu uns gekommen sind, darinn ähnlich ist, daß man wahre philosophische Gründlichkeit und eingreiffenden Scharfsinn vermißt, und das Raisonnement leicht auf der Oberfläche hingleitet. Damit der Leser aber im Stande sey, ex vngue leonem zu erkennen, so will ich zur Probe diejenige Materie und ihre Behandlung hier ausheben, die Hr. Bergier selbst für die wichtigste und für die Grundveste des ganzen Materialismus erklärt. Dies ist das zweyte Kapi-

Kapitel, von der Bewegung und ihrem Ursprunge. Das System der Natur behauptet, die Bewegung sei der Materie wesentlich. Materie sey nicht ein einziges Wesen, sondern ein Geschlecht von Wesen, dessen Individua, ob sie gleich die Eigenschaften mit einander gemein haben, doch nicht unter eine Klasse gebracht und unter einerley Benennung begriffen werden dürfen u. s. w. Bewegung sey Anstrengung, durch welche ein Körper seine Stelle verändert oder zu verändern strebt.

Hr. B. läugnet, daß die Bewegung der Materie wesentlich sey, und behauptet, sie erfolge durch Stoß von aussen. Er verwirft jene Erklärung derselben als falsch. „Bewegung, sagt er, ist nicht Anstrengung, sie setzt, wenn man will, eine Anstrengung in dem bewegenden Prinzip voraus, aber nicht in dem bewegten Körper. Hier ist Verwechslung der Wirkung mit der Ursache, des Bewegten, mit der bewegenden Ursache." — „Wenn eine Anstrengung in der auf dem Tische liegenden Kugel ist, so ist es Streben nach Ruhe. Dies und Streben nach Bewegung ist nicht einerley. Bewegung ist nur Anstrengung, wenn sie freywillig ist u. s. w. Also muß ein bewegendes Prinzip, eine Gottheit seyn."

Der eigentliche Streitpunct liegt hier in der Frage: wo ist das Principium der Bewegung zu suchen, liegt es in der Materie selbst, oder ist es ausser ihr? Herr Bergier nimmt das Letztere an, und glaubt daher mit seinem Gegner leicht fertig werden, und das gantze System der Natur mit einem Mahl untergraben zu können. Wenn aber das Principium der Bewegung nichts anders, als die Schwere ist, so hat er gegen seinen Gegner nichts gewonnen; so wäre die Erklärung des Systems der Natur von der Bewegung so falsch nicht, wie er behauptet, und Bewegung entstünde durch den Druck der Materie A auf die ausser ihr befindliche Materie B; und umgekehrt durch den Druck der Materie B auf die Materie A; sie wäre das Streben eines Körpers, vermöge seiner Schwere, den jedesmaligen Punct seiner Lage zu verändern. Die Materie bewegte sich eben so nothwendig, als ihr die Schwere wesentlich ist, oder die Bewegung ist der Materie eben so wesentlich, als ihr die Schwere ist. Es gäbe folglich gar keine freywillige Bewegung, ohne daß man doch, mit Hrn. Bergier, daraus schliessen könnte: wenn es keine freywillige Bewegung giebt, so ist alle Bewegung eine erlangte; folglich ist alle und jede Bewegung der Materie fremd und zufällig. Datur tertium,

sie

sie kann nothwendig und wesentlich seyn. Der Körper kann so wenig ohne Bewegung gedacht werden, als er ohne Schwere gedacht werden kann. Nach dieser Voraussetzung ist es also auch kein Widerspruch, wie H. B. behauptet, zu sagen, ein Körper hat die Bewegung seiner Natur nach, und erlangt sie auch von einer ausser ihm existirenden Kraft. Denn jeder Körper wirkt nicht nur durch seine eigne Schwerkraft, sondern muß auch zugleich den Druck der Schwerkraft eines andern leiden. In der Bewegung ist actio und passio zugleich. Die passive Bewegung nennen wir gewöhnlich die Richtung der Schwere. Ruhe im eigentlichen Sinne giebt es in der Materie nicht. Die auf dem Tische liegende Kugel, die der Verf. als Beyspiel und Beweis seiner Behauptung anführt, scheint nur in Ruhe zu seyn. Der Gegendruck der Kraft des Tisches hält die Bewegung im Gleichgewicht: Beyde aber streben unaufhörlich dies Gleichgewicht zu zerstören. Wenn die Bewegung für uns gleich unmerkbar ist, so äussert sie sich doch durch den Druck und Gegendruck. Sobald das Gleichgewicht der Kräfte nur im geringsten Theil gehoben ist, so wird die Bewegung für uns merkbarer werden.

„Ohne den Begriff der Ruhe, sagt Herr B., kann man sich die Bewegung nicht denken. Ist die Bewegung der Materie wesentlich, so ist der Begriff von Ruhe schimärisch und abgeschmackt." — Der erste Satz ist nur umgekehrt wahr, ohne den Begriff der Bewegung kann man sich die Ruhe nicht denken. Die Bewegung ist das Erste: sobald Materie da ist, ist auch Bewegung, und von dieser ist der Begriff der Ruhe abstrahirt. Ruhe ist nur ein relativer Begriff, sie ist ein verminderter Grad der Bewegung, der für unsere Organe unmerklich werden kann, und wenn er dies geworden ist, so sagen wir: der Körper ist in Ruhe, ohne ein völliges Aufhören aller Bewegung desselben behaupten zu wollen. So irrig, als ein gänzliches Aufhören aller Bewegung, denkt Herr Bergier sich den Begriff der Ruhe. Dadurch wird er zu falschen Folgerungen verleitet und findet den Begriff von Ruhe schimärisch und abgeschmackt, wenn die Bewegung der Materie wesentlich ist.

Man sieht hieraus, daß Hr. Bergier das Problem der Bewegung gar nicht aufgelöset hat, sondern vielmehr den Knoten zerschneidet, indem er ein von der Materie verschiedenes Principium der Bewegung gegen das System der Natur

an-

annimmt, daß er folglich auch nicht berechtigt ist, über das System der Natur, für dessen Fundament er die Lehre von der Bewegung hält, zum Nachtheil desselben zu entscheiden. Allein Recensent sieht auch gar nicht ein, wie die Frage, ob die Bewegung der Materie wesentlich, oder zufällig bey ihr sey, zur wichtigsten und entscheidendsten im System des Materialismus gemacht werden könne. Wenn die Bewegung der Materie wesentlich ist, folgt alsdenn schon, daß zur Einrichtung der Welt kein Wesen ausser ihr nothwendig ist? Die Ordnung und Regelmässigkeit der Bewegung im Weltall bleibt noch immer, als ein wichtigeres Argument gegen den Materialisten übrig. Die Ordnung im Weltall sezt ein thätiges, wählendes Principium ausser der Materie voraus: so bald jene erwiesen ist wird auch der Materialist nicht umhin können, dies leztere anzuerkennen. Der Verf. handelt diese Materie von der Regelmässigkeit und Ordnung im Weltall im 5 Kap. ab. Weil er aber den Faden dieser Untersuchung aufs schärfste, und am äussersten Ende aufzufangen, und von dem bestimmten Verhältnisse der materiellen Theile eines Körpers nach ihrer ursprünglichen Kraft zu einem andern Körper und zum Gantzen, wodurch die Bewegung Ordnung und Harmonie wird, auszugehen nicht vermogte, auch aus der Ursache weil er mit den neuern Schriften, vorzüglich deutscher Philosophen, über diese Materie unbekannt war, endlich, weil er als bewiesen annimmt, daß die Bewegung zufällig sey und von aussenher geschehe: so konnte die Untersuchung nicht befriedigend, und die Einwürfe des Systems der Natur durch dieselbe nicht völlig entkräftet werden.

Bey diesem allem aber ist es dennoch gar nicht des Recensenten Absicht, dieser Prüfung des Materialismus allen Nutzen und alle Brauchbarkeit abzusprechen, er würde sie vielmehr demjenigen empfehlen, der mit dem Systeme de la nature bekannt zu werden wünschte, indem man beynahe diese gantze Schrift im Auszuge darinn findet, und die Prüfung ihr Schritt vor Schritt folgt. Ist derjenige, der sie in dieser Absicht zur Hand nähme, ein Selbstdenker, so wird sie ihn zu manchen philosophischen Untersuchungen Veranlassungen geben, und es wird ihm leicht seyn, wo Hr. Bergier à la françoise philosophirt, ihn zu verbessern, oder zu ergäntzen: fehlt es ihm aber an philosophischen Scharfblick, so wird er noch immer sicherer gehen, wenn er Hrn. Bergier zum Führer

in dem zum Theil spitzfündigen Labyrinthe des Systems der Natur wählt, als wenn er den oft in blendendes Gewand gekleideten Grundsätzen und Folgerungen, denen es häufig nicht an Scharfsinn fehlt, die er in jenem Buche findet, nichts entgegen zu setzen weiß, und sich von ihnen irre führen läßt.

Im Vorberichte giebt Herr Bergier die Nachricht, daß das Buch: System der Natur, nichts anders, als eine Compilation und größtentheils wörtliche Wiederholung der Contagion sacrée, des Essai sur les préjugés, (den man einem du Marsais beylege,) des Christianisme devoilé, und des Werks de l'esprit sey, daher er auch in seiner Widerlegung bey den ausgezognen Stellen unten auf diese genannten Werke hinweiset.

Was die Uebersetzung anbetrift, so ist sie ziemlich fliessend im Ganzen, obgleich der Uebersetzer die deutsche Sprache nicht so völlig in seiner Macht hatte, daß man nicht hin und wieder das französische Original durchschimmern sehen, und, wiewol nur selten, auf einen Gallicismus stossen sollte.

Zk.

Meine Gedanken von der Welt, daß sie muß einmahl aufhören zu seyn, bewiesen von der menschlichen Seele, von J. G W Frenzel. Arnstadt, gedruckt bey H. J. Trommsdorf, ohne Jahrzahl. 8. 48 Seiten.

Unerachtet der Verf. in den Vorerinnerungen den Kunstrichtern gar nicht hold ist, und Partheylichkeit ihnen samt und sonders als Erbfehler vorrükt, Unwissenheit nicht ausgeschlossen; also entweder gar nicht oder nur mit Lob Preisung will beurtheilt seyn: so müssen wir doch, auf die Gefahr obiges auch auf uns angewandt zu sehen, zum voraus ehrlich, und nach bestem Wissen und Gewissen bekennen, daß beydes gegenwärtig nicht wird erfüllt werden. Abgerechnet die sehr verworrene Schreibart, sieht es in des Verf. Kopfe noch gantz wüst aus: Begriff und Sätze sind roh und unverdaut: man sieht klar, daß über Metaphysik der Verf. zwar manches gelesen aber nichts gehörig ergründet hat. Zum vorläufigen

Be-

Beweise von der Möglichkeit einer gänzlichen Welt-Vernichtung, beruft sich der Verf. auf Verbrennung eines Pfundes Holz, wo Asche und gesammleter Rauch 3⅔ Quentchen wogen, also unleugbar Materie muß vernichtet seyn; er dachte aber nicht daran, daß die im Holze befindliche Feuchtigkeit, und Luft, nebst dem Brennbaren nicht sind mit gewogen worden. Leugnen, daß Gott alles könne vernichten, meynt er, streite mit der Allmacht; streitets denn auch damit, daß Gott aus zwey mahl zwey nicht kann fünf machen? So bald erwiesen ist, daß gänzliche Vernichtung alles substantiellen außer Gott Widerspruch enthält, ist darin nichts der Allmacht nachtheiliges. Der Haupt-Beweis aber lautet so: Menschen- und Thier-Seelen werden jetzt nicht mehr erschaffen, ihre Zahl ist begränzt, also muß die Fortpflanzung einmahl aufhören, also nach deren Ende die Erde, nebst den mit ihr in Verbindung stehenden Himmels-Körpern in Nichts übergehen. Wie das Letzte folge, sehn wir, vermuthlich aus angestammter Recensenten-Blindheit, nicht; was hindert, daß auf diese Reihe der Dinge eine andre in andrer Ordnung, nach andern Gesetzen folge? Gesetzt die Menschen- und Thier-Seelen werden anders wohin versetzt, können denn nicht andre wieder hieher versetzt werden? Oder kann nicht die Erde, durch Veredlung, zum Wohnsitze für die neuen veredelten vorigen Bewohner erhoben werden?

Zb.

Unterhaltungen für Freunde der populären Philosophie. Halle, bey Friedr. Dan. Franke. 1788. in 8. 510 Seiten.

Der Verf. Hr. Joh. Friedr. Hildebrand, Prediger an der Moritzkirche zu Halberstadt, wie er sich am Ende der Vorrede unterschreibt, hat bey diesen Unterhaltungen nicht den Zweck, sich in tiefe und weitläuftige Untersuchungen einzulassen; sondern Wahrheit, Liebe, und Frieden zu befördern, oder denkende Männer einige Stunden angenehm zu beschäftigen. Weil die hier gelieferten Abhandlungen der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt ursprünglich bestimmt waren: so wollte der Verf. blos vielen nutzen, und sollte viele vergnü-

gen. Darum mußte er populäre Sachen in einer populären Sprache vortragen. Hiemit stimmt auch unsers Erachtens das Werk selbst aufs genauste überein, es ist genau geleistet, was versprochen ward. Wenn wir also noch den Innhalt kurz anführen, werden wir unsre Leser hinlänglich von diesem Buche unterrichtet haben. Die ersten beyden Abhandlungen handeln von den Grundtrieben; die dritte handelt von abstammenden Trieben des Menschen vorzüglich in so fern sie nützlich oder schädlich sind; die vierte von den Neuerungen, die fünfte von den Strafen, die sechste von moralischen Grundsätzen; die siebente von der allgemeinen Nothwendigkeit der Menschenkenntniß; die achte von der Selbstkenntniß; die neunte vom wohlthätigen Einflusse der menschlichen Einschränkung in die menschliche Glückseeligkeit, die zehnte vom Irren des Menschen; die eilfte vom Genuß der Wahrheit; die zwölfte von der Toleranz und Intoleranz; die dreyzehnte von den Bedürfnissen des Menschen; die vierzehnte von der Abhängigkeit des Menschen; die funfzehnte von der großen Schriftstellerey unsers Zeitalters; die sechzehnte endlich von der Thorheit.

Fred. Adolph van der Mark, Commentatio de portentosa Hobbesiani Ciuis imagine. Burgsteinfurt bey Joh. Hermann Peck 1788 in 8, 76 Seiten.

Ebendesselben Oratio de amore erga patriam, naturae hominum rationali et sociali attemperando, seu de vera patriotismi, quem dicunt, indole. Deventer bey J. de Lange 1783 in 4. 67 Seiten.

Anton Adrian v. d. Mark disputatio politica inauguralis de coetu ciuitatis perfecto. Franeker bey Wilhelm Coulons Wittwe 1785.

Wir nehmen diese drey Abhandlungen zusammen, theils wegen Aehnlichkeit des Innhalts, theils auch weil die bey-

beyden erstern in Beziehung auf ihren Verf. sehr nahe Verbindung haben. Zu näherer Kenntniß holländischer Denkart, und der unverdienten Schicksale des Verf. glauben wir unsern Lesern einen Gefallen zu erweisen, wenn wir seine Begebenheiten aus der ersten Abhandlung S. 25 hieher setzen, um so mehr die Schriften dieser Art selten in viele Hände pflegen zu kommen. Nachdem der Verf. in Gröningen 15 Jahr das Staats- und Naturrecht mit Beyfall gelehrt hatte, ward er der Heterodoxie beschuldigt, und seines Amtes entsetzt. In Lingen, wohin er darauf berufen ward, erkannte das Consistorium nach vorhergegangener Untersuchung, seine bis dahin bekannt gemachten Behauptungen in Betreff der Religion rechtgläubig. Von hier erhielt er nach Deventer einen Ruf, und beym Antritt des neuen Amtes hielt er die eben benahmte Rede über den Patriotismus; der Pöbel ward durch die darin geäußerten Toleranz-Grundsätze aufgebracht, plünderte seine Wohnung, und zwang ihn nach Bentheim-Steinfurt zu entfliehen.

Die Erinnerungen gegen Hobbes sind mit vielem Scharfsinn gemacht, wiewol zuweilen nicht ganz treffend; des Systems Grundfehler, hält der Verf. sey der Krieg aller gegen alle im Naturstande; unsers Erachtens wäre es Leugnung alles Rechts außer dem Staate, denn haben Verträge nicht von dem Staate rechtliche Kraft: so hat auch der Staat selbst keinen festen Grund. Daß die Hobbesianischen Grundsätze auf einen gränzenlosen Despotismus geradezu führen; daß jedes Recht eine Verbindlichkeit auf der andern Seite enthält, sich mit Gewalt dessen Ausübung nicht zu widersetzen, also das Hobbesianische allgemeine Recht jeden anzugreifen und sich dem Angriffe zu widersetzen, Widerspruch in sich schließt; daß also daraus nicht allgemeiner Krieg folgt sondern Friede, wenn keiner dem andern darf zu nahe kommen; daß durch Errichtung eines Staates alle natürliche Freyheit nicht wird aufgehoben, weil man nicht Bürger wird, um aufzuhören Mensch zu seyn; wird mit vollem Rechte der Hobbesianischen Lehre entgegengestellt. Darin jedoch können wir dem Verf. nicht beytreten, daß im Staate keine neue Verbindlichkeiten zu denen des natürlichen Zustandes kommen und daß der einzige Unterschied darin besteht, daß die Bürger zu dem können gezwungen werden, was sie vorher freywillig zu thun schuldig waren. Es kommt unleugbar hinzu ein Recht zu befehlen, Gesetze zu geben,

ein Recht Abgaben zu fordern, es kommt hinzu eine Verbindlichkeit, der Selbstrache und Selbstvertheidigung, außer im Nothfalle, sich nicht zu bedienen, eine Verbindlichkeit den Gesetzen zu gehorchen, welche vorher nicht statt hatten. Darin hingegen treten wir wieder dem Verf. bey, daß im Staate die Bürger einem blos leidenden Gehorsam nicht unterworfen sind, daß ihnen allerdings zukommt die Freyheit, über Verbesserungen der Mängel sich zu äussern; daß der Regent aufhört Regent zu seyn, so bald er die Verträge mit Füßen tritt; daß die Bürger ihre gantze Denk-Freyheit nie haben ablegen wollen noch können; daß die Menschen nicht sind in Gesellschaft getreten um aller Vervollkommnung ihres Verstandes gänzlich zu entsagen, also über Verbesserung und Berichtigung von Religions-Grundsätzen zu reden und zu schreiben muß erlaubt seyn; mithin auch bessere Staats-Einrichtungen, und Aufhebung aller Mängel vorzuschlagen.

Nach gleichen Grundsätzen denkt auch der Verf. in der Rede über den Patriotismus, unbegreiflich beynahe ist in unsern Tagen und in einem Land, das an Aufklärung Anspruch macht, wie gegen einen so hell und gut denkenden Mann solche Verfolgung konnte erregt werden. Allein was thut nicht Jan Hagel, wenn seine Leiter voll blinden Eifers sind? Vaterland nennt der Verf. den Staat, worin man Bürger ist, diesen muß man lieben und sein Wohl befördern, weil man ihn freywillig zum Aufenthalt erkohren hat: wir würden hinzusetzen, weil man durch den Vereinigungs-Vertrag dazu sich hat anheischig gemacht. Daß die Majestät dem ganzen Volke zukommt, hat der Verf. etwas übereilt manchen Neuern nachgesagt: Majestät hat nicht eher statt als nach dem Staats-Grund-Gesetze: in einer völlig gleichen Gesellschaft ist kein Recht zu befehlen, also keine Majestät, da wird alles durch Uebereinkunft und Vergleich entschieden, nicht durch Befehle von oben her. Vor dem Staats-Grund-Gesetze also hat das Volk keine Majestät; nach diesem Gesetze, wird das Recht zu befehlen gewissen Personen zuerkannt, mithin hat nach demselben das Volk auch keine Majestät. Man hat bey dieser Theorie verwechselt das Recht des Volks den Regenten an die Verträge zu binden, ihn an deren Beobachtung kräftig zu erinnern, wo es Noth ist, mit einem Rechte zu gebieten. Sehr richtig folgert der Verf. es sey Pflicht eines Patrioten, die Grundverfassung aufrecht zu erhalten, nicht aber darum alle Aenderung

rung

rung im Staate zu verhüten, wie man listig genug habe daraus schließen wollen, vielmehr, so bald der Staat anfange vom Grund-Gesetze abzuweichen, müsse er auf seine Verfassung zurückgebracht werden. Eine Ausnahme jedoch würden wir wünschen angehängt zu sehen, daß nemlich, wenn der Staat abgewichen ist oon der Grund-Verfassung, also diese Verträge schon sind aufgehoben, und nnn allgemeiner Wunsch neuer Grund-Verfassung herrschend wird, es nicht unrecht sey, eine ganz neue Verfassung einzuführen.

Die dritte Abhandlung setzt aus einander, was zu einem vollkommnen Staate gehört, welches nicht sehr schwer ist; wie aber dies am besten könne ausgeführt werden, welche Verfassung zu dem Ende zu erwählen sey, welches sehr schwer ist, wird nicht berührt.

Wf.

---

9) Mathematik.

Theorie und Anwendung der reesischen Regel auf bürgerliche Rechnungen. Von Johann Georg Elf. München bey Lentner 1788. in 8. Ein Alphab.

Nach der Zuschrift an die Schulkuratoren in Bayern, der obern Pfalz und Nenburg, unterschreibet sich der V. ehemaliger öffentlicher Repetitor der Physik und Mathematik in dem Churfürstlichen Schulhause zu München. Zweyerley Mängel die der V. an den bekannten Rechenbüchern fand, bewogen ihn, ihre Anzahl noch mit einem zu vermehren. Diese waren, daß sie entweder nach ausländischen Maaße, Gewicht und Geld berechnet sind, oder daß man bey jedem Beyspiele eine andere Regel beobachtet. Ersteres ist allerdings zum Unterricht für die bürgerliche Jugend in Bayern unschicklich und leztres der Verordnung der Schulkuratoren nicht entsprechend, die die reesische Methode, beym Unterricht vorgeschrieben

hatten; es unternahm also der V. diese so wohl nöthige als nützliche Arbeit, und lieferte seinem Vaterlande, ein seinem Bedürfnis entsprechendes, recht brauchbares und gutes Rechenbuch, wofür ihm dasselbe allerdings Dank schuldig ist.

Nachdem der V. den Werth der Zahlen, ihre Aussprache und Niederschreibung gezeiget, die vier Rechnungsarten vorgetragen, und besonders in der Division, die bey den Mathematikern übliche Formel, die allgemein eingeführt werden müßte und nur höchst selten in einem Rechenbuche vorfällt, annimmt, so gehet er zu den vier Rechnungsarten in gebundenen Zahlen über, erklärt das bäyerische Geld, Maaß und Gewicht u. s. w.; handelt von der Reduktion; von der Multiplication und Division in benahmten Zahlen, und kömmt zu den Brüchen, die er vermittelst einer getheilten Linie, der Jugend verständlich zu machen suchet und bey ihrer Berechnungsart sich mit Recht der mathematischen Zeichen bedienet, erkläret die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen richtig und deutlich; lehrt die Gleichungen finden und bedient sich hierbey das Zeichen der unbekannten Größe ꝛc. Nunmehro lehrt derselbe zwey Proportionen mit einander verbinden und kommt natürlich auf die Reesische Regel, die er durch Zeiten, Wirkungen und Ursachen durch die Verbindung der Proportionen:

$$Z : z = W : r$$
$$V : v = r : w$$
$$\overline{ZV : zv = W : w}$$
$$\overline{ZVw = zv\,W}\ .$$

Rez. scheint es, als wenn hier der V. die Kästnerische Formel für die sogenannte Regula Quinque vor Augen gehabt, und sie hier glücklich angewendet habe. Recht brauchbar ist für Anfänger das Seite 118 aufgestellte Schema über die Bestimmende und zu bestimmenden Größen, und dieses dient sehr zur Erläutrung der Zeit, Ursach und Würkung; denn dieses möchte doch wohl manchem Jüngling zu schwer zu begreiffen seyn. Nachdem einige Aufgaben nach dieser Regel aufgelöset worden, so schaltet hier der V. das Kleinere der Zahlen und die Reduktion der Brüche ein, weil hiedurch die Rechnungsart bekanntlich sehr abgekürzt wird, wendet aber zugleich die

Re=

Regeln auf wirkliche Aufgaben der Reesischen Methode an, und so wird auch der Werth und die Verwandlung der Brüche gezeiget.

Nunmehro folgen Tafeln, so die Vergleichung des Gewichtes, der Ellen, des Getraide Maaßes und der Müntzen, nach Wiener und Münchner Währung angiebt. Hierbey müssen wir uns etwas länger aufhalten, als in strengen Verstande die Recension dieses Buches verstatten möchte. Es ist aber bekannt, daß die Maaß- und Gewichts Vergleichungs Tafeln noch lange nicht von derjenigen Vollkommenheit sind, die sie erhalten müssen, um sich in allen Fällen aus ihnen Raths erhohlen zu können, selbst die in Crusens Comtoristen, die die beständige Basis aller andern sind. Besonders bemerket man in denselben große Lücken von Oberdeutschland: uns war es deshalb angenehm, hier einen großen Vorrath für Bayern zu finden, auch bemerkten wir, daß die Größe des Maaßes und Gewichtes einiger andern Städte angeführt war, von welchen noch nichts angegeben worden, wir entschlossen uns demnach, denjenigen Theil dieser Anzeigen, so in Crusen und Nelkenbrecher nicht vorhanden sind, nach Angabe des Verhältnisses zum Wiener Maaß, auf die einmal eingeführte Sprache zu reduciren, und solche hier anzuführen, damit ein jeder, dem daran gelegen ist, sie in seine Tafeln einschalten könnte.

Getraide Maaß. Nach Pariser Kubikzoll.

Car. zum Camm. Korn 27807. Gerste 34277; Haber 35808.

Dreyßiger München 95.

Mässgen München 190.

Metze Abach. 1900. *Abensperg* 1772.

Braunau zu Waitzen und Korn 7917; zu Gerste und Haber 25893. *Camm* Waitzen und Korn 1738 zu G. 1804 zu H. 1628. *Deckendorf* 1713. *Dietfurt* 444. *Donauwerth* 2817. *Ingolstadt* W. u. K. 1047. G. 1036. H. 931. *Kellheim* W u. K. u. G. 2013 Haber 1978. *Landau* W. u. K 1142. G. u. H. 1714. *Landshuth* 2457. *Mainburg* W. u. K 2095. G 2034. H. 2095. *München* 3047 *Neustadt* W. u. K. u G. 2055 H 2668. *Rhain* W. u. K 2286. G. 2435. H. 2145. *Straubingen* W. u. K. 2133. G. 2172. H. 1879. *Vilshoffen* 1527

Schaf oder Scheffel *Abach* 53217. Haber 83600. *Abensperg* 54940. H 56704. *Braunau* Waitzen und Korn 68553 G. u. H 155360. *Deckendorf* 41134. *Dietfurt* 7110. *Donauwerth* 20940. *Ingolstadt* W. u. K 50275. G. 35893. H. 50275. *Kellheim* W. u K. G. 56370. H. 83061. *Landau* W. u. K. 27423 G. u H 54846. *Landshuth* 49133. *Mainburg* W u K. 50275. G. 50845. H. 75413. *München* 18282. Haber 22329. *Neustadt* 65448. Haber 64037. *Pfaffenhoven* 11408. *Rhain* 43420 G 48705 H. 47182 *Straubingen* W. u K. 42658. G. 46467. H. 45098. *Vilshofen* 45705. H. 53273.

Strich Pfaffenhoven 1416

Vierling daselbst 354.

Viertel Braunau W. u. K. 1979 G. u. H. 4316. *München* 1524.

Ellenmaaß in Pariser $\frac{1}{10}$ Linien.

Aich 3685. Abensberg 3755. Avennes 3272. Bareuth 3272. Burglangenfeld 3683. Burghausen. 3683. Crems 3443. Deckendorf 3683. Dingelfingen 3683. Eperies in Ungarn 4306. Erdingen 3683. Eichstädt 3430. Friedberg 3683. Gallen Wolle 2756. Leinen 3186. Hefner 2825. Kellheim 3683. Kuffstein 3479. Landshut 3683. Landsberg 3683 Mosburg 3683. Neumark 3392. Neustadt 3683. Ochsenburg 4995. Osterhofen 3683. Passau 3400. Pfaffenhoven 3683. Riedenburg 3683. Reichenthal 3683 Roban 5098. Roberda 3104 Schrobendorf 3683. Sulzbach 3652. Vilshofen 3683. Wasserburg 3683. Weilsheim 3683.

Pfund-Gewicht in holländischen Assen.

Bergstadt 10490. Canea 6877. Caschau 11539. Crems 11656. Dornick 8858 Eperies 10490. Freyburg 9907. Gerlozhofen 9754. Grodno 9791. Ilkusch 10198. Koblin 9574. Leutschau 10490. Luneburg an der Ilmenau 8742. Neusohl 10432. Neumarck 10140 Robit 9383.

Hierauf werden Anwendungen auf bürgerliche Rechnungen gemacht, und zuletzt etwas von der Thara und Gesellschafsrechnung beygebracht. Rez. gestehet, daß ihm dieses Rechenbuch sehr gefallen hat, und wünscht für Niederdeutschland ein ähnliches,

tes, das, obgleich hieran kein Mangel, mit Nutzen in den bürgerlichen Schulen eingeführt werden könnte. Einige Provinzial-Ausdrücke als Papierer, in Bälde sehn und dgl. sind dem Verfasser zu verzeyhen, denn er schrieb für Jugend in Bayern.

Ww.

Angabe einer Schwämmaschine, wodurch in einem geringen Zeitraume aus einer beträchtlichen Tiefe eine ansehnliche Menge Wassers empor gehoben werden kann. Von Carl Immanuel Löscher in Freyberg. Leipzig 1788. Crusius in 8. $4\frac{1}{2}$ Bog. und 2 Bogen Kupfer.

Vermuthlich hat die veraische Strickmaschine dem V. den ersten Gedanken zur Erfindung dieser Schwämmaschine gegeben; denn anstatt daß in jener ein bloßer Strick vermittelst der anziehenden Kraft so zu sagen das Wasser in die Höhe schleudert, so hat Herr Löscher eine solche Einrichtung getroffen, die eine Aehnlichkeit mit den ehemals gebräuchlichen Pater noster Werken hat. (Bey dem Fürstl. Rudelstädtischen Salzwerk zu Frankenhausen hat Rez. eine solche Kunst gesehen, die gewiß unter die Seltenheiten gehöret, die man wohl in Deutschland nicht mehr finden möchte) bey welcher aber die von Schwamm verfertigten Kugeln nicht in einer Röhre oder Kasten sich bewegen, sondern frey sind und zu Tage durch eine besondere Vorrichtung, nachdem sie in den tiefsten das Wasser in sich gesogen haben, ausgepreßt werden. Die hierzu benöthigte Vorrichtung ist folgende. Ein Drilling, dessen Stäbe horizontal liegen, wird vermittelst einer Kurbel beweget, dieser greift in ein Sternrad, an dessen verlängerten Welle, sich 2 Scheiben befinden, die mit eisernen nach dem Mittelpunkt der Welle gebogenen Stäben mit einander verbunden sind, diese Vorrichtung nennt der Erfinder den Korb. Ueber diesen Korb befindet sich eine Walze, die er die Ausdruck Walze nennt, beynahe von eben der Breite als die Scheiben des Korbes auseinander stehen, und die sich zwischen denselben bewegen kann und in eben der Richtung concav ist, als die eisern

Stäbe des Korbes convex sind, und folglich befindet sich zwischen beyden ein paralleler Raum; diese Walze wird durch eine Feder, die oben auf ihre Welle drucket, gepreßt und zwischen ihr und dem Korbe beweget sich das Schwammseil mit den Schwämmen, die also zwischen der Ausdruckwalze und dem Korbe gepreßt werden, wodurch sie das Wasser fahren lassen. Dieses ausgepreßte Wasser, fällt durch den Korb durch in ein unter denselben angebrachtes Wasserbehälter, aus welchem es alsdann abgeleitet wird. Unterhalb diesen Wasserbehälter zu beyden Seiten des Korbes, sind 2 Rollen angebracht, die aus zwey mit eisern Stäben (so wie der Korb) verbundenen Scheiben zusammengesetzt sind, durch welche das Schwammseil ohne Ende, von einander gehalten und für den Reiben am Wasserbehälter gesichert wird. Zu den Schwämmen bedient sich der Erfinder der sogenannten Pferdeschwämme, die in besondere Beutel von Flanell gesteckt werden, und durch welche das Seil gehet. Den Durchmesser eines solchen Schwammballes setzet der Erfinder bey einer Maschine, die das Wasser 72 Leipziger Ellen hoch heben soll, 12 Zoll und ihre Entfernung von einander 3 Zoll. Der Hr. L besitzt diese Maschine im Modell, und die Versuche damit sind glücklich ausgefallen. Da sie mit wenigen Kosten aufzustellen ist, so wäre zu wünschen daß ein Versuch in grossen damit gemacht würde, auch zeiget Herr L., daß man, obgleich mit wenigen Vortheil, sich auch der Wolle bedienen könnte, mit welcher die flanellnen Beutel ausgefüllet werden könnten. Sollte auch diese Maschine etwas vergänglich seyn und besonders bey strenger Kälte ihren Dienst versagen: so macht doch allemahl der Gedanke, die deutliche und genaue Beschreibung nebst der Berechnung dem Herrn L. Ehre.

Qk.

10) Che=

10) Chemie und Mineralogie.

Des Herrn de Fourcroy Handbuch der Naturgeschichte und der Chemie, mit erläuternden Anmerkungen und einer Vorrede versehen von Johann Christian Wiegleb. Ins Deutsche übersetzt von Ph. Loos. Zweyter Band. Erfurt bey Georg Adam Keyser. gr. 8. 464 Seiten.

Es hebt dieser Band mit dem vierten Kapitel an, und dieses begreift die Säuren, als die Kreiden-Säure, (so nennt unser V. die fixe Luft) die Salzsäure, die Flußspatsäure, die Salpetersäure, die Vitriolsäure und die Boraxsäure oder das Sedativsalz. Herr Wiegleb meynt in einer Anmerkung, daß man die Nahmen der Dinge nicht so unnöthigerweise vervielfältigen solle, und der Ausdruck Kohlensäure, welchen Lavoisier der Kreidensäure giebt, seye nur leerer Wörterkram — worinn ihm Recens. gern Recht giebt, und glaubt, daß es gleiche Beschaffenheit mit den übrigen neuen Benennungen des Lavoisier habe, wenn er *principe oxygene*, *principe charbonneux* statt der bekannten, von andern Scheidekünstlern angenommenen Benennungen giebt. Die Säuren des Tungsteins sind weiter unten abgehandelt und zwar in eigenen Capiteln, und auch die des Wasserbleyes. Unsers Bedünkens hätten diese zu den übrigen sechs so genannten Mineralsäuren gehört. Die zweyte Classe der salzigten Substänzen handelt unser V. folgendergestalt ab: erstes Geschlecht: vollkommene Mittelsalze mit fixen alkalischen Grundtheilen, wie z. B. vitriolisirter Weinstein, Glaubersalz, Salpeter, kubischer Salpeter, Sylvius Fiebersalz, Kochsalz, Borax, vegetabilischer Borax, Flußspatweinstein, Kreidensaures Weinsteinsalz, und Kreidensaure Soda. S. 80. stehet vielleicht ein Druckfehler, wo es statt Salpetererdigtes Kochsalz, Kalcherdigtes Kochsalz heißen sollte? — oder sollte dieses eine derjenigen Nachläßigkeiten des Uebersetzers seyn, wovon man verschiedene Spuren so wol im ersten als dem gegenwärtigen Bande findet? Wenn von dem Flußspatweinstein und der Flußspatsoda die Rede ist, und

daß diese in gallertartiger Gestalt erscheinen, so erklärt Herr Wiegleb in einer Anmerkung solches auf folgende Manier: daß die Flußspatsäure von Kieselerde nicht völlig frey, außerdem beyde Verbindungen würkliche Krystallen liefern würden. Zum zweyten Geschlechte der Salze gehören die unvollkommenen Mittelsalze als: vitriolischer Salmiak, Salpetersalmiak, Kochsalzsalmiak, Boraxsalmiak, Flußspatsalmiak, und Kreidensaurer Salmiak. Zu dem dritten Geschlechte werden gerechnet: Kalchartige Mittelsalze, wie z. B. Kalchvitriol, welche neun Hauptveränderungen unter sich begreift — dann folgen Kalchsalpeter, Kalchsalz, Kalchborax u. s. w. die hierbey vorkommende Naturgeschichte der kalchartigen Substanzen ist unsers Bedünkens gut durchdacht. Die Gattungen der drey folgenden Geschlechter unvollkommener Mittelsalze entstehen aus den Verbindungen der Bittersalzerde, der Thonerde, und der Schwererde, mit oben genannten sechs Mineralsäuren. Nun werden die Tungsteinsäure und Wasserbleysäure beschrieben. Die Arseniksäure, und die Säure des Berlinerblau kommen in der Geschichte der metallischen Materien weitläuftiger vor. Warum findet sich hier nichts von der Bernsteinsäure? rechnet der V. selbige etwa zu den Säuren aus dem Pflanzenreiche? wogegen wir nicht das Mindeste einwenden. Noch ist hier bey dem Schlusse des Abschnittes der Mineralogie verschiedenes, hierher gehöriges, zusammengestellt, als z. B. vergleichende Uebersicht aller mineralischen Salze unter einander — Untersuchungen über Crystallisirung, Schmelzbarkeit, Auflöslichkeit der Salze, Bestimmung der Verwandschaftsgrade derselben, u. dgl. In dem dritten Abschnitte von der Mineralogie. Zuerst: brennbare Cörper, und hier wird dasjenige kürzlich wiederholt, was in dem ersten Theile, bey der Lehre von der Luft, abgehandelt worden. Bekanntlich besteht die dephlogistisirte Luft, nach Lavoisier's Theorie aus einem fixirten Grundtheile (principe oxygene) welcher in Gestalt einer elastischen Flüßigkeit in der Feuer- oder Lichtmaterie aufgelöst enthalten, welcher Grundtheil der dephlogistisirten Luft, durch erhizte (warum nicht lieber angezündete) brennbare Cörper entzogen wird. Nach dieser Hypothese wäre die dephlogistisirte Luft das einzige wahre brennbare Wesen!! Diese Theorie schließt auch die Gegenwart des Phlogistons, dessen Stelle hier das Licht vertritt, nicht aus; allein sie weicht, in Ansehung des Auffenthalts des Phlogistons, von Stahls Meynung freylich ab, der solches in

ist den brennbaren Cörper selbst sezte. (Für diese unsere Meynung bürgen des Hrn. Prof Gren's in Halle neuerdings angestellten Versuche, welche man im zweyten Bande seines Lehrbuchs der Chymie nachlesen kan.) Man kan aber, (nach Rec. Dafürhalten) den Einwurf, welchen man dem Phlogiston des Stahls gemacht hat, eben aus dem sauren Grundwesen der dephlogistisirten Luft entgegensetzen — denn dieser ist eben so wenig in einem reinen abgesonderten Zustande darzustellen, indem er immer, entweder mit der Feuermaterie der dephlogistisirten Luft, oder mit den verbrannten brennbaren Cörpern verbunden ist — Noch mehr! er gehet, so wie das Phlogiston, nur von einem Cörper in den andern über, und verändert seine Verbindung ohne ihn zu scheiden, oder in einem reinen Zustande darstellen zu können. Die brennbaren Materien sind vom dem V. auf nachstehende Art eingetheilt: Diamant, entzündbares Gas, Schwefel, Reisbley, metallische Materien and Erdpech. Ueberdies sind unsers Dafürhaltens die beygefügten Anmerkungen des verdienten und für die Aufnahme der Chymie unermüdeten Herrn Wiegleb's in diesem zweyten Bande weit zahlreicher als in dem erstern.

Ba.

Bergmännisches Journal. Zweyter Band. Achtes und Neuntes Stück. November und December 1788 von S. 675 bis 908 (ohne die Register.) Zweyter Jahrgang. Januar bis December. Freyberg 1787. 8. Zwey Bände. 2055 Seit. ohne das alphabetische Innhalts-Verzeichniß und Register.

Im 87. Bande unserer Bibliothek St. 1. S. 235. wurden von dem Anfang und der Einrichtung dieses lehrreichen Journals einige Nachrichten gegeben. Dem Plan, wonach das geschah, bleibt Recens. desto lieber getreu, da zufolge des ansehnlichen Subscribenten Verzeichnisses, dessen Fortsetzung den einzelnen Stücken beygedruckt zu werden pflegt, das Institut den Beyfall erhalten hat, den es verdienet, und den wir ihm aus mehr als einer Ursache wünschten. — Fortgesetzt

sind

sind die Nachrichten vom Bergbaue bey Ilmenau (auf dessen Ausgang wir sehr begierig sind,) Hrn. Hoffmanns trefliche Oryktographie von Chursachsen, durch mehrere Stücke. Hr. Wagner liefert eine schätzbare Untersuchung über den Beweis der Regalität des teutschen Bergbaues. Nachrichten die Verfertigung der Paßauer Schmelztiegel betreffend. Hr. Widenmann beschreibt die zu Freyberg gegenwärtig gewöhnlichen Hütten- und Schmelzarbeiten. Auch wird ein Auszug seines Briefes über einige Ungarische Foßilien mit Anmerkungen von Hr. Werner mitgetheilt. Hr. Winkler handelt von Grubenseilen. Nachricht von den Cramerschen Versuchen die Verbesserung des Freybergschen Schmelzwesens betreffend. Nachrichten von Koboldwerken in Schlesien und dem Wirtenbergschen. Aus den Oberdeutschen Beyträgen des Hrn. von Moll ist eingerückt: Hrn. Schroll's Uebersicht der Salzburgischen Berg- und Hüttenwerke. Hr. Gellert vom Abstrichbleytreiben. Hr. Lempe gibt eine allgemeine Anleitung zur Berechnung der Förderungslöhne beym Absinken eines Schachts. Versuch eines Oeconomieplans nach Oberharzischen Wirthschaftsprincipien für eine Sächsische Grube zu Großschirme Hr. Karsten beschreibt drey Arten des Strahlsteins (ehemals Strahlschörl.) Wie Hr. Hoffmann durch die Mittheilung des jetzigen Wernerischen Mineralsystems mehrere Leser sich verbunden hat; so wird man ihm auch für das mühsam gefertigte, und mit guten Anmerkungen versehene systematisch-tabellarische Verzeichniß aller bis jetzt in Rücksicht ihres Mischungsverhältnisses untersuchten mineralogisch-einfachen Foßilien vielen Dank wissen, u. s w.

Eine besondere Erwähnung scheint der Streit über die Entstehungsweise des Basalts zu verdienen, der bekanntlich jetzt die Mineralogen entzweyt, und zu welchem bisher in diesem Journal folgende Aktenstücke geliefert sind. Gleichwie Hr. Karsten, laut des 7ten Stücks von 1788, für die Vulkanität des Basalts im Vogelsgebirge keine Beweise hatte finden können, so trat Hr. Werner im 9ten Stück desselbigen Jahrs mit der zu Gunsten des Neptunismus am Scheibenberger Hügel gemachten Wahrnehmung auf, nebst zweyen zwischen ihm und Hrn Voigt darüber gewechselten Streitschriften aus dem Intell Bl. der Allg. Lit. Zeit., und begleitete sie mit Anmerkungen, auch einer weitern Ausführung seiner

letztern

letztern Schrift. Im zweyten Stück von 1789 bekannte sich Hr. Flurk zu dieser Lehre. Im dritten Stück schrieb Hr. Werner über das Vorkommen des Basalts auf Kuppen vorzüglich hoher Berge, theilte Hrn. Faust's Nachricht von dem über Steinkohlen und bituminösen Holze liegenden Basalte auf dem Meißner in Hessen, wie im fünften Stück ein Schreiben des Hrn. Eversmann mit, über die Aehnlichkeit eines Schottischen Basaltbergs mit dem Scheibenberger Hügel, und versahe beydes mit einer Vorbemerkung und einigen erläuternden Anmerkungen. Auch zog er aus dem ersten Bande der Bergbaukunde Hrn. Rößlers und aus dem dritten Theile der Böhmischen Schriften Hrn. Reuß Nachrichten über einige Böhmische Basaltberge aus. Im 12. Stück rechnet Hr. Werner einige bisher sogenannte Basalt- auch Trappberge zu dem Hornblenden-Gestein. In den Recensionen (die in diesem Journale überhaupt meist ausführlich, auch gründlich sind) kömmt ebenfalls Manches vor, woraus sich die Anhänglichkeit an das neptunische System abnehmen läßt. — Da es nun, nachdem die Sache mit dem Basalt auch in andern Schriften laut genug zur Sprache gekommen ist, zuverläßig nicht lange mehr unentschieden bleiben kann, welche Meynung die wahre sey; so enthält sich Recens. alles Urtheils darüber; wohl aber glaubt er, über das Benehmen mancher Zuschauer bey diesem Streit seine Gedanken äussern zu dürfen. Man hat von mehreren Seiten über die Heftigkeit gewinselt, womit die Parthien gegen einander auftraten; über Zudringlichkeiten, Werbungen u dgl. geklagt; Einige sind gar darüber von dem Schauplatz abgetreten, und so weiter. Mit jener Hitze, mit solchen Beschwerlichkeiten, und mit dieser Befugniß zu weichen, mag es nun einem Theile nach auch so gegründet seyn, als man will; so folgt doch deswegen noch nicht, daß wir Andern uns nunmehr ganz untadelhaft benehmen. Was geht uns der Mann an, da es um die Sache zu thun ist? Womit steht zu beweisen, daß nur wir engelrein sind? Gewinnt die Wissenschaft dabey, wenn man alsofort weibisch über einreissende Selbstsucht, Bißigkeit und Intoleranz wimmert, seinen Mann nicht steht, dafür in zweydeutige Höhlen sich verkriecht? Oder frommt winselnde Weichlichkeit mehr, denn achilleische Unverletzbarkeit? — Laßt sie brausen die Streiter, wenn sie dazu Veranlassungen zu haben glauben, deren Stärke und Einfluß wir ohnehin bey einem

Drit-

Dritten nicht allemal genau bestimmen können. Das Beste behalten wir ja doch nur! Die Anhänger des Vulkanistischen Systems haben den Gegnern wie dem menschlichen Verstande überhaupt, auch nicht selten viel Gewalt angethan. Wie oft hat man z. B. ein förmliches geologisches Anathem über diejenigen ausgesprochen, die sich noch einige demüthige Zweifel über die Vulkanität des Basalts beygehen lassen möchten! Wie viel ward bisher zu Lava gestempelt, was nichts weniger als sie war. Nur darin unterscheiden sich hauptsächlich die neuesten Neptunier von den Vulkaniern, daß die Zahl jener zur Zeit viel geringer ist, daß sie ihre Gegner einzeln fassen, die Inconsequenzen in deren Schriften sorgfältiger zergliedern, auf Bestimmtheit, Beweise u dgl. dringen; da die Vulkanisten hingegen augenblicklich eine Menge Autoritäten aufzuzählen vermögen, mit denen sie sich decken, hinter denen hinaus sie aufs Allgemeine zielen, folglich der Einzelnen, wäre es gleich auch scheinbar, mehr schonen können. Bey der Lage jener ist also der Reiz zu Persönlichkeiten größer, als bey diesen, von denen einige wohl gar schon gleich vollendeten Siegern auf die Neptunisten herabsehen, und es der Mühe unwerth halten, mit ihnen ins Detail einzugehen. Jene müssen empfindlicher treffen als diese, u. s. w. — Wollen wir Uebrigen uns demnach von verdienten Vorwürfen rein erhalten, so muß es uns um kaltes Blut und Gesetztheit in dem Maaße zu thun seyn, in welchen die Streiter das eine oder andere verlieren. Dürfen wir uns das Zeugniß mit Grunde geben, daß wir ehemals nicht etwa auch ein wenig zu weit giengen, zu viel sprachen, oder daß wir der Sache hinreichend gewachsen sind, vor unsern eignen Thüren sauber genug gekehrt ist: dann bleiben wir entweder vor Ueberfällen sicher oder wir werden ihrer nicht achten, wenigstens vermögen sie nicht uns zu schrecken, ohne daß wir deswegen, wenn es unser Beruf erheischt, und üble Beyspiele bedenklich werden sollten, unsere Meynung, unsere Rüge des Unfugs verhehlen dürfen, noch bey dem Angrif eines Nachbarn die Hände zu ringen, die halbe Welt darüber zu empören brauchten, indeß wir für die Güte und Wahrheit der Sache selbst so viel als nichts thun.

Wz.

Drey

Drey Briefe mineralogischen Inhalts, an Freyherrn von Racknitz, geschrieben von Joh. Jak. Ferber, u. s. w. Berlin, 1789. 8. 70 S.

Der erste Brief enthält Beobachtungen an den Gebirgen des Cantons Bern. Die niedrigere Bergkette um Bern besteht aus Sandstein, der von den höhern Kalkalpen unterteuft wird, die wiederum sämtlich entweder auf Gneis oder Thonschiefer ruhen. Der Verf. vertheidigt bey dieser Gelegenheit seine auf vielen Reisen bestätigt gefundene, bekannte Meynung über eine bestimmte, der Hauptsache nach überall mit einander übereinkommende, Ordnung der Steinmaßen in großen Gebirgskelten; und wie für Recens. wenigstens ausgemacht ist, mit vollem Recht. Nur wünschten wir bey solchen Veranlassungen, in der Folge zumal, alles Bittere und Anzügliche weg. — Die Kalkalpen haben der Versteinerungen, der darin vorkommenden Steinkohlen wegen, u. s. w. alle Eigenschaften, freylich sehr alter und mächtiger, Flötz-Gebirge. Berichtigte Vorstellung über die Art, wonach bey den Salzwerken am Bex Thonschieferschichten in den Gips hineinsetzen. Nachrichten über einige neu entdeckte Schweizerische Foßilien. Der zweyte Brief theilt das Vorzüglichste von dem mit, was Hr. F. bey seinem Aufenthalt in Paris über die Art und Beschaffenheit der dortigen Mineralien-Sammlungen angemerkt hat. Aus dem Cabinet des Hrn. Beßon, der als der geschickteste und zuverläßigste französische Geolog gerühmt wird, wie aus der Forster'schen überaus prächtigen Sammlung, werden mehrere Stücke verzeichnet. Der dritte Brief von Mannheim datirt, beschreibt die Tour von Paris über Metz, Saarbrück und Zweybrücken, und hat mehrere andere willkommene Nachrichten, die wir aber hier nicht wiederholen können.

Herrn Gregorius Graf von Rasumowsky mineralogische und physikalische Reisen. Aus dem Französ. übersetzt von J. M. Tzschoppe, und mit einigen Anmerkungen versehen. Dresden. 1788. 8. 255 Seiten.

Wenn der Uebersetzer sagt: „freylich wird, wie ich wohl fühle, mancher Mineraloge die in diesen Reisen enthaltenen und vorgetragenen Beobachtungen nicht immer so wichtig finden, als sie es vielleicht seyn könnten, wenn ein größerer Mineraloge, als der Hr. Graf R. diese Gegenden durchreist und beschrieben hätte:" so darf es ihm ein Recensent ja wohl sonder Anstand nachsagen, wenigstens haben wir bey der Lectüre dieses Buchs das Nemliche gefühlt. Dieserhalb und bey einem ausländischen Produkte sagen wir nur noch kürzlich, daß die Reise von Brüssel nach Lausanne, in die Gegend um Veray und einen Theil des Walliserlandes, und in das Amt Aelen unternommen wurde. Eine Exkursion auf den Lucerner-See macht den Beschluß.

Mineralogische Reise durch Calabrien und Apulien von Albert Fortis. In Briefen an den Grafen Thomas von Baßegli in Ragusa. Aus dem Italienischen. Weimar 1788. 8. 128 Seit.

„Gegenwärtige Briefe, sagt Hr. Schulz in der Vorerinnerung, die hier aus dem teutschen Merkur zusammen abgedruckt erscheinen, sind den Freunden der Naturgeschichte darum bisher unbekannt geblieben, weil der Verf. nur 50 Exemplare davon für seine Bekannte hatte drucken lassen;" und Recens. setzt hinzu, daß sie ohne Nachtheil für die Wissenschaft immerhin hätten unbekannt bleiben können. Ein seichtes, witzelndes Büchlein, das von Mineralogie gerade am wenigsten enthält, und dieses Wenige obendrein von geringem Belange bleiben läßt, wenn gleich der Hr. von Born, an dessen Schwiegersohn diese Briefe gerichtet sind, der Vorerinnerung zu folge, den mineralogischen Theil durchgesehen und berichtigt haben soll. Recens. würde diese Aussage mit Beyspielen belegen, wenn er nicht bereits eine ähnliche in andern öffentlichen Blättern gefunden, und daraus ersehen hätte, daß er doch wohl richtig sentirt haben müsse.

Alchymistisches Bruchstück aus der Verlassenschaft eines verstorbenen Mitgliedes des Ordens der

Rosen- und Golden-Creutzer. Leipzig 1788. 8. 93 Seiten.

Unsinn, Sudeley und Trivialitäten unter mystischer Hülle von gewöhnlichem Schlage! — Wer es nicht glauben will, der kaufe das Ding und erbaue sich daran nach eigenem Gefallen.

Ts.

---

11) Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

Mathematische Beyträge zur Forstwissenschaft von A. J. von Kregting. Mit Kupfern. Giesen bey Krieger dem ältern 1788. 8. 4 Bogen nebst 2 Bogen Tafeln.

Eine der angenehmsten Beschäftigungen ist ohnstreitig die Jägerey: so beginnet die Vorrede. Aggrippa dachte anders, und Rez. nicht wie beyde. Diese Lobschrift zweckt eigentlich dazu ab, die Jäger zu ermuntern auch gute Förster zu werden, wovon man so öfters das Gegentheil findet, und auch gewiß diesen Mangel noch lange verspüren wird; ob sich gleich Rec. enthält die erste Ursache anzugeben.

Die Hauptabsicht des Herrn von K. ist eigentlich das Publikum mit einem von ihm erfundenen geometrischen Instrumente, so er Dendrometer nennt, bekannt zu machen; und gelegentlich von seinen Messungen der Hessendarmstädtischen Waldungen zu reden, wodurch diese Abhandlung in zwey Theile zerfällt. In der ersten wird das Instrument beschrieben, und sein Gebrauch bey geometrischen Messungen gezeiget, in der zweyten aber von der Ausmessung der Forsten überhaupt, von der systematischen Eintheilung der Waldungen und von der Behandlung der Hochwaldungen kürzlich gehandelt. Was nun

das Instrument selbsten anbelanget, so ist es sehr einfach und deßhalb auch wohlfeil, indem solches bey dem Büchsenmacher Lindenthal in Alsfeld für einen Laubthaler (1 thl. 12 gr. Friedrichsd'or) zu haben ist. Seine Einrichtung kan ohne Figur nicht recht deutlich gemacht werden, doch wollen wir es versuchen. Das Ganze wenn es zusammen gelegt worden, bildet, auf einem Stock, so das Stativ macht, den Knopf. Dieser theilt sich in zwey Theile, nemlich in den, womit er auf dem Stocke befestiget, und in einen andern, der beweglich ist, durch diesen wird visirt und an ihm befinden sich zwey Stahlfedern, die spitzig zulaufen und welche Spitzen die Diopter vorstellen. Visirt man nun durch den Knopf nach zwey Punkten, so schraubet man die Stahlfedern so lange an oder von einander, bis ihre Spitzen beyde Objekte oder die Gränzpunkte einer Linie decken: ist es eine Höhe, so stellet man beyde Federn vertikal über einander; und ist es eine horizontale Entfernung, so giebt man den Federn eben diese Lage. Hat man nun im ersten Falle, so zu sagen, den Winkel aufgenommen oder gefasset, so drehet man das Instrument horizontal, bemerket sich zwey Punkte auf der Erde, die vom Auge eben so weit entfernt sind, und bestimmt ihre Entfernung vermittelst einer wirklichen Messung; wie aber zu erlangen, daß diese zwey Punkte auf der Ebene eben so weit vom Auge entfernt sind, wie die gegebenen, wird ganz richtig gezeiget, möchte aber doch wohl bey der Ausübung manchen Schwierigkeiten ausgesetzt seyn. Da diese erste Abtheilung eigentlich eine kurze Anleitung zur praktischen Forstgeometrie ist, so zeiget auch ihr Verfasser in der 9ten Aufgabe, aus dem Durchmesser eines Baumes zu finden, wie stark er sich beschlägt, hält mit Recht den Gebrauch des Proportionalzirkels für zu weitläuftig und glaubet eine ganz nagelneue Methode angegeben zu haben, indem er sagt, hiezu braucht man weiter nichts als den Durchmesser des Baums mit $7\frac{1}{10}$ zu multipliciren. Rez. würde dies gern mit Stillschweigen übergehen: aber da der V. glaubt, was neues entdeckt zu haben, so müssen wir ihn zurechte weisen. Vermuthlich ist dem V. die bekannte Formel bekannt: wenn δ der Durchmesser eines Kreißes ist, daß alsdann die Seite des in ihm zu beschreibenden Quadrats $\frac{1}{\sqrt{2}} \cdot \delta$ sey: da aber Wurzel aus $2 = 1{,}414 \ldots$ ist, so folgt, daß die Seite des Quadrats $= 0{,}707 \cdot \delta$ sey, das ist, etwas mehr als $\frac{7}{10}$ des Durchmessers und

und nicht $7\frac{1}{10}$. Eben so verhält es sich mit der 11ten Aufgabe; aus der gegebenen Seite eines Balkenstücks den Diameter des Baums zu finden, wo eigentlich das gegebene mit $\sqrt{2}$ das ist mit 1,414... und nicht mit $14\frac{1}{8}$ multiplicirt werden muß. Der V. zeiget zwar, daß das, auf seine gezeigte Art, gefundene Produkt das verlangte nicht in dem Maße des gegebenen, sondern in $\frac{1}{10}$tel desselben angebe, aber eben deswegen ist der Vortrag nicht deutlich, und wird hier nur so überhin gelehrt, daß man beynahe glaubet, der V. wisse den Grund selbst nicht, und habe dieses von irgend jemand, als ein Kunststück erlernet. Die 19te Aufgabe zeiget wie ein Wald, den man umgehen kann, mit dem Dendrometer aus dem Umfange zu messen. Der V. ziehet um denselben, lauter rechtwinklicht an einander gesetzte gerade Linien, mißt solche so wohl der Länge nach, als auch ihre Entfernung von der Gränze des Waldes. Zu Absteckungen der hier zu gebrauchenden Perpendikular-Linien dient das Instrument nur blos zufälliger Weise, indem ausser den benöthigten 2 Visierlöchern noch 2 andere, die sich im Mittelpunkte rechtwinklicht durchkreuzen, angebracht sind. Hierzu kann aber auch jeder andere Stockknopf gebraucht werden, wenn man nicht mit mehr Richtigkeit die Messung zu machen gedenket, als hier der Rez. findet. Vermuthlich ist die zum Beyspiel abgezeichnete Figur ein wirklich von dem V. gemessenes Stück Holz, und die angegebenen Maaßen wirklich gefunden worden, oder nur eine Zeichnung auf dem Reißbrete, und die Maaße sind mit dem verjüngten Maßstabe abgenommen worden, so ist doch in allen Fällen um sehr vieles gefehlt worden, indem die Entfernung der Parallelen ab und on eben so groß seyn muß: als po + rq + ts + wu + ay, dieses ist 41,1 Ruthe: sie muß aber auch so groß seyn als bc + de + fg + hi + kl + mn und dieses ist 43,9. Wie weit nun die Linie ab von ihrer Parallele on, oder wie breit dieses Stück Wald ist, weiß Rez. eben so wenig zu sagen, wie der V.; denn ohnmöglich kann solcher zugleich 41,1 und 43,9 Ruthen breit seyn. Eben so unrichtig ist die Länge, für die wir die beyden Parallellinien ts und fg annehmen; die Summe der Perpendikel, links beträgt 59,7 Ruthen und rechts 62 Ruthen. Bey einem so kleinem Fleck, einen so großen Irrthum zu begehen, erreget in uns keinen vortheilhaften Begrif von der Richtigkeit seiner gethanen Vermessungen der Darmstädtischen Forsten, und dieses wird noch durch die Auflösung der 20sten Aufgabe bestätiget.

Hier soll eine gerade Schneisse durch einen Wald gezogen werden, die Punkte des Ein- und Ausgangs sind bestimmt. Man soll nach der Angabe des V. erstlich den ganzen Wald aus seinem Umfange messen, auch eine Zeichnung vom ganzen Walde machen, alsdann eine gerade Linie zwischen die Punkte des Ein- und Ausgangs legen u. s. w. Das heißt mir eine Anweisung von einem Geometer, der selbst den Lehrer junger Leute macht!

Qk.

Geschichte verschiedener hierländischen Baumwollarten und ihres ökonomischen Nutzens. Gesammelt und herausgegeben von L. H. Salzburg, Waisenhausbuchhandlung. 1788. 8. 92 Seiten.

Unter Baumwollarten versteht der Verf. Gewächse, die ein wolliges Produkt liefern, welches man statt der wahren Baumwolle brauchen kann. Diese von jenem Wort angenommene Bedeutung dürfte sich nicht leicht rechtfertigen lassen; eben so wenig würden wir hierländisch statt einheimisch, gesagt haben. Wenn wir indessen auch mit dem Verf. nicht über diese Ausdrücke rechten, sondern den Sinn so, wie er will, annehmen wollen: so verspricht doch der Titel seines Buchs offenbar mehr, als dieses wirklich liefert. Denn, statt von allen Gewächsen, die wir mit der ächten Baumwolle (Gossypium L.) vergleichen könnten, zu reden, schränkt sich diese Schrift nur auf die Pappel- und Weidenarten ein, die in ihren Saamenkapseln ein baumwollenartiges Wesen hervorbringen, und andre hieher gehörige Pflanzen sind nur beyläufig genannt. Von dem Eriophoron L. allein werden einige Versuche umständlicher angeführt. Die eigentliche Absicht des Verf. ist, die Versuche bekannter zu machen, die Hr. Franz Xaver Herzer, Lehrer an der Schule in München, seit mehrern Jahren mit jenem Produkt der Pappeln und Weiden, zum Theil mit sehr glücklichen Erfolg, und durchaus mit vielem patriotischen Eifer angestellt hat.

Mit

Mit der vorausgeschickten kurzen Naturgeschichte der genannten Bäume dürften die Botaniker schwerlich zufrieden, und eben so wenig mögte sie zur Verbreitung genauerer Kenntniß der hieher gehörigen Arten, für den gemeinen Mann hinlänglich seyn. Die Ab- und Spielarten der Pappel sind als besondre, und so statt der weißen, schwarzen und Zitterpappel acht verschiedene Arten aufgestellt, die Tacamahaca (P. balsami fera) unter die schwarze Pappel gezählt, und zulezt eine neunte Art: Populus magna virginiana, foliis amplissimis, ramis nervosis, quasi quadrangulis, genannt. Ausser du Hamel aber wird diese leztre von keinem neuern Botaniker als eine eigne Art angesehen; von einigen wird sie für P. heterophylla L. gehalten, diese aber von Burgsdorf zum Anbau in unserm Clima nicht empfohlen. Aus den 32 Arten der Weiden, die hier genannt werden, weiß man sich noch weit weniger zu finden: man sieht offenbar, daß bey der ohnehin so schwürigen Bestimmung der zu diesem Geschlecht gehörigen Arten, die Zurechtweisungen neuerer Naturforscher ganz unbenuzt geblieben sind.

Nachdem der Verf. auf diese Art die nöthigen Vorkenntnisse, wie er glaubt, mitgetheilt hat, erzehlt er S. 30 fg. ausführlich die von Hrn. Schäfer in Regensburg mit der Pappel- und Weidenwolle angestellten Versuche, wo sich S. 44. die Versuche eben dieses Naturforschers mit der Wolle von Eriophoron L. eingeschaltet befinden. Hieran schliessen sich S. 54 fg. einige Nachrichten von anderwärts angestellten Versuchen mit Pappel- Weiden- und Graswolle: um sie vollständiger zu machen, hätten die Schreberischen Cameralschriften, die schwedischen Abhandlungen und Gleditsch vermischte Schriften benuzt werden müssen. S. 59 kömmt endlich der Verf. zu den Herzerischen Versuchen, und hier fängt sich der einzige neue Theil dieser Schrift an. Die Gemeinnützigkeit dieser Versuche und ihre Ansprüche auf Achtung und Unterstützung sind unverkennbar. Allein sehr zu wünschen wäre, daß sie vom Verf. nicht bloß so dürrhistorisch dargestellt, sondern technischer behandelt worden wären. Denn man erfährt hier nur, was geschehen ist, nicht, wie man dabey zu Werke gieng. Und gleichwohl werden nur dann Fortschritte in diesen Unternehmungen zu erwarten seyn, wenn sich die Versuche verschiedner Männer an einander ketten, nicht jeder ge-

nöthigt ist, das Werk ganz von vorne zu beginnen. Mehrere Seiten sind zuletzt mit Berechnung des Vortheils für die bayerischen Lande sowohl, als einzele Personen angefüllt.

Hd.

Beschreibung der Sandgewächse und ihrer Anwendung zur Hemmung des Flugsandes auf der Küste von Jütland, zum Gebrauch der Sanddünenbewohner auf königl. Befehl herausgegeben von Erich Viborg, Lector bey der königl. Veterinäranstalt und dem botanischen Garten zu Kopenhagen — aus dem Dänischen (übersetzt) von J. Petersen, mit 7 Kupfertafeln (in 4to) Kopenhagen bey Proft, 5 Bogen in 8.

Obgleich der Inhalt dieser Schrift als ausländischen Produkts nicht eigentlich für die Bestimmung der allgem. deutschen Bibl. gehört, sondern nur die Uebersetzung qua talis: so dispensirt sich doch der Rec. dißmal von dieser Regel, um der allgemeinen Brauchbarkeit willen, die dieser Aufsatz auch für einige deutsche Gegenden haben kann, zumal die an der Nordsee beym Ausfluß der Elbe und sonst sich finden. Die Uebersetzung hat hin und wieder Undeutlichkeit, und den noch größern Fehler, daß von derselben Pflanze unter zweyerley Namen auf derselben Seite geredet wird, wie bey dem Inhalt selbst soll gezeigt werden.

Da der Verf. für Leute schrieb, von denen gar keine gelehrte Kenntnisse zu fordern sind, und für die also alles Botanische unbrauchbar seyn würde: so hat er ganz zweckmäßig sich allein auf den habitus und die dort gangbare Benennung der Pflanzen eingeschränkt, deren Anbau er empfehlen wollte. Zuerst also von der Natur des Flugsandes. Dieß kurze Capitel übergehen wir, da es bekannte Dinge enthält. Dann von den eigentlichen Sandgewächsen; so heißen hier nicht solche, die auf sandigem Boden überhaupt wachsen können und wirklich darauf gefunden werden, wie dies deutsche Wort

sonst

sonst genommen wird, sondern Sand-Dünen-Gewächse, welches ganz andere sind und von jener Menge nur sehr wenige; ja wir getrauen uns zu behaupten, daß wenn diese irgendwo in beträchtlicher Menge sich finden, daselbst ehedem Dünen gewesen sind. Es sind folgende:

1) Der Sandhalm, Arundo arenaria Linn. Besser wäre wohl die andre angeführte Benennung Sandschilf gewesen. — In Seeland, sagt der Verf. wohin man diese Grasart von Jütland hat kommen lassen, wo man sie Helm nennt, heißt sie Sandhaber und Sandgras. — Also auch da, und in unsern Zeiten noch, das Elend, dieselbe Pflanze nach dem Verschicken mit zweyerley Namen und noch dazu einem, der schon einer andern gehört, zu bezeichnen! Die Blätter sind zusammengerollt, oben gestreift und hellblau, unten glatt und grün, endigen sich mit einer stachlichten schneidenden Spitze, und haben unten an der Scheide zwey Nebenblätter. Besser und deutlicher kann man nicht beschreiben, selbst für den Botaniker ist dies brauchbar. — Die Wurzeln laufen oft 20 bis 30 Ellen fort, und ihre Seitenfäserchen, die in einander verwebt sind, halten den Sand fest. — Hier und im folgenden nennt der Uebersetzer ihn immer den wilden Hafer!

2) Der Sandhaber, Elymus arenarius L. hat schräge Wurzeln, gestreifte auf beyden Seiten hellblaue nicht zusammengerollte Blätter und keine Nebenblätter; macht auch keine Büschel wie der Sandhalm. — Am Schluß des Hen heißt er etlichemal: der wilde Rocken.

3) Sandriedgras, Carex arenaria L. hat lange kriechende Wurzeln wie die Quecke, gegliedert, läuft in gerader Linie fort und aus den Gliedern schießen frische Pflanzen auf. Die Blätter haben unten einen hervorstehenden Rücken und der Halm ist dreyeckig.

4) Die Sandweide, Salix arenaria L. die Blätter sind auf den höhern Stellen der Dünen graulich von den feinen dichten Haaren, auf den niedrigen und feuchten glatt und röthlich. Sie wächst sowol als der Sandhalm desto geschwinder und besser, je lebendiger der Flugsand ist, und wird durch Wurzeln oder Stecklinge vermehrt.

5) Der Sanddorn, (der nachher immer sehr unschicklich Hagedorn genannt wird) Hippophaë Rhamnoides L. Nach Süden hin trifft man ihn sehr selten an. Auf den Lümbergen und auf Mönsklint wächst er in großer Menge zu 3 — 3½ Ellen Höhe, also könnte man von da seine Beeren hohlen.

Wenn der Flugsand durch diese Gewächse zum Stehen gebracht ist: so muß man suchen, ihn mit solchen zu bepflanzen, die ihn allmählig mit grünen Rasen überziehen, und so die schlechte Grasung verbessern. Dis lehrt der Verf. im 3ten Cap. gründlich und faßlich, worinn wir ihm ohne weitläuftig zu werden nicht folgen, sondern blos die Pflanzen nennen können, die er dazu vorschlägt, weil jeder, den die Sache interessirt, gewiß die wenigen Bogen sich anschaffen wird. Es sind die Quecke Triticum repens, Carex hirta und Agrostis stolonifera. Nur den Vorschlag müssen wir noch anführen, daß man Heusaamen in den Dörfern wo das Heu auf hohem und hartem Boden gewonnen wird, sammeln lasse und ihn mit den zerschnittenen Queckenwurzeln vermischt, auf die vom V. vorhin beschriebene Art aussäe. Ein in der That sehr vernünftiger und ausführbarer Gedanke! — Ferner der gelbe Klee oder die schwedische Luzerne, Medicago falcata L. und der wilde Spergel, Spergula arvensis.

Im vierten Cap. nennt der V. die Baum- und Straucharten, womit die Dünen bepflänzt werden können, und zwar durch Aussäen und ein S. 23 angeführtes Beyspiel zeigt, daß es möglich sey, selbst zu Waldungen zu kommen. Es sind von Bäumen: Föhren oder Kiefer, Pinus sylvestris, Birken, Tannen, Pinus Abies, die Zitteraspe, Populus tremula, und zuletzt die Eiche. Von Sträuchern: Ginster, Spartium scoparium; Wachholder, wilder Rosenstock oder die biebernellblättrige Rose; (R. spinosissima L.) — hier scheint eine Verwechslung des Linneischen Namens und zweyer Arten zu seyn, und da der V. diesen, als den Bewohnern der Dünen bekannt, nicht weiter beschrieben hat: so können wir es nicht entscheiden; das Erdpfriemenkraut, Genista tinctoria, die Heuhechel, Ononis spinosa, und die Brombeere.

Im 5ten Cap. wird von den verschiednen Arten, den Flugsand durch diese Gewächse zu dämpfen, und im 6ten von der Nothwendigkeit der Befriedigung der Sanddünen gehandelt. Die Kupfer stellen von Taf. 1 bis 5. die ersten 5 Gewächse,

und die beyden letzten die Bepflanzung der Dünen, und eine Maschine zur Wegräumung des Sandes von Wiesen und Aeckern vor, und wir glauben zur Empfehlung dieser nützlichen Schrift genug gesagt zu haben, ohne dis besonders durchzugehen.

Ek.

12) Mittlere und neuere politische und Kirchengeschichte.

Fränkisches Archiv. Herausgegeben von Büttner, Keerl und Fischer. Erster Band. 1790. I. Alph. gr. 8.

Den Anfang machen einige Gedichte, die nun wohl füglicher in der Zukunft aus dem Archive gar wegbleiben könnten, wenn sie auch weniger als die gegenwärtigen, theils durch Zwang, theils durch Mattigkeit, mißfallen sollten. 2) Burggraf Albrecht der Schöne, und Karinta von Orlamünde; eine dialogirte Geschichte aus dem 14. Jahrhundert — die sich, gut erzählt, besser lesen würde, als in dieser dialogischen Einkleidung, die der V. nicht in seiner Gewalt hat. 3) Einige Auszüge aus Ludwigs von Eyb geschriebenen Chronik, von den Folgen der Rothenburger Fehde — sie gab eine entfernte Veranlassung, das burggräfl. Hauß zur Kurwürde zu erheben. — 4) Anfang einer historisch statistisch = topographischen Beschreibung des uralten Bergschlosses und Herrschaft, itzigen baireuthischen Amtes Lauenstein, in Thüringen. Es liegt zwischen Salfeld, Bamberg und Coburg, enthält 17 Dörfer und Ortschaften und (1787) in 456 Häußer 2619 Seelen, 580 Ochsen, 588 Kühe, aber wenigen und mühsamen Feldbau: ein Silberbergwerk steht jezt unter Wasser. Die Geschichte wird lächerlich weit ausgeholt. Der V. nimmt an, daß der Thüringische Graf Poppo von Henneberg, den er für

den

den Stammvater der Grafen von Orlamünde hält, das Schloß Lauenstein, gegen die Einfälle der Sorbischen Wenden erbaut habe. (Das müßte der Graf Poppo seyn, der in Schultes diplomat. Gesch. der Grafen zu Henneberg Th. I. S. 16 als Comes in Volckfeld. erscheint, weil Lauenstein in dieser Gegend liegt. Stammvater der Grafen zu Orlamünde kann er inzwischen nur mittelbarer Weise genannt werden: da diese eigentlich von den alten Grafen zu Weimar abstammen, welche Eckard wahrscheinlich von diesem Poppo herleitet.) Welches Schloß aber 1290 zerstört und 1400 von Gr. Otto von Orlamünde aufs neue erbaut wurde, welches bis izt noch steht. Sein Sohn Wilhelm trug es 1427 Churfürsten Friedrich I. zu Brandenburg (dem ersten aus Burggräfl. Hauße) zu Lehn auf, verkaufte aber nachher die ganze Herrschaft an die Grafen von Gleichen, und diese 1438 an die Grafen zu Schwarzburg, worauf sie nach abermaligen Veräußerungen als ein eröfnetes Lehn 1497 dem Hauße Brandenburg wieder anheim fiel. Schwarzburg wurde abermahls damit belehnt, und verkaufte sie an die von Thüna, von denen sie Markgraf Friedrich 1622 gegen 86000 Gulden wieder an sich brachte. Sie soll izt jährlich 12000 fl. abwerfen. 5) Kirchenliste des Fürstenthums Bayreuth, 1787. Getauft sind 7421, gestorben 5406. rechnet man, daß der 30ste Mensch stirbt, so würde die Volksmenge aus 162180 Personen bestehen. Im Fürstenthum Anspach wurden 1788 gebohren 5801, starben 4987, welches eine Bevölkerung von 149610 Personen giebt, worzu noch 4000 Juden kommen. 6) Kurze Beschreibung der in dem Osteolithen- Grüften bey Gailenreuth unweit Muggendorf im Bayreuthischen neuerlich entdeckten Merkwürdigkeiten; von dem sel. Esper. Er hatte bereits diese wegen der ganz unbegreiflichen Menge von Osteolithen aller Art höchst merkwürdigen Höhlen, in einer zu Nürnberg 1774 in Folio herausgegebnen besondern Schrift beschrieben, wovon ein Auszug in den vermischten Beyträgen zur physical Erdbeschreibung I. B. 3. St. befindlich ist. Die gegenwärtige Beschreibung ist nun etwas neuer von 1778. Man erstaunt über den Reichthum von versteinerten Köpfen, Knochen, Gerippen und hauptsächlich von Zähnen, von zum Theil unbekannten Thieren, womit der Boden und die Wände dieser sonderbaren Höhlen gleichsam gepflastert sind. Es wird versichert, daß gegen 8 Nürnberger Metzen solcher Zähne daselbst vorhanden gewesen sind, und daß

sich

sich die Ueberbleibsale der in diese Grüfte gerathenen ungeheurern Thiere sich über dritthalb Hundert müsse belaufen haben. Da man über die Frage, wie sie dahin gekommen sind, nie zur Gewißheit kommen kann: so hätte der Herausgeber seinen Lesern billig die Hypothese eines Mannes der sie so genau durchsucht, nicht vorenthalten sollen. 7) Schreiben über den hohen Hesselberg im Anspachschen. Man soll von der Spitze desselben 320 Ortschaften übersehen können. Da bey Jedem der Eindruck der eignen Empfindnug stärker ist, als der Eindruck der Einbildungskraft, so ist es dem V. zu verzeyhen, wenn er den hier genossenen Prospect dem vom Berg Aetna, den er nur aus dem Brydone kennt, vorzieht. 8) Von den landschaftlichen Rechten und der Verfassung im Fürstenthum Bayreuth, 1769 aufgesetzt. 9) Auszug aus H. Preschers Geschichte und Beschreibung der zum Fränkischen Kreiß gehörigen Reichsgrafschaft Limpurg. 1789. Sie beträgt 6¾ □ Meilen, und ist durch die nach Verlöschung des Mannsstamms erst 1772 und 74 erfolgte Erbtheilung in 7 Landestheile, oder gewissermaßen soviel besondere Herrschaften vertheilt worden: Limpurg Geildorf Wurmbrand; L. G. Solms Assenheim; Limpurg Sontheim Schmidefeld; L. S. Gröningen; L. S. Obersontheim; L. S. Gaildorf; und L. Sontheim Michelbach. Sie ist reich an Holz, das meistens zur Saline in Schwäbisch Hall verflößt wird (deren Ertrag 1770 in 111 Pfannen, nur 127920 fl. betrug.) Ueberdem wird starker Handel mit Bretern, Latten und Weinpfählen getrieben: doch übersteigen die eingehenden Artickel, dahin auch Getraide gehört, die ausgehenden weit. Die Bevölkerung beträgt 14404 Seelen. 10) Von der Strafe der Blutschande nach der reform. Brandenburgischen peinlichen Halsgerichtsordnung 11) Auszug aus einem merkwürdigen Kreißschluß vom 14. Febr. 1650, wodurch zum Ersatz der durch den 30 jährigen Krieg abgegangenen Mannschaft, Bigamie, Priesterehe und Einschränkung der Aufnahme in Klöster begünstigt wird. 12) Fragmente über Gesetze und Gesetzgebung. 13) Auszug aus der Reichs Stadt Weissenburg am Nordgau Statuten. — Zu Hochzeiten werden nur — 62 Personen zugelassen, jedoch dabey die Schleifer, so wie die armen Spinnstuben, unter dem Nahmen der Rockenlichter, verboten. 12 Bambergische Nachtwächter-Ordnung v. J. 1789. Sie müssen im Winter von 8 bis 5 Uhr aufziehen, und ein bemerktes Feuer durch ein

Sprach-

Sprachrohr bekannt machen. Eilf andre, Nürnbergische, Hohenlohische und hauptsächlich Anspachsche Verordnungen. In einer Anspachschen Trauerordnung wird das Trauern in ganz schwarzen Kleidern durchaus verboten, und nur für Eltern, Gatten und Kinder, schwarze Unterkleider erlaubt. Dieß kann für diejenigen wohlthätig seyn, die in dem Fall wären, sich ein Trauerkleid anschaffen zu müssen: wer aber schon damit versehn ist, wird doch über Zwang schreyen, daß er Vater oder Gattin nicht mit dem schwarzen Rock, den er schon hat, sondern nur mit der Weste betrauern soll. Daß Leichenmahle, Todtenkränze, Flohr= oder Citronen austheilen verboten worden, ist durchaus zu loben: daß aber Sterbekleider, wenn gleich nicht in Seide, erlaubt werden, ist gleich lästig: auch diese sollten ganz verboten, und Todte blos in ihren eignen Kleidern begraben werden. Die Hohenlohe Oehringische Rangordnung — worin aber der Lehrer des Gymnasiums gar nicht gedacht wird; sie müßten denn unter den praeceptoribus litteratis mit begriffen seyn, die vier Stufen unter den Kammerdienern stehen. Wie stimmt diese Unbilligkeit zu der Billigkeit, die in Ansehung des Rangs der Geistlichkeit beobachtet worden ist, die alle über Regierungssecretairs und Amtleute gehen? juristische Litteratur für Franken von den Jahren 1786 und 87. Wer sich wundern sollte, warum sich eben die juristische Litteratur in das fränkische Archiv verirrt habe, dem müssen wir melden, daß es eigentlich staatsrechtliche und statistische Litteratur, und zwar für Anspach und Bayreuth und für Nürnberg, ist; eine gewiß sehr schätzbare Rubrik des Archivs, zumahl wenn in der Folge auch die historische darzu kommen wird. In der letzten Rubrik: Miscellaneen, liest man actenmäßige Nachrichten von einem sonderbaren Geisterseher, von einem betrügerischen Schatzgräber, Nachrichten von zweyen itztlebenden mechanischen Kunstgenies, in Franken, Johann Christoph Schuster, und Georg Matth. Burger, deren jener als Bauer, dieser als Becker, jeder durch sich selbst, grose Uhrmacher geworden sind; und eine sonderbare Nachricht von einem Gottesacker zu Anspach, wo die Särge in Grüften über der Erde mit ofnen Thüren in freyer Luft und heisser Sonne stehen, und einen häßlichen Todtengeruch verbreiten, u. a. m. Mehrere topographische und statistische Nachrichten, historische Erörterungen, auch wohlgewählte, un=

ungedruckte Urkunden, würden dem Archive noch mehrere Leser verschaffen.

Dz.

Verbesserungen und Zusätze, welche in der neuern verbesserten Ausgabe von Michael Ignaz Schmidts — Geschichte der Deutschen enthalten sind. Für die Besitzer der ältern Ulmer Original-Auflage. Ulm, 1788. Bey Stettin. 229 S. in gr. 8.

Vollständige Register über die von Mich. Ignaz Schmidt — herausgegebene Geschichte der Deutschen. Zu der zweyten in Ulm herausgekommenen, und nach der Wienerischen verbesserten Auflage abgedruckten Ausgabe. Nebst einem genauen Verzeichniß der in dieser Geschichte angeführten Schriften. Ulm, 1788. Bey Stettin. 151 S. in gr. 8.

Allgemeines Register über des sel. Hr. Abt Millot Universalhistorie, nach der deutschen Uebersetzung und den derselben beygefügten Anmerkungen und Zusätzen. Uebersehen und herausgegeben, von Wilh. Ernst Christiani, königl. dän. würkl. Justizrath, rc. Leipzig, Crusius. 1788. 256 S. in gr. 8.

Da unter den Verbesserungen und Zusätzen, welche Hr. Schmidt in die Wiener Ausgabe von den fünf ersten Theilen seiner Geschichte der Deutschen eingerückt hat, viele erhebliche und merkwürdige sind: so war es allerdings der Mühe werth, dieselben insgesammt für die Besitzer der ersten Ulmer Auflage abdrucken zu lassen.

Einige Beyspiele derselben wollen wir doch hersetzen. Bey Th. I. S. 569. 570. wird ausführlich gezeigt, wie die rö-

römische Krönungen unserer Kaiser, Vergrösserungsmittel des päbstl. Hofs geworden sind. Der V. setzt bey Gelegenheit des dabey üblichen Cärimoniels, nach den Worten, ein Chaliph vor Rom, hinzu: „so sehr waren diese Zeiten nicht nur an feinen wechselseitigen Ehrenbezeigungen der Monarchen und ganzer Nationen gegen sich unter einander; sondern auch an den ersten Begriffen der Geselligkeit zurück.“ — Th. II S. 25 war behauptet worden, es müsse etwas Widriges in dem persönlichen Charakter Otto I. gewesen seyn. Zur vermeintlichen Bestätigung davon ist beigefügt worden: „Wenigstens pflegte man ihn wegen seines schreckbar ernsthaften Aussehens einen Löwen zu nennen.“ — Ebendas. S. 388. ist nach dem Worte entleibt hinzugekommen: „Welcher Priester-Unfug würde sich aber durch eine so kahle Entschuldigung nicht rechtfertigen lassen? Hat es wohl jemals unruhigen, stolzen, zur Empörung geneigten Geistlichen an frostigen Anspielungen aus der Schrift, oder auch an Religionsgründen gemangelt, wenn es darum zu thun war, ihren Leidenschaften, die die Haupttriebe ihrer Handlungen waren, einen Deckmantel zu finden.“ — Eine starke Verbesserung hat zwar die Beschreibung des berühmten Privilegium erhalten, welches Friedrich I. Heinrichen von Oesterreich ertheilt hat; es ist auch weggelassen, was in der ersten Auflage S. 546. stand: es kämen dabey die Kurfürsten zum erstenmal unter diesem Nahmen vor. Allein der V. übersetzt doch noch post Electores Principes, nach den Kurfürsten, als wenn schon damals eigentliche Kurfürsten vorhanden gewesen wären. Wir glauben, man dürfe nur wählende Fürsten, oder die ansehnlichsten unter denselben, verstehen. — Ueber Friedrich I. ist S. 597. noch bemerkt worden: „Nur Schade, daß sein Ehrgeiz ihn manchmal zu einer Härte verleitete, die auch in Ansehung wahrer Rebellen, für die er freylich seiner Seits die Lombarden hielt, nicht gänzlich von dem Vorwurfe der Grausamkeit kann gerettet werden.“ — Erheblich ist der Zusatz Th. III. S. 101. von dem Verkauf der Mark Brandenburg an den Burggr. Friedrich von Nürnberg. Doch wäre noch etwas darüber zu sagen. — Besonders werden unpartheiischen Lesern die bessernde Vermehrungen gefallen, welche Hr. S. Th. IV. S. 119. fg. bey Wiklefs und Hussens Geschichte angebracht hat; unter andern über die Maxime des Concilium, wiefern man Ketzern Treue und Glauben halten dürfe; auch ist die

die ganze Stelle: weder das Concilium, noch Siegmund, verdammten ihn zum Feuer, u. s. w. weggefallen. — Am unbeträchtlichsten sind die Verbesserungen des fünften Theils, wo man sie doch an manchen Stellen wohl wünschen möchte.

Ueber die beiden Register zu Schmidts und Millots Werken haben wir weiter nichts anzumerken, als daß das erstere füglich auf beide Ulmer Ausgaben zugleich hätte eingerichtet werden können; da es hingegen jetzt den Besitzern der ältern Ausgabe an einem solchen nützlichen Hülfsmittel fehlt.

Ws.

Die Allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertigt. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge. Verfasset von Johann Fridrich le Bret, der (h.) Gottesgelahrheit D. u. Prof. Primarius, Probst der S. Georgenkirche, Canzler der Univers. Tübingen, rc. Neue Historie, 22ster Band. Halle, Gebauer 1788. 734 S. gr. 8. 23ster Band. 1788. 714 S. 24ster Band. 1788. 770 S. 25ster Band. 1789. 748 S.

Ob es gleich beym ersten Anblicke scheinen möchte, daß Hr. L. B. in diesen Bänden nur einen Auszug seiner Geschichte von Italien in sieben Quartbänden mitgetheilt habe; so sieht man doch bald, daß es ein gewissermaßen neu ausgearbeitetes Werk sey, in welchem sich manche Einrichtungen der Abtheilung und Verbindung, auch nicht wenige Erörterungen von den frühern unterscheiden. Der erste dieser Bände fängt mit dem vierten Buche oder mit der Regierung italiänischer Regenten in Italien an, welche nach dem Tode Carls des Dicken im J. 888. erfolgte. (S. 1 — 263.) Mit Vergnügen bemerken wir unter andern, daß der V. die Quellen häufiger anführt, als selbst in einigen seiner größern Werke; bisweilen auch mit kritischen Anleitungen zum Gebrauche derselben. So sagt er S. 96. Anm. h. „Luitprand, ein für

 diese

diese Zeiten so brauchbarer Schriftsteller, war eine Zeitlang Kanzler bey Berengar; fiel aber bey ihm in Ungnade, und schreibt daher viel Böses von Berengar, welches, da man ihn nicht überall mit den Zeugnissen anderer Schriftsteller widerlegen kann, nicht immer auf guten Glauben angenommen werden darf. Unter andern sagt man Bereng. II. nach, er habe gutes Geld von seinen Unterthanen erpreßt, und die Ungarn dafür mit Kupfergelde bezahlt. Die Sache scheint auf der einen Seite zu plump, auf der andern einer zu künstlichen Münz-Speculation ähnlich. Alboricus in Chron. in seinen Auszügen führt daher aus Luitprand nur dies an: non ex propria Berengarii pecunia, sed ex Ecclesiarum et pauperum collectione." Hingegen wird auch S. 250. Luitprands Zeugniß durch die Uebereinstimmung mit andern Geschichtschreibern bestätigt, und gezeigt, daß die Begebenheiten einer Theodora und Marozia für Rom charakteristisch gewesen sind. An einem andern Orte (S. 48) wirft der V. St. Marc und Denina vor, daß sie den Faden der Geschichte verwirren, und dazu durch Sigonius verleitet worden seyn mögen; Muratori aber und Giulini hätten die erzählte Geschichte deutlicher und richtiger vorgetragen. Uebrigens wird hier, wie in der Folge, nicht blos auf die Regierung italiänischer Könige oder röm. Kaiser, sondern auch auf die einzelen italiänischen Länder und Staaten, sorgfältige Rücksicht genommen. Von der Schreibart und dem treffenden Gesichtspunkt, aus welchem der V. die merkwürdigsten Auftritte zu zeigen versteht, mag folgende Stelle S 210 fg eine Probe abgeben: „Die Saracenen machten sich in dieser ganzen Periode so furchtbar, und spielten so mannichfaltige Rollen, daß sie in der That verdienen, in der Geschichte von Italien nicht ganz aus der Acht gelassen zu werden. Ihr kriegerischer Geist, ihr rastloser Eroberungsschwindel, ihre Religionsvorurtheile selbst, ihre Geschicklichkeit mit kleinen Schiffen die Meere zu befahren, ihre Kenntniß der Küste von Unteritalien, ihre Abhärtung durch die anhaltendsten Strapazen, hatte sie in den Stand gesetzt, in Italien allgemeinen Schrecken zu verbreiten. Wenn es also so weit kam, daß sie beinahe Herren von Rom selbst geworden wären: so fällt die meiste Schuld auf die Italiäner selbst, welche nicht nur zu wenigen Fleiß auf die Schiffahrt wandten, und die Pässe, durch welche jene in das Land kamen, nicht besetzten; sondern sogar auch diese auswärtige

Ero-

Eroberer aufs schändlichste dazu mißbrauchten, durch sie sich unter einander, selbst die Hälse zu brechen. Es war also eine ganz natürliche, auf die Umstände sich gründende, zwar interessirte, aber zugleich patriotische Moral, welche die Päbste predigten, deren Wichtigkeit auch Ludwig II. erkannte, und in einem Schreiben an den K. Basilius im J. 870. zu erkennen gab, und welche auch Otto I. und Heinrich I. nachsprechen mußten, ohnerachtet sie bloß innerhalb frommer Wünsche bestehen blieb, bis eine andre fremde Nation erschien, welche die Saracenen verdrängte. Wenn wir also die Briefe der Päbste in dieser Periode einschauen: so finden wir zwar die überspanntesten Schilderungen von den Saracenen, als ob sie alles was christlich hieß, bis auf die Wurzel ausgerottet hätten. Allein so natürlich es war, daß sie als das erobernde und herrschende Volk da wo sie sich festsetzten, auch Plätze zu ihren Religionsgebräuchen bestimmten; so gewiß ist es, daß z. B. in Sicilien noch griechische und lateinische Christen, ja noch Bischöfe, auch zur Zeit der Saracenen vorhanden waren; daß diese unter ihnen ihre Processionen ruhig halten konnten; und daß es am Ende die Christen waren, welche die Normänner allda eingeführt, und durch sie die Saracenen verdrungen haben." — Im fünften Buche (S. 264 — 492.) wird die Regierung der sächsischen Könige in Italien beschrieben. Von Otto I. wird ein ihm rühmlicher Begriff, der bloß aus italiänischen Schriftstellern gezogen ist, vorangeschickt. Ueber die letzten Capitel Luitprands muthmaaßt der V. S. 277. daß sie von einem Anhänger Leo VIII. herrühren, der also nicht ganz unpartheiisch schrieb. — Noch wird in eben diesem Bande auch das sechste Buch, oder die fränkische Periode, dergestalt angefangen, daß von der ersten Abtheilung derselben, welche die Hildebrandinische Epoche, wie sie der V. nennt, ausmacht, der erste Abschnitt, oder die Verhältnisse der fränkischen Kaiser, bis auf Gregors *VII.* Tod, durchgegangen werden. Obgleich die Regierung Gregors VII. hier vorzüglich die Aufmerksamkeit gut unterhält; so können es doch auch seine nächsten Vorgänger, deren Geschichte ebenfals sehr gut erzählt wird.

*XXIII*ster Band. Der zweyte Abschnitt der obengedachten ersten Abtheilung des sechsten Buchs, oder der Hildebrandinischen Periode, nimmt die ersten Seiten dieses Bandes ein, und erzählt die Revolutionen in den besondern

italiänischen Staaten Daß Irnerius, auf den sonst die Deutschen Anspruch machten, in Bologna selbst gebohren worden sey, nimmt nun auch unser Verf. mit Bettinelli (Risorgimento d'Italia negli Studi, nelle arti e ne' costumi dopo il Mille. Bassano 1786. 8.) In der zweyten Abtheilung der fränkischen Periode werden zuerst die Entwickelung und die Folgen des Hildebrand. Systems dargestellt; im zweyten Abschnitte aber S 219. fg. die gleichzeitigen Staaten beschrieben. Die Sage von den zu Amalfi gefundenen Pandekten, findet Hr. le Br. S 278. Anm. a) so problematisch, daß er die Frage, ob die Pisaner würklich ein wahres altes Exemplar derselben unter ihrer Beute mitgebracht haben? und wie alt dasselbe gewesen sey? bey Brenkmann nachzuschlagen überläßt, und hinzusetzt, Bettinelli scheine (l. c.) auch nicht viel aus dem Vorgeben der Pisaner zu machen. — Das siebente Buch (S. 293. — 539.) ist überschrieben: Freyheitssinn und Freyheitskampf; es wäre aber doch dienlich gewesen, dasselbe auch chronologisch zu charakterisiren. Der erste Abschnitt begreift die Regierung Conrads III. und Friedrichs I. bis zum Costnizer Frieden in sich. Arnolden von Brescia nennt der V. eine für die Geschichte jener Zeit ganz herrliche Erscheinung, der als Privatlehrer alle Achtung verdiene; dessen Speculationen aber nicht leicht praktisch brauchbar werden konnten, so lange der religiöse Despotismus die Nationalfreyheit begünstigte; oder gar, wenn es Bedürfniß für den weltlichen Despotismus ward, sich mit dem religiösen auszusöhnen, von diesem solche Opfer verlangen konnte, welche jeden Widerspruch gegen den religiösen Despoten gefährlich machten." Allein wenn es nur damals einen andern Kaiser, als Conrad war, gab, so möchten wohl die Zeitumstände begünstigend genug für Arnolds Entwurf gewesen seyn. Friedrich I. scheint uns von dem V. nicht blos mit strenger Wahrheit, sondern fast zu hart geschildert zu seyn; er nennt ihn mehrmals schlechtweg den Despoten, besonders wegen seines Verhaltens gegen die Meiländer. Vergleicht man aber damit die übermüthigsten, und beleidigendsten Reizungen, die ihm von denselben wiederfuhren: so müßte er ein Heiliger gewesen seyn, wenn er sie anders behandelt hätte. Im zweyten Abschnitte sind wiederum die gleichzeitigen besondern Staaten abgehandelt. Auch das achte Buch: Gibellinen- und Welfen-Wuth, ist noch in diesem Bande enthalten.

(S.

(S. 540. fg.) Auch hier möchte wohl etwas zu einseitig unsern Kaisern ein zu entscheidender würkender Antheil an den Greueln beigelegt worden seyn, die jene Partheien in Italien stifteten. Vielleicht, schreibt der V. S. 541. hatten Friedrich I. Heinrich VI. Friedrich II. viele Schuld dabey, weil sie die Nation durch Gnade nicht zu besänftigen wußten; sondern sie vielmehr bis zur Raserey erbitterten, u. s. w. Als wenn die Unternehmungen dieser Fürsten in Italien durchaus nur aus Herrschsucht, Rachbegierde, Grausamkeit, u. dgl. m. zusammengesetzt gewesen wären, und auf der andern Seite nicht Treulosigkeit und ähnliche Ausschweifungen alles in Zerrüttung gesetzt hätten.

*XXIV*ster Band. Er enthält die vier folgenden Bücher, vom neunten an, und darinne: Friedrichs II. Regierung; die Einführung der Franzosen in Italien; die Einführung der Arragonier in diesem Lande; und die Versetzung des pabstlichen Stuhls nach Avignon. Hier ist unter andern S. 278. gezeigt worden; Clemens IV. weit gefehlt, daß der Carln von Anjou zur Hinrichtung Conradins aufgemuntert hätte, habe vielmehr die Härte desselben gegen den unglücklichen Prinzen verabscheuet, und ihm Vorstellungen darüber gemacht.

*XXV*ster Band, und in demselben das dreyzehnte bis zum siebzehnten Buche. Der Inhalt dieser Bücher ist: Heinrichs VII. Schicksale in Italien; Welfische und Gibellinische Conföderationen; Zertrümmerung auswärtiger Gewalt in Italien; Ungrischer und Böhmischer Einfluß in Italien; und Viscontische Macht in ihrem Glanze. Die Dominicaner werden S. 80. ganz von der Beschuldigung losgesprochen, Heinrich VII. vergiftet zu haben; den Deutschen, sagt der V. sey sein Tod so unerwartet gewesen, daß sie ihn von gewaltsamen Mitteln herleiteten; daher sich auch jene Sage mehr bey deutschen als italiänischen Schriftstellern finde. (Natürlich! aber durch das hier darüber beigebrachte wird sie noch nicht widerlegt.)

So gut und lehrreich auch diese Geschichte von Italien, bis auf einige Nachlässigkeiten des Ausdrucks geschrieben ist; so dünkt uns doch, daß sie, als ein sogenannter Auszug, oder als ein Handbuch jener Geschichte betrachtet, hin und wieder hätte abgekürzt werden können. Es sind schon fünf starke Bände; und drey oder vier werden wenigstens noch erforder-

lich seyn, um diese Geschichte bis auf unsere Zeiten fortzuführen.

Ad *Claudii Fleurii* Abbatis Historiam Ecclesiasticam Introductio, seu Historia Vet. et Novi Testam. nec non Iudaicae gentis, auctore R. P. D. *Augustino Calmet*, Benedict. Abb. Senonensi, latine reddita a P. *Alexandro*, a S. Ioanne de Cruce Carmelita excalc. olim SS. Theol. ac SS. Canon. Lectore. Tomus II. Augsburg, bey Wolf, 1788. 2 Alph. 2 Bog. in 8. Tomus III. 2 Alph. 4 Bogen.

Chronologischer Auszug der Kirchengeschichte, rc. Aus dem Französischen übersetzt. Der vierte Band. Vom J. 1501. nach der christlichen Zeitrechnung bis auf das J. 1781. Wien, von Kurzbek, 1788. 1 Alph. 13 Bog. in 8.

Wir stellen diese zwo Kirchengeschichten zusammen, nicht als wenn sie einander ganz ähnlich wären; sondern weil wir von keiner viel zu sagen haben, und weil beyde ganz unnöthiger Weise aus Frankreich auf deutschen Boden versetzt worden sind. Ohnedem haben wir sie auch beyde schon an einem andern Orte charakterisirt: die erstere Band 89 S. 526. die andere Band 84. S. 169. und Band 89. S. 524.

Es sey also genug, hier zu bemerken, daß der weitschweifige und in der Uebersetzung ziemlich schwerfällig gewordene Calmet in diesen beiden Theilen die Kirchenhistorie des sogenannten Alt. Test vom Josua bis auf die Maccabäer, Pharisäer und Sadduzäer paraphrasirt und illustrirt, nach seiner Art nicht ohne Gelehrsamkeit; aber freylich wie man im J. 1718 da sein Werk zuerst erschien, über solche Materie in Frankreich schrieb.

Der andere, ein Franzose aus den neuesten Jahren, schrieb desto flüchtiger und unterhaltender; er würde eine ganz artige Kirchengeschichte ans Licht gebracht haben, wenn er — mehr

mehr davon verstanden hätte. So aber sind es auch hier Bossuet, der Fortsetzer des Fleury, und andre Schriftsteller seines Vaterlandes, deren Erzählungen er nachbetet, und etwan mit Raisonnements verbrämt. Wie tief der Scharfsinn des V. in den Geist unsers Jahrhunderts eingedrungen sey, lehren seine Bemerkungen über dasselbe, S. 517. fg. „In der That, schreibt er, unserm Jahrhunderte war es vorbehalten, das aufgeklärteste und zugleich das blindeste zu seyn.“ Er beklagt, die höchststräfliche Hartgläubigkeit, welche jetzt die Grundfeste seiner Kirche zwar nicht umstürze, aber dennoch erschüttere; die Menge von Freydenkern, und muthwilligen Spöttern über die Religion und ihre Vertheidiger. Doch er hat auch entdeckt, von wem sich dieses Uebel herschreibe. „Der Fürst der Finsterniß, der nach dem Zeugniß des Apostelfürsten wie ein brüllender Löwe umhergeht, kennet die Schwachheit unserer Natur. Er weiß, daß alle Menschen Kinder der Weisheit seyn wollen, und daß niemand den Vorwurf der Thorheit vertragen kann. Er hat daher, nachdem er lange umsonst versucht hatte, die Standhaftigkeit der Kämpfer J. Chr. durch Gewaltthätigkeiten wankend zu machen, ein ganzes Heer von Spöttern in die Welt geschickt, welche sich unablässlich bemühen, die Menschen zu überreden, es sey thöricht, lächerlich, und eine Würkung der Einfalt, den Aussprüchen der Kirche seine Vernunft zu unterwerfen.“ Schon wegen dieser einzigen Entdeckung hätte es das Werk verdient, so schön ins Deutsche übersetzt zu werden!

Ra.

Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie nach Gebauerscher Lehrart. Von Johann Georg Meusel. — Dritte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, Fritsch, 1788. S. 660. in gr. 8. nebst 12 Bogen geneal. Tabellen.

Da dieses Buch so beliebt, und durch den häufigen akademischen Gebrauch schon so bewährt befunden worden ist: so ist es kaum nöthig, mehr davon zu sagen, als daß Hr. M.

auch in dieser neuen Auflage manches berichtigt und hinzugesetzt; besonders aber die Geschichte bis zum J. 1788. fortgeführt, und die neuesten erheblichen Schriften beigefügt hat.

Vielleicht könnte künftig, weil das Buch doch für angehende Gelehrte geschrieben ist, denen eine strenge Auswahl der Schriften ihr empfolen werden muß, hie und da ein mittelmäßiges Werk, wie S. 272. Kerroux Geschichte der Ver. Niederl. S. 439. Rabeners Leben Peters I. u. a. m. weggelassen; dagegen aber, und mit Hülfe der hin und wieder zusammengezogenen Erzählung, manches zwekmäßige Citatum aus den Quellen eingerückt werden.

Noch einige andere kleine Erinnerungen wollen wir doch auch mittheilen. S. 5. wird erzählt, die Karthager hätten sich nach dem ersten Punischen Kriege, einen großen Theil von Spanien unterworfen, und dabey das Jahr vor C. G. 330. angegeben. Allein da der erste Pun. Krieg sich nur ohngefähr 240 J. vor C. G. endigte: so kann jene Jahrzahl nicht richtig seyn. — S. 95. ist zwar das Werk des *d'Auvigny*: les vies des hommes illustres de la France, genannt, aber das nicht weniger schöne, und durch seine herrlichen Kupfer noch vorzüglichere Werk des Carl Perrault: Les hommes illustres qui ont paru en France pendant ce Siecle, Paris, 1696. 2. Th. in Folio übergangen worden. — S 112. wird vom Esprit des Croisades par M. *Mailly* gesagt, es wären nur die beiden ersten Bände desselben deutsch erschienen; da doch die zwey Bände der Uebersetzung alle vier des Originals ausmachen. — M. *Bose* S. 174. muß wohl M. *de Boze* heißen. — S. 178 wird gemeldet, Großbritannien hätte unter andern im ersten Pariser Frieden ganz Neuschottland oder Acadien behalten. Allein diese Halbinsel war ihm schon im Utrechter Frieden abgetreten worden, wie Hr. M. selbst S. 255 berichtet; wenn gleich über die Gränzen derselben Streit entstanden war. — Eben daselbst wird das Pariser Parlement Jansenistisch gesinnt genannt. Die Jesuiten haben ihm freylich diesen seyn sollenden Schimpfnahmen öfters beigelegt; allein nicht alles was in Frankreich seit 1713. unter die Anti-Constitutionnaires und Appellans gehörte, war deswegen auch Jansenistisch. — Noch glauben wir, daß S. 536. fg. die ganze Siebenbürgische Geschichte etwas zu früh, schon bei der Regierung des heil. Stephanus, einge-

rückt

rückt worden sey, indem der größte Theil derselben ohne die spätere Ungrische Geschichte nicht verständlich ist.

Ws.

Münsterische Geschichte, 1ster Theil bis zum Verfall der Karolinger. Göttingen 1788. 8.

Aus der mit vielem Geschmack und Einsicht geschriebenen Vorrede sehen wir, daß Hr. Friederich Wilhelm von Raet, Hildesheimischer tituiär adlicher Rath und außerordentlicher Professor zu Münster, der Verfasser dieser im Möserschen Gewande geschriebenen Geschichte, und ein denkender Kopf ist. Er sagt selbst S. 5 — „ich habe in diesem 1. Theile, der bis zum Verfalle der Karolinger geht — großen Theils dem unverbesserlichen Möserschen Plane gefolget. Bei der Armuth aller anderer Genüge leistenden Schriftsteller in diesem Fache würde ich das Ziel sehr verfehlet haben, wenn ich einem andern nur irre führenden Wegweiser auf diesem ungebahnten Pfade gefolget wäre. Ich überlasse es jedem aufmerksamen Leser der Möserschen Oßnabrückschen Geschichte, zu beurtheilen, in wie weit ich seine Ideen, und zwar bisweilen wörtlich, um nicht den Nachdruck zu schwächen, bei ähnlichen Vorfällen mehr ins Licht stellete, als befolgte, wo ich dem zufolge Zusätze machte, und wo ich Mösers gänzlich mehr entbehren mußte, als daß ich ihn nicht herzlich gern auch da zum Führer gehabt hätte.“ Er hat die Geschichte selbst in 4 Hauptepochen eingetheilet, die auch IV. Theile des Werkes geben werden, nemlich die zwote Epoche geht bis auf den Verfall des alten großen Herzogthums Sachsen in der unglücklichen Person des aller Reichslehne entblößten Herzogs Heinrichs des Löwen, wobei die Altsächsischen Reichsfürsten (Brandenburg ausgenommen) jezt von einer lästigen Herzoglichen Ober-Aufsicht frei, sich in die Beuthe theilen, und ihre Landeshoheit erst recht zu gründen anfangen. Die dritte Epoche endiget sich gewöhnlich mit der Reformation und geht bis auf den westphälischen Frieden, die Vierte von selbigen bis auf jetzige Zeiten. Mit Recht wünscht er S. 8. daß das Münsterland zur gründlichen Ausführung dieses Plans ihm seine Archive öffnen möge. Bei dieser Gelegenheit lernen wir auch ei-

 nen

nen Münsterschen Diplomen-Sammler, den Minoriten Kindlinger kennen.

Von den Münsterschen Wiedertäuffern schreibt der Verf. S. 8. — die Geschichte der irrig so genannten Wiedertäuffer, wobei sich eine Menge von Betrachtungen aufdringt, woher doch dieses seltsame Unwesen entstand, welchen Einfluß es auf die eben entstandnen verschiedenen christlichen Parthien hatte, wie diese Mißgeburt endlich unschuldige in unsern Tagen sich allmälig unter den Reformirten oder heimlichen Remonstranten verlierende Mennoniten oder Tauffsgesinnte hervorgebracht —" Daß gerade Münster der Schauplatz dieses allerjämmerlichsten Unsinnes seyn mußte, davon liegt der Grund hauptsächlich in der bereits von langer Hand her, besonders unter der Hojaischen Anarchie mit vielem Blutvergießen verknüpften Gährung zwischen dem Fürsten und Domkapittel einer, und der beinahe freien Stadt anderer Seite. Eine Gährung, die erst gestillet wurde, wie Westphalens Krone dem Bischoff von Galen ein Opfer mit ihrer Freiheit machen mußte.

Allenfalls verspricht auch der Hr. Verf. ein Gloßarium von der alten und neuen Sprache der aus Frießland gewanderten Münsterschen Saterländer, und eine Vergleichung der alten Westphälischen Gesetze, Gewohnheiten, Sitten mit denen der Friesen 2c. Wir wünschen ihm dazu Geduld, Fleiß und Muße.

Ister Abschnitt, enthält eine kurze Einleitung in die älteste Verfassung S. 13 2c. Die ältesten Bewohner haben in einzelen abgesonderten Höfen sich angebauet, wie noch zum theil das Münstersche Land beschaffen ist, wo man mehr einzele Höfe wie Dörfer findet, davon die Ursache S. 17. angegeben ist, weil das Land aus Heide, Sand, Sandhügel, Mohr und steinigten Anhöhen (einige fruchtbare Distrikte im Oberstifte ausgenommen) besteht, mithin konnten hier nicht leicht Dörfer entstehen. Dieser einzelne Bewohner oder Hofwirth war auf seinem Hofe Fürst und Herr auch Priester. Nur durch ein Gefühl von Billigkeit übte er selbst die Straffen gegen seine Familie, Knechte und so gar gegen sein ungetreues Weib aus, die er in Gegenwart ihrer Verwandten unter ihrem billigenden Zuschauen mit abgeschnittenen Haaren von sich stieß, und vor den Wohnungen ihrer Verwandten steupte.

Wechselseitige Verheirathungen, Ländereyen, Wälder, Gebürge, Mohre, woran jeder Antheil hatte 2c. gaben Gelegenheit

heit, daß mehr Familien Antheil an einem gewissen District oder Mark hatten, mithin wurden endlich aus einzelnen Höfen Dörfer und aus Markgenossen nach und nach Völker.

Sobald es also gemeinschaftliche Fluhren gab, die gemeinschaftlich genutzet werden sollten, so entstanden natürlich Streitigkeiten: indem der eine nicht mehr wie der andere davon genießen sollte, so mußten also auch Richter und Aufseher von der Gemeinde gewählet werden, welchen man einige weise Männer (Schöpfen) zuordnete, die die Streitigkeiten entschieden. So stellet es Tacitus Cap. *XII.* vor, und wie es noch auf den Dörfern in geringern Sachen zugeht S. 20. Ferner gab zu einer nähern Verbindung Gelegenheit, die Sicherheit des Lebens und des Guts: dieses zu erhalten dazu war eine gemeinschaftliche Berathschlagung nöthig. Der Todtschlag ward mit Vieh rc. abgekauft, wovon später das Wehrgeld entstanden, und das geraubte Gut durch Wiedererstattung. Tacitus Cap. *XXI.* (Der Heerbann soll nach des Verf. Meinung S. 23. auch zu einer nähern Verbindung Gelegenheit gegeben haben, wenn sie von einem fremden Feind gemeinschaftlich angegriffen worden, und wo sie für ihren eignen Heerd gefochten. Allein die Benennung Heerbann ist in spätern Zeiten unter den Karolingern erstlich entstanden, und bedeutete damals ein Aufgebot zum Kriege und zur Folge. Sache und Ausdruck passen nicht auf die älteste Verfassung der ältesten deutschen Völker, die hier in dieser Einleitung aus des Tacitus Beschreibung genommen ist.) Ueberhaupt scheint der Verf. öfters die etwas spätern Zeiten mit jenen, wovon Tacitus spricht, zu vermischen, indem auch die deutschen Gesetze zum Beweiß angeführt werden, die doch bekanntlich etliche Jahrhunderte nachher erstlich verfasset sind, wie denn der Ausdruck Wehrgeld auch weit später vorkömmt.

Schön ist der 11 §. von der Gottheit, Religion, Priestern ausgeführt, und der Verf. hat Recht, wenn er S. 28. schreibt — die Religion der alten Deutschen war ursprünglich beinahe nur natürlicher Gottesdienst, und seiner Grundlage nach so rein, daß gebildete und aufgeklärtere Völker, wie Griechen und Römer, in diesem Punkte unendlich zurück stehen. Man verehrte ein heiliges allgemeines unsichtbares Wesen, und glaubte nicht, daß sich solches durch ein Bild vorstellen und im Tempel einsperren ließe, denn so beschreibt ihre Religion und Gottheit Tacitus Cap. *IX.*

Nun

Unter vorgedachtem Trajan, der die Röm. Macht und ihr Ansehen wieder empor gebracht hatte, erhielte sich solche auch unter Hadrian (der aber schon aus Furcht den Römischen Pfahlgraben vergrößerte und mit Schanzen vermehrte), Marcus Aurelius aber mußte schon mit den Sueven und Markomannen einen schweren Krieg führen, und den Sachsen 2c. Subsidiengelder zahlen, damit sie nur stille saßen, wenn sie auch ihm nicht Hülfe leisteten (Emit Germanorum auxilia contra Germanos). Dieser Mark. Aurelius regierte bis 180, wo die Macht der Römer schon sehr gesunken war S. 53. Der K Commodus zahlte die Subsidiengelder fort, und Caracalla schlug mit der Sachsen Hülffe die Allemannier, derselbe regierte vom J. 211 — 217. Maximin bis 236, und dieser nebst dem Probus sind fast die letzten, die noch in Deutschland etwas unternommen, doch muß man ihre Prahlerey davon abrechnen S. 55. Und so nahete sich nach und nach gegen Ende des III. Jahrhunderts, und im Anfange des IV. Jahrhunderts unter dem Maximian, Konstantius, Konstantin dem Großen 2c. die römische Macht in Deutschland zum Ende. Die Sachsen kommen als ein Urvolk am frühesten bei dem Ptolomäus vor, ungefähr zu Diocletians Zeiten. Des Verf. Meinung, daß ihr Name daher rühre, weil sie auf einzeln liegenden Höfen saßen, will uns nicht behagen (ungeachtet die Benennung in Kursachsen vom Adel — Amtsaß, Schriftsaß, Landsaß seiner Ableitung günstig zu seyn scheinet,) indem auch andere deutsche Völker anfänglich, wie die Sachsen, auf einzelnen Höhen gesessen sind. Noch bleibt der Ableitung von ihren Streitmessern, die sie Sachs nannten, und noch so im Münsterschen heißen, wie derselbe gesteht, der Vorzug S. 56.

Drei Hauptvölker, nemlich die Allemannier, die Franken, und die Sachsen, (worunter viele andere mit begriffen wurden) spielten jetzo große Rollen. Julian versuchte am Niederrhein die Römische Herrschaft wieder herzustellen ums J. 358. (Ammian. Marcell. Lib. XVII.), und es glückte ihm viel, aber es war zu späte. Gallien ward von den Franken behauptet, und nach und nach bildete sich unter dem Großen Chlodovich das Fränkische Reich von Gallien an durch Oberdeutschland. Die Sachsen behaupteten hergegen die große Gegend zwischen der Elbe und dem Rhein S. 59. Wir gestehen, daß der V. die Kriege der Römer mit den deutschen Völkern gut ausein-

ander

ander gesetzet, aus rechten Quellen geschrieben, aber bedauren, daß er zuweilen die Zeiten vermischt, und bey den Vorfällen niemals eine Zeitrechnung angegeben hat, die doch zur Uebersicht einer Geschichte höchst nöthig ist.

Der dritte Abschnitt zeigt die Vorgeschichte (ein undeutsches Wort). Wie die verschiedenen Völker zwischen der Weser und dem Rhein unter dem Namen der Franken in Gallien vorgedrungen waren, und die Sachsen über der Elbe nach der Weser bis zum Rhein sich ausgebreitet hatten, so trennte jetzt der Rhein Franken und Sachsen S. 62. (dieses muß man blos von einem Theil des Rheins bei Kölln rc. nur verstehen). Chlotar schlug an der Weser im J. 553. die Sachsen, die den Thüringern zu Hülfe gezogen waren, und legte ihnen einen Tribut von 500 Rindern auf — Sachsen bestand aus Ost- und Westphalen, und Engern, worinn Bructer, Cherusker, Angrivarier rc. wohnten (Engern soll daher den Namen haben, weil es in der Mitte liegt und also ein geengtes Land ist, Westphalen aber soll von Pfal als einer verdorbenen Aussprache des lat Wortes *Plaga* Gegend herkommen. In der Ableitung der Namen und Benennungen scheint der Verf. nicht glücklich zu seyn.) S 61. 62.

Daß zu Marckloh an der Weser der gemeinschaftliche Sammeplatz der Sachsen gewesen sey, das mögte der angeführte Rolevink, ein Schriftsteller am Ende des XV. Jahrhunderts, wol schwerlich beweisen S. 62. Bei diesen Fränkischen Kriegen, wenn sie auch unglücklich ausfielen, blieben die Sachsen bei ihrer alten Verfassung, und gaben den verlangten Tribut. — Aber unter dem Könige Pipin gewonnen die Franken schon die Oberhand, er verheerte das Land, und die Sachsen mußten sich zu einem Tribut von 300 Pferden verstehen S. 65.

König Karl der Große brachte es noch weiter, und er machte Sachsen zum erstenmale zu einer Fränkischen Provinz — bisher hatten sie noch immer ihre alte Verfassung behalten, und unter ihren Heerführern, die Beda *Satrapas* nennet, frei gelebt. Wie der Zustand des ganzen Volks gewesen, findet man S. 66 67. eine Beschreibung, so, wie der Verf. sich ihn vorgestellet hat, und auf Muthmaßungen sich gründet, weil keine Data davon vorhanden sind. Das hat er aber sehr wahrscheinlich geschildert, warum die Sachsen, die christliche Religion anzunehmen, sich so sehr weigerten, und so starken

Ab-

Abscheu davor hatten S. 69, weil sie die größte Unterwürfigkeit und Sclaverei, als eine Folge davon einsahen. Unter dem Deckmantel der Religion verbarg K. Karl der Große seine Ländersucht und Ruhmbegierde. Rec. ist völlig hierbei der Meinung des Gothischen Königs Theodobad, die er in einem Schreiben an den Kaiser Justinian *ap. Cassiodorum Lib. X. Epistol. var. Tom. I. p. 155. Edit, Reim.* äußert — Nam cum diuinitas patiatur diuersas religiones esse, nos unam non audemus imponere, retinemus enim legisse nos, *voluntarie sacrificandum esse Domino, non cujusquam cogentis imperio.* Was berechtigte den Kaiser Karl diese Völker mit Gewalt zur christlichen Religion zu zwingen, und sie ihrer Güter und Freiheit zu berauben? Sie waren von derselben noch nicht überzeuget, und daher widersetzten sie sich, und um seinen Endzweck zu erreichen, übte er die größten Grausamkeiten gegen sie aus. Man wird uns die kleine Digreßion zu Gute halten, weil sie bei den Gedanken des Verf. S. 69. 70. passend ist.

Im J. 772. machte Karl den Anfang mit seinen Eroberungen, indem er die Sachsen unvermuthet überfiel, und die Eresburg, worin die Irmenseule verehret ward, zerstörete. Die folgenden Kriege in den Jahren 774. 75. 76. 79. 80. 81. 83. wirkten zwar bei den Sachsen viele Versprechungen, aber bei jedem Rückzuge machten sie sich wieder frei, und er behielte keinen festen Fuß im Lande, ungeachtet er die größten Grausamkeiten ausübte, und viele tausend Menschen ums Leben bringen ließ — Weil er in den folgenden Jahren auch noch beständig bei seinem Rückzuge Geißel mit sich nahm, so muß man daraus schließen, daß er bei dem Besitz des Landes noch nicht gesichert war, und es also als eine völlig eroberte Provinz noch nicht halten konnte: dieses ist bis zum Jahr 798 zu verstehen. Nach so vielen vergeblichen Versuchen, und sehr harten Bedrückungen, fiel K. Karl darauf, die Sachsen durch gütliche Vorschläge zu besänftigen. Zu Selz ließ er ihnen solche thun, daß wenn sie ihn für ihr Oberhaupt erkennen, und Gehorsam leisten wollten, sie auch auf dem Fränkischen Fuß von ihm gehalten werden sollten S. 76. — Die Sachsen fanden hierbei viele Bedenklichkeiten, die S. 77. 2c sehr gut angegeben sind. Doch kam der Vergleich zum Stande und die Sachsen wurden mit dem Fränkischen Reiche vereiniget, doch so, daß sie ihre alte Rechte und Freiheiten unter dem gemeinschaft-

schaftlichen Oberhaupte beibehalten haben. Dieses war das Resultat nach einem 33jährigen Kriege. Wenn dieser Hauptvergleich zu Stande gekommen, als die wichtigste Sache bei dieser weitläuftigen Beschreibung, hat der Verf nicht einmal angegeben. Einige geben das Jahr 803. andere 804 an. Wir nehmen das erste Jahr an, weil die mehresten historischen Data darauf passen. Dafern der Schenkungsbrief K. Karls des Großen vom J. 804 bei dem Baluz (und vielen andern) in seiner Ausgabe der Kapitularien *I. Th.* S. 418 ächt, der *XIII. Kal. Januarias anno IV.* datirt ist, so könnte man das Jahr auch damit bestärken. Allein die Anrufungsformel — *In nomine Sanctae et Indiuiduae Trinitatis*, die dem Kaiser nicht gewöhnlich in ächten Urkunden ist, und der Ausdruck in dem Titel — nec non *modo Dominator Saxonum* — machen die Urkunde höchst verdächtig; wie Eccard und viele andere sie auch für falsch halten.

Was der Kaiser in dem neu eroberten Lande vor Anstalten und Einrichtungen gemacht, davon handelt der *IV.* Abschnitt S. 83 ꝛc. Alles was hier in geistlichen und weltlichen Sachen aus des Kaisers Kapitularien angeführt ist, muß man nicht ansehen, als wenn solches blos allein Anordnungen und neue Einrichtungen für Sachsen sind, sondern es sind die mehresten allgemeine Verordnungen für alle Provinzen seines Reichs, wie denn so gar S. 95. und fg. mehr Kapitularien von K. Ludewig dem Frommen angeführt sind, daher es auch nicht der Mühe lohnt, davon Auszüge zu machen. Nur dieses ist anzumerken, daß K. Karl über die Sachsen keinen Herzog ansetzte, sondern der Sächsische Heerbann ward blos allein in gewisse Grafschaften abgetheilet, und wenn er ausziehen mußte, so schickte der Kaiser jemand, der ihn anführte. Ein Beweiß, daß der Kaiser gegen die Sachsen nachgiebig war — Nach seiner weisen Einrichtung hatte auch der gemeine Mann einen Antheil an der Gesetzgebung — ut *populus* interrogetur de Capitulis, quae in Lege nouiter addita sunt. Et *postquam omnes consenserint*, *subscriptiones* et *manufirmationes* in ipsis Capitulis faciant. *Capit. A.* 803. §. 19. Bei seinen Nachfolgern verlohr sich der Geist der Ordnung, man übertrug alles, was der K. Karl selbst besorgte, oft genug den Grafen und Bischöffen. Es fehlte ihnen der betriebsame große Geist K. Karls — Ein Herr wie dieser war, ist eine sehr seltne Erscheinung, darüber Jahrhunderte verfließen.

V. Abschnitt, von der Stiftung des Bischoffthums Münster S. 104 2c. Die bischöffliche Kirche zu Oßnabrück wird für die erste in Sachsen ausgegeben, und Möser glaubt selbst, daß die dasige Kirche schon im J. 783, wo der Kaiser den großen Sieg an der Hase gewann, gebauet sey. Doch ist es noch zweifelhaft, ob schon ein würklicher Bischoff dabei gestanden hat S. 112. Dafern der vor angeführte Schenkbrief vom J. 804 ächt wäre, so würde er den Zweifel heben, weil darin schon ein würklicher Bischoff von Oßnabrück, Witho, genannt ist, und der Kaiser die Kirche darinnen *primam omnium in Saxonia* — nennet. Möser hält den Ort damals für einen Meierhof: weil aber nach den ältesten Concilien kein Bischoff auf einem Dorfe oder geringen Ort angesetzet werden sollte; so muß damals Oßnabrück schon mehr, als ein Meierhof gewesen seyn. Von den Hügeln, die mit großen Steinen eingefasset sind, und S. 107 2c. beschrieben sind, weiß Rec. aus Erfahrung, weil dergleichen in seinem Vaterlande, in Niedersachsen, auch genug vorhanden sind, daß die mehresten Begräbnißstellen sind, weil man in diesen Hügeln bei dem Durchgraben unter den Steinen Urnen und Waffen 2c. findet.

Das Stiftungsjahr vom Bischoffthum Oßnabrück bleibt also ungewiß, doch scheint des Verf. Meinung, daß der erste Bischoff daselbst angesetzt worden, wie der erste Lehrer und Bekehrer Bernhard kurz vor dem Ausbruch der letzten Sächsischen Empörung gestorben, und niemand während derselben, desselben gefährliches Amt übernehmen wollen S. 113. Aus einer Urk. des K. Ludewigs des Frommen (wovon abermal das Jahr nicht angegeben ist) sieht man, daß die Kirche zu Oßnabrück mit Beistimmen des Pabsts Adrian (der vom J. 772 — 795 (nicht bis 797 wie der Verf S. 115 sagt) regieret) gegründet sey, mithin muß sie also noch im VIII. Jahrhunderte gestiftet seyn, wie wir daraus schließen, hier aber nicht einmal angegeben ist, weil der Verf. um die Zeitangaben sich wenig bekümmert S. 115.

Fast eben so wenig kann man aus der Beschreibung S. 116. 117. errathen, wie die Gränzen des Oßnabrück. Kirchen-Sprengels eigentlich damals gegangen sind: die Angabe ist sehr dunkel, das deutlichste ist, was S. 117 steht — überhaupt scheint der Oßnabrücksche Sprengel die Emse und die Hunte, deren Lauf sich doch verändert, zu seiner Gränzlinie gehabt zu haben: an der letzten mochten sich auch die ehemaligen

gen Bructer und Angrivarier scheiden. Das jetzige Hochstift Oßnabrück enthält kaum den dritten Theil des alten Sprengels. Am Schluß, wo man es am wenigsten sucht, lesen wir endlich S. 121. — „Um endlich alles zu erschöpfen, was sich von der Stiftung des ersten Sächsischen Bischoffthums (nemlich Oßnabrück) anführen läßt, so war der erste Oßnabrücksche Bischoff der H. Witho — Er kann ein Jünger des Bernhards gewesen seyn, und sein Amt 783 angetreten haben" Vorher S. 112, wo dieses eigentlich gesagt werden sollte, ist er noch zweifelhaft, ob im J. 783. schon ein würklicher Bischoff an der Oßnabrück. Kirche gestanden, wie oben von uns bemerket worden ist: hier wird auf einmal Witho ganz unbezweifelt, als Bischoff seit 783. angegeben. Ein offenbarer Widerspruch.

Von dem Orte, wo die bischöffliche Kirche in Münster erbauet worden. Münster soll vormals Mimigard geheißen haben, auch *Mediolanum*; und aus Italien zurückgekommene Sachsen sollen ihn erbauet haben. Hiervon sind viele neuere Schriftsteller weitläuftig S. 121—125. angeführt, die zusammen genommen ganz unnütz sind, und nichts beweisen. Uns wundert, wie sich ein denkender Kopf so lange hat dabei aufhalten können, da doch kein Resultat davon herausgekommen ist, sondern man zuletzt gesteht, daß der Ursprung dieser Stadt völlig im Dunklen liege.

Im *VI*. Abschnitt folgen die Münsterschen Bischöffe S. 127 ꝛc. da der H. Lüdger, ein Edler Friese, als erster Bischoff von Münster angegeben wird. Billig sollte zuerst von der Fundation, dem Stiftungsjahre und dem Stifter gehandelt werden. Von seinem Geschlechte viele weitläuftige unerhebliche Nachrichten S. 28—31. Seine Lebensgeschichte — Lüdger wird vom K. Karl zum ersten Bischoff zu Mimigernefor ernannt, wo er ein Collegium oder Münster regulairer Geistlichen anlegte, von welchem später der Ort den Namen Münster erhalten haben soll S. 136. Der Verf. giebt es S. 137 nur als eine Muthmaßung an, daß zu K. Karls des Gr. Regierung am Rhein wohl schon Weinwachs war (sind seine Worte); hätte er die *Traditiones Laureshamenses* gelesen, so würde er gefunden haben, daß schon vor K. Karls Zeiten Weinzehenden in den Schenkungsbriefen an das Kloster Lorsch aus den dasigen Rheingegenden bei Worms vorkommen.

Lüdger ist im J. 809. gestorben. Aus dem Altfried, dem Lebensbeschreiber desselben bei dem Leibniz (I. Th.) sucht der Verf. zu beweisen, daß 2 Kirchen zu seiner Zeit in dem jetzigen Münster waren, und daß der Ort Mimigerneford sehr geringe gewesen seyn müßte, weil er ihn nur *locum*, nicht einmal *villam*, noch weniger *oppidum* nennet (bei den Schriftstellern der mittlern Zeit ist es sehr gewöhnlich, daß sie die Benennungen *villa*, *oppidum*, *lucus* sehr willkührlich gebrauchen), und daß der Ursprung der Stadt in dem heutigen Kirchspiel Ueberwasser zu suchen sey — die bischöffliche Kirche des Münsters liegt über den Fluß A ganz nahe auf der Anhöhe, so daß der Fluß beide nur scheidet S. 140. 141.

Nun kommt erst die Nachricht von der Stiftung S. 142. die sehr ungewiß ist, und von lauter neuern Schriftstellern genommen ist, die sehr unterschieden die Zeit angeben. So viel scheint uns gewiß zu seyn, daß sie am Ende des VIII. Jahrhunderts geschehen ist. Eben so ungewiß sind die Nachrichten von den Gränzen des damaligen Kirchensprengels S 144. 45 angegeben, mithin nicht werth davon Anzeige zu thun — Die erste Stiftische Bewidnung soll aus 12 Meierhöfen bestanden seyn. Die Nachrichten sind davon aus dem vorgedachten Altfrid genommen, und mit Muthmaßungen durchwebt. Dergleichen S 150. von dem Ursprung der Veemgerichte, davon K. Karl schon der Schöpfer seyn soll — und Mösers Ableitung von den gebotenen Gerichtstagen seiner *Missorum* soll felsenfest, wie er schreibt, gegründet seyn.

Der zweite Bischoff von Münster war Gerfrid, ein Vetter des Lüdgers S 136 ꝛc vorher Abt von Werden — unter ihm könnte das Fräulein-Stift Notteln entstanden seyn S. 157. (So sicher sind öfters die Angaben, wie noch z. B. auf der 161. S. weil auf der Kirchenversammlung zu Maynz 813 Bischöffe und Aebte 363 zugegen gewesen, so muß auch Gerfrid darauf gewesen seyn.) Er ist im J. 839. gestorben. Sein Nachfolger war Altfrid, der Lebensbeschreiber Lüdgers. Beiläuffig ist S. 169. aus einem Kapitular K. Karls des Gr. vom J. 806. angemerkt, daß damals schon Juden genug in Deutschland vorhanden waren. — Sehr ungewiß ist S. 170. die Stiftung des Reichsgräflichen freiweltlichen Damenstifts zu Vreden angegeben mit den Worten — die Errichtung dieses Stifts fällt wohl in die Zeit von Altfrids Episco-

pat,

pat, auf gleiche Art wird Wicbert ein Sohn des Witekinds als Stifter daselbst angegeben — eine weit hergeholte Vermuthung, dergleichen man sich lieber enthalten sollte. Aus dem lat. Ausdruck eines Kauffontracts vom J 848 *stipulatione subnixa* ist im geringsten nicht zu vermuthen, daß damals schon das Römische Recht in dieser Gegend bekannt war (wie der Verf. S 172 für glaublich hält), sondern es soll so viel heißen, wie mit Handgebenden Treuen.

Lubert der IV. Bischoff, so im J. 849 zum Bischoffthum gelangte. Unter ihm hat sich das Kloster Werden frei vom Stifte gemacht, und dem K. Ludewig dem Deutschen unterworfen S 173. Der V. Hatolff war 873 auf der Kirchenversammlung zu Kölln. Der VI. Bischoff Wilhelm. S. 177 lieset man ein Mährchen von ihm, auf welche Art er zum Bischoffthum gelangt sey, (so sicher wegbleiben konnte, wie auch das, was bei der Gelegenheit von der alten Kleidung und dem Ursprung der neuern angebracht ist). Er wohnte verschiedenen Kirchenversammlungen bei, und zuletzt im J. 890 der zu Forchheim S. 181.

Nun folgen im *VII.* Abschnitt Betrachtungen über die Karolingische Periode S. 182 rc. Zuerst wird der Zustand der ersten christlichen Kirche geschildert und ziemlich gut — die Kirchen waren mehr Schulen als Bethäuser — sie waren mehrentheils von Holz — Reliquien waren schon vorhanden, weil sie K. Karl der Gr. aus allen Ecken der Welt sammelte — und Gemählde in deutschen Kirchen äusserst rar, große Glocken noch rarer — doch kleinere kamen dahin aus dem Fränk. Reiche. Das Kloster Werden hatte sie schon gleich nach Bischoffs Lüdgers Tode S. 183. Sehr gut wird der nachlassende Eifer der Geistlichen zum Unterricht des rohen Volks beschrieben — Er sagt von den Benedictinern und andern regulairen Geistlichen: „Sie sangen und beteten bei Zeiträumen von mehreren Stunden, und dachten bei Viertelstunden. Die neubekehrten Sachsen schienen bald vom Christenthum genug zu wissen, der öffentliche Unterricht fiel also beinahe ganz weg — und so erlosch der erste Strahl einer unter Karln erschienenen Aufklärung.“ Von den Scheukungen zu den Klöstern und Stiftern S. 185. Die Kaiser erschöpften sich, und mit ihnen alle große Familien, die diese heilige Raserei befiel. Die Kaiser hatten in der Folge ihre politischen Absichten,

warum sie die großen Geistlichen reich und mächtig machten, um die weltliche Fürsten dadurch zu schwächen. Von der politischen Verfassung der Karoling. Herzoge und Grafen §. 2. — Es war nicht ungewöhnlich, daß zu der Zeit, ein Graf Herzogsdienste that, oder nach unserer Art zu reden, Feldmarschallieutnant war S. 189 (den Einfall sollte man hier kaum suchen; wie auch weiter noch Erzgraf, ein Generalmajor.) Egbert, Cobbo und Ludolff kommen als Herzoge, wenigstens der letzte vor. Die zwei ersten hatten eigentlich nicht den Titel, doch die Würde. Die Grafen von Oldenburg sollen sicher aus dem Wittekindischen Hause abstammen, dieß wird S. 191 versichert, aber mit nichts erwiesen, nur mit dem Zusatz, weil die Freiherrn von Fürstenberg aus dem Oldenburg. Hause sind rc.

Von der Wittekindischen Nachkommenschaft S. 192 rc. Wittekinds Sohn Wicbert hat mit seiner Gemahlin Altburg 2 Söhne gezeuget, wovon Wicbert Bischoff in Verden, und ein anderer den Dieterich gezeuget, so der Vater der Kaiserin Mathilde des Königs Heinrichs *I.* Gemahlin war. Diesen König Heinrich *I.* nennet der Verf S. 192. unrecht den ersten Sächsischen Kaiser; er war ein Enkel des Ludolffs des ersten Sächsischen Herzogs. Eine Stammtafel findet man S. 193. die aber nicht documentiret ist. Ungeachtet Falke in seinen *Tradit. Corbej.* viele genealogische Träume hat, so hätte man ihn doch hierbei S. 416. brauchen können, wo er aus dem Corveischen Archive aus einem alten Codice von des *Widekindi Annal. Corbej.* der öfters stark von der Meibomschen Ausgabe abgeht, diese Stelle angeführt hat: Erat enim ipsa Domna regina (Mathilda) *filia Thiadrici*, cujus fratres erant *Widekind*, *Immed* et *Rainbern* — Rainbern autem ipse erat, qui pugnauit contra Danos — Et hi erant stirpis magni Ducis Widekindi. —“

Streitigkeiten wegen der Zehenten §. 4. — Ursprünglich bestanden die Einkünfte des Bischoffs oder des ganzen Stifts blos allein in Zehnten, wovon alle Ausgaben bestritten werden mußten (Capit. Caroli M. ap. *Heineccium in C. J. G. p.* 1157.) In der Folge erhielten sie pro dote ganze Dörfer, Wälder rc. Wie nachher Ludewig der Fromme Klöster zu Höxter und Hervorden stiftete, so befreieten diese ihre Aecker rc. von den Zehnten, wodurch also die bischöfflichen Ein-

künfte

künste vieles verlohren haben S. 196 und worüber hernach große Streitigkeiten entstanden sind, die hier S. 202. rc. ausführlich angezeigt und aus guten Quellen erwiesen sind. Schön und gründlich ist die Klage-Schrift, die der Bischoff Egilmar an den Pabst Stephan *VI.* dieserwegen eingegeben hat S. 206. Der Pabst und der damalige Kaiser selbst, haben hernach dem Bischoff Recht gegeben rc. S. 209. Von dem bischöfflichen Kriegesstaat §. 5. Die Kaiser hatten den Bischöffen die höchste Gerichtsbarkeit über ihre Knechte, Leuthe und Freien gegeben. Die Freien theilt der Verf. S. 210. in Mahlmänner und Mundmänner ein, und die ersten in Nothfreie, die andere aber in Churfreie. Billig hätte er uns diese Classe von Leuthen noch deutlicher, wie geschehen, schildern sollen, weil es lauter neumodische Benennungen sind. — Von ihrer weltlichen Gerichtsbarkeit §. 6. so gut ausgeführt ist. Aus den *Traditionibus Laurishamensibus* hätte der Verf. sehen können, (wie wir schon vorher angezeigt haben), daß schon im VIII. Jahrhunderte Weinzehenten genug vorkommen, mithin schon damals am Rhein der Weinwachs stark war S. 215. Von der geistlichen Immunität §. 7. Diese bestand darin, daß, außer der Freiheit von allen öffentlichen Auflagen, alle geheiligten Oerter, wie Kirchen, Kirchhöfe rc. eine Immunität und Localfreiheit hatten, vermöge dessen ein Verbrecher in demselben gesichert, und nicht ausgeliefert ward. — Die Sachsen hielten auch ihre Volksversammlungen darinn.

Im Ganzen genommen, hat der Hr Verf. mit vieler Belesenheit und Kenntniß der rechten Quellen geschrieben, aber auch öfters Muthmaßungen gewaget, und zuweilen auf seinen Plan und System etwas angepasset, was eigentlich nicht bewiesen worden. Mit einem Worte, die ganze Schrift ist nach einem Möserschen Plan und in dem Ton geschrieben, zuweilen aber sieht man, daß der Mösersche Geist, und sein scharfer Blick gefehlet hat.

Gm.

Portrait de *Frédéric le Grand.* Tiré des Anecdotes les plus intéressantes et les plus certaines de

de sa vie militaire, philosophique et privée. Par *S. F. Bourdais* — — à Berlin, chez la Garde, 1788. 19 Bogen in 8.

Schilderung Friederichs des Großen, nach den interessantesten und glaubwürdigsten Anekdoten seines öffentlichen und Privatlebens entworfen, von S. F. Bourdais; Berlin, bei Lagarde, 1788. 20½ Bogen in 8.

Der Herausgeber und Sammler dieser Anekdoten ist Lehrer der schönen Wissenschaften bei J. K. H. der Prinzessin Wilhelmine von Preussen. Er ist, wie er in den Reflexions Préliminaires sagt, sechszehn Jahre lang Beobachter und Bewunderer des großen Königes gewesen, und hat seine gesammelten Anekdoten durch Befragung mehrerer Personen, die oft um den König waren, zu berichtigen gesucht. Sie sind unter siebzehn Rubriken gebracht, in welchen des Königs Erziehung und Jugend, seine Liebe zu den schönen Wissenschaften, sein Geschmack für die Künste, seine besondern Neigungen, seine natürliche Munterkeit, Metaphysik, Toleranz, praktische Philosophie, seine Beschäftigungen, seine Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit, Gerechtigkeitsliebe, Mäßigung, Standhaftigkeit, Freundlichkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit und Freundschaft, geschildert werden. Die allgemeinern Betrachtungen über diese Hauptzüge werden sehr gut und ganz unterhaltend mit einzelnen Vorfällen und Anekdoten aus dem Leben des Königs erläutert, die freilich größtentheils schon sonst bekannt, und von andern theils vorher, theils nachher, erzählt sind. Ob nicht manche dieser Anekdoten, wo nicht ganz, doch in einzelnen Umständen, einer Berichtigung fähig wären, getraut sich Rez. nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Ist es; so wird vermuthlich Hr. Nicolai darauf Rücksicht nehmen. — Die deutsche Uebersetzung scheint mit Einsicht und mit Zuziehung anderer Nachrichten und Quellen gemacht zu seyn, die oft nöthig war, besonders da, wo ursprünglich deutsche Reden und Ausdrücke nicht sowohl übersetzt, als in ihrer Quelle aufgesucht werden mußten. Nur, wenn der Verf. in der Vorrede das von sich sagt, was wir oben schon berühr-

ten:

ten: J'ai *suivi* le Roi pendant seize années; admirateur avide de ce grand homme roi, j'ai fait mille efforts pour le voir, et pas un pour en être vu: so ist das doch wohl gewiß nicht so viel gesagt, als in der Uebersetzung steht: „Sechszehn Jahre bin ich ein eifriger Beobachter aller seiner Schritte, ein wahrer Bewunderer aller Handlungen dieses großen Mannes und großen Fürsten gewesen; ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, ihn zu sehen, und nicht die geringste, um von ihm gesehen zu werden."

Fr.

Leben und Thaten des Hyder Ally, ein Auszug aus Frantz Pobsons größern Werke. Quedlinburg, bei Ernst. 1788. 7 Bog. 8.

Dieser Auszug stand zuerst seit dem Febr. Mon. 88 in einigen Monatsstücken des hist. Portef. und ist hier von neuem besonders abgedruckt worden. Frantz Pobson war Anführer eines Trupps leichter Reuter im Dienst der ostindischen Gesellschaft zwanzig Jahre lang und wohnte den wichtigsten Begebenheiten in den Kriegen bei, welche die Engl. mit Hyder Ally führten; daher war er auch im Stande — und dies war auch sein Hauptbewegungsgrund zur Schriftstellerey — die übertriebenen Lobeserhebungen des Hyder Ally, die man in dem Werke des franz. Officiers, *Maitre de la Tour*, das Hr. Prof. Sprengel umgearbeitet in deutscher Sprache herausgegeben hat, zu widerlegen. Dis geschieht mit großer Bescheidenheit, wiewohl er von Partheylichkeit fur die Engländer nicht ganz frei ist. Mehrentheils stimmt diese Lebensbeschreibung mit der franz. überein. Am ausführlichsten ist der V. in Beschreibung der grausamen Behandlung der 1783 gefangenen Engländer unter dem General Mathews.

Rb.

D. Johann Salomo Semlers neue Versuche, die Kirchenhistorie der ersten Jahrhunderte mehr aufzuklären. Leipzig, Weygand. 1788. 246 S. in 8.

Leser, welche auf die Schriften dieses berühmten Gelehrten aufmerksam sind, werden sich an seine Novas observationes über die drey ersten Jahrhunderte der christl. Kirchenhistorie, Halle, 1784. 8. erinnern, die auch in dieser deutsch. Bibliothek (B. 72. S. 527.) beschrieben worden sind: und diesen müssen wir sagen, daß sie in gegenwärtigen Neuen Versuchen theils eine Wiederholung, theils eine Erweiterung jener Beobachtungen antreffen, ja auch manches darinne finden werden, das Hr. S. schon in andern seiner ältern und neuern Schriften gesagt hatte, z. E. über moralische und Privat-Religion, über den zu rühmlichen Begriff von der alten Kirche, u. dgl. m. Doch haben sie auch nicht wenig Eigenes.

Auf den ersten 118 Seiten steht eine Vorbereitung über die Kirchenhistorie der vier ersten Jahrhunderte. Sehr lange beschäftigt sich hier der Hr. V. damit, zu zeigen, daß der wahre Begriff der Kirchenhistorie noch gar nicht herrschend, selbst unter Protestanten, sey. Das wäre freylich arg genug; da doch eben nach der von dem Hrn. D. S. seit zwanzig Jahren verbesserten Methode, die Kirchengeschichte zu bearbeiten, mehrere Schriftsteller unter uns dieselbe mit vielem Eifer und freyern Muthe angewandt haben. Allein der Vorwurf klingt gefährlicher, als er ist. Der V. meint, daß die Vorstellungen, welche seit dem Eusebius über katholische Religion und Kirche, Wunderwerke, Ketzer, u. dgl. m. eingeführt worden wären, noch gar zu gläubig beybehalten würden; der Zeitraum der ersten vier Jahrhunderte habe gleichsam eine Art von heiliger Unveränderlichkeit, von Infallibilität, von göttlicher Wichtigkeit bekommen, auf den unumgänglichen steten Einfluß der immer neuen geübtern Beobachter der Kirchenhistorie jener Zeiten, habe man bisher noch viel zu wenig gesehen, u. s. w. (S. 34.) Wir gestehen, daß es uns unbekannt ist, in welchen Büchern der Protestanten solche grobe Ideen jezt fortgepflanzt werden. Soll es aber so viel heißen, daß die zahlreichen Hypothesen und wesentlich veränderten historischen Begriffe, durch welche die älteste Kir-

chen-

chenhistorie in unsern Tagen in eine ganz neue Gestalt umgeschaffen ward, nicht so zuversichtlich von manchen Schriftstellern angenommen worden sind, als sie von ihren Urhebern vorgetragen wurden: so muß man jedem, der darinne keine sichere Geschichte, sondern mehr ins Allgemeine ausgedehnte Folgerungen und Uebertreibungen einzeler richtiger Beobachtungen sieht, hierinne seine freyen Einsichten und Urtheile lassen. — Das Uebrige dieser Vorbereitung besteht aus lehrreichen, aber nicht unbekannten Anmerkungen über das Studium der Kirchenhistorie bis auf die neuesten Zeiten.

Von der 119ten S. an, bis zum Ende des Buchs, folgt nun eine kritische Untersuchung über die beiden berühmten Briefe des Plinius und Trajanus, die Christen betreffend. Schon in den Novis observat. hatte der V. zu verstehen gegeben, daß er an der Aechtheit jener Briefe zweifle; hier theilt er nun ausführlich seine Zweifel mit, und zwar im Ersten Abschnitte die aus den Briefen selbst hergenommenen. Es sind folgende: 1) Plinius gedenkt einer großen Menge Christen von jedem Alter, Stande und Geschlechte in seiner Provinz; nennt aber keine Stadt besonders. 2) Eben dieser Schriftsteller gesteht, gerichtlichen Untersuchungen über die Christen niemals beigewohnt zu haben, also auch nicht zu wissen, wie er sie behandeln müsse: und das schreibt ein ehemaliger Consul, der nicht wissen sollte, nach welchen Grundsätzen der Röm. Staat in Absicht der Jüd. Religion, von der die christliche bloß eine neue Sekte war, verfahren hätte? Rohe und unwissende Montanisten, oder jüdische Fanatiker, konnten eher so schreiben. 3) Er macht keinen Unterschied in der Bestrafung derer, die sich für Christen bekannten. 4) Christen, die römische Bürger sind, will er gar nach Rom schicken. 5) Die Voraussetzung, daß alle Einwohner, die ehedem Christen gewesen sind, wenn sie solches auch nicht leugneten, gerichtlich belangt und bestraft werden müßten, ist ganz abgeschmackt, und so ist auch die Beschreibung der Anstalten, welche Plinius zur Entdeckung der Christen traf, ganz unschicklich. 6) Die Aussage der abgefallenen Christen, deren er gedenkt, ist sehr verdächtig; und eben so unwahrscheinlich das Betragen des Statthalters beym Anhören derselben. Eine historische Veranlassung zur Erdichtung dieser Briefe läßt sich leicht ausfindig machen. Bithynien und Pontus kannte man aus dem ersten Briefe Petri, da, setzte man voraus, müsse es

sehr

sehr viel Christen gegeben haben. Da man nun gar keine Nachrichten von denselben hatte; und doch indessen die Vorstellung von Petri und Pauli glücklichen Arbeiten immermehr sich vergrößert hatte, um die stete Succeßion und Fortdauer der katholischen Parthey so zu beschreiben, daß die vielen andern christlichen Partheien eben daher für Unchristen und Ketzer gelten sollten, weil sie keine solche historische Belege und Urkunden hätten: so mußte man freilich endlich historische Beweise selbst schaffen und aufstellen. 7) Das durch die Folter erpreßte Bekenntniß von zwo Mägden ist sehr anstößig; verräth aber zugleich den listigen Erfinder. 8) Daß Plinius von Christen die Gefahr laufen, spricht, schickt sich nicht für ihn und seine Beschreibung von der neuen Aufnahme des Heidenthums, paßt auch mehr auf einen Christen. 9) Ein gleiches läßt sich von dem Rathe urtheilen, den er zuletzt dem Kaiser ertheilt; es wird dabey ein ganz falscher politischer Grundsatz, als allgemeine Ordnung im Röm. Staate vorausgesetzt, daß schlechterdings darinne keine christliche Unterthanen geduldet werden müßten. Wir übergehen das übel Zusammenhängende, Unausführbare und Widersinnige, was der Verf. in der Entscheidung Trajans auf diesen Bericht seines Statthalters entdeckt, um noch etwas von der Zweyten Abtheilung (S. 228 fg.) zu sagen, worinne Zweifelsgründe gegen jene Briefe außer denselben aus andern Umständen, welche sich mit einer solchen öffentlichen gerichtlichen Behandlung der Christen in Bithynien nicht wohl vereinigen lassen, aufgesucht werden. Eusebius vergrößert in seiner Kirchengeschichte die Erzählung des Tertullians in seiner Schutzschrift; er spricht von mehrern Gegenden, und von einer Menge Märtyrer in Bithynien. Er bringt weiter ein Rescript des Hadrianus zum Besten der Christen bey; wie kommt es aber, daß dieser Kaiser gar nichts von der so gütigen Entscheidung seines Vorgängers weiß? So widerspricht auch der Auszug, den er aus der Apologie des Melito ertheilt, und manches andere in seinen Nachrichten, der vermeinten Verfolgung der Christen in Bithynien.

Niemand wird es wohl erwarten, daß wir uns in eine Beurtheilung der Zweifelsgründe des Hrn. V. einlassen, die, da sie manches Scheinbare an sich haben, und genauere Erörterungen nothwendig machen, auch viel Platz erfordern würden. Unterdessen, da wir sie wenigstens bey uns selbst wohl erwogen, und mit der ganzen Verfassung jener Zeiten und

Schrift-

Schriftsteller verglichen haben, wird es uns doch erlaubt seyn, zu gestehen, daß wir der Meinung des Hrn. S. nicht beitreten können. Der Endzweck und Bewegungsgrund der Erdichtung der oft genannten Briefe ist uns bey weitem nicht so einleuchtend, als ihm; gerade in dem Gebrauche, den Tertullianus, so bald nach den Zeiten des Plinius, von denselben in einer an die Landesobrigkeit gerichteten Schutzschrift macht, liegt eine starke Bestätigung derselben; und ihn selbst zum Fabrikanten derselben zu machen, ist, unserer Empfindung nach, eben so gezwungen, als unbillig. Ueberhaupt verweilt sich die Kritik des Hrn. V zu sehr auf dem breiten und schlüpfrigen Wege des Unwahrscheinlichen. Auf diesem getrauen wir uns gar leicht eine Menge ungezweifelter Thatsachen und Schriften bloß dadurch in den Verdacht der Unächtheit zu bringen, weil bey derselben gar manches gegen die Wahrscheinlichkeit und den uns jetzt bekannten Zusammenhang der Vorfälle, Gesinnungen, Absichten, u. dgl. m. läuft. Uebrigens wird diese Schrift auf der letzten Seite das erste Stück genannt. Vielleicht geschieht es also schon im 2ten, was der Hr. V. S. 233. verspricht, „zu anderer Zeit die elenden Rhapsodien auseinander zu setzen, welche man als Apologieen des Justins leider bis jetzt in der Kirchenhistorie gar übel, ganz nachlässig, als wichtige Schriften gebraucht hat."

Ra.

Versuch einer Biographie von Karl Egon, Fürsten zu Fürstenberg. Dresden in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1788. 4½ Bogen in 4. (Mit dem in Kupfer schön gestochenen Bildnisse desselben.)

Das Andenken vorzüglich guter und helldenkender Menschen zu erhalten, ist eine der ersten Pflichten der Geschichte. Ist ein solcher Mensch Fürst, d. h. hat er mehr, als andere Menschen, Veranlassungen, Mittel und Versuchungen, aufs höchste mittelmäßig zu werden: so verdient er doppelte Aufmerksamkeit; und ist er noch dazu ein Deutscher, dann darf ihm wohl in dem Archive der deutschen Litteratur ein Blatt zum

zum Andenken gewidmet werden. Rec. glaubt um so mehr Verbindlichkeit auf sich zu haben, aus dem vor ihm liegenden wohlgeschriebenen Versuch ꝛc. einen vollständigen Auszug zu machen, da er wahrscheinlich nur in wenige Hände kommen wir.

Karl Egon, der zweyte Sohn Joseph Wilhelm Ernsts, Kaiserl. Principal-Commissarii zu Regensburg, war 1729 zu Prag gebohren, und wurde schon im 15ten J. seines Alters nach Leipzig auf die Universität geschickt, wo er drey volle Jahre zubrachte. Von hier kam er auf die Ritterakademie zu Turin, wo er 18 Monate blieb. Eben so viel Zeit brachte er auf einer Reise durch das übrige Italien zu, wo er sich vorzüglich dem Studium der Alterthümer und der Musik widmete. Nach seiner Zurückkunft ward er von seinem Vater zum deutschen Staatsrechte angeführt, und vertrat bald die Stelle eines geheimen Secretairs bey demselben. 1751 ward er bey der damaligen ersten Landesregierung zu Prag als würklicher Rath angestellt, 1760 in den Reichsfürstenstand erhoben, und bis 1766 in den wichtigsten Landesangelegenheiten gebraucht. In diesem Jahr wurde ihm die Visitation des Reichskammergerichts, als Kaiserl. Principal-Commissarius, übertragen. Erst nach wiederholtem Ruf nahm er diese Würde an, und bestritt aus eigenen Mitteln den Aufwand, den er derselben schuldig zu seyn glaubte. Gewohnt bey Kaiserl. Ministern eine steife Gravität zu sehen, machte man sich zu Wetzlar auf eine strenge Etikette gefaßt, und fand sich angenehm getäuscht, in dem weisen Minister den liebenswürdigsten Cavalier und Menschenfreund zu finden. Seine Verdienste um das Reich bey diesem in jedem Betracht verdrießlichen Geschäfte sind allgemein anerkannt. Wiederholte Versicherungen von der Zufriedenheit seines Hofes und das goldene Vlies waren seine Belohnung. 1771 wurde er Oberst-Burggraf in Böhmen und Gubernial-Präsident zu Prag, gerade in einer der traurigsten Epochen dieses Jahrhunderts nicht allein für Böhmen, sondern für einen großen Theil Europens. Karl Egon stellte sich selbst freywillig an die Spitze einer Deputation nach Wien, um die allerhöchste Genehmigung zur Herstellung der Landeswohlfarth abzweckender Vorschläge zu erhalten. (Darunter war auch der Vorschlag zu Errichtung einer Ständischen Leihebank, nach Art der Schlesischen Creditcasse, der aber nicht angenommen wurde.) Was Karl Egon nicht für ganz Böhmen

thun konnte, that er wenigstens für das bedrängte Landvolk auf seinen Gütern, und die Armen und Kranken in der Hauptstadt. Mit gleicher Menschenliebe unterstützte er eine Privatanstalt zur Versorgung von Waisen, die damals in Prag errichtet wurde. 1773 schickte er auf eigene Kosten einen Weltpriester nach Sagan zu dem Abt von Felbiger, um Unterricht im Schulwesen zu erhalten. Er ließ auf allen seinen Herrschaften Schulgebäude errichten, Lehrbücher in die böhmische Sprache übersetzen, und 1774 nach einem vom Abt selbst entworfenen Plan mit dem Normal-Unterricht unter der Direction jenes Weltpriesters den Anfang machen, auch die sämmtliche Geistlichkeit und Schullehrer seiner Herrschaften darin unterweisen. Der gute Fortgang reizte ihn, den Unterricht der Jugend in allen Landschulen Böhmens nach dieser Methode einzurichten. Die Ausführung unterbrachen Unruhen über die Frohndienste. Der Fürst legte den Ständen des Königreichs den Entwurf zu einer neuen Frohneinrichtung vor, und blos auf dem Ausspruch der Regierung beruhte der Ausschlag der Sache. (Man sieht aus der Schrift nicht, ob jener dem Entwurfe nicht günstig gewesen? oder ob die Empörung ausgebrochen, ehe er erfolgen konnte?) Die Bewohner des deutschen Gebirges, aus den Gegenden von Braunau und Trautenau, drangen in das flache Land, bis vor die Hauptstadt. Man mußte Gewalt gegen sie brauchen, und die Ordnung ward durch ein neues Frohngesetz wieder hergestellt. Nach verschiedenen kurz vorhergegangenen Misjahren drohte der bayerische Erbfolgekrieg Böhmen eine unheilbare Entkräftung, wenn er nicht so bald geendigt worden wäre. Seine Vorsorge für das Königreich milderte viele schlimme Folgen. Aber nach Theresiens Tode, als Joseph II. seine längst entworfenen Plane mit rascher Thätigkeit auszuführen anfieng, legte er wegen schwächlicher Gesundheit 1782 seine Aemter nieder. Von nun an theilte er seine Zeit zwischen der Bemühung seine Güter zu verbessern, (wo er schon lange vorher die Brache abgeschafft und den Anbau der Futterkräuter eingeführt hatte,) und den Künsten und Wissenschaften. In jener Absicht unternahm er Reisen in auswärtige ihres Landbaues wegen berühmte Gegenden, und trat mit den bewährtesten Oekonomen seiner Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel. Denn es war von je her sein Grundsatz, daß Emporbringung der Landwirthschaft die Urquelle der Staatsglückseligkeit

sey.

sey. Schubart, Holzhausen u. a. besuchte er in Person, und ließ sich von ihnen in ihren ökonomischen Grundsätzen unterrichten. Zu eigenen praktischen Versuchen bestimmte er sein Gut Lahna.

Mit demselben Eifer war er auch Beförderer der Künste und Wissenschaften. Er sammelte eine Bibliothek von mehr als 20000 Bänden, worüber er selbst ein Verzeichniß von fünf starken Foliobänden verfertigte. Es war darunter eine Menge kostbarer Handschriften, z. E. vom Virgil, deren Verkäufer er selbst von ihrem Werth unterrichtete, ihm eine Summe Geldes baar und eine jährliche Pension von 100 Gulden dafür gab, da er sie um einen geringen Preis hätte erhalten können. Von seinen Lieblingsdichter Horaz hinterließ er einige hundert Ausgaben, und ließ sogar eine sehr schöne Handausgabe desselben auf eigene Kosten drucken, die er unter seine Freunde vertheilte. (Der Titel dieser Ausgabe, die, weil sie blos verschenkt wurde, sehr selten ist und bleiben wird, ist folgender: Horatii Flacci Opera quae vulgo extant omnia, prius ad exemplar Bentleii excusa, nunc insertis duabus odis novissime repertis aucta, addita quoque de harum odarum inventione Epistola P Pallavicini 11. T. 8 oblongo, ohne Druckort und Jahrzahl. Die zwey entdeckten neuen Oden, die man aber nicht für ächt hält, gaben wahrscheinlich dem Fürsten Anlaß zu dieser neuen Ausgabe.) Er stiftete zu Prag ein öffentliches Naturalienkabinet, und schenkte seine eigene kostbare Sammlung dazu. Er hinterließ eine ansehnliche Menge von ältern und neuern Kunstwerken und ein sehr vorzügliches Münzk binet. Künstler, die nach Prag kamen, ließ er aufsuchen oder besuchte sie selbst. Die durch ihre gelehrten Arbeiten bekannte böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, welche in Prag 1769 entstanden war, und der er damals keine öffentliche Sanction hatte verschaffen können, wählte ihn doch, nach ihrer Bestätigung von Joseph II. 1784 einmüthig zum ersten ordentlichen Präsidenten, und er machte sich auf so mancherley Weise um sie verdient, daß sie sich schon zwey Jahre darauf gedrungen fühlte, ihm ein öffentliches Denkmal in ihrem Versammlungssaale zu errichten, welches beyder würdig ist. Er starb am 2ten Jul. 1787 zu Prag mit eben der Ruhe des Geistes, die immer einen Hauptzug in seinem Charakter ausgemacht hatte. Ein anderer liebenswürdiger Zug desselben war die Neigung, das für gut erkannte zu

ver-

verbreiten. So ließ er Schubarts Zuruf an alle Bauern die Futtermangel leiden, ins Böhmische übersetzen, und sowohl böhmisch als deutsch auf seine Kosten in Menge drucken und unentgeldlich austheilen. Dasselbe that er mit vielen für die Gesundheit und das Wohl der Menschen erfundenen bewährten Mitteln, die er aus gedruckten Schriften ausheben und besonders drucken ließ. Von seinem übrigen Charakter spricht sein ganzes Leben, sprechen seine Thaten. Sanft ruhe die Asche dieses edlen Mannes, und daß es Deutschland nie an Fürsten fehlen möge, die ihm gleichen!

Re.

Biographie Albrechts III. Herzogs zu Sachsen rc. von Johann Gerhard Gruner. Coburg bey Ahl 1788. 8. 17 Bogen.

Die wohlthätige Regierung des Herzogs Albrecht, zweyten Sohns des Herzogs Ernst des Frommen und Stifters der coburgischen Nebenlinie des gothaischen Hauses, ist in ihren Folgen noch itzt im Fürstenthum Coburg sichtbar und wirksam. Er gab dem, was 100 Jahre früher Johann Casimir, ältester Prinz des unglücklichen Johann Friedrichs des Mittlern, nicht ganz vollendet hatte, mehr Ausbildung, Nachdruck und Festigkeit, und machte allenthalben vortrefliche Anstalten zur Aufnahme seines kleinen Landes. Er verdiente es also wohl, daß sein Leben von einer würdigen Feder beschrieben wurde. Der berühmte Verfasser der hist. und statist. Beschreibung des Fürstenthums Coburg, Hr. Geh. Rath Gruner, unterzog sich der Arbeit, und hat sich durch diesen nicht unwichtigen Beytrag zur Geschichte des ernestinischen Hauses Sachsen ein neues Verdienst erworben. Die eigentliche Geschichte des H. Albrecht geht bis zu S. 134. Der Rest des Buchs enthält eine Sammlung von dahin gehörigen Urkunden und Actenstücken, die zum Theil sehr schätzbar sind. Im Ganzen kann man mit der Arbeit wohl zufrieden seyn; nur möchte man dem Verf., bey seinem Reichthum an Materialien und bey seinem unverkennbaren Fleiße, einen reinern und bessern Styl und mehr historiographische Geschicklichkeit wünschen.

So heißt es z. B. S. 79. „Der um die vaterländische Geschichte sich sehr verdient gemachte G. P. Hönn behauptet ꝛc." S. 86. „der letzte H. zu Sachsen-Lauenburg Julius Franziskus, segnete diese Zeitlichkeit auf seinem Schlosse Reichstadt." S. 87. „sie glaubten ein Vorrecht vor den Kurhaus zu haben." S. 128. „eine lange angedauerte wassersüchtige Unpäßlichkeit." S. 132. „die von ihm hinterlassen werdenden Lande," u. s. w. Auch die Wörter „annoch, damalen, gleichwohlen" und dergl. kommen häufig vor und geben dieser Biographie ein etwas altfränkisches Ansehen. Sonderbar ist es, daß der Verf. Hyerarchie für Hierarchie, Hyeronimus für Hieronymus, Leibguarde für Leibgarde schreibt. Von den ernestinisch-sächsischen Ansprüchen auf das im Jahr 1689. erledigte Lauenburg urtheilt der Verf. nicht richtig. Sie waren deßwegen ungegründet, weil durch die Achtserklärung des unglücklichen Churf. Johann Friedrichs die lauenburgische Anwartschaft, so wie alle übrige Rechte und Länder des ernestinischen Hauses, die in der wittenberger Capitulation von 1547. nicht ausgenommen und im naumburger Vertrage von 1554. nicht waren zurückgegeben worden, an die albertinische Linie des Hauses Sachsen gekommen war; welches auch Chursachsen damals gut zu deduciren wußte. S. Lunig R. Arch. Part. Spec. Cont. II. Abth. IV. Abs. II. S. 671. ff.

Gd.

Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker, im Stande der Roheit und Cultur, von Gott, Religion, und Priesterthum, von Johann Gottlieb Lindemann, der königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied. Fünfter Theil. Stendal bey Franzen u. Große. 1788. 396 Seiten, in 8.

In der Einleitung sagt der Verf. über den Einfluß des Clima auf Religionsideen und Gebräuche, manches gute. Nicht aber blos das Clima, in seiner allerweitesten Bedeutung, formt die Religion des Menschen, sondern auch seine

seine Schicksale von Jugend an haben den unleugbarsten Einfluß in seine religiöse Denkungsart. Ueber die andern Abhandlungen wird außer der Anzeige ihres Inhalts, wenig zu sagen seyn, da sie blos zusammengetragene Materialien enthalten. Fünfter Abschnitt: Geschichte der Meinungen über einzelne Religionsmaterien bey alten und wilden Völkern. Nemlich: Ueber Zauberer und Zauberey. Ueber den Begriff von der Seele bey alten und wilden Völkern. Von dem Zustande nach dem Tode. Sterblichkeit der Seele. Unsterblichkeit der Seele. Lehre von der Seelenwanderung. Ueber die Hochzeitgebräuche der Völker. Ueber die Leichengebräuche, Gräber und Todtenfeste alter und wilder Völker. In allen diesen Abhandlungen verkennen wir den Fleiß nicht, womit Herr Lindemann alles Zweckmäßige zusammengetragen, und des Forschers Betrachtungen erleichtert hat. Nur wünschten wir, der Verf. hätte mehrere Ordnung beobachtet. Er heftet seinen Blik nicht lange und fest genug auf das Volk, dessen Gebräuche er bestimmt, und schweift, bey irgend einer entdekten Aehnlichkeit derselben, auf andere Völker über, kommt von den Wilden auf die Hebräer, dann auf Griechen, Afrikaner, Grönländer, Araber :c welche Abschweifung nöthwendig die genauere Kenntniß einzelner Völker bey dem Leser erschweren muß. Auch ist es uns aufgefallen, daß er einige Gebräuche, z. E. der Juden in ältern und neuern Zeiten, die so wohl durch religiöse Sanction bestimmt, als willkürlich hinzu gethan worden sind, vorzüglich bey ihren Leichenbestattungen, nur ganz unvollständig angezeigt hat, ungeachtet diese Materie neuerlich so ausführlich, selbst von jüdischen Schriftstellern bearbeitet worden, und sehr viele höchst verderbliche Gebräuche sich noch zu unsern Zeiten bey diesem Volke erhalten. Auch möchten wir ihn auf die vielen Nachlässigkeiten seiner Schreibart aufmerksam machen. Bald redet er in der vergangenen, bald in der gegenwärtigen Zeit, und das in Einem Perioden. Uebrigens scheint des Verf. Freymüthigkeit im Utheil zu wachsen.

Qs.

13) Erdbeschreibung, Reisebeschreibungen, Statistik und Heraldik.

Karte von Deutschland in XVI. Blatt nach des H. O. C. R. Büsching Erdbeschreibung und den besten Hülfsmitteln entworfen, von *D. F. Sotzmann.* G. S. beym O. K. Coll. und Geogr. der Königl. Acad. d. W. zu Berlin. Berlin 1789. im Verlag der Königl. Pr. Acad. Kunst- und Buchhandlung.

Dieses, durch Herrn Meils Erfindung und Kunst treflich verzierte Titelblatt begleitet die erste Lieferung der lang erwarteten Sotzmannschen Karte von Deutschland. Sie besteht aus fünf nicht zusammen gehörenden Blättern. N. I. enthält blos im Winkel von Südosten die nördliche Spitze der vereinigten Niederlande von 22°7′ bis 23°45′ der Länge, und 52°28′ bis 53°25′ der Breite; N. III. und IV. einen Theil von Meklenburg und der Mark, nebst Pommern und dem angränzenden Preußen; N. VII. den größten Theil von Sachsen von 28°30′ bis 33° der Länge in Süden und von 50°8′ bis 52°33′ der Breite; und N. IX. eine Spitze von Luxenburg mit der Gränze von Frankreich, an welche eine Ecke des Titelblatts anschließt. Ohnfehlbar übertreffen diese Blätter an äußerer Schönheit und Genauigkeit alle uns bekannten Karten von Deutschland: N. VII besonders haben wir ganz mit der Güssefeldischen Karte übereinstimmend gefunden; selbst da, wo diese einige Berichtigungen nöthig hat, z. B. in der Lage einiger Orte in Coburg und Thüringen. Um sie ganz beurtheilen und nach ihrem Werthe schätzen zu können, muß man die Erscheinung der übrigen Blätter abwarten, deren Vollendung wir sehnlichst wünschen.

Th.

Elwi-

Elmireno Kategorien der Nunzien in Deutschland. Frankfurt und Leipzig. 1788. 112 Seiten in gr. 8.

Da diese Schrift nichts als ein besonderer Abdruck des ersten Aufsatzes im zehnten Theil von Le Brets Magazin ist: so berufen wir uns auf die Recension desselben, die wir bereits von gedachtem Theile in dieser Bibliothek (Band 95.) gegeben haben.

Ws.

Der Zobtenberg, nach der Natur gezeichnet und beschrieben. Breslau, verlegts W. G. Korn, 1788. 3½ Bog. 8. nebst zwey Kupfertafeln.

Der Zobten- oder Zottenberg ist ein Berg 5 kleine Meilen von Breslau, von dem das Städtchen Zobten den Namen hat, und an dessen Fusse die Probstey Gorkau liegt. Den Sommer geschehen dahin Lustreisen, so wie am Tage der Heimsuchung Mariens Wallfahrten aus der Nähe und Ferne. Seine Höhe beträgt 1674 Pariser Fuß über dem Breslauer Horizonte, und von seinem Gipfel, auf welchem eine im J. 1702. erbauete katholische Kirche steht, kann man einen ziemlichen Theil Schlesiens übersehen. Die Beschreibung ist ziemlich befriedigend, und faßt, wiewohl mit Ausschliessung der Naturgeschichte, alles zusammen, was von dem Berge irgend nur zu sagen war. Unter den nach Zeichnungen des verstorbenen Breslauer Malers Bartsch von D. D. Wagner in Leipzig gut gestochenen beyden Kupfern aber stellt das eine die Ansicht des Berges vom Dorfe Strelitz aus, das andere die auf der Plaine desselben befindliche Kirche vor.

Sk.

Das Karlsbad: beschrieben zur Bequemlichkeit der hohen Gäste. Karlsbad, 1788. 118 S. 8.

Kein Titel von irgend einem Buche hat wohl mehr getäuscht, als der vom gegenwärtigen. Unbedeutende Kleinigkeiten, davon die allerwenigsten Fremde interessiren können, werden hier in alphabetischer Ordnung, und dies sehr fade, beschrieben. Z. B. Aerzte, Apotheke, Armenanstalt, Adel, Alleen, Ausblasen, Aussichten, Advokaten, Bethäuser, Bürstenbinder, u. s. w. auch das Hochgerichte u. dgl. m. sind nicht vergessen worden Eine Schrift nach obigen Titel, aber zweckmäßig bearbeitet, wäre allerdings von einem so merkwürdigen Orte, der jährlich von so vielen Fremden besucht wird, wohl zu wünschen.

Om.

Gemälde von London. 1788., ohne Anzeige des Druckorts, 4. B. 8.

Die Arbeit eines Pfuschers, der nicht einmal die currentesten englischen Namen, z. B. Vauxhall, Ranelagh u. s. w., recht zu schreiben weiß, zum Theil aus bekannten Werken genommen, und allen denen höchst entbehrlich, die Sturz, Archenholz, Wendeborn, Watzdorf, oder auch nur Moriz lasen.

Tagebuch der Reise eines Deutschen von Lübeck nach St. Petersburg, im August 1785. Langensalza bey J. S. Zolling, 1787. 6 B. kl. 8.

Der Urheber, nach S. 9. und 72. zu urtheilen, ein Candidatus Theologiä, gieng am 30. Julii obigen Jahres von Travemünde ab, ließ sich am 19. zu Friedrichshamm ans Land setzen, und traf den 24. gesund und wohlbehalten zu Petersburg ein, von welcher berühmten Kayserstadt er nichts zu sagen weiß, das man in der geringsten Nachricht von derselben nicht weit besser fände. (S. 93.) — Dies ist die

Quint-

Quintessenz eines Werkchens, das, (wohl dem Verleger, der sonst sein Geld ins Wasser geworfen hätte!) nicht fürs Honorarium verhandelt, laut der Zueignungsschrift keine Bemerkungen, sondern nur Gefühle liefern soll. In Absicht des erstern hält der Verf. pünktlich sein Wort. In Absicht des letztern aber — wenn gleich er (S. 7) seinen zurück gelassenen Hn. Bruder noch so heiß liebt, (S. 90.) noch so heilig versichert, daß für der Freundschaft sanften Gefühle laut sein Herz pocht; dennoch wird kein Vernünftiger diese Hitze, dies Herzpochen für mehr oder weniger ansehen, als für — Fiebersymptom.

Sk.

Berichtigungen an den Senior Gottlieb Fuchs zu Hünern, den 26. Aug. 1788. Breslau mit Großischen Schriften. $2\frac{1}{4}$ Bogen gr. 8.

Diese wenigen Bogen, die mit den Beyträgen zur Dissidentischen Kirchengeschichte vermuthlich einerley Verfasser haben, und das Publicum ausser Schlesien eben nicht sehr interessiren werden, sind eigentlich gegen den Hrn. Pastor zu Beschina im Fürstenthum Wohlau, S. J. Ehrhardt, gerichtet. Dieser um die Schlesische Litterar- und Kirchengeschichte verdiente Mann hatte in seiner Abhandlung vom verderbten Religionszustande in Schlesien vor der Reformation (Bresl. 1778. 4.) die Fuchsische Religionsgeschichte von Neiße etwas scharf kritisirt. Hr. Past Fuchs zeigte darüber in seiner Reformations- und Kirchengeschichte von Oels seine Empfindlichkeit, und nun erschien vom Pastor Ehrh. seine Presbyterologie des evangelischen Schlesiens, worinn die Fuchsischen Schriften eben so streng censirt waren. Dieses wird nun in diesen Berichtigungen durch eine eben so strenge Prüfung des ersten Theils der Presbyterologie von Breslau vergolten, und vornemlich Hr. Sen. Fuchs gegen die Ehrhardtischen Kritiken — oft gründlich, aber nicht ohne Leidenschaft gerechtfertiget. Recens. kann bey seiner großen Entfernung nicht wissen, was zu diesem leidenschaftlichen Ton Anlaß gegeben habe — aber er kann nicht läugnen, daß er ihm an Hn. E. sowohl als an seinem Berichtiger mißfalle — Auch das war

ihm auffallend, daß der Berichtiger seine Berichtigungen dem Hrn. P. Fuchs an dem Hochzeittage seiner Tochter zu geschrieben, und durch unangenehme Erinnerungen, welche diese kritische Fehde erregen mußte, in den väterlichen Freudenkelch Wermuth gemischt hat.

M. Dieterich Schröders Kirchenhistorie des Evangelischen Mecklenburgs vom J. 1518 bis 1742. Zweyter Theil. Rostock, gedruckt bey Christian Müller. 1788. 4. 564 S.

Dieser Theil geht vom J. 1552 bis 1568. Wenn der Compilator verhältnißmäßig fortgearbeitet, und auch bey den folgenden Jahren alles aus der politischen und Miscellanhistorie herbeygeschleppt hat, was nur in einiger Verbindung mit Mecklenburg stehet — wenn in der Folge große Auszüge sogar aus dem hist. geograph. Lexicon, wie in diesem Theile S. 56. von Menno Simonis, vorkommen: so mögen die Käufer immer noch auf ein halb Duzend Bände rechnen; und diese werden immer ein nützliches historisches Repertorium für jeden Liebhaber der Mecklenburgischen Geschichte bleiben, der Geduld genug hat, sich durch dieses Chaos hindurchzuarbeiten, und den Eckel der ihn bey diesem Geschäft anwandeln muß, überwinden kan. Auch solche, die allgemeine Literar- und Kirchengeschichte zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt haben, werden hier manches zur Stillung ihrer Wißbegierde antreffen. Rec. will davon nur einiges anführen.

Bey dem J. 1552. steht ein Auszug der äusserst seltnen Mecklenburgischen Kirchenordnung in hochdeutscher Sprache (Wittenb. 1552. 4) und eine Vergleichung derselben mit neuern Ausgaben — Aus S. 40. ersieht man, daß unsere deutsche Fürsten damals auch schon auf gelehrte Leute geachtet haben — „Nach aufgerichtetem Passowischen Vertrage, als man für Frankfart aufgebrochen, ist Herzog Joh. Albrecht (von Mecklenburg) nach Maynz gezogen, allda er in seinem Losement einen ziemlichen Vorrath an guten Büchern gefunden, die er in große Fässer einpacken, und nach Mecklenburg führen lassen. Daher der Anfang der erfolgten Librarey zu Schwerin aufm Hause entsprossen.“ S. 45. kann zur Berichtigung Jö-

chers

chers und Adelungs gebraucht werden, welche den Erasm. Alber zum Generalsuperintendenten zu Neubrandenburg machen. Er war erster Superintendent, der Zeit, nicht dem Range nach. — S. 48 steht eine Nachricht von der Aufnahme der Englischen Flüchtlinge in Rostock im J. 1553. und bey dem J. 1554. die Geschichte der Verhandlungen der Prediger zu Wismar mit den Englischen Flüchtlingen, aus Utenhovs seltner relat. hist. de origine et progressu eccl. protestant. in Anglia eorumque expulsione — und ihrer Vertreibung, nebst dem Gespräch zwischen Mart. Micronius und D. Heinr. Schmedenstede — eine Sache, die freylich weder den damaligen lutherischen Predigern, noch dem Magistrate zu Wismar zur Ehre gereicht. Zwar wird auf anderthalb Bogen manches gegen die Utenhovensche drey Bogen füllende Erzählung der Wismarer eingewendet, welches aber heut zu Tag jeder Unparteyische für unerheblich halten wird. — S. 127. ist aus Dedekinns Consil. et Decision. ein Mandat der Wendischen Städte, Lübeck, Hamburg, Rostock, Melsund, Wismar und Lüneburg eingerückt vom 1. Aug. 1555. bey Leibesstrafe die Wiedertäufer und Sacramentirer nicht zu hausen, hegen, herbringen, noch aufzuhelfen oder zu fördern, auch nicht in Arbeit und Dienst zu nehmen, sondern, sobald man sie vermerket, den Gerichtsherrn ungesäumt anzugeben — Bey dem J. 1556. (S 137.) ein Examen der Wiedertäufer in Ribnitz vor der Herzogl. Visitation — S. 152 — 162. ist eine literarische Seltenheit — Joh. Brentzen Schrift vom Abendmahl, von Joh. Freder, nachmaligen Pastor zu Wismar, ins Platdeutsche übersetzt, ganz abgedruckt. S. 172. steht eine herzogl. Instruction vom J. 1557. für die Kirchenvisitatoren, worin die harten Worte vorkommen: „den München und papistischen Lehrern und insonderheit den Pfaffen von Rostock sollen sie anzeigen, daß sie sich sollen alsobald aus unserm Lande begeben, wann wir sie nun darüber befinden, wollen wir sie am Leibe strafen lassen. Wann sie sich aber durch die Herren Visitatoren mit Gottes Wort unterrichten lassen, und sich hinfürter unserer Religion mit Leben und Wandel gleichförmlich halten, so sollen sie in unserm Lande, aber doch nicht zu Ribnitz, gelitten werden. Wenn sie aber solches nicht thun werden, so sollen unsere — dazu verordnete Diener sie hinwegführen und unsers Landes verweisen lassen.“ Im J. 1556. und 1557. erregte der blinde Eifer des Predigers zu Rostock, Pet. Egger-

des und Tilemann Heshusius große Bewegungen. Jener hatte etliche vornehme Leute, welche den Dompfaffen Detlev zu Grabe begleitet hatten, von der Kanzel genannt und hart bestraft. Der Rath verbot ihm die Kanzel, aber der Herzog ließ ihn wieder in sein Amt einsetzen. Im folgenden Jahr drangen beyde öffentlich auf die Abschaffung der Sonntagshochzeiten und anderer papistischen Mißbräuche, und drohten denen, welche noch darüber hielten, mit Ausschliessung von der Communion. Die Beschwerden der Gemeine und die immer heftigern Abkanzlungen der beyden Prediger nöthigten den Rath, ihnen die Kirchenthüren zu verschliessen, und sie selbst aus der Stadt zu weisen; und als sie sich säumten, wurden beyde aus der Stadt geschafft — Zur Geschichte der Vergleichshandlungen zwischen Flacius und Melanchthon gehört die (S. 193 — 202.) abgedruckte Epistel de actionibus Legatorum Saxon. et Megalensium aus der seltnen Schrift: Scholasticorum Acad. Witteb. — epistolae duae, tertia et quarta, quarum priore explicantur initia, fundamenta et progressiones incendii Flaciani et conatus improbi ipsius Flacii in conuellenda paulatim ecclesiarum nostrarum doctrina; Altera recitatur vera narratio de actionibus Legatorum Saxonicorum et Megalensium. Witteb. 1558. — S. 202 — 207. stehen zwey Briefe des Schwerinischen Hofpredigers, Christoph Langners, die als Belege gebraucht werden können, was für ein unchristlicher Geist damals Philippisten und Antiphilippisten beseelt habe. S 213 kan folgende seltsame Geschichte dienen, die Denkungsart jener Zeiten zu schildern. Sie ist aus Westphals evang. Schwerin entlehnt. Joach. Küchenbieter, Prediger daselbst, hatte das Unglück, daß seine Tochter, die Gattin eines dasigen Kaufmanns, des Ehebruchs mit dem Hofmarschall beschuldiget wurde. Der Vater, der sie für unschuldig hielt, sagte auf der Kanzel, wofern seine Tochter schuldig wäre, sollte Donner und Bliz in das Haus schlagen; und noch selbigen Abend geschah dies, und es brennten 44 Gebäude ab. Die Tochter wurde flüchtig, und entgieng dadurch der Strafe, in einem Sack in dem Schwerinersee ersäuft zu werden, starb aber im Brandenburgischen in großer Armuth. Der Prediger ward seines Amts entsetzt, aber doch nachher nach Neubrandenburg translocirt. Ueberhaupt war man damals in der Kirchenzucht ausserordentlich streng. Nach S. 334. übergab im J. 1562. zu Rostock der Prediger

Simon

Simon Pauli in der Jacobskirche den Hauptmann Schwerin dem Teufel, weil er auf wiederhohlte Ermahnungen seine Concubine nicht lassen wollte.

Ausserdem sind noch merkwürdige Urkunden und Aktenstücke eingerückt. — Das vorhin ungedruckte Examen der Wiedertäufer und Sacramentirer zu Wismar vom 16 Apr. 1562. (S. 344. f.) — Die Pia Coniunctio Ministrorum verbi Dei in eccl. Wismar. vom 9. Oct. 1562. — Gegen die Philippisten. (S. 382 f.) — Des Superint. Joh. Wigands Schreiben an den Rath zu Wismar einiger ketzerischen Leute wegen v. 14. Febr. 1563. Ebendess. Schreiben an den Rath des Büchsenschiessens wegen am Sonntag v. 17. Jun. 1563 nebst einigen andern Briefen desselben aus den Originalien (S. 428 f.) Aus allen leuchtet die wilde Flacianische Hitze, der unaufgeklärte dogmatische und moralische Eifer und der hierarchische Geist hervor, den man schon aus seinen Schriften und Handlungen zur Genüge kennt.

S. 440. wird bey Gelegenheit einer alten platdeutschen Urkunde, in welcher das Wort Seelmaaersche vorkommt, gefragt, was dieser Name bedeute oder was ihr Amt ehedem gewesen sey. Es scheint so viel zu seyn als Seelweiber oder Seelnonnen, welchen Namen die Beguinen in einigen alten Leichenordnungen führen, die bey Leichen gebraucht wurden. Auch jetzt noch heissen zu Nürnberg die Weiber, welche die Todten waschen und ankleiden, Seelenfrauen. Und in der Urkunde ist gerade von der Bekleidung eines Todten die Rede.

Od.

Savarys Reise nach Griechenland und Bemerkung über die Türken. Aus dem Französischen. Leipzig bey G. J. Göschen; S. 267. 8.

Das Buch führt auch den Titel Fortsetzung des Zustandes des alten und neuen Egyptens, aus dem Französischen des Herrn Savary. Briefe über Griechenland aus keiner andern Ursache, als weil der Verf. von Alexandrien nach dem Archipelagus segelte, und seine Abreise von Alexandrien beschreibt. Wenn es auf dem Titel nach Griechenland heißt, so

so ist dieses nur von sehr wenigen Inseln auf dem Archipelagus, nämlich Castello rosso, Rhodus, Syme, Casos, und Creta, die der Verf. besucht hat, zu verstehen. Als er in Castello rosso war, setzte er nach dem festen Lande in klein Asien über, und fand daselbst ein Amphitheater, und andere Ruinen, von denen er vermuthet, daß sie von andern Reisenden nicht bemerkt sind. Sollte der Verf. hierin Recht haben, so bedauren wir daß seine Beschreibung so kurz, und die Größe der Ruinen nicht ausgemessen ist. Von Rhodos und Creta finden sich einige gute Nachrichten, denen es zu jetziger Zeit nicht an Lesern fehlen wird. Viel neues haben wir nicht darin gefunden. Hätte der Verf. alles, was er von der alten Geographie und Geschichte anführt, weggelassen (wir wünschen, daß dieses von dem Uebers. geschehen wäre, der, wenn er ein Mann von Kenntnissen war, wohl wissen mußte, daß es in vielen andern Büchern schon zu lesen sey,) so würde das Buch an seiner Größe viel verloren, aber an seinem Werthe unserm Bedünken nach gewonnen haben.

Az.

Nachrichten von adelichen Wapen gesamlet von Christian Friedrich August von Meding. — Zweyter Theil. Zum besten des Freyheit-Naumburgschen Waysenhauses. Weissenfels und Leipzig, bey Friedrich Severin 1788. 2 Alph. und 2 Bogen in gr. 8. Mit 7 in Kupfer gestochenen Wappen.

Jeder Freund der Wappenkunde wird sich mit uns freuen, daß der Verfasser so eifrig und glücklich fortfährt, diese historische Hülfswissenschaft zu erweitern und zu bereichern. In Ansehung des Verfahrens bey dieser des wärmsten Dankes würdigen Arbeit verweisen wir auf unsre Anzeige des ersten Bandes (B. 74. S. 230 u. f.) der uns jedoch keinen zweyten hoffen lies: wenigstens war dies weder aus dem Titel noch aus der Vorrede zu schliessen. Dieser zweyte Band hat sogar innere und äussere Vorzüge vor dem ersten. Man sieht, daß dessen Urheber sich noch tiefer in seine Lieblingswissenschaft hinein

ein gearbeitet und mit noch lebhafterem Eifer ganz unbekannte oder minder bekannte Nachrichten von adelichen Wappen und ihrer Geschichte aufgespürt habe.

In die Vorrede hat Hr. v. M. Nachrichten von der Schraffirung eingeschaltet, die zum Theil aus Kölers Progr. de inventoribus incisurarum, zum Theil aus Gatterers Abriß der Heraldik, zum Theil auch aus eigener Beobachtung geschöpft sind. Als vorzüglichen Beförderer dieses zweyten Bandes rühmt der Verf. den inzwischen verstorbenen Hofrath Salver in Würzburg. Uebrigens hat er sich nicht, wie im ersten Band an die Zahl der aus jedem Buchstaben genommenen Wappen gebunden, sondern vielmehr auf Materialien und die Abwechselungen langer und kurzer Beschreibungen sein Augenmerk gerichtet. Zugleich macht er Hoffnung zu einem dritten Band. Wir wünschen aufrichtig, daß sie erfüllt werden möge. Da das Werk nicht allein an und für sich schätzbar ist, sondern auch, wie schon der Titel lehrt, noch eine andre edle Bestimmung hat; so hoffen wir, es werde ihm an Abnehmern nicht fehlen.

Lr.

---

14) Gelehrte Geschichte.

Kurze biographische Nachrichten der (von den) vornehmsten schlesischen Gelehrten die vor dem achtzehnten Jahrhundert gebohren wurden, nebst einer Anzeige ihrer Schriften. Grottkau, im Verlag der Evangelischen Schulanstalt. 1788. $10\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Wenn wir den Freunden der Litterargeschichte sagen, daß der uns unbekannte Zusammenträger dieser Nachrichten zwar seine Quellen angegeben, daß aber unter diesen Quellen auch das allgemeine historische Lexikon stehet, daß er zwar Jöchers Gelehrten Lexikon, aber nur die — wie er sie selbst nennet

nennet — schlechtere Ausgabe vom J. 1726. benutzt, daß er zwar schon in jüngern Jahren die Sammlung dieser Nachrichten angefangen, aber aus einer — wie er sagt — ihm damals verzeihlichen Nachlässigkeit vergessen, die Quellen dabey anzumerken, daß er dennoch kein Bedenken getragen, diese jugendlichen Manuscripte bey Verfertigung dieser Schrift zu brauchen, daß er manche Hülfsmittel (z. B. Adelungs Supplemente zum Jöcher) entweder nicht kannte oder doch nicht benutzte, daß sogar im grössern Jöcherischen Werk oft mehr steht, als der Verf. anführt, daß überhaupt die in alphabetischer Ordnung aufgestellten Notitzen höchst mager, kraftlos und mangelhaft, daß die Anzeigen der Schriften äusserst liederlich sind, oft liederlicher, als im Jöcher, daß er, als ein Hauptignorant in der Litteratur, nichts von Ramlers und Lessings Bemühungen um die poetischen Verdienste des Freyherrn von Logau, nichts von Lessings und Jachmanns Bekanntmachung der Scultetischen Gedichte, nichts von Volborths Lobschrift auch Michael Neander, nichts von Nik. Reusners Lebensnachrichten in Juglers iurist. Biographien, nichts von so vielen andern Dingen weiß, die er doch hätte wissen sollen — so haben wir genug gesagt, verbitten uns auch zugleich alle Nachträge und Fortsetzungen einer solchen Kompilation.

Discours sur les progrès de la Littérature dans le Nord de l'Allemagne. Lu à l'Académie des Sciences de Berlin dans l'Assemblée publique de 26. Septembre 1788. Par Mr. l'Abbé *Denina.* à Berlin, chez Decker. 1 Bogen und 2 Blätter in gr. 8.

Daß der Herr Abbé nur allgemeine Blicke in eine Materie von so weitläuftigem Umfange habe wagen können, lehret schon die sichtbare Beschränkung des Raumes. Denn wie viel läßt sich wohl auf 18 bis 19 nicht eng gedruckten Seiten über den Fortgang oder die Kultur der Wissenschaften in dem Norden Deutschlandes discuriren oder dißeriren? Ueberdies hat sich der Verfasser fast ganz auf die Regenten Brandenburgs und ihre Verdienste um die Gelehrsamkeit eingeschränkt.

Für einen Ausländer finden wir seine Kenntnisse nicht gemein und einige ganz artige Bemerkungen, z. B daß der Norden von Deutschland (so soll es wohl S. 4 heissen, nicht aber Europa) einen grossen Theil seines Fortganges in den Wissenschaften dem hohenzollerisch-brandenburgischen Hause zu danken habe. Wenn er aber weiter hin S. 11 behauptet, Luthers Reformation, die er eine Neuerung nennet, habe den Fortgang der Wissenschaften mehr gehindert, als befördert; so bedachte er nicht, daß eben diese nothwendige Reinigung der verdorbenen christlichen Religion und die Zurückführung derselben auf ihre alte, einfachere Gestalt, weit mehr Köpfe unter allen christlichen Religionspartheyen zum Forschen und Nachdenken, besonders auch zum Studium der orientalischen und griechischen Sprachen, gereitzt habe, als ohne sie schwerlich geschehen seyn würde. Hr. D. meynt sogar, die für die Wissenschaften erspießlichen Folgen der Reformation wären erst nach dem westphälischen Frieden merklich geworden. Italien, Spanien und Frankreich, selbst das römisch katholische Deutschland, wäre bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Ansehung der Wissenschaften den Gegenden, die die Reformation angenommen, überlegen gewesen. Hierinn geht er nun offenbahr zu weit. Recensent weiß wohl, daß Melanchthon vom sechszehnten Jahrhundert überhaupt sagte: Nulla aetas tam ferrea rectis studiis fuit, quam ista; es ist auch kein Zweifel, daß die Beybehaltung der scholastischen Philosophie dem Fortgange mancher Wissenschaften geschadet habe, aber gewiß nicht unter den Protestanten allein, sondern auch unter den römischkatholischen Christen. Wie viele verdienstvolle Männer unter den Protestanten aus dem sechszehnten Jahrhunderte, die durch Lehren und Schriften der Gelehrsamkeit Vorschub thaten, könnten wir nicht nennen? Ohne lange darüber nachzudenken, erinnern wir nur an Melanchthon (als Historiker und Humanisten; denn von Theologen ist überhaupt hier die Rede nicht,) Camerarius, Sleidanus, Chyträus, Taubmann, Trotzendorf, Sylburg, Dresser, Georg Fabricius, Lotich, Eobanus Hessus, Rhodomann, Neander, Georg Sabinus. — Daß die Wissenschaften selbst unter dem, ihnen eben nicht holden König Friedrich Wilhelm dem 1sten ihre Beförderer in den preussischen Staaten gehabt haben, wird S 14 u. f. gezeigt. — Vom deutschen Fürstenbunde verspricht sich der Verf. auch wohlthätige Folgen für

für Wissenschaften und Religion. — Am Ende ein gerechtes und feines Lob des bey dieser Vorlesung gegenwärtigen Herrn Koadjutors von Dalberg, in welches wir von ganzem Herzen einstimmen.

To.

---

15) Biblische, hebräische und griechische und überhaupt orientalische, Philologie, nebst der Patristik und den biblischen und orientalischen Alterthümern.

Gottlob Christian Storr, Theol. Doct. et Prof. P. Ord. opuscula theologica ob defectum exemplarium denuo recusa. Tubingae, sumtibus Bornianis. 1788. 4.

Ob defectum exemplarium denuo recusa, scheint uns ein mercantilischer Zusatz zu seyn, den sich der Verleger erlaubte, um die einzelnen Abhandlungen des Hrn. D. Storr mehr in Umlauf zu bringen. Aus mehr als einem Kennzeichen überzeugt man sich gar bald, daß die noch vorräthigen Exemplare wenigstens einiger Abhandlungen mit diesem neuen Titel versehen sind. Weder dem Verf. noch dem Verleger wollen wir inzwischen hiermit den entferntesten Vorwurf machen; vielmehr hat der letztere den gewiß von manchem Kenner auch der kleinern Storrischen Schriften in der Stille gehegten Wunsch erfüllt, daß diese in einer Sammlung herauskommen mögten, damit dieser Schatz reifer und tiefgehender exetischer und theologischer Bemerkungen nicht so zerstreuet bliebe.

Der vor uns liegende Band enthält folgende drey wichtige Abhandlungen: 1) de spiritus f. in mentibus nostris efficientia, ejusdemque doctrina suo momento ponderata, de anno 1777. in welcher der Begriff dieser efficientia aus der

Bi-

Bibel auf das genaueste festgesetzt, bewiesen, mit den Grundsätzen der Vernunft vereinigt, und das Gewicht dieser Lehre auf das einleuchtendste gezeigt wird. 2) Commentatio hermeneutica de parabolis Christi de anno 1779, worin der Verf. über Natur und Erklärung der Parabel manchen neuen Wink giebt, welcher einen auf manche Schönheit der Parabel aufmerksam macht, die man bisher kaum bemerkte. 3) Notitiae historicae epistolarum Paulli ad Corinthios interpretationi servientes, de anno 1788. worin der V. besonders zu zeigen sucht, daß die Nahmen Apollo, Kephas, Christus 1 Cor. 1, 12 vergl. 4, 6. nicht fingirte, sondern wirkliche Sectennahmen wären, und zwar aus Gründen, die die aufmerksamste Lectür dieser Briefe voraussetzen. Wir würden unsern Lesern gern einen Auszug aus diesen Abhandlungen mittheilen, wenn der Nahme des V. sie nicht schon hinlänglich empföhle, wenn sie nicht schon hin und wieder einzeln angezeigt wären, und wenn die Reichhaltigkeit derselben uns bey einem Auszuge nicht über die Gränzen einer Recension hinaus führen würde.

Qr.

Exegetisches Handbuch des Neuen Testaments. Erstes Stück. Leipzig. In Kommission bey Kantner. 1788. 9 Bog. in 8.

Der ungenannte Verf. thut das aus dem Töpfchen ins Tiegelchen, was viele andere vor ihm aus dem Tiegelchen ins Töpfchen thaten. Er ist Willens in kleinen Portionen einen fortlaufenden Kommentar über das ganze neue Testament zu liefern, davon das gegenwärtige erste Stück den Matthäus enthält. Ganz schlecht können wir eben seine Arbeit nicht nennen, aber auch für keinen Gewinn halten. Wer etwas nicht besser als seine Vorfahren macht, kann auch keine Ansprüche auf Dank haben. Daß doch die Sucht einen Commentarium perpetuum über große Werke zu schreiben, bey jungen Leuten so sehr einreißt! Und gesetzt, es wird auch manches Gute gesammlet, muß es denn sogleich gedruckt werden? daß das gegenwärtige Stück eine eilfertige Zusammenstoppelung sey, ist durchaus sichtbar; auch hat der V. selbst am

Ende „einige Zusätze, Berichtigungen und das was sich (während des Drucks) noch darbot" geliefert. Was Küttner, Rosenmüller :c. lateinisch, Hezel :c. blos deutsch erklären, das kommentirt er auf gleiche Weise in der Muttersprache mit Beysetzung der griechischen und hebräischen Worte. Zuweilen werden lateinische Phrasen eingemischt, wie z. E. S. 19 er hörete „Ioannem in custodiam traditum fuisse" dabey man an einen auf der Universität nachgeschriebenen Heft denken muß. Von offenbaren Unrichtigkeiten und von nicht gehobenen Schwierigkeiten könnten wir leicht eine Menge hersetzen, die wir aus Schonung des Raums unterdrücken. Als Pröbchen stehe von jedem nur ein Beispiel hier. Math. 4, 1 πειρασθηναι (sc. ἑνεκα τε) „theils um zur Sünde gereizt zu werden, theils um als Messias geprobt zu werden." Der Infinitiv mit dem ausgelassenen ἑνεκα, oder ἱνα mit dem verbo finito, drückt in unzählig vielen Stellen das N. T. keineswegs den Zweck, warum etwas geschieht, aus, sondern nur die Gelegenheit, bey welcher etwas geschieht; man nennt es daher ἱνα ἐκβατικον, das nur auf den Erfolg deutet. Diesem zur Folge mußte es heißen: „wo er zur Sünde gereizt werde." Der Zusatz „theils um als Messias erprobt zu werden," liegt nicht in den Worten, und ist ein dem Schriftsteller hier fremder Gedanke. V. 11. „Die Engel dieneten ihm, wahrscheinlich mit Speise." Da der Verf. im Anfange dieses Kapitels die beyden vernunftmäßigern Erklärungsarten von der Versuchungsgeschichte Christi angeführet hat, nach welchen man nicht an den eigentlichen leibhaftigen Teufel denkt, sondern es entweder für innere Versuchung, Reiz zum Bösen, und Selbstgespräch, oder für Geschichte eines menschlichen Widersachers hält: so bleibt hier ein großer Knoten. Wenn es kein wirklicher Teufel war, was soll man hier mit den Engeln machen? So wenig der unbefangene Jüngling an den in Satyrsgestalt erschienenen und durch die Lüfte geflogenen Teufel hier denken konnte: so sehr wird er bey den eigentlichen Engeln anstoßen. Der Verf. mußte also hier hinzusetzen, daß Engel in der hebräischen und hellenistischen Sprache jedes Mittel der Providenz ausdrücke.

Ad.

Geneseos ex Onkelosi Paraphrasi Chaldaica quatuor priora capita una cum Danielis Cap. II. Chaldaice. Scholis suis Chaldaicis destinavit *Guilielmus Fridericus Hezel*, Prof. Giessens. Lemgoviae typis atque impensis Meyerianis 1788. S. 16. 8.

Die Anzeige der Existenz dieses Abdrucks gehörte zur Vollständigkeit der A. D. B. und zum Beweise, daß Hr. Prof. Hezel im Chaldäischen Unterricht giebt. Weiter läßt sich von einem so geringfügigen für die hezelschen Zuhörer bestimmten Büchelgen nichts sagen.

Az.

---

16) Klassische, griechische und lateinische, Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Des Herrn Bergier — Ursprung der Götter des Heidenthums, nebst einer zusammenhängenden Erklärung der Gedichte des Hesiodus. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. 1 Alph. 6 B. Zweyter Theil. 1 Alph 8½ B. in gr. 8. Bamberg und Würzburg, bei Tobias Goebhardt, 1788.

Als ausländisches Produkt fällt dieses Werk nicht unter die ausführliche Beurtheilung in dieser Bibliothek; so viel sich daher auch über dasselbe erinnern liesse, so schränkt sich Recensent doch nur auf eine kurze Anzeige dieser, wie es scheint, ganz gut gerathenen Uebersetzung ein. Des Verf. System gründet sich vornemlich auf der Hypothese, daß die mythischen Gottheiten nicht wirklich lebende Personen, sondern

in der ältesten Philosophie angenommene Geister oder Genien gewesen sind; und daß die meisten Fabeln von ihnen einen allegorischen Sinn haben. Hingegen bestreitet er andre Systeme, besonders das historische, dessen vornehmster Vertheidiger Banier war. Am Ende liegt wohl auch hier die Wahrheit in der Mitte; und der Fehler darin, daß man alle Fabeln aus einer einzigen Quelle herleiten, und über sie alle, gleiche Aufschlüsse geben will. Wie sehr widersinnig das sey, erhellt schon aus einer, auch nur flüchtigen, Erwägung der Entstehungsart mythischer Dichtungen, die doch gewiß nicht einerley Gang nahm, noch einerley Regeln befolgte — Der ganze zweyte Band besteht aus Anmerkungen über die Gedichte des Hesiodus, vornehmlich über dessen Theogonie. Sie enthalten viele gelehrte und scharfsinnige Bemerkungen, unter manchen minder gründlichen und ziemlich willkührlichen Erklärungen, die jedoch zu weiterer Prüfung Anlaß geben können.

Dm.

Marci Tullii Ciceronis drey Bücher von den besten Gesetzen: aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen auch einer Abhandlung von den Fetialen des alten Roms, herausgegeben von Johann Michael Heinze. Göttingen bei Ruprecht 1788. 8. 228 Seiten.

Cicero schrieb seine Abhandlung de legibus, gleichsam als ein Supplement seiner für uns verlorenen Bücher de republica, in denen er nach Plato's Beyspiele über das Ideal der besten Staatsverfassung philosophirt hatte. Von jenem Aufsatze de legibus sind nun noch die drey Bücher, und zwar auch diese nicht ohne Lücken, übrig, deren Uebersetzung der Hr. Dir. Heinze hier mittheilt. Man kennt schon hinlänglich die Manier des Hr. Dir. aus mehreren fleißigen Uebersetzungen seiner Hand. Man findet bei ihm Kenntniß des Originals und Gewalt über seine Muttersprache verbunden, und ob er gleich nicht die Geschmeidigkeit des darstellenden Ausdrucks besitzet, wodurch Wieland und Garve alle andre weit zurück

lassen

lassen, so gehört er doch unter die auch noch geringe Zahl der guten Uebersetzer. Die beigefügten kurzen und nicht überhäuften Anmerkungen erläutern meistens einen kleinen historischen Umstand, oder die Wahl der Lesart, welcher der U. gefolgt ist. Wenn Cicero (S. 9 der Uebers.) sagt, er würde gern eine Geschichte schreiben, wenn er irgend Zeit und Muße dazu finden könnte: so ist Zeit und Muße im Deutschen zu gleichbedeutend, als daß es die Concinnität des lateinischen vacuum tempus et liberum ganz ausdrückte, wo dem vacuum tempus die occupata opera, und dem liberum der impeditus animus entgegen gestellt wird. — Cicero hatte als junger Mann noch in einem Gedichte, Marius betitelt, die Schicksale dieses seines Landsmannes beschrieben. Atticus sagt ihm, daß von Manchen darinn historische Genauigkeit vermisset werde: atqui multa quaeruntur in Mario, fictane an vera sint, et a non nullis, quod et in recenti memoria et in Arpinati homine, *vel severitas* a te postulatur. Und manche verlangen wirklich, bei so neuen Geschichten, und da du selbst von Arpinum bist, eine strenge Genauigkeit von dir. Der Arpinas homo hier im Texte ist Marius selbst, nicht Cicero: inzwischen da die Beziehung der Landsmannschaft reciprok ist, so verschlägt das freilich nichts im Sinne. Allein es sey R. erlaubt, noch über die Lesart des Textes hier seine Gedanken mitzutheilen. Ernesti merkt an, daß die ersten Ausgaben fast alle haben *sed veritas*; nachher las man *vel severitas*, um dem unschicklichen *sed* aus dem Wege zu gehen. Mir ist das anstößig, daß *quod* hier nichts hat, worauf es sich beziehe, und in einer harten Ellipse steht. Ich vermuthe fast, daß die Sylben *vel sed*, (woraus man nachher entweder *vel* ganz wegwarf, oder mit Beibehaltung des *vel*, an *sed* einen Buchstaben kürzte und es in *severitas* zusammenzog) die Spuren eines Verbum enthalten, das mit *quod* verbunden war. Hieß es vielleicht: quod et in rec. mem. et in Arp homine verseris (oder versaris) veritas a te postulatur? — Weil Hr. D. H. ein bewährter Schulmann ist, so halte ich es nicht für überflüssig, noch ein paar Erinnerungen aus der deutschen Sprachlehre hinzuzusetzen, damit nicht die Auctorität eines solchen Mannes fast allgemein anerkannte Regeln unserer Sprache bei einigen wankend mache. Erstlich sezt Hr H. auf dem Titel Marci Tullii Ciceronis. Eignen Namen einer fremden Sprache giebt man in der

 unsri-

unsrigen nicht mehr die ausländischen Biegungen des Casus, sondern man giebt ihnen entweder den deutschen Artikel und behandelt sie denn als indeclinable Namen, z. B. des Marcus Tullius Cicero: oder ohne Artikel hängt man ihnen die schicklichen Casuszeichen deutscher Namen am Ende an, z. B. Cicero's oder Ciceros. Zweitens unterscheidet Hr. H. in allen seinen Schriften nirgends das für und vor, sondern setzt allenthalben vor, als wenn kein für in der Welt wäre. Dies fällt nun jedem, der an diese leicht zu unterscheidende Partikeln gewöhnt ist, hart ins Ohr. Z. B. in der Vorrede: „Gesetzt also, unsere Uebersetzungen wären nicht vor die Schulen und Gymnasien, so wären sie darum doch nicht verwerflich: sie wären vor die Welt und vor unzähliche Personen, die alle Achtung auch der Gelehrten verdienen, und vor welche diese auch zu sorgen berufen sind." — In dieser Vorrede oder Dedication an den nun sel. Conr. Arn. Schmidt, bestreitet nemlich Hr. H das Vorurtheil, als wenn Uebersetzungen die Liebe zur alten Litteratur schwächten. Das thun sie wohl sicher nicht, aber dieses Studium zu empfehlen und empor zubringen werden sie auch nicht vermögen, es müßten denn Muster und Meisterstücke seyn. Die Abhandlung von den Fetialen ist von Just Christian Stuß, jetzt Superint. zu Waltershausen im Gothaischen, und wurde von ihm, lateinisch geschrieben und mit Geßners Vrrrede im J. 1757 ohne seinen Namen herausgegeben Um ihrer Brauchbarkeit willen hat sie Hr. H. hier in einer deutschen Uebersetzung angehängt. *)

Rg.

*) So eben bemerkt R. erst, daß die ganze Uebersetzung, die schon in der Dessauischen Gelehrten-Buchhandlung 1783 erschien und im 2ten Stück des 59sten Bandes unserer Bibliothek angezeigt ist, hier unverändert nur mit einem ausgeschnittenen und umgedruckten Titelblatte wieder auf die Messe durch einen andern Verleger gebracht ist. Das hätte billig sollen angezeigt werden.

Lateinisches Lesebuch für untre Klassen, herausgegeben von E. W. A. Wohlram, Konrektor der großen Stadtschule zu Königsberg in der Neumark. Halle im Verlag des Waisenhauses. 1788. 230 S. 8.

Das Ganze zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste, vermischten Inhalts, enthält Sprichwörter, Sittensprüche, Räthsel, und Merkwürdigkeiten der Natur und Geschichte, alles in kurzen faßlichen Sätzen; der zweyte Fabeln und Erzählungen, jene aus dem Aesop, diese aus mehrern griechischen oder lateinischen Klaßikern — gesammelt; der dritte Gespräche aus dem Erasmus mit Veränderungen und Abkürzungen; der vierte Aufsätze über die Landwirthschaft, größtentheils auszugsweise aus der brevis rei rusticae descriptio des H. Rizhaub entlehnt und hauptsächlich für kursorische Lektüre bestimmt; der fünfte eine kurze Uebersicht der Naturgeschichte, vorzüglich der des Menschen, meistens nach dem sechsten Theil des hallischen Elementarwerks, Wolkens Commentarius und Röchlings historischen und physikalischen Lesebuche. Unter dem Texte stehen kurze erläuternde Anmerkungen: und angehängt ist, ein ziemlich vollständiges Wortregister, zur Erleichterung der Präparation. Ueber die Güte solcher Arbeiten entscheidet freylich der Gebrauch am besten und sichersten: die hierbey gewöhnlichen Rücksichten, Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, Interesse und Unterhaltung, Reichthum an nützlichen Sachkenntnissen, und gelegentliche Bildung des Herzens hat der Herausgeber indeß gekannt und meistens glücklich beobachtet. Wer sich daher, bey der Menge schon vorhandner Lehrbücher für die Jugend, von der Nothwendigkeit dieser neuen Sammlung nicht überzeugen kann, wird ihm wenigstens das Lob der Zweckmäßigkeit nicht versagen, und das ist denn auch, wie wir aus den Vorberichten ersehen, das einzige, worauf H. W. dermalen Anspruch macht. Wir verbinden hiermit.

Griechisches Lesebuch für die ersten Anfänger, herausgegeben von H. W. Rotermund, Rektor zu Buxtehude. Hamburg bey Bohn, 1788. 148 S. 8.

Immerhin hätte der Herausgeber seinem mehrmals erneuerten Entschlusse folgen und diese Kollektaneen ungedruckt lassen können. H. Gedikens Wunsch, nützliche Lesebücher in den Schulen eingeführt zu sehn, ist freylich wohlmeynend und gerecht: aber dadurch wird ja nicht eben jeder Schulmann zur Edition einer neuen Chrestomathie aufgefodert. Diese hier war des Drucks um so weniger werth, da sie lauter bekannte und in ähnlichen Sammlungen mehrmals aufgetischte Sittensprüche, Erzählungen und Fabeln enthält, und sich vor ihren Schwestern durch nichts auszeichnet, als daß sie so schmal und dünnleibig, wie möglich, ist.

Ng.

Homeri Iliados Rhapsodia Φ, siue liber XXI. cum excerptis ex Eustathii commentariis, et scholiis minoribus in vsum scholarum separatim edidit *Joannes Augustus Mueller*, A. M. et ill. Scholae Provinc. Misen. Conr. Misenae sumtu C. F. G. Erbsteinii. A. cIↄIↄCCLXXXVIII. gr. 8. 62 S.

Die Absicht des gelehrten Herausgebers, seine Schüler mit dem Eustathius bekannt zu machen, indem er ihnen die besten Bemerkungen mittheilte, ist sehr gut. Aber wir zweifeln noch daran, daß dieses gut sey. Wir gestehn es gern, daß in seinen Commentarien manche nutzbare Bemerkung stehe: aber da er doch nur ein Compilator späterer Zeiten ist, der selbst keine philosophische Kenntniß seiner Sprache und der Critik hatte, und daher aus unlautern Quellen schöpfte oder aus guten Quellen nicht gerade überall das Beste nahm; überhaupt aus Quellen schöpfte, die wir nach Valkenärs Zeugniß noch insgesammt besitzen: warum, sage ich, soll da der Jüngling Zeit, Fleiß und Kräfte aufwenden auf das, was er richtiger und mit grössern Nutzen, aus den besten Quellen selbst hohlen kann? Eustathius gewähret diese Vortheile: erstlich, Kenntniß verschiedener Lesearten im Homer: diese braucht der Jüngling nicht; zweytens mythologische und historische Erläuterungen: die lernt der Jüngling besser aus der Quelle; drit-

tens

tens: Aesthetische Bemerkungen und Interpretation: die ersten sind selten brauchbar; die letztern sind schon wenigstens zum grossen Theil, in der Clarkischen Ausgabe excerpiret; endlich: Erklärungen einzelner Worte und grammatische Observationen: aber auch da muß man gestehn, daß sehr viele Bemerkungen nicht die Probe halten, weil der gute Bischoff, so wie die, welche er excerpirte, von der Sprache Homers seltsame Vorstellungen hatten. Bei dem allen möchten doch die Bemerkungen der letzten Classe für den Jüngling die brauchbarsten seyn. Nun fragen wir: sollte der Aufwand von Fleiß und Zeit, den der Jüngling auf die Präparation wenden muß; sollte die Zeit, die der Lehrer auf die Erklärung der Excerpte wenden, und wenn er der Sache gewachsen ist, auf die Berichtigung und genauere Bestimmung wenden muß; sollte endlich das dadurch unvermeidliche langsame Fortschreiten in der Lektüre des alten Sängers selbst, — sollte, sage ich, dieß alles von den Vortheilen aufgewogen werden, die der Jüngling aus dem Gelesenen geschöpft hat: sollte er nicht in jeder Rücksicht für Kopf, Herz, Geschmack, Critik und Sprach- und Sachkenntniß mehr gewonnen haben, wenn er, eben den Fleiß; sein Lehrer, eben die Gelehrsamkeit und Zeit auf den Herodot, Sophokles, oder einen andern dieser edlen, lieben Alten verwandt hätte. Wen sein Gestirn und die Dea Critice zum Criticus bestimmt hat, der studire für sich auf der Schule oder Academie den Eustathius: dem grossen Haufen muß es genügen, daß er ihn aus einer historischen Notiz, und seinen Geist und Werth aus einigen beiläufig vom Lehrer gegebenen Proben kenne.

Doch wenn nun einmal der Jüngling den Eust. aus Excerpten soll kennen lernen, was muß denn eigentlich excerpiret werden? Die Antwort ist leicht: das Gute und Nutzbare. Aber dies heraus zu finden, das ist so schwer, daß selbst ein Heyne, der den Eustathius einst für den Gelehrten excerpiren wollte, dieß Vorhaben aufgeben mußte. Denn das Nutzbare ist ja relativ, und selbst die für den Homer ganz ungereimten Bemerkungen, zu wie vielen lehrreichen Bemerkungen können sie nicht Stoff geben? Wir dächten also so: der Zweck dieser Excerpte muß seyn, 1) dem Jünglinge alle die zum Verständniß Homers nützliche Bemerkungen mitzutheilen, 2) ihn den Geist des Eustathins und der alten Interpreten überhaupt kennen zu lernen, damit er zu ihrem eigenen Gebrauch ein-

geleitet werde. Es müßten also 1) alle wirklich richtige Bemerkungen ausgehoben seyn; 2) eine Menge selbst falscher, grillenhafter Einfälle, die den Geist des Eustathius oder älterer Interpreten und Critiker characterisiren. — Diesen Gesichtspunct, den wir mit Recht für den einzigen wahren halten, hatte der Herausgeber nicht gefaßt. Denn er hat so wohl bei diesem, als auch in dem folgenden

Homeri Iliados Rhapsodia A, sive liber I. cum excerptis ex Eustathii commentariis et scholiis minoribus in vsum scholarum separatim edidit. *Joannes Augustus Mueller.* Misenae sumtu Erbstenii cIↄ Iↄ LXXXVIII. 142 S. gr. 8.

Sehr viele Stellen excerpiret, welche der Zeit und des Fleißes, die sie dem Jüngling kosten, nicht werth sind. So ist bei Iliad. I. 2 zu ουλομενην ein fünf Zeilen langes Gewäsch aus dem Eustathius gesetzt, wo doch die kurze Note des Schol. την ολεσασαν vorzuziehen war. Dagegen vermissen wir hin und wieder einige nützliche Anmerkungen, z. B. ad v. 5. die Bemerkung des Scholiasten, daß Homer das Διος ετελειετο βουλη aus den Cyprischen Gedichten des Stasimus entlehnet habe. Auch würden wir öfterer die Varietät der Leseart ausgezogen haben, damit die Jünglinge die verschiedenen Critiker und Interpreten hätten kennen lernen. Noch bemerken wir nicht, daß der Herausg. die Scholien, welche Wassenbergh zum ersten und zweyten Buche edirte, benutzt habe. Zwischen die Excerpte hat der Herausg. oft auf neuere Schriften, in denen Homer erläutert wird, verwiesen: welches sehr zu loben ist.

Der Herausgeber ist gesonnen, in diesem Geschmack die ganze Ilias zu ediren: aber wir gestehn es aufrichtig, daß wir sehr wünschten, er möchte seine Gelehrsamkeit und seinen schätzbaren Eifer für die Ausbreitung der griechischen Litteratur auf eine mehr gemeinnützige Art verwenden.

Fl.

Lucii Apuleji Madaurensis platonici philosophi Opera, ad optimas editiones collata. Praemittitur notitia literaria. Studiis societatis Bipontinae. Editio accurata. Biponti ex typographia societatis cIↄ Iↄ CCLXXXVIII. II. Volumina. Zusammen 604 und XXXVIII Seiten in gr. 8. Auf dem Titelblatte das Brustbild des Apulejus.

Es ist dieses ein sauberer und ziemlich correcter Abdruck der sämmtlichen noch übrigen Schriften des Apulejus, von eben der Einrichtung und Beschaffenheit, wie die andern lateinischen Classiker, welche in diesem Verlage herausgekommen sind. Druck und Papier sind untadelhaft. Mit diesem Apulejus scheinet die schöne Zweibrückische Sammlung der lateinischen Auctoren größtentheils zu Ende gebracht zu seyn. Denn aus einem auf einem besondern Blatte beigefügtem Verzeichnisse siehet man, daß dieser Verlag bereits den Abdruck von 43 alten Lateinern besorgt hat. Jedoch einige, z. B. Vitruvius, fehlen noch.

Vornan findet man 1) Vita Apuleja 2) Notitia literaria de Apulejo, aus dem Ernestischen Fabricius. 3) Index Editionum L. Apuleji, Fabricio-Ernestino auctior; wo nicht leicht eine Ausgabe vermißt werden wird. 4) Versiones, oder deutsche, französische, englische, italiänische, spanische und holländische Uebersetzungen einzelner Schriften des Apulejus.

Anmerkungen und Erklärungen über den Apulejus haben die Herren Zweibrücker nicht mitgetheilt; obgleich dieser Schriftsteller sie nöthiger gehabt hätte, als einige andere alte Lateiner, denen sie dergleichen beigefügt haben. Den Apulejus liest man nur um der Sachen Willen; und dann wollte man gern ohne Anstoß geschwind weiter fortlesen können.

Ed.

P. *Ovidii Nasonis* Amatoria e recensione *Petri Burmanni* cum varietate lectionis praecipua. Pars II. Helmstadii. Impensis Kühnlin. 1788. 8.

Herr Wernsdorf der jüngere in Helmstädt fährt in diesem zweyten Bande, der die eigentlichern Amatoria Ovids, nebst dem Buche Medicamina faciei enthält, und hoffentlich das Werk beschliessen wird, gerade wie in dem ersten fort, den Text des Dichters nach Heinsius und Burmanns Recensionen abdrucken zu lassen und ihn mit einer Menge längst bekannter Varianten aus beyden Ausgaben aufs stattlichste zu verbrämen. Wir vermutheten in der Vorrede, dem Einzigen, was der Herausgeber de suo hinzugefügt hat, wenigstens eine Erklärung über die Absicht und den Nutzen dieser seltsamen Zusammenraffung zu finden. Aber statt dessen lesen wir alte, zehnmal wiederholte Bemerkungen über Heinsius Genie und seine Bemühungen um den Ovid und zur Rechtfertigung des Unternehmens selbst: „ut lectionum ab Heinsio et Burmanno receptarum fontes aperirem et copiam facerem legentibus, suo quaeque iudicio expendendi, adieci lectionis varietatem" In Wahrheit eine bündige Ursache! Wer seinen Ovid zum Vergnügen liest, wird sich um den Variantenwust schwerlich bekümmern, und wer ihn kritisch studiren will, gewiß zu einem so elenden Hülfsmittel, zu Lesarten, die ohne alles Urtheil unter einander geschrieben sind, seine Zuflucht am letzten nehmen Sollte ja gedruckt werden, so that Hr. W. wenigstens besser, wenn er (man sehe die Vorrede,) den weisen Rath des Verlegers befolgte, und die Amatoria ohne Verzierung herausgab. So ward doch für Eine Klasse von Lesern, für solche, die als Liebhaber ihren Ovid in die Hand nehmen und sich der verliebten Gedichte wegen, nicht die vollständige Sammlung seiner Werke anschaffen wollen, gesorgt und die eigentliche Absicht, eine wohlfeile Edition zu Vorlesungen zu erhalten, (wiewohl wir hierzu die Amatoria eben auch nicht vorschlagen möchten,) besser, als itzt, erreicht.

Ng.

Briefe des L. A. Seneka aus dem Lateinischen übersetzt, und mit den über diese Verdeutschung im Druck erschienenen Urtheilen und einer neuen Vorrede herausgegeben von Albr. Christ. Kayser. Regensburg, 1788. In Commission der Montagischen Buchhandlung.

Dieses Buch ist das nehmliche, welches schon in unserer Biblioth. 68 B. 1stes St. S. 218. angezeigt worden. Als nehmlich die Verlagskasse, auf deren Kosten dieses Buch gedruckt ist, aufgehoben wurde, so kaufte Hr. K. die vorräthigen Exemplarien an sich, und um ihren Absatz zu befördern, versah er sie mit einer neuen Vorrede, wie der Titel besagt.

Qh.

Julians Spottschrift die Kaiser. Aus dem Griechischen. Halle, bey Johann Jacob Gebauer. 1788. 8. (80 S.)

Wenn es keine unbillige Forderung ist, von einem Uebersetzer zu verlangen, daß er außer einer genauen Kenntniß beyder Sprachen, welche man als eine unumgängliche Bedingung voraussetzt, entweder selbst etwas von dem Genie des Schriftstellers, den er übersetzt, oder doch eine große Leichtigkeit besitzen soll, sich in den Geist desselben hineinzuwerfen, so ist vielleicht kein Grieche eine schwerere Aufgabe für den Uebersetzer, als Julian. Die Mühe, die er auf Erwerbung einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit gewendet, das Studium der Philosophie, der er sich ganz in die Arme geworfen hatte, hatte ihn nicht gehindert, sich auch diejenigen Talente zu eigen zu machen, die den Weltmann zieren und angenehm machen. Er war ein feiner Menschenkenner, munter und witzig in seiner Unterhaltung, und wenn er schrieb, so übertraf sein Styl an Reinheit und Eleganz die größten Schriftsteller seiner Zeit und näherte sich den besten Mustern aus dem blühendsten Zeitalter Griechenlands. Fürwahr! ein Schriftsteller von dieser Art ist keine Arbeit für einen Uebersetzer vom gemeinen Schlag. Ohne

eine

eine ausgebreitete Kenntniß der Sprache, ohne einen mehr als gemeinen Scharfsinn wird er den oft verstekten Sinn Julians und seine feinen Anspielungen nicht errathen und ohne einen geübten Styl seinen Geist unmöglich darstellen können. Unser Uebersetzer der berühmtesten Schrift des Kaisers, ist um alles dieß vollkommen unbekümmert geblieben. Seine Kenntniß der griechischen Sprache ist äußerst klein, und ängstlich aus dem Wörterbuch zusammengestoppelt; er verstand weder was er übersetzen sollte, noch wußte er das was er etwa verstand, darzustellen. Denn ohne die Fehler im Ausdruck zu erwähnen, hat er sich nicht einmahl vor grammatischen Sünden zu hüten gewußt. Daher ist alles so schief, so hölzern, und manches vollkommner Unsinn. Er muß seine Vorgänger, unter andern Lasius, dessen Uebersetzung, im Vergleich mit der gegenwärtigen, vortreflich genannt werden kann, gar nicht gekannt oder doch niemals zu Rathe gezogen haben. Sonst wäre es unmöglich, daß er so gar stümperhaft hätte übersetzen können. Wir sind im Stande alle diese Beschuldigungen mit den klärsten Beyspielen zu belegen, die wir alle auf den ersten 16 Seiten gesammelt haben, und gleichwohl merkten wir nur die gröbsten Schnitzer an; denn um die Fehler der Ordnung zu rügen, hätten wir fast Zeile vor Zeile abschreiben müssen. S. 7. Daß ich mir wohl vorsehen darf. Lasius. So muß ich mich meiner Meinung nach hüten. Ebend. Wer wird denn aber so abgeschmakt seyn τίς οὕτω παχύς ἐστι καὶ ἀρχαῖος. Lasius. Sollte wohl jemand so einfältig seyn und so wenig Witz haben? S. 8. Es ist so wie du sagst. L. Darinne hast du völlig Recht. S. 10. Polster κλίναι. Für die vornehmsten Götter standen vier stattliche Polster da. Das des Saturn bestand aus schwarzen Ebenholz. Ebend. Ob man dieser Materie den Nahmen Elektrum geben oder wie man sie sonst benennen sollte — sclavisch und unrichtig, statt: ob diese Materie Elektrum oder was es sonst war. S. 12. Oder er geht darauf um (aus). S. 13. als Cäsar hereintrat, ehrgeizig, als wenn er dem Jupiter selbst die Alleinherrschaft streitig machen wollte. L. Der aus Ehrgeiz dem Jupiter die Oberherrschaft streitig machen zu wollen schien. S. 14. Er sah nächtlich und finster in seinem Gesicht aus. S. 16. Der dritte welcher herbeylief. (εἰσέδραμεν, hereintrat). Ebend. Als er sich gegen seinem Sitz drehte. Zum Schluß nur noch eine Probe welche allein

hins

hinreichend gewesen wäre unsern Uebersetzer zu charakterisiren. S. 16. „Und ohne es zu merken gerieth ich durch ihn dem Homer hinter seine Musen. Aber er wird dich noch bey den Ohren kriegen, sezte er hinzu; denn so soll er es einem gewissen Grammatiker gemacht haben. Mag er nun auf seiner einsamen Insel (dies zielte auf Caprea) fernerhin heulen und seinen armen Fischer striegeln.“ — Ist es wohl glaublich daß er ein Wort von dem verstanden habe, was er schrieb? Lasius übersezt klar und richtig: — und verursacht, daß mir ohne es zu merken, einige Verse Homers entfahren sind. Aber, warnte Bachus, er wird dich bey den Ohren zerren, so wie er es, der Erzählung nach, mit einem gewissen Sprachgelehrten. gemacht hat. Er mag, versetzte Silen, auf seiner einsamen Insel abheulen rc. — Schade um das schöne Papier und den schönen Druck.

Fh.

Toxicologia Veterum. Plantas venenatas exhibens, Theophrasti, Galeni, Dioscoridis, Plinii aliorumque auctoritate ad deleteria venena relatas. Loca ex veterum monumentis eruta perpetuo commentario ornavit, varia experimenta et observata adjecit *J. E. Ferdinand Schulze*, M. D. Halae Litteris Orphanotrophei 1788. gr. Quart 10 Bogen.

Es ist erfreulich zu sehn, daß der wohlverdiente Ruhm eines Mannes noch nach seinem Tode auf seine Abkömmlinge wirkt, und sie in dieselbe Laufbahn leitet, wenn sie auch nicht gerade in die Heerstraße führt. Der Verf. ist ein Enkel von dem bekannten Hallischen Professor Schultz, dem Verfasser der Geschichte der Arzneygelahrtheit, und scheint die Neigung für das Studium der alten Aerzte von seinem Großvater geerbt zu haben. Der Versuch, den er jezt liefert, verdient in dieser Rücksicht Lob, weil sich mit Grunde hoffen läßt, daß er bey fortgesetzten ernsthaften Studium der alten medizinischen Litteratur dereinst etwas gründlichers liefern werde. Es ist wenigstens gut, daß jezt wiederum einmal dem Publiko die Nachrichten

ten der Alten zur Prüfung vorgelegt und andere dadurch ermuntert werden, die Zweifel zu lösen, die dadurch veranlasset werden. Nur müssen diese Nachrichten dem Publiko so vorgelegt werden, daß es mit Zuverläßigkeit alles vergleichen und beurtheilen kann, das heißt, die Notizen und Stellen der Alten müssen gehörig gestellt und nach den Regeln der Kritik geprüft, verglichen und erklärt werden, damit man so nahe als möglich an die erste Quelle gelange, aus welcher die spätern Abschreiber geschöpft, und mancherley zugemischt haben. Dadurch wird die Beurtheilung der Versuche erleichtert, welche die Neuern zu verschiedenen Zeiten gemacht haben, die Gifte der Alten wieder zu erkennen und zu bestimmen. Nach unserer Ueberzeugung hat der Verfasser der vor uns liegenden Schrift nicht den rechten Weg betreten, auf welchem er zu irgend etwas Bestimmten gelangen konnte. Wir wollen unsre Meinung und Urtheil an einem und dem andern Beyspiele zeigen und bestätigen. Das siebende Kapitel handelt de Corio sive Coriandro. Κόριον. Die angeführte Stelle des Theophrast handelt vom Koriandersaamen, und dennoch steht hier in der Uebersetzung kein Wort davon, sondern sogar: causa est in corticis lignosi duritie, als wenn vom Stengel die Rede wäre. Die ganze Stelle gehörte auch nicht hieher, denn es ist darinne von keiner giftigen Eigenschaft die Rede. Die zweyte Stelle des Dioskorides spricht vom Saamen; aber der Verf. mußte nicht übersetzen: parum seminis epotum, sondern sumtum in cibo, wenn er sich nicht in der ganzen Untersuchung mehr Finsterniß als Licht schaffen wollte. Die Ursache wird sich bald zeigen! Nach den Stellen des Galen und Plinius, die aber nur den Namen betreffen, folgt die des Scholiasten vom Nikander, aber nicht ganz. Hierauf werden die Stellen der Neuern verglichen, die von unserm Koriander sprechen, und die giftige Eigenschaft desselben bald läugnen bald zugeben. Am Ende werden die Stellen des Nikander, Macer und Dioskorides hingesetzt, die die Wirkungen des Gifts beschreiben sollen; aber Macer spricht gar nicht von einem Gifte. Vorher hatte er schon angenommen, daß unser Koriander einerley mit dem Corio der Alten sey. Er bestimmt aber nicht, ob sie Coriandrum satiuum oder testiculatum meinten; keine entscheidenden Versuche führt er auch nicht an, und, was das schlimmste ist, so hat er gar nicht untersucht, ob die Alten den Saft der frischen Pflanze oder den Saamen für ein Gift aus-

ausgeben, und wie sie dieses Gift gemischt und gegeben haben? Nikander spricht offenbar vom Safte mit Wein gemischt; Alexiph. versu 157. Dabey sagt der Scholiast, der Koriander sey zum Essen und Trinken giftig, und den Saft erkenne man an dem starken Geruche. Dioskorides Alexipharm. c. 8. spricht auch deutlich von einem Tranke, und hat überhaupt einerley Verfasser mit dem Dichter Nikander exzerpirt. Eben dasselbe muß man von Aetius, Paulus Aegineta, Aktuarius, Skribonius Largus und Avicenna sagen: Ganz deutlich nennt Asklepiades beym Galen Antidot II, 7. den ausgedrückten Saft des Korianderkrauts als ein Gift. Nach diesen Angaben müßten die Versuche gewählt werden, wenn man bestimmen wollte, ob die uns bekannten Arten von Koriander mit dem Koriander der Alten überein kommen.

Eben so wenig werden bey den übrigen Pflanzen die Theile beschrieben, von welchen das Gift genommen, noch die Mischung, in welcher das Gift gegeben ward, sondern es ist alles durch einander geworfen, und keinem der angeführten Schriftsteller seine eigenthümliche Meinung gegeben und bestimmt worden. Nicht einmal die guten Ausgaben der gebrauchten Schriftsteller hat der V. zu Rathe gezogen, und daher die schlechtesten Uebersetzungen hingesezt, und so gar falsche Namen. So heißt es Seite LXVI. Caput XXI. de Phtharico seu Pharico. Φθαρικόν. Und doch ist Pharicon allein der rechte Name; der andre ist eine verdorbene Leseart, die sich bloß in den alten schlechten Ausgaben findet. Ob es ein einfaches, oder ein zusammengesetztes, vegetabilisches oder animalisches Gift sey, wird nicht bestimmt, und nur die Stellen von spätern Schriftstellern obenhin angeführt, wo die älteste Stelle vorangehn und die andern folgen sollten, damit ihr Zeugniß gehörig gewürdiget werden könnte. Mehrere Beyspiele würden dem Leser eckelhaft werden, so wie dem Rezensenten. Hin und wieder will der Verf. eine eigne Untersuchung und Versuche angestellt haben, aber sie sind einzeln, nicht wiederholt, und zu keinem gewissen Zwecke gemacht, da der Verf. vorher nicht deutlich bemerkt und gezeigt hatte, welchen Theil der Pflanze, unter welchen Umständen und in welcher Mischung die Alten ein jedes Gift gebraucht haben. Mittlerweile kann die Schrift darzu dienen, daß man die Versuche der Neuern beysammen findet (aber bey weitem nicht vollständig) die sie gemacht haben, um die alten Namen auf neuere Pflanzen zu deuten. Dem

Verf. aber möchten wir nicht rathen so fortzufahren, und etwa noch die andern Giftarten aus dem Thier- und Mineralreiche nachzuholen, bevor er sich beydes mit der Natur der Sachen, und mit der Kritik der alten Schriftsteller besser bekannt gemacht haben wird.

Ri.

---

17) Deutsche und andere lebende Sprachen.

Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung, Sammlern und Liebhabern — — gegeben von Friedrich Carl Fulda. Berlin und Stettin, bei Nicolai, 1788. 607 Seiten. in gr. 8.

Seit einiger Zeit ist man mehr, als sonst, auf das Bedürfniß aufmerksam geworden, das Eigenthümliche jeder deutschen Mundart von dem Gemeinschaftlichen des Sprachvorraths abzusondern, und jene Idiotismen in eine Sammlung zu bringen. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, wie mannichfaltig der Nutzen solcher Bemühungen sey. Nicht nur ist dieß der einzige Weg, dereinst zu einem allgemeinen deutschen Wörterbuche zu gelangen, woran es uns immer noch fehlt; — denn das Adelungsche ist, wie bekannt, bloß Wörterbuch der hochdeutschen Mundart — sondern es könnten dadurch überaus viel nützliche Sprachforschungen, und manche vortheilhafte Bereicherungen der Schriftsprache veranlaßt werden. Dazu kommt auch der Vortheil für reisende Deutsche und Ausländer; denn selbst den erstern ist oft ein solches Wort ganz fremd, und in ihrer Provinz unerhört. In dieser Absicht ist es auch sehr gut, daß Reisende selbst ihre Aufmerksamkeit auf diesen Umstand gerichtet, und, nach Hrn. Nicolai's Beispiel, ihren Reisebeschreibungen kleine Wörterbücher über die Idiotismen der von ihnen besuchten Länder

und Oerter einverleibt haben. Durch dergleichen einzelne Beiträge nun wurde eine allgemeine Idiotikensammlung vorbereitet, von welcher einer unser berühmtesten Sprachforscher hier einen Versuch liefert.

Sehr richtig bemerkt der Verf. daß die hochdeutsche Sprache, oder die in Schriften und im feinern Umgange herrschende Art, sich auszudrücken, in ihrem Umfang unermeßlich sey, und daß jedes deutsche Wort von guter richtiger und ehrbarer (anständiger) Bedeutung ein Recht daran habe. Eben so richtig tadelt er diejenigen, welche alle Wörter, die der Gebrauch in Sachsen nicht gestempelt hat, von hochdeutschen Schriften gänzlich ausgemerzt haben wollen. Auch rühmt er die Beihülfe, welche die Archivare und die Lieblingsdichter der Nation zur Bereicherung unserer Sprache leisten. „Provinzial zu seyn, sagt er, hört als ein Vorwurf endlich auf, und erhält sein Recht wieder, nicht mit dem Pöbelhaften für einerley zu gelten. Ganze Länder beeifern sich, ihre gangbaren Wörter einander mitzutheilen und bekannt zu machen.“ — Idiotisch heißt ihm das, was in der Schriftsprache nicht allgemein bekannt ist, und mit einer Erklärung für Jedermann belegt werden muß. Für Jedermann nun freilich wohl nicht, weil die unmittelbaren Landesleute des Schriftstellers den Ausdruck, der bei ihnen einheimisch und gangbar ist, auch ohne Erklärung verstehen werden. Jene Bemerkung gilt z. B. von unsern besten Schulwörterbüchern, die Schellerischen nicht ausgenommen; sie sind nur den Schulen ihres eignen Landes, nicht aber den Schulen anderer Provinzen, brauchbar und verständlich.

Nothwendig muß der Fall oft eintreten, daß man einerlei Wörter in mehrern Idiotiken zugleich antrifft; und eben daher ist eine gemeine Idiotikensammlung ohne Zweifel sehr rathsam, wenn sie gleich jetzt noch mangelhaft und unvollkommen ausfallen muß. Von allgemein bekannten Wörtern sind aber hier nur eigne und ins Individuelle angewandte Bedeutungen anzugeben, und dann vornehmlich alle die Wörter zu sammeln, die aus ihren Gegenden noch nicht in andre Länder, und in das Hochdeutsche sind übertragen worden. Solch eine Sammlung wird desto zweckmäßiger, wenn sie, wie die gegenwärtige, den Sinn der Wörter ohne Umschweif und Weitläuftigkeit, und doch bestimmt und deutlich erklärt, sie kurz beisammen

stellt, wohlfeil anzuschaffen, und zur gelegentlichen Vermehrung bequem eingerichtet ist.

Es kommt dabei, wie der Verf. in der Vorrede erinnert, hauptsächlich auf zwei Punkte an. Erstlich muß ein Wort der hochdeutschen Sprache angemessen seyn. Zweitens muß es zur wahren deutschen, und zur jetztlebenden deutschen Welt gehören, und ihr brauchbar und nützlich seyn. Beides aber bedarf seiner Einschränkungen. In Ansehung des erstern Punkts läßt man in zweifelhaften Fällen dem Worte lieber seine ganze rauhe und niedre Gestalt, und nimmt es doch mit auf; auch werden selbst die Wörter nicht weggelassen, deren Bedeutung dem Sammler noch ein Räthsel ist; und die alten, vollends des Auflebens würdige, Wörter darf solch ein Sammler noch weniger verwerfen. Auch in Ansehung des Letztern ist oft auf die mit der Deutschen ganz nahe verwandte Sprachen Rücksicht zu nehmen.

Am Schluß der Vorrede führt der Verf. noch die vornehmsten Quellen an, die sich hier benutzen lassen, und von ihm wirklich benutzt worden sind; wozu aber freilich, wie er auch erinnert, tägliche Lektüre, eigne und gesellschaftliche Beobachtung kommen muß. Seine gegenwärtige Arbeit will er nur als einstweilige Probe, „als einen Auszug von einem großen allgemeinen Werke angesehen wissen, welches zwar die alphabetische Ordnung beibehält, aber jedes Wort auf seine nächste, und immer höhere Herleitung, bis in seinen Elementarton führet, diesen in seine Entstehungs- und Affektbedeutung theilt, und jede derselben in ihren besondern Familien und Krupen (Gruppen?) giebt.

Rezensent erinnert sich hier eines sehr guten Aufsatzes von Hrn. Hofr. Adelung, den man unter der Aufschrift: Litteratur der deutschen Mundarten im zweiten Stücke des ersten Jahrganges seines zu bald wieder geschlossenen Magazins der deutschen Sprache, S. 44 ff. findet. Er giebt darin eine vollständigere und genauere Nachweisung, als sie unser Verf. hier ertheilt, von den bisherigen Bemühungen zur Erläuterung der verschiednen deutschen Dialekte, und bemerkt am Ende, wie arm wir noch an Beiträgen dieser Art sind, um an ein allgemeines deutsches Wörterbuch schon im Ernste denken zu dürfen.

Der hier von einem so verdienstvollen Sprachforscher gelieferte Versuch behält indeß immer seinen Werth und seine

Brauchbarkeit; und schon die Vergleichung mehrerer Mundarten, die dadurch erleichtert und befördert wird, ist eine angenehme und nützliche Beschäfftigung. Oft zwar hat der V. allgemein übliche, wenigstens in die Schriftsprache längst aufgenommene, Wörter als solche angesehen, die einer besondern Mundart eigen wären; z. B. ächzen, Anger, drollig, faschen, feil, u. a. m. Dann scheint er aber mehr nur die Mundart angeben zu wollen, in welcher sie ursprünglich oder wenigstens am meisten herrschend waren, ehe ihnen jene allgemeinere Aufnahme widerfuhr. Zuweilen mag auch wohl die Verschiedenheit bloß in der Aussprache liegen; wenn z. B. A als bairische Mundart für Ei angegeben wird.

Jedem Provinzialausdrucke hat der Verf. eine kurze Erklärung seiner Bedeutung beigesetzt; nicht allemal aber scheinen diese Erklärungen völlig richtig zu seyn. So steht z. B. bei dem Worte: sich abäschern, es bedeute Sächsisch: ermatten im Lauf, in der Arbeit; und Lausitzisch: höchstgeschwind arbeiten. Der wahre Sinn ist wohl mehr: mit allzu anhaltendem Eifer, mit zu großer Anstrengung, und auf Kosten seiner Gesundheit, arbeiten; sich durch die viele Arbeit gleichsam bis zur Asche aufreiben. — Black, wenn es in der Hamburgischen Mundart so viel, als Mackel, Flecken, bedeutet, ist, der Aussprache gemäß, vielmehr Plack zu schreiben, und dann bloß das Niederdeutsche für Fleck; nicht aber einerlei mit Black, Dinte, welches dem Englischen, *black*, schwarz, völlig entspricht. — Bügeln ist nicht nur Schwäbisch, sondern auch Niedersächsisch, und mit dem Hochdeutschen biegeln einerlei. — Böhnhas für Pfuscher kommt wohl gewiß von Böhn, welches im Niedersächsischen den Boden bedeutet, auf welchen sich die Pfuscher flüchten, wenn, wie das der gewöhnliche Ausdruck und der Grund der Figur ist, die Böhnhasen von den zunftmäßigen Meistern gejagt werden. — Bei dasen hätte auch die Bedeutung toben angeführt werden können, die es in Niedersachsen hat. Vom Fleische und dessen Zubereitung gebraucht, stimmt es mit dem Französischen: *à la daube* überein; und ganz gewiß sind frühzeitig manche Kunstwörter der Kochkunst aus der französischen Sprache in die unsrige übergegangen, weil man schon vor Alters, besonders an Höfen, die Köche dieser Nation vorzog. — Nicht Dörnze, sondern Döns, kurz ausgesprochen, bedeutet im Hamburgischen eine Stube, ein heizbares Zimmer. — Dreßkammer

ist nicht sowohl Schatzkammer, als Ankleidezimmer; und in dieser Rücksicht wird es auch von der Sakristei gebraucht, wo die Priesterkleidung, das Meßgewand u. dgl. angelegt wird, und die auch im Hamburgischen Garbekammer heißt. — Fliesen, nicht Flinsen, heissen im Niedersächsischen gehauene Steinplatten. — Fusel ist nicht gerade stinkender, sondern nur überhaupt schlechter Branntewein; auch wird es vom schlechten Rauchtaback gebraucht. — Gest (wie im Englischen *yest*) ist nicht Bierschaum, sondern Bierhefen; jener heißt im Niedersächsischen oft Moth; so viel als Muth; da man auch von dem schäumenden Biere sagt, es sey modig, muthig. — Gissen, wenn es muthmaßen heißt, ist mit dem Englischen *to guess* das nämliche Wort. — Gnaulen, welches so viel als nagen ist, erklärt der Verf. durch karfen, einen doch wohl noch unverständlichern Provinzialausdruck. — Doch, es würde uns zu weit führen, wenn wir das ganze Buch auf diese Art durchgehen wollten; und ausserdem werden Berichtigungen dieser Art jedem mit der Mundart seiner Provinz bekannten Leser nicht schwer fallen. — Nur das Einzige wollen wir noch anmerken, daß der Verf. hie und da Wörter mit aufgenommen hat, die nicht eigentlich deutsche, sondern bloß aus fremden Sprachen willkührlich herüber genommene, und in deutsche Form gegossene Ausdrücke sind; z. E. backsen für sich balgen, von dem Englischen *to box*; Buffet für Schenke, Kredenztisch, ganz französisch; u. a. m.

Mi.

Deutsche Chrestomathie zum Nutzen und Vergnügen und zum Behufe des Uebersetzens aus dem Deutschen ins Französische von M. Bährens, Direktor des Pädagogiums zu Meinertshagen. Frankf. bey Herrman. 1788. 11 Bog. 8.

Hr. Bährens ist ein gewaltiger Polygraph, und man weiß schon, wie die Arbeiten dieser Herren gewöhnlich beschaffen sind. Statt sich mit eigenen Gedanken zu beschäftigen, kompiliren sie lieber, und auch diese Kompilationen machen sie sich so bequem, als möglich. Gegenwärtige Chrestomathie

kann

kann wenig Nutzen und Vergnügen schaffen, und zum Behuf des Uebersetzens ins Französische hat man schon mehrere ähnliche Bücher, die vor diesem in vieler Rücksicht den Vorzug verdienen. Die Auswahl ist mit wenig Geschmack und Sorgfalt gemacht, und daß so viel elende Vademecumshistörchen, die den Geschmack junger Leute nothwendig verderben müssen, ja so gar manche ziemlich schlüpfriche Anekdote in ein Buch für die Jugend aufgenommen worden, verräth wenig Ueberlegung. Dazu kommt noch, daß das Deutsch höchst elend ist. Dieses Französischdeutsch soll wahrscheinlich dazu dienen, den Anfängern das Auffinden der französischen Wortfolge zu erleichtern, allein dieses Mittel ist höchst widersinnig. So verlernen sie ihre eigene Sprache, indem sie eine fremde lernen.

Nw.

---

18) Erziehungsschriften.

Ueber die Policey und äußere Einrichtung der Gymnasien, von D. (aut si mavis, A. M.) G. D. Koeler, Rector des Gymnasiums zu Detmold. Duisburg. 1789. 6 B. in 8.

Eine dem regierenden Fürsten zur Lippe zugeeignete Gelegenheitsschrift von erheblichem Inhalte. Hier spricht Eine Stimme, aber sie spricht in die Seele und aus der Seele der mehrsten Schulmänner. Wäre es möglich, so sollten sie alle zugleich ihre Stimme erheben, um die gute und doch noch immer verkannte Sache der Schulen zur lautesten Sprache zu bringen. Aber wer glaubet ihrem Predigen? und sie dürfen bei weitem nicht alle sagen, was sie drückt. Es wäre Hochverrath gegen die vielen kleinstädtischen Patronen und Scholarchen, von deren Laune und Caprice der größte Theil nur zu sclavisch abhänget.

Unter Policey meinet Hr. D. K. die ganze Einrichtung und Verfassung der Schule durch äußere Mittel, und demnach

 zerfällt

zerfällt ihm diese Materie in vier Haupttheile. Erstlich handelt er von den Erfordernissen der Gymnasien in Absicht der Lehrer. Zu Schullehrern müssen eigne Leute gebildet werden: der Nachtheil, daß die Schulstellen nur immer mit Handwerkstheologen besezt werden, ist hier sehr überzeugend geschildert. Die Lehrer müssen besser besoldet; nicht nach dem Schlendrian mit Stunden überhäuft werden. „Der Lehrer kommt sonst nicht zu sich selbst: es bleibt ihm keine Zeit übrig, sich zu sammlen, und sich durch ruhiges Selbstdenken vor der androhenden Pedanterei zu verwahren; (man setze hinzu, auch keine Zeit und Geisteskraft, sich weiter auszubilden und mit den Kenntnissen seines Zeitalters fortzuschreiten). Er wird also natürlicher weise pedantisch, mürrisch, lernt nicht zu: sein Unterricht wird immer elender und mechanischer. Man setze doch lieber den Schulmann in die Lage, daß ihm für sich selbst und seine Erholung einige Stunden des Tages bleiben, und ich wette alles, er lehrt so in 18 Stunden mehr, als andernfalls in 30." — Man setze sie ferner, wenn sie ein etwas hohes Alter erreicht haben, in einen sie anständig ernährenden Ruhestand. Von den knappen Besoldungen entsteht Mangel und Brodsorge, Mißmuth und Verzweiflung, Niedrigkeit und Verachtung. Was läßt sich da großes erwarten, wenn ein Mann nicht mit freiem, heiterem, freudigem Geiste unterrichten kann? und wie kann er es, wenn er sich von jedem frohen Genusse des Lebens abgeschnitten sieht? — Ihrem Stande muß mehr bürgerliche Achtung versichert, ein größeres Ziel der Ehre gesteckt werden, wie in einzelnen Fällen mit großem Vortheile in den Preußischen Staaten geschieht. — II. Von den Erfordernissen der Gymnasien in Absicht der Schüler. Die Privaterziehung ist der öffentlichen nicht genug untergeordnet. Die Eltern haben zu viel willkührlichen Einfluß bei der Behandlung und Versetzung ihrer Kinder in den öffentlichen Schulen. (Davon ist etwas wahr; aber wie kann, ohne Verletzung der bürgerlichen Freyheit, den Aeltern vorgeschrieben werden, wie sie ihre Kinder behandeln sollen?) Die Zahl der Schüler muß nicht in Einer Schule oder Klasse verhältnißmäßig zu groß seyn. Sie müssen nicht mit Lehrstunden überhäuft seyn; nicht mehr als 2 Stunden hinter einander, und also 4 Stunden öffentlich des Tages. Wenn nun ja noch 2 Privatstunden dazu kämen, so wäre dieses das non plus vltra. An manchen Orten wird zu vielerley, manches Unnütze getrieben,

den, und manches Nüzliche darüber versäumt. Auch den Schülern muß in der bürgerlichen Gesellschaft ein größeres point d'honneur eingeräumt und erleichtert werden. Die Disciplin sey zweckmäßiger und anständiger, nicht blos strafend, sondern auch belohnend. — III. Erfordernisse in Absicht nöthiger Einrichtungen und Verbindungen des Ganzen mit einander. Zwar Abtheilung in Klassen, aber so, daß jedes Fach wissenschaftlicher Kenntnisse seine eignen habe, und also nach Bedürfniß derselbe Schüler in verschiednen seyn kann, und daß jeder Lehrer nicht seine eigne Klasse, sondern sein eignes Fach in allen Klassen habe. Eingreifender Plan der Lectionen. Schickliche Ansetzung der Stunden. Aufgehobne Rangdifferenz derjenigen Lehrer, welchen man schon wissenschaftlichen Unterricht abfordert. Besondere Schulcollegia und Ephorie, vornemlich durch geübte und verdiente Männer von Metier besezt. Einrichtung öffentlicher Prüfungen und der Ferien. Unnüzlichkeit des mechanischen Anfangens und Beschließens der Lectionen mit Gesang und Gebet. (Für die Eröfnung mit Gesang, ließe sich doch vieles sagen. Man suche nur ihn herzerhebend zu machen. Es ist gewiß, daß ohne Einführung des Gesanges die Reformation sich nicht so weit würde verbreitet haben. Der Gesang ist das beste Mittel, gute Gesinnungen und heilsame Lehren der Jugend früh einzuprägen.) Verhütung des Unheils, daß junge Leute zu früh und unvorbereitet der Universität zueilen. — IV. Von den äußeren nöthigen Hülfsmitteln bei Schulen. „Das erste drückende und dringende Bedürfniß, das in dieser Rücksicht abzustellen wäre, ist die erbärmliche Einrichtung unserer jetzigen meisten Schulgebäude. Nichts kann verschiedner seyn, als ihre Beschaffenheit bei den Alten und jezt. Damals gehörten sie unter die prächtigsten und vornehmsten Gebäude der Städte, bestanden aus mehreren Theilen, die zu allerhand körperlichen Uebungen, Spielen, Bädern und Conversationen der Philosophen mit ihren Schülern eingerichtet waren; lagen in schönen freien Gegenden, an Flüssen, wie das Lyceum zu Athen; waren mit Gärten, großen freien grünen Plätzen, Lustwäldern und Alleen umgeben und von allen Privatgebäuden separirt. — Unsre Gymnasien aber sind dagegen häßliche, ganz geschmacklose und zweckwidrig aufgeführte oder auch gar nicht dazu eingerichtete, nur gelegentlich oft dazu benuzte, alte verfallene Gebäude, die eher Kerker zur Verbitterung des Lebens, als Orte zur fro-

hen Einleitung der Jugend in ihr Geschäftsleben seyn können. Gewöhnlich liegen sie in den Winkeln der Stadt, und haben nirgends eine gesunde freie Luft und frohe Aussicht, u. s. w." Traurig und an vielen Orten wahr genug! es wird das aber nicht besser werden, so lange die Vorurtheile des Alterthums bestehen, und die Schulen ein eisernes Lehn kleiner Stadtobrigkeiten bleiben. — Bequemere Wohnungen der Lehrer. Vor einigen Jahren fiel sich einer in einer ganz berühmten Stadt von seiner steilen engen Treppe herunter todt. Was schadet das? der Magistrat hat alsdann wieder die Freude, sein Patronenansehen von einer Menge bittender Clienten gefeiert zu sehen. — Schulbibliothek und kleines Naturaliencabinet. Zum Beschluß Anzeige der Uebungen und Lectionen an der Detmolder Schule, die nach Rec. Urtheile nicht durchaus zweckmäßig sind. Denn ist es nicht zu weitläuftig, um nur Ein Beispiel anzuführen, wenn der Director in der dritten Klasse, ein ganzes Jahr hindurch an der Geschichte des Jüdischen Volkes bis auf David docirt? (Wäre die Geschichte des Vaterlandes nicht zweckmäßiger?)

Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß diese kleine Schrift, als die Stimme eines Repräsentanten vom ganzen Stande, allen Schulpatronen zu Händen käme, um daraus die Hindernisse des guten Fortgangs zu ersehen, unter welchen die meisten Schullehrer seufzen müssen. Doch was würde es viel nutzen? Wollen sie helfen? Können sie helfen? Das sind immer die größten Anstöße, so lange öffentliche Lehranstalten der Schulen nicht eben so, wie die der Universitäten, eine Angelegenheit des Staates, der Regierung selbst werden. Nur eines muß Rec. noch bei dieser Schrift erinnern. Es ist die Gewohnheit des Verf. jedem Gedanken und jeder Reflexion die Stelle eines alten Schriftstellers, mit Text und Uebersetzung, als eine Auctorität unterzulegen. So angenehm dies auch ist, wenn es einigemal und ungesucht geschieht, und so gern ich auch dem Scharfsinn und guten Gedächtnisse in Auffindung dieser Stellen Gerechtigkeit wiederfahren lasse: so erhält es doch in die Länge weg und auf allen Seiten, ich möchte nicht gern sagen, einen pedantischen Anstrich z. E. wer suchte das, oder wer hätte das vermißt, wenn er schreibt: „Dies alles schreibe ich wahrhaftig von reinem Wahrheitssinn geleitet ohne Partheilichkeit dahin, und da ein großer Theil meiner Leser eben jenen Sinn haben wird, besorge ich nicht, was je-

ner

ner alte Menschenkenner sagte" — Wer suchte hierbei die Note: „Terent. Andr. I, 1, 88. Obsequium amicos, veritas odium parit. d. h. Nachgebende Gefälligkeit erwirbt uns Freunde, die Wahrheit zu reden aber macht verhaßt." Solche gemeine Reflexionen glaubt man ja jedem aufs Wort, auch ohne Belege.

Fk.

Geschichten und Gespräche für Kinder zur Beförderung guter Sitten, nützlichen Erkenntniß und ächter Gesinnungen von Samuel Ludewig, Lehrer der Normalschule. Berlin und Frankfurt a. d. Oder, bey Joh. Andr. Kunze. 1788. 6½ Bogen in 8.

Man weiß bereits, was man unter diesem Titel zu erwarten hat — kurze Erzählungen aus der Kinderwelt, Beyspiele von kindlichen Tugenden und Fehlern zur Ermunterung und Warnung, mit kleinen sokratischen Gesprächen, zur Entwickelung des Guten und Bösen, das in diesen Beyspielen liegt. Dieß alles findet man auch in gegenwärtiger kleinen Schrift. Die Geschichten sind gut gewählt und gut vorgetragen, so daß wir das Buch mit Ueberzeugung zum Gebrauch für Kinder auf Schulen empfehlen können. In der Vorrede thut der V. Vorschläge, wie dasselbe auch von Seiten der deutschen Sprachübung mit Nutzen gebraucht werden könne. Wer sich übrigens, wie der Rec. über den Titel eines Normalschullehrers in Berlin, verwundern sollte, der wird in der Beschreibung von Berlin und Potsdam n. A. S. 665 darüber einige Auskunft finden.

Versuch einer Moral für gebildete Jünglinge aus den höhern Volksclassen. Ihren Lehrern und Erziehern zur Prüfung und Benutzung geschrieben. Breslau, bey Gottlieb Löwe, 1788. 8½ Bogen in 8.

Wir

Wir erwarteten aus dem Titel: Moral für Jünglinge, eine Moral von den Pflichten junger Leute: allein wir haben uns darinne geirrt. Das Buch ist ein ganz gewöhnliches, aber ziemlich gut geschriebenes, Compendium der christl. Sittenlehre. Der Zusatz für Jünglinge soll also blos so viel bedeuten, daß Lehrer dasselbe zum Leitfaden ihres moralischen Unterrichts bey der Jugend brauchen, oder daß auch wohl junge Leute das Buch durch Selbstlesen nützen können. Die übrigen Zusätze, für gebildete Jünglinge, aus den höhern Volksclassen, haben keine Bedeutung: denn das Buch hat so wenig eine besondere Beziehung auf das jugendliche Alter, oder auf eine Volksclasse, daß es vielmehr wie andre Sittenlehren, ein Buch für jedermann ist. In den allgemeinen Betrachtungen werden die gewöhnlichen Begriffe der allgemeinen praktischen Philosophie, aber eben nicht im systematischen sichtbaren Zusammenhang, erklärt. Nun folgen in vier Abschnitten 1) Pflichten gegen Gott. Bey der Pflicht des Vertrauens zu Gott verfällt er in einen scheinbaren Widerspruch: indem er anfangs alles Uebel aus der Welt wegdisputirte und ausdrücklich behauptete, daß körperliche Gebrechen, Geistesschwäche, Krankheit, Schmerzen, Tod u. dergl keine Uebel wären, und doch kurz darauf den Satz nicht leugnen kann, daß alles, sowohl physisches als moralisches Uebel nothwendig und unvermeidlich sey: allein der Widerspruch ist, wie gesagt, nur scheinbar, indem er die Wirklichkeit des Uebels nur aus dem Grunde leugnet, weil jedes Uebel aus einem Mißbrauch oder verfehlten Anwendung einer an sich guten Kraft, entspringe. Wir fürchten sehr, daß es einer kleinen Sophisterey ähnlich sehe, Erdbeben, Feuersbrünste oder Ueberschwemmungen deswegen keine Uebel nennen zu wollen, weil sie nur heftige Wirkungen des Wassers oder Feuers, einer guten Sache, sind. Die Nothwendigkeit des moralischen Uebels wird daher bewiesen, weil die Glückseligkeit des Menschen in der Thätigkeit bestehe, diese aber Leidenschaften erfordern, welche ohne Verirrungen nicht zu denken sind. Wir dächten, es könne dieses viel natürlicher daher geschehen, weil jede Sünde in Grund ein Irrthum oder falsche Wahl ist, die bey einem eingeschränkten und noch darzu an die Sinnlichkeit gebundenen Geiste, dergl die menschliche Seele seyn sollte, nicht wohl vermieden werden konnte. 2) Pflichten gegen uns selbst. Bey Bestreitung des Selbstmords sind bey weitem

nicht

nicht alle Fälle angeführt, die den Selbstmord zu begünstigen scheinen. Bey der Sorge für den Körper würden wir auch etwas von Erhaltung unsrer sinnlichen Werkzeuge gesagt haben. Von der Keuschheit spricht der V. sehr schön und eindringend. 3) Pflichten gegen äußere Güter und in besondern Verhältnissen des Lebens — von der Ehre, von der Zeitsparkunst (ein sehr nöthiger Paragraph) von der Arbeitsamkeit, vom Reichthum, von der Mäßigkeit, von den Ergötzlichkeiten, von Glück und Unglück, von Versuchungen in Krankheiten und beym Gefühl des nahen Todes. Dieser ganze Abschnitt enthält viel Gutes, obgleich in etwas willkührlicher Ordnung und Verbindung. 4) Pflichten gegen andre. Auch hier schaltet der V. zwey neue, für unsre Zeit sehr nöthigen Pflichten ein, von der Toleranz und von geheimen Verbindungen, über welche letztere der V. sehr richtig urtheilt, und die Fälle bestimmt, wenn es rathsam sey, in dieselbe zu treten. Bey der Pflicht der Feindesliebe fehlen doch die vernünftigen Motive, die wir zu deren Ausübung haben.

Synopsis eruditionis vniuersae in vsum scholarum concinnata et denuo recognita a *Jo. Henr. Frid. Meineke*, Illustr. Gymn. Quedlinb. Rectore. Quedlinburgi apud F. I. Ernstium. 1788.

Das Buch kam 1783 heraus und ist auch in der A. d. B. angezeigt worden. Das was wir vor uns haben, ist aber keine neue Auflage, sondern der V. hatte dem gegenwärtigen Verleger die noch vorräthigen Exemplare des Buchs abgegeben, mit dem Beding, daß die vielfachen Druckfehler zu Ende besonders bemerkt und verbessert werden möchten, dieß veranlaßte denn einen neuen Titelbogen, dem diese addenda und corrigenda beygefügt sind. Sie erstrecken sich aber jedoch nur auf den Text. Auf die Verbesserung der litterarischen Anmerkungen hat sich der V. nicht einlassen wollen, weil dazu ein Bogen nicht hinreichend gewesen wäre. — Und wenn deren dreyen nöthig gewesen wären, so war es besser, da sich einmahl eine Gelegenheit darbot, die Fehler zu verbessern,

diese Bogen noch anzuhängen, als Fehler, in einem Schulbuch ohne Verbesserung stehen zu lassen.

Nm.

Bild einer guten Mutter, ein Vatergeschenke für seine Töchter. Augsburg in der Joseph-Wolfischen Buchhandlung. 1789. 8. 3 Bog.

Ein Vater entwirft hier seinen Töchtern, bei dem Tode seiner Gattin das Bild ihrer Mutter, schildert ihre Frömmigkeit, ihre häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden, um seine Töchter anzufeuren, dem Beispiel ihrer guten Mutter nachzuahmen. Die Absicht ist lobenswürdig, auch einige Sprachunrichtigkeiten ausgenommen, gut ausgeführt. Daß der V. der sich J. V. K .. unterschreibt, katholisch ist, merkt man daran, weil er es als einen besondern Zug der Frömmigkeit seiner seeligen Gattinn rühmt, daß sie nie „ärgerliche Bücher im Hause duldete, in denen die Heiligkeit der Kirche bekämpft, die Ehre des Priesterthums beschimpft, oder die Reinigkeit der Sitten verletzt wird" — und weil er seine Töchter nach dem Auftrag seiner sterbenden Gattinn besonders und nachdrücklich ermahnt, an Fasttagen sich sorgfältig der Fleischspeisen zu enthalten. Der Herausgeber dieser Bogen erröthet nicht darüber, in der vorgesetzten Zueignungsschrift an Deutschlands edeldenkende, würdige Töchter zu gestehen, daß er diese Bogen „wider Wissen und Zweifels ohne auch wider Willen" des Verfassers drucken lasse: ja er schätzt sich glücklich, „diesen kleinen Diebstahl gewagt zu haben" wenn er hoffen darf, dadurch etwas zur Bildung der Töchter Deutschlands beigetragen zu haben.

Brief an Hermione. Breslau, bei Gottlieb Löwe, 1789. 8. 5 Bogen.

Dieser Brief an eine Braut, eine Umarbeitung von Swifts [illegible] eine Braut in der Wochenschrift: the Rambler, [illegible] entbält die vortreflichste

Anweisung für Bräute in einer edlen und körnigten Sprache. Wir wünschen, daß jeder Bräutigam, der einen Sinn für ehliches Glück hat, seine Braut mit diesem Brief beschenke; und wenn er denn so glücklich ist, eine Braut zu haben, die Gefühl für diese Anweisung hat, so wird er den Schritt zum Ehstand gewiß nie bereuen. Der V. legt die beiden Begriffe — Gehülfinn und Freundinn zum Grunde der ganzen Ehstands-Moral für Frauenzimmer, warnt für den Mode-Thorheiten unsers Zeitalters, und entwickelt sodann die Pflichten der Gattinn in einer edlen und überzeugenden Sprache.

Nb.

Taschenbuch für deutsche Schulmeister auf das Jahr 1788. Herausgegeben von Ch. F. Moser, Pfarrer zu Wippingen und Lautern. Dritter Jahrgang. Ulm bei Wohler.

Die vorigen Jahrgänge sind von einem andern Recensenten angezeigt. Der gegenwärtige enthält 1) Unterricht im Schreiben, sehr ausführlich von S. 311 — 378. 2) Zwei Reden bei der Wahl und Vorstellung eines Schulmeisters. 3) Ueber den Gesang. 4) Zwei Kinderlieder. 5) Zwei Katechisationen. 6) Historische Nachrichten. 7) Bücheranzeige. 8) Zugabe, welche Dinte und Feder betrifft. — Es ist löblich, wenn ein Prediger so mit Rath und That für die Schulmeister sorgt. In den Reden und Katechisationen gefällt mir zwar manches nicht; aber es mag in dortigen Gegenden vielleicht nicht besser sein können oder dürfen.

Méthode naturelle d'instruction par *Mr. Wolke.* etc. Seconde Livraison de 47 Tailles-Douces. à Leipzig chez Crusius. 1788.

Dies ist der zweite Theil der Wolkischen Beschreibung der zum Basedowischen Elementarwerk gehörigen Kupfertafeln. Der erste erschien, Deutsch 1781, und in der französischen Uebersetzung 1783. Die Bestimmung und der Nutzen dieses

dieses Werks sind bekannt. Es ist für jeden brauchbar, der bei dem ersten Unterricht der Kinder in der französischen Sprache nach einer natürlichern Methode als die grammatische ist, verfahren, und dabei die dazu die Hand biethenden Kupfertafeln des Basedovischen E. W benutzen will.

Der Discours préliminaire enthält in einem Zusatz etwas über Herrn W. Entfernung von Dessau und seinen bisherigen Aufenthalt in St. Petersburg.

Neuer Orbis pictus für Kinder. In fünf Sprachen. Neuntes bis zwölftes Heft. Leipzig bei Beer.

Dieser Orbis pictus erhält sich auch in diesen Heften bei seiner Brauchbarkeit. Nur das Vocabelbuch ist entbehrlich, oder wenigstens so wie es da ist, nicht zweckmäßig. Warum sollen die Kinder z. B. lernen, wie ein Abt, ein Prior, ein Subprior, ein Rector, ein Guardian, ein Provincial, ein Definitor u. s. w. auf lateinisch, französisch, englisch und italienisch heißt, da ihnen doch nicht gesagt wird, was alle diese Herren vorstellen. Soll ihnen das aber künftig erklärt werden, so hätte es mit den Benennungen auch Zeit bis dahin.

Eugenie und ihre Schülerinnen, oder Briefe und Gespräche zum Gebrauche junger Leute; von Madam de la Fite, Verfasserinn der Unterhaltungen, Dramen und moralischen Erzählungen für Kinder. Bern, bey Em. Hortin und Comp. 1788.

Dieses Buch verdiente eine Uebersetzung, es ist gut geschrieben und lehrreich. Die darin vorgetragenen moralischen Grundsätze sind rein und edel, und die Art, wie sie dem Verstande und dem Herzen der jungen Frauenzimmer genähert werden, verräth viel pädagogischen Sinn.

Die Herausgeberinn ist die Marquise von Sillery, sonst Gräfinn von Genlis. Sie macht in der Vorrede die Bemerkung,

kung, daß Schriftstellerinnen sich nicht beneiden, zanken, schimpfen, wie Schriftsteller. Das ist wahr, und man möchte sagen, daß die Schriftstellerei die Weiber zu Männern und die Männer zu Weibern macht.

Km.

---

19) Finanz- Handlungs- und Polizeywissenschaft.

Ueber die itzige (n) Handlungssysteme, Bestimmung der Kornpreise, und den Kornhandel. Prenzlau 1788. 254 Seiten 8.

Herr Ritterschaftsrath von Arnim hat hier die Streitschriften, welche zwischen ihm, und verschiedenen andern Verfassern, zu denen auch Grossing gehöret, gewechselt sind, und die größtentheils einzeln in den Berliner Intelligenzblättern abgedruckt waren, zusammendrucken lassen. Sie betreffen vornemlich die Handlungssysteme, und zeigen den Herrn v. A. als einen denkenden und patriotischen Mann, welcher Wahrheit sucht und zu befördern bemühet ist. Neue Bemerkungen wird man zwar nicht darin finden; aber die Materien, welche sie betreffen, sind von so grosser Erheblichkeit, daß eine nähere Auseinandersetzung derselben immer ihren Nutzen hat.

Or.

Kameralistisch- statistische Aufsätze von J. D. A. Höck. Gräfl. Isenb. Meerh. R. Sekretair. Frankfurt am M. bei Keßler, 1788. 8. 176 Seiten.

Es sind neun Abhandlungen des Verf. welche derselbe aus verschiedenen periodischen Schriften zusammen drucken ließ.

Die erste handelt von den Kräften des österreichischen Staats; die zwote vom Einfluß der Statistik auf die Staatswissenschaft; die dritte von der Größe und Volksmenge der Landgrafschaft Hessen; die vierte Topographie der Grafschaft Oberysenburg; die fünfte Skizze einer Landwirthschaftlichen Polizey; in der sechsten ist die Rede von der Staatshandlungsbilanz; in der siebenten von Weiden und Pappelbäumen; in der achten von Forstseminarien, endlich in der neunten von der Bildung praktischer Kameralisten. Der Anhang enthält einen Beitrag zur Geschichte des Forstwesens der mittleren Zeit.

Da alle diese Aufsätze schon anderwärts im Druck erschienen sind, so lassen wir es bei der bloßen Anzeige bewenden, nur einer Berichtigung kann sich Recensent nicht enthalten.

S. 87 sagt der Verf. von der 1777 errichteten „darmstädtschen Landkommission sey der berühmte Freyherr F. C. von Moser der Schöpfer gewesen, mit dessen Dimission sie auch wieder aufgehört habe."

Recens. weiß aus sicherer Quelle, daß gleich bei Antritt der vorigen Regierung ein andrer Minister den Plan zu einem Kollegium, das die Aufsicht über Stadt- und Landwirthschaft auch gemeine Haushaltungen zum eigenen Vorwurf haben sollte, entworfen — und die Genehmigung des Fürsten erhalten hatte. Die vom Hrn. v. Moser 1775. nicht 1777. errichtete Landkommission war also nicht geschaffen, weil das die Schöpfung wesentlich vorausgehende nichts fehlte; sie war nur nach den Ideen des damaligen Präsidenten gebildet, und konnte deswegen nicht bestehen, weil sowohl diese Bildung als auch das Personale so beschaffen war, daß mit einem Aufwand von mehr als 50,000 fl. weniger als nichts von ihr bewirkt wurde.

Es war kein Kolleg; denn es hatte nur zwey Votanten, den Hrn. von Moser selbst, und einen Landkammerrath. Als Kommission stand dies Institut nur unter dem Geheimenrath, in welchem das erste Glied eben dieser Kommission präsidirte und seinen Bruder zur Seite hatte. Den Gliedern und Subalternen fehlte es durchaus, den Landkammerrath mit eingeschlossen, an Landeskenntniß und theils auch noch an viel mehreren Eigenschaften.

Ihre Wirthschaft mußte nach alle dem so bunt werden, daß selbst der Hrn. von Moser sie in die Länge nicht würde haben erhalten können, ob er sich gleich ihrer bis zu seinem Ab-

Abgang eifrigst annahm. Nachher wurde die theils selbst durch Verbrechen veranlaßte höchstnöthige Personalveränderung vorgenommen und die innere Einrichtung so reformirt, daß die dermal noch bestehende Landökonomie-Deputation mehr jenem ersten Ideal, wovon die Landkommission nur ein verunglückter Auswuchß war, ähnlich geworden ist.

Man kann also nicht sagen, daß die eigentliche Landkommission aufgehört habe.

Dieses zum Beispiel, welche mißliche Sache es um die Statistik ist, da die Schriftsteller dieses Fachs oft das was ganz nahe bei ihnen vorgeht, nur höchsteinseitig erfahren und natürlich auch so mittheilen.

Ls.

---

20) Haushaltungswissenschaft.

Kurze Abhandlung über die Frage: worinnen bestehet wohl die eigentliche Ursache, daß itzt so manche Brauerey in Verfall geräth, die ehedem ihrem Besitzer den einträglichsten Nutzen gewährete? Jlfeld. Auf Kosten des Verfassers 1788. 144 Seiten in klein 8.

Der V. dieser Abhandlung unterschreibt sich beym Schluß der Dedication an „Meinen verehrungswürdigen Wohlthäter, den Herrn ***. R. Stolte und sagt in einer Einleitung die er statt der Vorrede überschrieben hat" eine Abhandlung über einen Gegenstand zu schreiben, der so wie die Meinige frey und ohne Winkelzüge sagt, was man von der Sache denkt, ist wirklich viel gewagt, und solche ohne seiner Gründe völlig gewis zu seyn, in die Hände des Publicums zu liefern, unüberlegt." Wir sehen gar nicht ein, was der V. über den Inhalt dieser Abhandlung für eine Gefahr zu besorgen habe, da schon so viele vor ihm, über den Verfall

der Brauerey, nicht allein eben dieses, sondern noch weit mehr gesagt haben, und da es mehr als zu bekannt ist, daß auch an den Orten, an welchen wirklich gutes Bier nach altem Schrot und Korn gebrauet wird, an itzo weniger getrunken werde, und man deshalb auch sich genöthiget siehet weniger zu brauen. In Rücksicht dieses also hat der V. gar nichts zu befürchten. Daß es aber eigennützige Gutsbesitzer, Ober- und andere Amtleute giebt, die die Brauerey auf dem Lande, entweder eigen oder durch Pacht besitzen; die aus einer bestimmten Menge Malz mehr Bier verfertigen lassen, als ihre Vorfahren thaten oder ihnen erlaubt ist, und dadurch aus Geitz ihren aus der Brauerey zu ziehenden Nutzen selbst schwächen, ist mehr als zu gut bekannt, und einen solchen geitzigen Brau-Inhaber, scheint der V. auf dem Ziele gehabt zu haben, dem er hat vordemonstriren wollen, daß gut Bier mehr Absatz fände als schlechtes, und dem er auch wider Willen durch die beygelegte Rechnung gezeiget, was er verdienen könne, wenn er gut Bier brauete. Diese Rechnung scheint wirklich sich auf ein Locale zu beziehen, und ist dieses, wie wir nicht zu irren glauben, und der Herr auf dem Korne dem V. nützen oder schaden kann: so finden wir in dieser Rücksicht, die Besorgung des V. gegründet; und würden ihm den Rath gegeben haben, lieber zu schweigen, und dieses würde auch dem Publico keinen Verlust zugezogen haben, denn diesem ist es ziemlich gleichgültig, daß es weiß, daß auch in Ilefeld schlecht Bier gebrauet und viel Branntwein getrunken werde; daß der Magistrat in Nordhaußen seine Bürger stattlich auf die Finger klopfe, wenn sie schlecht Bier braueten; daß man in Jena die Häußer blos des Bieres wegen miethete und solche Kleinigkeiten mehr. Denn in Grunde ist nicht ein Wort gesagt, was nicht ganz Deutschland wüßte. — Dieses ist der Inhalt. Man braue gut Bier, so wird sich der Gebrauch des Kaffes und Branntweins legen. Aber dieses möchte wohl noch nicht zureichend seyn. Denn werden auch unsere Zeitverwandten wiederum solche Zecher werden, wie sie Mouconys beym Schluß des vorigen Jahrhunderts fand, der da in beständigem Herumgehen des Bier-Kruges im Kreiße, das so lang gesuchte perpetuum mobile in den deutschen Wirthshäußern fand. Werden auch unsere Vornehmern ihren Wein und Wasser verlassen, und nach alter deutscher Sitte, einander aus den steinern Kruge Bier zu trinken? beydes möchte wohl nicht geschehn,

schehn, und also möchte auch wohl die Braunahrung nicht wieder auf den Fuß zu bringen seyn, als sie weiland war, da noch die Herrn der Stadt Northeim, mit dem Churfürst von Sachsen, mit Bier und Wein in gleicher Menge tauschten.

Cr.

21) Kriegswissenschaft.

Geschichte und Ursachen der Kriege zwischen den Russen und Türken, auch Preussen und Holländern, aus ächten Quellen geschöpfet. Frankf. und Leipzig. 1787. In Kommission der Stettinschen Buchhandlung in Ulm. 4. 1stes Stück. 13 Bogen. 2tes 11 Bog. 3tes mit dem veränderten Titel G. u U. des gegenwärtigen Krieges — zwischen Rußland und Oesterreich mit der Ottomannschen Pforte 9½ B. 4tes 9½ B. 5tes mit dem Titel — G. u. U. der gegenwärtigen Kriege der Türken mit Rußland und Oesterreich und der Russen mit Schweden. 8 B. Summa 51 Bogen.

Nach dem Vorberichte soll „eine kleine Darstellung der Ursachen die jeden Krieg veranlaßten, vorangeschickt werden. Von dem Anbeginn jeden Krieges wird man ausführlicher werden. Manifeste, Memoirs, Deklarationen, überhaupt jede Art ministerieller Schriften und andre Aktenstücke, die sich auf die jetzige Kriege beziehen, sollen in dieses Werk als ein Magazin niedergelegt werden.“ Das möchte nun wohl das Brauchbarste desselben ausmachen. Denn die versprochnen „Relationen von Schlachten; Operationsplane der Höfe und Feldherrn; Bezeichnung der Orte, wo wichtige Dinge vorgefallen sind, der Lager ꝛc. nicht nur durch Erzäh-

lungen, sondern auch bisweilen durch wirkliche Kupferstiche; Schilderung der wirkenden Hauptpersonen rc." dürften wohl sehr mager ausfallen. Was wir bis jetzt gefunden haben sind nur leere schaale, partheyische und unbedeutende Zeitungsnachrichten. Das erste Stück enthält die Begebenheiten von dem ersten Zwistigkeiten neuerer Zeiten zwischen Rußland und den Türken bis zum Frieden von Kainardgi. Das 2te einen Entwurf der Geschichte und Staatsverfassung der vereinigten Niederlande, bis an den Zeitpunkt da die Erbstatthalterschaft 1747 festgesetzt ward. Das 3te die Geschichte der Irrungen zwischen Rußland und der Pforte, von jenem Frieden bis zur jetzigen Kriegserklärung. Das 4te die Fortsetzung davon bis zur österreichischen Kriegserklärung. Das 5te das weitere hierüber bis ungefähr zur Mitte des Jahres 1788. Was der Verf. hat wissen können, hat er ganz ordentlich gesammelt. Aber außer einer solchen mit der bloßen Hand gemachten Sammlung, darf man hier nichts suchen. Das angenehmste war uns die Uebersicht der Todten, Verwundeten und Gefangnen von österreichischer und türkischer Seite in den Monathen Februar, März, April und May. Es sind darinn 52 Gefechte vorgefallen; unter welchen von dreyzehnen der Verlust an Todten rc. der Türken nicht hat angegeben werden können, dann bey fünfen heißt er unbestimmt angegeben, und bey den übrigen sind sie weggeschleppt worden; ohne eins zu rechnen wo bey der Summe 105, die übrigen weggeschleppt, beygesetzt worden ist. Da ergiebt sichs nun, daß die Oesterreicher 3542, die Türken aber 9601 Mann verlohren haben, welches bey diesen 6000 mehr ausmacht, oder wie der Verf. sagt, weit mehr als 5000, weil ein paarmahl statt genauer Zahlen, bey 1000, bey 2000 steht, die er also um seine Unpartheylichkeit zu zeigen nicht für voll hat rechnen wollen. Indeß müßte dies kleine Deficit durch die vielen Gefechte, wo die Türkischen Todten weggeschleppt worden sind, weit mehr als gehoben seyn, und man kann immer wenn man will 7000 annehmen. In der Proportion ist es nun nach den Zeitungen das ganze Jahr hindurch fortgegangen. Und doch haben die Türken nicht weichen wollen, ja sie sind so gar hie und da in die Kayserliche Lande ziemlich weit eingedrungen. Es sind sonderbare Leute, diese Muselmänner; das muß man gestehn!

La.

Des

Des Grafen Veterani, Kayserlichen Feldmarschalls, Feldzüge in Ungarn und den angränzenden Provinzen, vom J. 1633. bis 1694. Aus dem Italiänischen übersetzt, mit Zusätzen und Auszügen aus authentischen Handschriften. Mit vielen Anmerkungen, Berichtigungen und Erläuterungen durch Beyspiele aus der Geschichte der neuern Türkenkriege. Mit zwey Plans. Dresden, 1788 bey Walther. 8. Die Feldzüge selbst 12 Bog. die Anmerkungen 7 Bog.

Die veteranischen Denkwürdigkeiten sind bekannt. Sie erschienen im J. 1771 übersetzt. Der gegenwärtige Uebersetzer wirft aber jenem viele Fehler, und wie es scheint, mit Recht vor. Veterani war ein tüchtiger General. Seine Feldzüge, die er, bis auf den letzten, wo er umkam, selbst beschrieben hat, wären an sich schon interessant und lehrreich zu lesen; sie werden es aber bey jetzigen Zeitläuften, wo ein sehr wichtiger Krieg gerade in denselben Gegenden geführt wird, noch weit mehr. Die Uebersetzung ist sehr wohlgerathen, und läßt sich angenehm lesen. Die Anmerkungen sind lehrreich und interessant; man lernt durch sie die Beschaffenheit, die es mit einem Türkenkriege hat, sehr gut kennen. Wenn wir gewiß wüßten, daß sie nicht die Berichtigungen und Erläuterungen aus authentischen Handschriften enthielten, wovon auf dem Titel und in der Vorrede gesprochen wird, da sie, in dem Falle der Uebersetzer blos eingerückt und das Ich in denselben aus Unüberlegung beybehalten haben könnte; so müßte man schließen, dieser Uebersetzer sey ein Offizier von Ansehn, der bey der russischen Armee in dem letzten Kriege dieser Nation gegen die Türken gedient hätte. So aber bleibt uns dieß ungewiß. Die Beschreibung der jetzt so berühmten veteranschen Höhle findet man S. 119 — 123.

Grundsätze zu Vorlesungen über reguläre Fortifikation. Aus dem Schwedischen des verstorbenen Ingen. Capit. Ståhlswerd übersetzt durch

Peter Petersen. Mit 14 Kupf. Copenhaven und Gotha bey Ettinger, 1788. 8. 12½ Bog.

Der Verf. dieses Buchs war, wie wir aus dem Vorbericht ersehen, mit in die Verschwörung verwickelt, die im J. 1756 die Staatsverfassung seines Vaterlandes verändern wollte, und mußte den mißlungenen Versuch mit dem Leben büßen. Vermuthlich war dasselbe doch schon vor seinem Tode gedruckt: da der Hr. Uebers. erzählt; zu Stockholm wären die Kupferplatten zu dem Original abhanden gekommen. Woher nun die hier beygefügten herkommen, ist uns unbekannt, gleichwie auch wer der Uebers. ist; der indeß, aus der Zueignung zu schließen, ein Däne, und vielleicht ein Eleve einer dortigen Militär-Anstalt ist, weil er sich als einen Schüler Geußens angiebt. Das Werk selbst verdient gewiß unter die guten in seiner Art gezählt zu werdrn, ob zwar ein wenig Affektation in der gewählten Ordnung herrscht, welche ganz aus dem Grundsatz hergeleitet ist, daß die Defension nach den jedesmahl üblichen Angriffen gerichtet seyn müsse; welcher Grundsatz zwar wahr ist, aber in die Lehre der Fortifikation, wenns drauf ankömmt ein Lehrbuch derselben zu schreiben, worinn nichts abgehandelt werden soll, als die gemachten Erfindungen um den jedesmahligen Attaken zu widerstehn, keine größre Deutlichkeit, vielmehr das Gegentheil, erzeugt.

N.

---

22) Vermischte Schriften.

Deutsche Zeitung, oder moralische Schilderungen der Menschen, Sitten und Staaten unsrer Zeit. Mit besondrer Rücksicht auf Deutschland. V. und VI. Band. 1788. 1789.

Auch diese beyden Jahrgänge bleiben ihrer Absicht treu, die Bestimmung einer politischen und moralischen Zeitung

zu vereinigen, und nebst den politischen Begebenheiten, wenigstens vierteljährig zusammengestellt, Beyspiele edler und schlechter Handlungen und selbstverschuldeten Unglücks, zur Nachahmung, Abscheu und Warnung bekannt zu machen. Sie ist die einzige Zeitung ihrer Art, und scheint sich bey erweiterter Correspondenz des Herausgebers, ihrer Vollkommenheit immer mehr zu nähern. Sie kann unendlich viel Gutes stiften: ob sie gleich, wie alle gute Dinge in der Welt, auch ihrem Mißbrauch ausgesetzt ist: dadurch nehmlich, wenn sie von gewissen Einsendern zur Erreichung unlauterer Privatabsichten, auch wohl zum Nachtheil eines Andern, genutzt werden sollte. Es giebt Leute, die, aus Drang sich wichtig zu machen, oder sich eine Beschäftigung zu geben, die sie noch nicht haben, sich mit ihren unverlangten Beyträgen in alle öffentliche Blätter eindrängen, und aus Jugendkützel dem und Jenem, auch wohl ganzen Gesellschaften, durch einseitige Vorstellungen gewisser Vorfälle oder Handlungen, wehe zu thun glauben. Nun stehn zwar diese nehmlichen Blätter jedem Beleidigten auch zu seiner Vertheidigung und zur Berichtigung eingesandter Nachrichten offen: allein nicht Jeder, der seine Würde und sein besseres Bewußtseyn fühlt, findet es rathsam, sich vor einem Richter, den er nicht verlangt hat, gegen einen Ungenannten zu verantworten. Wir schreiben dieses, nicht ohne uns bekannte Beyspiele: der Hr. V. wird also wohl thun, wenn er fortfährt, von Nachrichten von Correspondenten, die er nicht wohl kennt, mit Vorsicht Gebrauch zu machen. Vorzüglich lesenswerth haben wir in diesen Bänden bemerkt, den Brief eines Selbstmörders in Meklenburg, die Recrutengeschichten, (zur Warnung für junge Studierende, die nie ohne eine vorhergegangne Reyhe moralischer Fehler, Recruten werden) die Betrachtungen über den Russischschwedischen Krieg, die Nachricht von der Evangelischen Gemeinde in Brünn, Klagen über Landbetteley, neue Warnungen gegen das landverderbliche Lottospiel, das, unsers Wissens, im ganzen Römischen Reiche, itzt nur allein in Coburg sich gegen Flehen, Vorstellungen und Anerbietungen, erhält; die Bemerkungen eines reisenden Schweizers; der Vorschlag, nach Analogie der Wörter, Verschlimmerung, Verbesserung, u. a. statt Vervollkommnung, Vervollkommnerung zu schreiben; die vollständige Geschichte der durch den verstorbnen Gr. zu Schaumburg-Lippe an den Baron Mönster-Landegge verübten

ten schändlichen Gewaltthätigkeiten; die statistische Nachricht von der neuen, in Preußisch Litthauen liegenden, dem Grafen Kayserling gehörenden Grafschaft Rautenburg; Lebensnachrichten von den verstorbenen Fürsten von Weilburg, Schwarzenberg und Köthen; die Warnung für frühen Eheversprechungen; die anderweitige Nachricht von den Nürnberger Streitigkeiten samt den Gegenbemerkungen; die hundertjährige Erinnerung der von den Franzosen 1689 zu Speyer und an andern Orten des Rheins verübten Greuel; die Beyspiele deutscher Betriebsamkeit; die Nachricht von der Staatsveränderung in Lüttich; der Charakter des sel. D. Millers; die Geschichte der franz. Staatsveränderung; einige Anekdoten auf einer flüchtigen Reise durch Deutschland; die Warnung an ganz arme Studirende, u. a. m. Die eifrige Partheynehmung für Sintenis gegen die Juristenfacultät zu Wittenberg, ohne die Acten gesehen zu haben, müssen wir mißbilligen. Unmöglich kann sich die Sache so verhalten, wie S. vorgiebt.

D.

Noth- und Hülfs-Büchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte der Einwohner zu Mildheim. Für Junge und Alte beschrieben. Sechste Auflage. Gotha und Leipzig, 1789. 1 Alph. 5 Bogen in 8.

Das Noth- und Hülfsbüchlein itzo erst, nachdem es binnen zweyen Jahren durch 6 Auflagen und eben so viele Nachdrücke durch alle Gegenden Deutschlandes verbreitet worden ist, anzeigen und empfehlen zu wollen, würde eine sehr vergebliche Arbeit seyn, zumahl da es bereits in dieser Bibliothek Band LXXXVII. S. 298 geschehen ist. Ohnfehlbar ist es eins der verdienstlichsten Bücher, die in unsern Tagen geschrieben worden sind, und wird es immer mehr werden, wenn der V. fortfahren wird, in den folgenden Auflagen, demselben immer mehrere Vollkommenheit zu geben. In der gegenwärtigen, die in verschiedenen Druckereyen gedruckt zu seyn scheint, fällt die Ungleichheit des Drucks und Papiers unan-

unangenehm in die Augen: auch erscheinen die eingedruckten Figuren hier größtentheils so schlecht, daß sie, wenn sie nicht aufs neue gestochen werden, bey künftigen Ausgaben füglicher gar wegbleiben könnten. Zu einem Buche, das dem gemeinen Mann bestimmt ist, sollte auch billig für eine genauere Correktur gesorgt werden, als wir in dieser Auflage bemerkt haben. Daß Franz Drake, der zuerst die Erdäpfel nach Europa brachte, ein Holländischer Admiral gewesen sey, ist vermuthlich ein kleiner Gedächtnißfehler. Daß der Magensaft aus der Galle komme (S. 168) ist auch nicht richtig genug ausgedruckt. Daß eine ganze kurzgefaßte Geographie von Deutschland mit vollständiger Angebung aller Reichsstände eines jeden Kreißes, angeblich aus dem Tagebuch eines unter der Liverey eines Bedienten reisenden Bauernpursches, eingeschaltet wird, kommt uns beynahe etwas unschicklich, auch unnöthig vor, weil ja andere nützliche Kenntnisse auch nicht berührt worden sind. Doch wird der V. dadurch gerechtfertigt, daß er bey jedem Kreise blos Merkwürdigkeiten der Landwirthschaft ausgehoben hat: allenfals aber hätte der Bauer auch noch wissen können, daß man der Erdtheile itzt nicht viere, sondern fünfe zählt. Daß man die mit dem Gewitterregen herabkommende elektrische Materie in den Tropfen ordentlich könne funkeln sehen, davon wünschten wir mehrere Erfahrungen zu lesen. Der V. verspricht noch einen zweyten Theil, der ein Arzneybüchlein für Menschen und Vieh enthalten soll. Ein solcher Unterricht ist allerdings für Landleute sehr nöthig, in so fern dieselbe einen Arzt entweder gar nicht oder nicht sogleich zu Rathe ziehen können; und Hr. Campens Einfall, daß die Landgeistlichen auch zugleich den Arzt und Chirurg machen sollen, wohl so bald nicht in die Erfüllung gehen wird.

Nm.

Hand-

Handbuch fürs Volk, in gemeinnützigen Unterhaltungen für alle Stände; besonders dem Bürger und Landmann gewidmet, für das Jahr 1789.. Mit der illuminirten Abbildung einer Markgräflerin und des Panduren Obristen von Trenk. Kehl. 198 S. in 8.

Was gewöhnlich jezt Kinderbibliotheken und Volksbücher zu seyn pflegen: ein Potpourri vermischter Aufsäze vermischten Inhaltes aus vermischten andern Schriften, mit einigen Versen oder Epigrammen statt des Salzes bestreut. Durch die diätetischen und ökonomischen Artikel kann inzwischen eine solche Volksschrift in ihrer Gegend allerdings wackeren Nutzen verbreiten. Und darauf scheint auch der Sammler dieses Handbuchs vorzügliche Rücksicht genommen zu haben. So geht voran ein Gesundheitskatechismus von 17 Seiten, der zwar forn herein nicht ganz das Verdienst des populären Vortrages erreicht, aber nachher die nothwendigsten Grundsäze der gesunden Lebensordnung faßlich und kurz aufstellt Aehnliche medicinische Aufsäze sind: über die Kräze und ihre Heilart; — über ausgeschlagne böse Köpfe; — über das Wiegen kleiner Kinder; — vom Pestessig (Vinaigre des quatre voleurs, wie ihn die Franzosen nennen, weil einst bei einer Pest zu Marseille vier Leute unangesteckt die verlassenen Häuser der Verpesteten in diebischen Absichten besuchten, und nachher durch die Mittheilung ihres Präservativs ihre Begnadigung auswürkten) Ins ökonomische Fach schlagen folgende Artikel: Mittel wider den Brand (den Buz) im Getraide; — der Baumgarten; — vom Aprikosenbaume; — Vorsicht bei Füllung der Blumentöpfe; — von der Behandlung verschiedner Vieharten, besonders vom Ochsen und von der Kuh; — über eine nüzliche Brandtweinbrennerei. Dazu kommen noch historische Auszüge und Anekdoten, leztere meistens aus der 9ten Sammlung von Meißners Skizzen entlehnt. Unter andern auch aus Affsprungs Reisen eine Geschichte und Beschreibung des Klosters Maria-Einsiedel in dem Kanton Schweiz, in welcher das keine der geringsten Merkwürdigkeiten ist, daß ein ungläubiger Mann unter den Wallfahrern, der erst spät im Wirthshause den Zweck seiner Reise bedachte, vor dem Wunderbilde in sich gieng, und als die einzige

zige Gnade sich brünstig erflehte, doch einst nicht ohne Absolution zu sterben. Was geschah? Auf der Rückkehr schlägt ihm ein Straßenräuber den Kopf ab. Kurz drauf geht ein Ordensmann vorüber, und hört ein Winseln und Flehen aus dem Busche, findet einen Kopf ohne Rumpf der zu beichten begehrt, trägt den Kopf zum Rumpfe: der Kopf beichtet, wird absolvirt und — stirbt. Wer die Geschichte gemacht hat, der hätte wol auch ohne Kopf beichten können.

Wi.

Oekonomische und technologische Encyklopädie oder allgemeines System des Staats — von D. J. F. Krünitz, 44. Theil, von Kopf bis Korn-Consumtion nebst 4½ Bogen Kupfer. Berlin bey Pauli. 1788. in 8. 942 Seiten.

Dieser Band ist mit dem Bildnisse des jüngern Herrn von Dachröden in Erfurt gezieret, welches aber wenig Aehnlichkeit hat, so bey diesem Werke öfters der Fall ist. Die hierinnen befindlichen Artikel als Kopfputz, Kopfschmerz, Koralle, Korb, Korn und Kornboden sind bey weiten die größten, und besonders ist der erstere, in welchem die verschiedenen Kopfzierathen des Frauenzimmers, in ältern und neuern Zeiten, nebst einer Menge Abbildungen derselben, aufgestellet sind, ein wahres Denkmal des Veränderlichen in der Mode. Dieser Artikel ist auch mit Wissen des Herausgebers besonders abgedruckt worden, um in die Büchersammlungen der Frauenzimmer aufgenommen werden zu können. Korn als Getraide betrachtet ist ein großer und lesungswürdiger Artickel, so wie der dazu gehörige, so von der Verwahrung des Getraides bey verschiedenen Nationen und dem Kornboden handelt, und wozu annoch die Berechnung der Getraide-Consumtion in verschiedenen Ländern und Städten gehöret. Wenn Europa 130 Millionen Menschen enthält, und jeder 2 bis 2½ Malter zu 190 bis 200 Pfund köllnischen Gewichtes, jährlich gebraucht, so ist die Summe des nöthigen Getraides 325 Millionen Malter. Ob gleich dieser Band nur von Kopf bis Korn C. gehet, und also in dem Alphabeth einen kleinen Raum ausfüllet: so haben

wir

wir doch folgende Artickel vergeblich gesucht; als: Kopf des Blasebalges; der Frucht der Artischocke; kurze dicke Hölzer an der Welle; des Mühleisens; der Kante der Nätherin; und der Binde des Wundarztes. Kopfende beym Wasserbau. Kopfheister im Forstwesen Kopfmesser des Wundarztes. Kopfseite beym Maler, Vorstoß der Nätherin und beym englischen Stuhlmacher. Kopfwerfen des Pferdes. Kopfzierathen der Federblumen-Manufaktur. Koppel des Orgelbauers. Koppeldone; Koppelflöte; Koquet ein Fahrzeug und Korallische Hyppuriten. Bey Korb fehlet der Korb an der Schwammmaschine, der Drathzieher und Korbsteckers Korbwerk, Korbschlachten beym Wasserbau. Korinthenkuchen der Becker; Korker, Korkurre, Korkschwarz. *Korde de Franz* ein Zeug. Kordel der Nahme des Bindfadens; Kordeliere; Kordelspitze, Kordon in der Kriegswissenschaft und Bildhauerey. Korianderwasser, Korinthisches Höschen und Vorhaus in der Baukunst.

Sk.

An entertaining and instructing Miscellany in prose and verse, for the Instruction of those, who learn the English Language — by *John Commeadow*, Language Master and Teacher of the Royal Family at Berlin. Berlin, 1788. 430 Seit. 8.

Wir finden an dieser gut gewählten Sammlung englischer Lektür für Anfänger nichts auszusetzen, als die Druckfehler, die jedoch am Ende angezeigt sind. Auch wäre ein Verzeichniß der Stücke nützlich gewesen, um wiederhohlen zu können, was besonders gefallen hat. Der poetischen Stücke sind wenig, und der erheblichen darunter noch weniger.

Auserlesene Briefe an ein Frauenzimmer von Stande über verschiedene kritische, wissenschaftliche und kurzweilige Gegenstände von Peter Chiari;

Chiari; aus dem Italiänischen mit einigen Anmerkungen des Uebersetzers. Nürnberg, bei E. C Grattenauer, 1788. 1 Alph. 8½ Bogen 8.

So ohngefähr, wie ein Schüler vom gelehrten Balzac an Molieres gelehrte Damen geschrieben haben könnte! — Nur etwas weniger galant. Denn S 484. heißt es: „Ach Madam! was für ein Gestank von Apotheke, Abtritt und Fleischbank! —" und auf der folgenden Seite: „Wetter! ich möchte Sie nicht in die Kost nehmen, Madam, wenn man mir auch so viel Pfund Fleisch täglich reichen ließ, als jener Numitor beim Juvenal seinem Löwen gab —" und auf der letzten Seite: „Alsdenn wird meine geringste Sorge seyn, wenn mein Buchdrucker so kleine Lettern (zu meinen Briefen) nimmt, als die Charaktere welche die Flöhe auf unsre Hemder zu schreiben pflegen — denn ich werde sie so gewaltig ausdehnen, daß — —"

Und diese Pedantereien hat der Uebersetzer, der seine Sprache und die Wahl guter Ausdrücke gar nicht versteht, noch unerträglicher gemacht. Leider sind es dieser kurzweiligen (?) Briefe 30 und doch ist dieß erst der erste Band!! Jeder vernünftige Leser wird hoffentlich mit uns den zweiten depreciren.

Lw.

Kostanzer Hanß, eine schwäbische Jaunersgeschichte, aus zuverläßigen Quellen geschöpft und pragmatisch bearbeitet. Stuttgart, bey Erhard und Löflund. 1789. 430 Seit. und 15 S. Tit. und Vorrede in 8.

Nicht zu tadlen ist der Gedanke, eine Jaunersgeschichte zu schreiben. Auch die Ausführung ist so gerathen, daß sie mancher Leser nicht ohne Nutzen, und keiner nicht ohne Unterhaltung finden wird. Mit einem Auszuge wollen wir daher niemand die eigene Leselust schwächen. Doch können wir mit

gu-

gutem Gewissen dem größten Theile der Leser prophezeyhen, daß ihm, wie uns, das Ende dieses Jaunerlebens langweilig vorkommen werde. Ungefähr den vierten Theil des ganzen Büchleins nimmt es ein, und das wesentliche hätte sich auf vier Blätter bringen lassen. Vorher hat der Verf. so ziemlich den Ton des pragmatischen Geschichtschreibers gehalten. Hier ist Legendenton. Hätte Hanß nicht noch im Zuchthause (dann dorthin nur kam er zur Ehre der Würtembergischen Regierung) einen lustigen Streich gespielt, vielleicht hätte ihn sein gutmeynender Biograph bey lebendigem Leibe noch canonisirt.

Auch mehr als einmal läßt sich das Werk bis gegen das Ende ohne Eckel lesen. Nur fühlt nun der denkende Leser immer mehr, daß der Verf. in den gewöhnlichen Fehler der meisten pragmatischen Geschichtschreiber verfallen ist. Die Handlungen seines Helden lobt und tadelt, entschuldiget und erklärt er sich nach seinen Ideen. Und da findet dann ein anderer, der nicht so, wie der Verf. für den zuletzt frommen Hanß eingenommen ist, bald dieses, bald jenes anstößig, irrig, oder wenigstens ungewiß, und wenn man alle die Scenen gelesen hat, wo Hanß seinen armen, ehrlichen Vater mit der größten Unverschämtheit, ins Angesicht verleugnete, so bekömmt man ein Mißtrauen gegen manche Erzählungen Hanßens, besonders von seinem innerlichen Kampfe, der unter manchen freylich nur für Hanßen verführerischen Umständen vorgegangen seyn solle. Unser Verf. nahm aber alles dergleichen für baare Wahrheit an, und verschönerte es wahrscheinlich noch durch seinen Vortrag. Die Partheylichkeit des Verf. können wir gleich aus seiner Charakterzeichnung, mit welcher er diesen Jauner producirt, beweisen. Leichtsinn, Wankelmuth und eine ganz seltene Unverschämtheit und Verstellungskunst sind auszeichnende Striche in Hanßens Charakter, und diese hat der Verf. in seiner Schilderung ganz übergangen.

Dagegen versichert uns derselbe unter dessen „wichtigen Eigenschaften des Geistes eines nicht gemeinen Verstandes" — und wir können nicht glauben, daß ein Mann von Verstande Jauner werden könne, — „eines bewundernswürdigen Gedächtnisses" — welche junge Leute von 18 bis etlich und 20 Jahren, und weiter gehet dieß Leben nicht, haben nicht gemeiniglich ein gutes Gedächtniß? — eines „treffenden Witzes" — davon hat Rec. im ganzen Buche keine treffende Beweise gefunden — „eines Muths, der die

kühn-

kühnste Unternehmungen wagte," — Wein oder Verzweiflung, oder Tollkühnheit abgerechnet, was bleibt noch übrig, das mit Recht Muth genennt werden könnte? — „und einer Gegenwart des Geistes, die sich auch bey dem schnellsten Ueberfall nicht verlohr." — Gegenwart des Geistes bey einem Jauner, der von einem Erzjauner die Regel: unverschämt zu seyn und zu leugnen, gleich beym Eintritt in sein Jaunerleben gelernt, und sich durch die Praxis genug bekannt gemacht hatte? Gegenwart des Geistes hier, die nur das Eigenthum eines fähigen Kopfs und guten Gewissens seyn kann? u. s. f.

Hanß war keiner von den Originalköpfen, die auch unter günstigen Umständen bös, oder unter widrigen Umständen gut werden. Ein Mensch vom gewöhnlichen Schlage war er, dessen Kinderseele keine gute Eindrücke bekam, der in seinen Jünglingsjahren nur nach sinnlichen Reizen handelte, der also wenn ihm bey dem Austritt aus seines mürrischen Vaters Händen ein Werber, oder Handwerksmann aufgestoßen wäre, Soldat oder Handwerksmann geworden seyn würde, so wie er nun zuerst unter Jauner gerieth, also Jauner ward, und endlich, nachdem er in seinem letzten schwehren Arrest fromme Gesellschaft bekam, auch noch fromm that.

Der Verf. verspricht noch einen Abriß des Jauner- und Bettelwesens in Schwaben. Wird er eine nicht raisonnirende, sondern zwar nüancirte aber übrigens nackte Geschichte liefern: so werden wir ihm sehr viel Dank, und wahrscheinlich nichts mehr zu erinnern wissen.

Tf.

Leonhard Meisters Schweizerische Spaziergänge. St. Gallen 1789. bey Huber und Komp.

Diese, durch kleine Lustreisen und Spaziergänge veranlaßten, Phantasien, und zufälligen Reflexionen wird niemand ohne Nutzen und Vergnügen lesen. Poetische Gemählde wechseln darinn mit philosophischen Betrachtungen, Bemerkungen über die Schönheiten der Natur mit Beobachtungen über den Menschen, und menschliche Dinge, Anekdoten aus der allgemeinen, und vaterländischen Geschichte mit moralischen

Reflexionen so ab, daß das Ganze eine lehrreiche, und angenehme Unterhaltung gewährt.

Die beyden Anekdoten von Zuchthausverbrechern, die unter der Rubrik Besuch im Zuchthause vorkommen, ob sie gleich etwas heterogenisch scheinen möchten, wird gleichwohl kein Leser wegwünschen. Sie sind von intressantem Inhalt, und sehr gut erzählt. Vermuthlich von einem andern Verfasser? Denn der Styl scheint weniger blühend und nicht mit solchen Gallicismen und poetischen Phrasen durchspickt, wie des V. Styl sonst zu seyn pflegt.

Hm.

Normalienbuch Kaiser Josephs des Zweyten im politischen Fache vom Anfang seiner Regierung bis zum Ende des 1787. Jahres, zur allgemeinen Wissenschaft (?) herausgegeben. Dritte Auflage. Wien bey Hörling. 1788. gr. 8.

Liefert den wesentlichen Inhalt der Verordnungen nach alphabetischer Ordnung der Gegenstände. Der Haupteindruck der nach der Lesung im Gemüthe des Recensenten zurückblieb, war Erstaunen über die Menge in einem so kurzen Zeitraum gegebener neuer Gesetze.

Qm.

Geschichte der Männer ohne Hosen, oder Franz von Assis. Ein Roman. 1788. (Ohne Anzeige des Druckorts und Verlegers.) 359 Seiten 8.

So reel und wichtig die Wohlthat für einen ansehnlichen Theil des menschlichen Geschlechts seyn würde, wenn die, vor allen Mönchsorden, vorzüglich schädlichen, den Fortschritten der Aufklärung entgegenarbeitenden, die Verfinsterung der gesunden Vernunft befördernden Bettelorden vertilgt wer-

den

den könnten; so verdienstvoll jede Bemühung ist, dem verblendeten Theil der Menschen die Augen über sie zu öffnen; so können wir doch die Art und Weise, wie der Verf. dieses Buchs gegen sie zu Felde zieht, und die Waffen, deren er sich bedient, nicht billigen. Er sucht diejenigen von ihnen, die ihr Entstehen dem bekannten Franz von Assisi verdanken, durch ihren Stifter selbst, und fast durch ihn allein lächerlich und verächtlich zu machen. Franz war ein schwacher, blödsinniger Kopf, ein Schwärmer, unreinlich und cynisch aus mißverstandenen Begriffen von Frömmigkeit und Demuth — aber ein ausschweifender, wollüstiger, üppiger, boshafter, niederträchtiger Mensch war er nicht. Fast alle hier von ihm erzählten Begebenheiten sind absichtlich und offenbar verdreht, theils mit eignen Auszierungen und Uebertreibungen theils mit dem Aberwitz von Legendenschreibern ausgestattet. Daß das Buch ein Roman seyn soll, entschuldigt den Verf. nicht. Warum wählte er eine wirkliche Person zum Helden desselben? Da er ihn unter seinem wahren Nahmen aufführte, so ward es ihm zugleich zur Pflicht, der historischen Wahrheit treu zu bleiben. Daß er sie zum Nachtheil Franzens entstellt und verfälscht, ist so wenig zu billigen, als das Verfahren der Legendenschreiber des Ordens, die sie zu seinem Ruhme — wenigstens ihrer Absicht und Meinung nach — verfälschten. Gesetzt aber auch, Franz wäre ganz so gewesen, wie der Verf. ihn hier schildert, was würde das gegen die jetzigen Franziskaner rc. beweisen? Sie könnten, diesem ohnerachtet, sehr nützliche Menschen seyn, so wie sie jetzt wirklich das Gegentheil sind, ohne daß ihr Stifter der verworfene Mensch war, wozu der Verf. dieser Schrift ihn macht. Als Roman betrachtet hat das Buch sehr wenig Werth. Gegen den guten Geschmack läßt sich der V. manchen wichtigen Verstoß zu Schulden kommen; sein Spott ist meist derb, bisweilen sogar plump, jedoch nicht immer ohne allen Witz. Die beste Seite des Buchs, von der sie auch einigen Nutzen stiften kann, ist die Rüge von Mißbräuchen, die noch jetzt von Franzens Söhnen auf alle Weise unterhalten werden. Die wenigsten Protestanten haben eine Vorstellung, und können sie auch kaum haben, wie weit der Unsinn in den meisten katholischen Provinzen Deutschlands noch bis diese Stunde in allen Dingen, die nur in der mindesten Beziehung mit Religion stehen oder auch gewaltsam dahin gezogen sind, getrieben wird. Zum Beweis aller Beweise kann der so genannte Colomannus-Segen

 dienen,

dienen, den der Verf. (S. 33) mittheilt, und der noch bis jezt in unglaublicher Menge in Augsburg, Bamberg, München u. s. w. gedruckt und in den Gegenden umher verkauft wird, und also lautet: „Christi Kreuz † sey bey mir † vor mir † hinter mir †, ob mir † unter mein † neben mein † und um mich † allezeit † im Wasser † im Feuer † und unter den Waffen † an Seel † an Leib † an Leben †. Das Kreuz Christi gesegne mich † die drey Nägel gesegnen mich † die dörnerne Krone gesegne mich † das rosinfarbene Blut gesegne mich †, und gleichwie unsre liebe Frau ihrem lieben Jesus vergönnt hat ihre Brüste und ihre Spän † (Warzen an der Brust) so wolle mir vergönnen alle Welt Gutes im Nahmen Gottes des Vaters † des Sohns † und des heil. Geistes † Amen. Agios † Athanatos † Sother † Tetragrammaton † Jehovah † Alpha † Omega † Jesus † Nazarenus † Rex Judäorum † Caspar † Melchior † Balthasar † das Haupt Christi, das Herz Eliä, der Grund Davids, die Zunge Salomonis, die Knie Abrahams, das Blut Abels, die Gestalt Moses, die Säule Daniels, die Geduld Hiobs, die Gnad Joannis, die Demuth Mariä und der Fried des heiligen Kreutzes sey zwischen mir und allen meinen Feinden; Amen." — (Bey jedem † ist der Betende gehalten, ein Kreuz über Stirne, Mund und Brust zu machen. Wer diesen Segen bey sich trägt, soll vor allen Gefahren sicher seyn: „Es schlägt kein wildes Feuer in das Haus, und in demselben wird kein Unglück geschehen. Man wird nicht mörderischer Weise getroffen, auch in keine Armuth gerathen. So aber ein schwangeres Weib ihn bey sich trägt, die erlangt Hülf und Beystand in ihrer Geburtsstunde.") O, menschliche Vernunft, so tief kannst du sinken! So tief, daß nicht einmahl die tägliche Erfahrung von der Kraftlosigkeit dieser Gaukeleyen, die dumme, gedankenlose Zuversicht und den blinden Glauben daran vernichten kann!

En.

Der kranke Jüngling. Berlin und Leipzig. 1788. 130 S. kl. 8.

Ungeachtet der Verf. in der Vorrede alle Arten von Publikum aufzählt, worauf er bey Abfassung seiner Brochüre gerechnet, oder nicht gerechnet: so zweifeln wir doch, ob wirklich Ein Publikum mit Nutzen ihn lesen könne. Wider den Roman protestiret er. Also Geschichte. Aber mit so vielen romanhaften Bekleidungen ausstaffirt, durch so viel Empfindeley und Schöngeisterey ekelhaft gemacht, mit unendlichen Exklamationen, Nachäffung des Asmus und Konsorten, sichtbaren Betrieb, bey aller guten und schlechten Gelegenheit Weisheit auszukramen, so ganz durchflochten, daß die an sich ganz magere Geschichte unter allen diesen bunten Lappen wie ein Gespenst erscheint. Der Jüngling wird krank, seine Freunde bedauren ihn, bringen ihn im Tragsessel nach dem Spital, wo er der Kunst des grosen Stolls übergeben wird. Die Krankheit nimmt zu, der Patient raset, wird durch des Arztes Geschick gerettet, fällt wieder aufs neue ein, und kommt zum zweyten mal mit dem Leben davon. Freilich ließe sich auch bey dieser ganz alltäglichen Geschichte manches sagen, manche gute Weisung und Warnung für die Jugend mit Herzlichkeit vorlegen, manche heilsame Betrachtung mit Ernst und Würde anstellen, und so Etwas erwartete Recensent. Statt dessen mußte er sich durch übelverdauten metaphysischen Plunder, erzwungenen und gezierten Witz durcharbeiten, und wünscht, daß der Jüngling nie wieder krank werden möge.

Qs.

Die eilf Tage. Neue arabische Mährchen nebst andern Blumen der asiatischen Litteratur. Aus dem Französischen. Jena bey Mauke. 1789. 262 Seiten 8.

Diese Sammlung liefert einen Auszug aus zwey der neuesten französischen Schriften über die asiatische Litteratur, den nouveaux Contes arabes ou supplement aux Mille et une Nuit. Paris 1788 8 und den Contes, fables et sentences tirés des differens auteurs arabes et Persans (die leztere von dem A. Langlet, einem sehr jungen und sehr thätigen Manne) Ebend. 1788. 12. Die erste Abtheilung enthält die eilf Tage oder

oder eben so viel neue arabische Mährchen aus der zuerst angeführten Schrift. Keine dieser Erzählungen zeichnet sich durch irgend etwas auf eine vortheilhafte Weise aus, alles ist höchst trivial und gemein. Mehrere Verstöße gegen das morgenländische Kostume, so wie die ganze Manier des Vortrags und die eingestreuten Brocken französischen Witzes, beweisen, daß der pariser Herausgeber, wenn er auch die Grundlinien dieser Erzählungen aus Manuscript genommen, sich doch in der Darstellung viel Freyheiten erlaubt, und das ganze nach seiner Weise aufgestutzt und verziert hat. Wahrlich, wenn man nichts vorzüglicheres zum Besten geben will, so könnte mans näher haben, und brauchte es nicht aus den Morgenländern herbeyzuhohlen. Die zweyte Abtheilung ist ungleich besser und enthält 1) einen kurzen Aufsatz über die Schönheiten der asiatischen Litteratur. Der Verf. schränkt sich indeß nur auf Araber und Perser ein. Die Geschichte ist (aus begreiflichen Ursachen) die schwache Seite ihrer Litteratur. Es fehlt ihren Annalen nicht an großen und merkwürdigen Begebenheiten, aber wohl ihren Geschichtschreibern an Kritik und Philosophie (und setzen wir hinzu, an Freyheit und — was die Hauptsache ist — an hinreichenden und zuverläßigen Materialien zur pragmatischen Bearbeitung der Geschichte.) Gewirre von Fabeln, ohne Beurtheilung hingeworfen. Statt passender Reflectionen (und warum nicht lieber gar keine Reflectionen?) Verse oder Stellen aus dem Koran mit rothen Buchstaben geschrieben. Nirgend Bemerkungen über den Fortgang der Künste, Handel, Sitten u. d. gl. Bald sind es Kompilationen im blühenden Styl, bald frostige Chronicken, beynahe wie Sterberegister. Indeß, wenn sie gleich keine Geschichte schreiben können, so verstehen sie doch die Kunst zu erzählen. Ihre Biographien sind sehr schätzbar, vorzüglich die der Dichter, die gewöhnlich am reichsten an Begebenheiten sind (aber auch immer an wahren Begebenheiten? So wären sie just das Gegentheil der unsrigen.) Von der glänzendsten Seite zeigt sich die Phantasie und Erfindungskraft der Morgenländer in ihren Mährchen, auch ihre Fabeln sind meistens sinnreich. („Ein Sklave, sagt der Verf. muß die Fabel erfunden haben, ein freyer Mann wäre nie darauf verfallen, Menschen von Thieren Wahrheiten sagen zu lassen, die er sich selbst verbunden geglaubt hätte, mit der ganzen Kraft der Ueberzeugung sagen zu müssen." Gleichsam als ob alle Wahrheiten mit

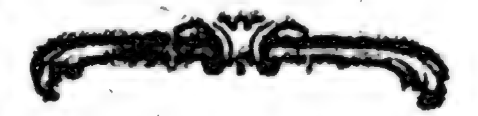
Ueber-

Ueberzeugung gesagt, auch wiederum Ueberzeugung bewürkten. Wie, wenn dieser freye Mann zugleich ein kluger Mann war, der das menschliche Herz kannte, und die Erfahrung gemacht hatte, daß man bey rohen und überhaupt bey sinnlichen und leidenschaftlichen Menschen nicht eher auf ihren Verstand wirken und vernünftige Ueberzeugung hervorbringen könne, wenn man nicht vorher die Stimme der Leidenschaften zum Schweigen gebracht? Wie ließe sich aber das beßer erreichen, als dadurch, daß man statt der wahren Umstände und Personen erdichtete vorbrachte und auf diese Weise Menschen, die widrigenfalls vernünftige Gründe weder angehört noch angenommen haben würden, zu kalten und unbefangenen Richtern in ihrer eignen Sache machte. Die Fabel war also just das bequemste und zuverläßigste Mittel, den Menschen ein reines Urtheil des Verstandes abzulocken, da sie durch die gleichgültigen Gegenstände der allegorischen Einkleidung die Leidenschaften einschläfert. Doch das ist zu klar, um eines Beweises zu bedürfen.) Die Morgenländer sind gleichsam geborne Dichter; von innen und von außen vereinigt sich alles, sie zum Dichter aufzufodern. (Und gleichwohl weiß man aus neuen zuverläßigen Berichten, daß es in diesen Ländern heut zu Tage fast keine Dichter mehr giebt, und daß ihre guten ältern Dichter selbst in Europa bekannter sind, als unter ihnen.) Die morgenländische Poesie theilt der Verf. (ziemlich superficiell) in sieben Hauptgattungen, verliebte Gedichte, Lobgesänge, Satyren (immer persönlich, niemals gegen Verderbniß und Thorheiten des Zeitalters überhaupt) beschreibende Poesie (in dieser sind sie vorzüglich glücklich; viel neue Bilder!) heroische Poesie (ohne eine eigentlich bestimmte Form der Epopöe) moralische Gedichte. Das Persische besitzt vor allen andern Sprachen des Orients einen großen Vorzug in der Leichtigkeit der Zusammensetzungen, die sie besonders zur Poesie geschickt macht. Die Dichter stehen in großer Achtung; doch ist es nicht genug, daß sie Verse machen können, sie müssen sie auch singen und selbst mit einem Instrumente begleiten können. Nothwendigkeit für eine nach dem Morgenland handelnde Nation, wenigstens arabisch und persisch zu verstehen. Die Engländer hätten sicher nicht solche Progressen gemacht, und ihre Herrschaft so geschwind und sicher gegründet, wenn sie sich nicht mit solchen Eifer auf die innländischen Sprachen gelegt hätten. II. Persische Fabeln aus dem Baharistan von

Djami.

Djami. Morgenländische Fabeln im äsopischen Geschmack verlieren in der Uebersetzung gewöhnlich den größten Theil ihrer Schönheiten, da die Erfindungen selten glücklich und der Vortrag für uns zu weitläuftig und üppig ist. Das gilt auch von gegenwärtigen Fabeln, die außer gemeinen, spitzfündigen oder wohl gar unreinen Moralen noch voll der gröbsten Verstoße gegen die Naturgeschichte sind. III Madjenun oder Wahnsinn aus Liebe. Erzählung nach dem Djuini. Ungemein rührend; viel Wahrheit und Natur in der Sprache des Jünglings, dem unglückliche Liebe die Vernunft raubte. Einige Züge haben auffallende Aehnlichkeit mit Shakespears Schilderungen verliebten Wahnsinns. IV. Der Schiffbruch. Unbedeutend. V. Der edle Mordbrenner. Desgleichen. VI. Elegie. Simpel und schön. VII Die unentschiedene Wahl. Ein arabisches Mährchen. Die Idee ist artig genug, aber die Auflösung ganz unbefriedigend. VIII. Ueber das Leben und die Schriften des persischen Dichters Ferdußi. Dieser Dichter, den man den persischen Homer nennt (man weiß aber schon, wie es mit solchen Parallelen zu gehn pflegt) ist unter uns kaum dem Nahmen nach bekannt. Er ward geboren zu Thous in Koraßon. Im Orient ist er auch unter dem Nahmen Danischmend Ajem d. i. der Gelehrte Persiens bekannt. Sein Gedicht Schah-Nahmeh kostete ihm dreyßig Jahre unausgesetzte Arbeit. Unglück und Unzufriedenheit verfolgten ihn sein ganzes Leben hindurch, er starb im J. Ch. 1150 Sein episches oder vielmehr historisches Gedicht S. N. enthält eine allgemeine Geschichte von Persien in 64,000 Versen, mit Fictionen untermischt: eigentlich eine Reihe von Gedichten. Einige zur Probe angeführten Stellen sind von ächten poetischen Schönheiten nicht entblößt, demohngeachtet zweifeln wir sehr, daß eine Uebersetzung des Ganzen oder auch nur ein Auszug, (wie der V. zu hoffen scheint) unter den Franzosen, und noch mehr, daß sie unter uns Deutschen vorzüglichen Beyfall finden sollte.

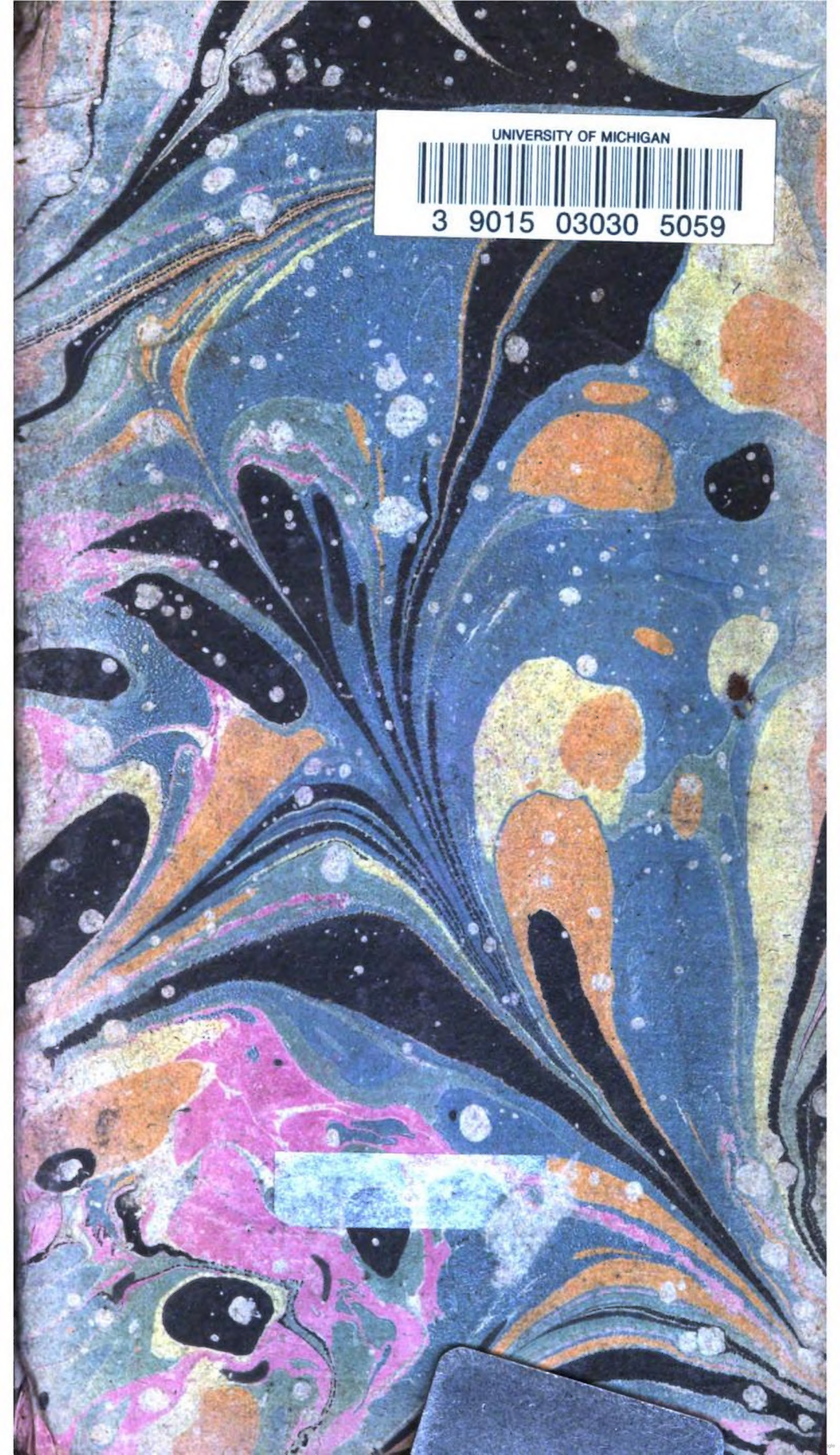
Qw.










UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 5059




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 5059

